<36623564110016

<36623564110016

Bayer. Staatsbibliothek

S

Oecon. 837-3

oec. spec. 837
J. 7036. 3

Oeconomia. Venatio. Systemata et methodi 459.

~~Oec. spec. N. 219~~

R

Die Jagdluſt
oder die
hohe und niedere Jagd
nach allen
ihren Verſchiedenheiten
in
drey Theilen gründlich beſchrieben
und
mit nöthigen Kupfern erläutert
von

Johann Chriſtoph Heppe
der Weltweisheit, Naturkunde und Oekonomie Befliſſenen.

Dritter Theil.

Nürnberg,
bey Gabriel Nikolaus Raſpe. 1784.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der Jagd-Luſt

Dritter Theil.

I.

Von den Raubvögeln.

So ſehr wir bey der Jagd der vierfüſſigen Thiere, die Ausrottung der Raubthiere angerathen haben, eben ſo ſehr muß man ſich die Tilgung der Raubvögel angelegen ſeyn laſſen; und ſich mit Fleiß beſtreben, denenſelben nachzuſtellen, und auf alle mögliche Weiſe ihre Vermehrung und Ausbreitung zu verhindern. Obgleich die mehreſten derſelben, nicht ſowohl den Wildbahnen und Haſen Gehägen, als vielmehr dem Federwildpret, und vornehmlich den Faſanen und Rebhühnern gefährlich ſind, ſo ſind doch einige derſelben, als der **Steinadler** und der Habicht, im Stande ein junges Reh zu bezwingen, und weil nicht nur dieſe, ſondern noch der **Schuhu (Buhu)**, der groſſe **Sperber**, der groſſe Schlechtfalcke und mehrere, einen alten Haſen rauben können, endlich auch verſchiedene der übrigen Arten, worunter man auch die Raben und Krähen rechnen muß, junge und halbwächſige Haſen zu ihrer Nahrung wegnehmen; ſo iſt es nöthig dem Geſchlechte der Raubvögeln allen möglichen Abbruch zu thun. Dieſes findet indeß

mehr Schwierigkeiten, als bey den Raubthieren, weil auſſer den bey uns horſtenden oder aus einigen Meilen entfernten Revieren kommenden Raubvögeln, noch verſchiedene Arten derſelben, aus entlegenen fremden Ländern, als Zugvögel zu uns kommen, und unſere Reviere unſicher machen. Wir müſſen daher, in Aufſtellung derer Stöſſe, Körbe, und andere Fangungsarten, unermüdet ſeyn, und wenn wir auch gleich in unſern Revieren wenig horſtende Raubvögel hätten, dennoch immer mit gleichen Eifer damit unausgeſetzt fortfahren, und die bey uns ankommende fremde Vögel eher wegzufangen, als ſie unſern Revieren ſchädlich werden können. Um aber mit mehrerer Deutlichkeit und Ordnung dieſe Materie abzuhandeln, wollen wir, ſo wie es in vorigen Theilen geſchehen iſt; zuvor die verſchiedenen Arten der Raubvögel bekannt machen, und alsdann nach ihrer Beſchreibung, die verſchiedenen Mitteln ſie zu vertilgen anführen.

Dieſe bey uns vorkommende Raubvögel ſind entweder **bey uns horſtende**, das heißt, die in unſern Wäldern und einſamen Gegenden Junge ausbringen, oder **Zugvögel**, welche aus fremden Ländern kommen, und nur in Vorüberſtreichen eine kurze Zeit bey uns verbleiben. Die **erſte Art**, oder die bey uns horſtende Raubvögel ſind:

Der **Adler (Steinadler)** der **Habicht**, der **Sperber**, der **Mauſegeyer**, der **Milan**, der **Rohrvogel**, der **Baumfalke**, der **Ritel,**

telgeyer, der groſſe Golkrabe, die Krähen, und die Elſter, die Nachtvögel, oder Eulengeſchlecht.

Die andere Art, oder die Zugvögeln, ſind die Schlechrfalken, und der weiſſe Mauſegeyer, welche Geſchlechte, nebſt ihren Arten und Gattungen wir jetzo beſchreiben werden; und es folget zu erſt Adler oder

Die Naturgeſchichte des Gold- oder Stein-Adler.

Der Goldadler, groſſe Adler, Steinadler, Landadler, Stern-Adler, (Falco chryſaltos. Linn.) iſt die erſte Gattung, welchen Belon nach dem Athenäus, Königsadler, oder den König der Vögel nennet. In der That iſt er von einer ächten und edlen Art, Ariſtoteles nennet ihn daher den Vogel Jupiters (Iovis ales). Er ſtellet unter allen Adlern den gröſten vor. Das Weibchen hat wohl drey und einen halben Fuß in der Länge, von der Spitze des Schnabels bis an das Ende der Füſſe gerechnet, und mehr als acht und einen halben Fuß im Durchmeſſen der ausgeſpannten Flügel. Auch wird dieſer Vogel öfters ſechzehn bis achtzehn Pfund ſchwer gefunden. Das Männchen iſt wie bey allen Raubvögeln überhaupt, allemal kleiner, und pfleget ſelten über zwölf bis dreyzehn Pfund zu wiegen.

Beyde haben einen ſehr ſtarken Schnabel, der einen ins blaulicht fallenden Horne ziemlich

 gleichet.

gleichet. Ihre **Griffe, Fänge,** (Krallen) ſind ſchwarz und ſpitzig. Der gröſte, oder der hinterſte, beträgt oft fünf Zoll in der Länge. Die Augen ſind wohl groß, allein ſie ſcheinen in einer tiefen Höhle zu liegen, welche von den obern Theil der Augenhöhle, wie mit einem überſtehenden Dache bedecket wird. Der **Regenbogen** im Auge hat eine ſchöne hellgelbe Farbe, und blitzt mit lebhaften Feuer durch die Hornhaut hervor. Die glasartige Feuchtigkeit gleichet an Farbe dem Topas; der trockne, feſte Kryſtall im Auge pranget in Schimmer und Glanz eines Diamanten. Der **Schlund** erweitet ſich in einen anſehnlichen Beutel, oder Kropf. Der darunter gelegene Magen iſt nicht völlig ſo groß, als dieſer erſte Kropf, aber faſt eben ſo häutig und biegſam. Dieſer Vogel iſt fett, beſonders im Winter, ſein Fett iſt weiß, und ſein Fleiſch zwar hart und faſerigt, aber nicht von ſo einem wilden Geſchmack, als das Fleiſch der andern Raubvögeln.

Das Hauptkennzeichen des Goldadlers, oder wahren Adlers, ſagt Herr Hofr. **Günther** in einer Anmerkung zu **Scopoli** Vogelkabinet, beſtehet auſſer ſeiner Gröſſe, worinn er alle Vögel in Europa übertrift, in ſeinen bis auf der Zeen mit Federn bekleideten Fängen, die an allen andern Adlern glatt ſind. Er ſelbſt hat in ſeiner Sammlung einen ſolchen Adler, der zwanzig Pfund gewogen. Da er mitten in Sommer zu **Altenberg** bey **Kahla** geſchoſſen worden, läßt ſich hieraus ſchlieſſen, daß er auch

in

in **Thüringen**, oder wenigſtens nicht weit von deſſen Grenzen, **horſten** müſſe.

Dieſe Gattung trift man in **Griechenland**, in **Frankreich** auf den Gebirgen der Landſchaft **Bugey**, in **Deutſchland** in den ſchleſiſchen Gebirgen, in den Wäldern um **Danzig**, auf den Alpen, karpatiſchen, piräneiſchen, und irrländiſchen Gebirgen, an. Er wird auch in klein Aſien und Perſien gefunden; denn die alten Perſer führten, ſchon vor den Römern, den Adler auf ihren Kriegesfahnen, und man hatte ſchon in den alten Zeiten eben dieſen **groſſen**, oder dieſen **Goldadler** dem Jupiter geheiliget. Man ſiehet auch aus den Zeugniſſen Reiſender, daß er ſich in **Arabien**, in **Mauritanien**, und vielen andern Provinzen von Afrika und Aſien, bis zur Tatarey, nur nicht in Siberien, und in dem übrigen Theil des nördlichen Aſiens, aufhält. Faſt eben ſo verhält es ſich auch in Europa. Dieſe Gattung, welche durchgängig ſeltſam iſt, findet ſich noch viel öfter in unſern mittäglichen, als in den gemäſſigtern Provinzen, in den nördlichen Gegenden aber, welche über dem fünfundfunfzigſten Grade der Breite liegen, iſt er gar nicht mehr wahrzunehmen; auch im nördlichen **Amerika** wird man dieſen Adler nicht gewahr, obgleich der gemeine, oder ſchwarze, ſich daſelbſt aufzuhalten pfleget. Es ſcheint alſo, der **groſſe Adler** ſey blos in den gemäſſigten und warmen Gegenden des alten feſten Landes, wie alle Thiere, geblieben, welchen die Kälte zuwider iſt,

und welche darum nie bis zu dem neuen feſten Lande gekommen ſind.

Der Adler hat, phyſikaliſch und moraliſch betrachtet, viel mit dem Löwen gemein. Er beſitzt auſſerordentliche Stärke; folglich muß man ihm unter den Vögeln die Oberherrſchaft eben ſo, wie dem Löwen unter den vierfüſſigen Thieren einräumen. Die Großmuth üben die Adler ſo gut, als die Löwen aus. Kleine Thiere kommen ihnen eben ſo verächtlich, und ihre Anfälle gar nicht bemerkenswürdig vor. Sie müſſen durch das ungeſtümme Geſchrey der **Krähen** und **Elſter** lange hinter einander aufgefordert werden, ehe ſie endlich den Schluß faſſen, ſie für ihren Frevel mit dem Tode zu beſtraffen. Uebrigens verlangt er kein anderes Gut, als was er ſich ſelbſt verſchaffen, keine andere Beute, als die er ſich ſelbſt erhaſchen kann. Unter die Eigenſchaften, die er mit den Löwen gemein hat, gehört auch die **Måſſigkeit**. Faſt niemals pflegt er ſein erhaſchtes Wildpret ganz zu verzehren, ſondern immer Ueberbleibſel, wie der Löwe, für andere Thiere liegen zu laſſen. So hungrig er auch immer ſeyn mag, vergreift er ſich doch niemals an Luder. Er lebt eben ſo einſam, als der Löwe, in einer Wüſte, deren Zugänge und Jagdgerechtigkeit er wider alle andere Raubvögel nachdrücklich vertheidiget. Es iſt vielleicht eben eine ſo groſſe Seltenheit, zwey Paar Adler auf einerley Gebirge, als zwo Löwenfamilien in einerley Theil eines Waldes anzutreffen. Sie halten ſich allemal weit von

ein-

einander entfernet, damit ihnen der Umfang ihres Aufenthaltes hinlänglichen Fraß gewähren könne. Den Vorzug und die Gröſſe ihres Reichs ſchätzen ſie blos nach der Menge des vorräthigen Wildpretes, das ihnen zum Raube dient. Ferner hat ein Adler funkelnde, und faſt eben ſo gefärbte Augen, wie die Augen des Löwen, eben ſolche **Fänge** (oder Klauen,) eben ſo ſtarken Athem, und macht ein eben ſo furchtbares Geſchrey, als der Löwe. Da ſie beyde zum Kampf und Raub erſchaffen ſind, vermeiden ſie auch beyde die Geſellſchaft, und pflegen ſich durch gleiche Grimmigkeit, Grauſamkeit und Unbändigkeit furchtbar zu machen. Sie können gar nicht anders, als wenn man ſie ganz zeitig und jung aus dem Horſte nimmt, gezähmet werden. Es gehört viel Geduld und Kunſt darzu, einen jungen Adler, dieſer Art zur Jagd abzurichten. Sein Herr ſelbſt hat von ihm alles zu fürchten, ſo bald er alt und ſtark genug wird, Schaden zu thun.

Durch die Zeugniſſe gewiſſer Schriftſteller können wir überführet werden, daß man vor alten Zeiten ſich dieſes Adlers in Orient gewöhnlich zur Jagd bedient. Heutiges Tages aber hat man ſie aus unſern Falkenierhäuſern verbannet. Sie ſind viel zu ſchwer, um ohne die gröſte Unbequemlichkeit, auf der Hand getragen zu werden, auch niemals friedlich, oder ſicher genug, um ihren Herrn, wegen ihres Eigenſinns und ihrer zornigen Ueberfälle, auſſer Gefahr zu ſetzen. Ihre Schnäbel und **Fänge** ſind krumm

und furchtbar. Zwiſchen ihren Figuren, und ihrem Naturel, herrſchet viel Uebereinſtimmung. Auſſer ihren gefährlichen Waffen haben ſie einen ſtarken unterſetzten Körper, ſehr kräftige Flügel, und Beine, feſte Knochen, hartes Fleiſch, und ſtarre Federn, eine verwegene, gerade Stellung, raſche Bewegungen, und einen ſehr ſchnellen Flug. Kein Vogel ſchwingt ſich ſo hoch in die Luft, als ein **Stein**- oder Goldadler; daher ihn auch die Alten den Himmelsvogel, und bey ihren Wahrſagungen, den Geſandten des Jupiters genennet haben. Sein ſcharfes Geſicht übertrift alles; er hat aber in Vergleichung mit einen **Habicht**, nur einen ſehr mittelmäſſigen Geruch. Bey ſeiner Jagd bedient er ſich alſo blos der Augen. Wenn er ſeinen Raub erhaſcht hat, ſenkt er ſich nieder, um das Gewicht ſeiner Beute, die er vorher auf die Erde leget, zu erforſchen, und hernach mit ihr fortzufliegen. Ob er gleich mit ſehr ſtarken Flügeln begabet iſt, hat er doch ſehr unbiegſame Beine; daher es ihm etwas ſchwer wird, ſich beſonders, wenn er mit Beute beladen iſt, in die Höhe zu ſchwingen. Er findet keine Schwierigkeit, in Entführung einer **Gans** und eines **Kranichs**; auch **Haſen**, junge **Lämmer** und Ziegen, hebt er leicht mit ſich in die Lüfte. Wenn er junge **Hirſchkälber**, oder **Kuhkälber** anfällt, ſo geſchieht es blos, um ſich auf der Stelle an ihren Blut und Fleiſch zu ſättigen, und hernach einige Stücken mit in ſein Horſt zu ſchleppen, welches

ches ganz platt, und gar nicht, wie die Neſter der meiſten andern Vögel, ausgehöhlet iſt. Er bauet es gemeiniglich zwiſchen zween Felſen, an einem trockenen, ganz unzugänglichen Orte; und man behauptet von einem ſolchen Horſte, daß es gleich für die ganze Lebenszeit eines Adlers eingerichtet wäre. In der That iſt ein Adlershorſt mühſam genug, um nur einmal gebauet zu werden, und feſte genug, um lange zu dauern. Es iſt gleichſam, wie ein Fußboden erbauet, und aus lauter kleinen Ruthen und Stäben, von fünf, bis ſechs Fuß in der Länge, zuſammen geſetzet, welche an beyden Enden feſt aufliegen, auch mit biegſamen Zweigen durchflochten, und mit vielen Schilf- und Heidelagen bedeckt ſind. Dieſes flache Horſt iſt nicht allein viele Fuß breit, ſondern auch feſt genug, den Adler, das Weibchen, die jungen Adler, zugleich aber auch die ganze Laſt eines nöthigen Vorraths von Lebensmitteln zu ertragen. Oberwärts hat es keine Bedeckung, und keinen weitern Schutz, als den es von den überhängenden Stücken des Felſens erhält. Die Eyer werden vom Weibchen mitten in das Horſt gelegt. Mehr als zwey, oder drey, pflegen es nie zu ſeyn, worüber die brütende Mutter, wie man ſagt, gerade dreyſig Tage ſitzet. Unter dieſen Eyern aber finden ſich oft unbefruchtete. Nur höchſt ſelten werden drey junge Adler in einem Horſte gefunden. Das gewöhnlichſte bey denſelben iſt, einen, oder zween junge Adler auszubrin-

gen. Dazu kömmt noch, daß die Mutter, ſo bald ihre Jungen ein wenig heran wachſen, das ſchwächlichſte, oder gefräſſigſte derſelben umbringet. Blos der Mangel an Lebensmitteln kann ein ſo widernatürliches Verfahren veranlaſſen. Wenn die Alten für ſich ſelbſt nicht genugſamen Unterhalt finden, ſo denken ſie vorzüglich auf die Verminderung ihrer Familie, und jagen die Jungen, ſobald ſie nur anfangen zum Fluge hinlänglich reif und ſtark zu werden, weit von ſich hinweg, ohne ihnen jemals einen Beſuch, oder eine Rückkehr in ihr Gehäge zu erlauben.

Die jungen Adler haben auf ihren Federn weit hellere Farben, als die Alten. Anfänglich ſind ſie ganz weiß, hernach werden ſie blasgelb, und am Ende hell rothbraun. Das Alter, ein öfterer anhaltender und unbefriedigter Heißhunger, Krankheiten, und allzulange Gefangenſchaften, verhelfen ihnen wieder zu einer weiſſen Farbe. Man verſichert, ſie könnten länger, als ein Jahrhundert leben, und ſtürben, auch alsdann mehr aus Unmöglichkeit ihren Unterhalt zu ſuchen, als vor groſſem Alter; denn ihr Schnabel nimmt im Alter eine ſo groſſe Krümmung an, daß er für ſie ganz unbrauchbar wird. Doch iſt an Adlern, die man in Vogelhäuſern aufbehalten hat, bemerkt worden, daß ſie ihren Schnabel ſtark wetzen, und in vielen Jahren keinen merklichen Anwachs deſſelben zu fürchten haben.

Man hat auch die Beobachtung gemacht, daß es gar wohl angehe, ſie mit allerley Fleiſch, ſogar mit andern Adlerfleiſch zu näh- ren, und daß, in Ermangelung des Fleiſches, ihrem Heißhunger, auch Brod, Schlangen, Eidexen, und ſo weiter, ſehr willkommen wären. Wenn ſie noch nicht gezähmt, oder kirre ge- macht worden ſind, hacken ſie grauſam auf Hunde Katzen und Menſchen ein, die ſich ihnen zu nähern wagen. Von Zeit zu Zeit pflegen ſie ein ſtarkes, weit erthönendes, klägliches Geſchrey, lange hinter einander, hören zu laſſen. Ans Trinken denket ein Adler nur ſel- ten; in ſeiner Freyheit vielleicht gar nicht, weil das Blut des erwürgten Raubs ſeinen Durſt hinlänglich abkühlet. Sein Auswurf iſt alle- mal weich und feuchter, als bey andern, ſo gar feuchter, als bey ſolchen Vögeln, welche viel und fleiſſig zu ſauffen gewohnt ſind. Ueberhaupt ſauffen die Raubvögel kein Waſ- ſer, ausgenommen die Adler; von denen man geſehen hat, das die zahm gemachten öfters Waſſer geſoffen haben, ob ſie es aber in der Freyheit auch thun, läßt ſich mit Gewißheit we- der bejahen noch verneinen.

Blos auf dieſe groſſe Gattung von Ad- lern läßt ſich die angeführte Stelle des **Leo aus Afrika** und aller andern afrikaniſchen und aſiatiſchen Reiſebeſchreiber Zeugniß anwenden, die einſtimmig behaupten, daß dieſer Vogel nicht allein Lämmer, Ziegen und junge Gazel- len mit ſich in die Luft nimmt, ſondern auch,

wenn

wenn er abgerichtet iſt, **Füchſe** und **Wölfe** ſchläget. Ob es aber gleich ſehr ſchwer, und ſogar gefährlich iſt, einen Adler zur Jagd abzurichten, ſo hat man doch hin und wieder einige nicht ganz mislungene Verſuche gemacht. „Die Jungen, ſagt **Herr Halle, in ſeiner Naturgeſchichte der Vögel pag.** 176. die man aus dem Neſte genommen, lernen Haſen, Füchſe und Rehe angreiſſen. Man erziehet ſie an dunkeln Orten, gewöhnt ſie auf der Hand zu ſitzen, und die erſten Verſuche an jungen Vögeln zu machen. Um ſich derſelben zu verſichern, werden ihnen die Schwanzfedern zuſammen genähet, oder die Pflaumfedern am Bürzel berupfet. Man trägt ſie auf Handſchuhen, mit verkappten Auge. So oft ſie ein Thier gefänglich einbringen, bekommen ſie, zur Belohnung, einen anſehnlichen Theil von der Beute.

Alle Raubvögel, folglich auch vor allen andern dieſer Stein= oder Goldadler, **werfen** alle Morgen ihr **Gewölle**, oder ſpeyen die Haare und Federn aus, die ſie von dem durch ſie am vorigen Tage geſchlagenen Raube, oder Aezung im Kropfe geſammlet haben. Ohne dieſes tägliche **Gewölle werfen**, würden ſie nicht vermögend ſeyn, das geringſte **zu ſchlagen**, oder zu fangen.

Dieſer Adler wird bisweilen bey den aufgeſteckten Biſſen der Schwanenhälſe oder Fuchseiſen gefangen.

Die

Die Naturgeſchichte des gemeinen Adlers.

Die Gattung dieſes Adlers iſt nicht ſo rein, und auch nicht ſo edel, als bey dem vorhergehenden. Sie beſtehet ſchon aus zwo Spielarten, nämlich dem **braunen** und **ſchwarzen Adler**, welche wir aber nur als eine Art betrachten, weil der Unterſchied nur allein in der Farbe der Federn beſtehet.

Dieſe Gattung des gemeinen Adlers iſt viel zahlreicher, und in ungleich mehrern Gegenden anzutreffen, als der **Groſſe**. Dieſer findet ſich nur in den warmen und gemäſſigten Gegenden des alten feſten Landes; der gemeine hingegen liebt vorzüglich die kalten Länder, und horſtet ſowohl auf dem alten, als neuen feſten Lande. Man ſieht ihn in **Frankreich**, in **Savoyen**, in der **Schweitz**, in **Deutſchland**, in Pohlen, in Schottland, auch in Amerika an den Gegenden von **Hudſonsbay**.

Dieſer Adler ſagt Herr **Hallen**, fängt ohne Unterſchied, vierfüſſige Thiere, Schlangen und Vögel. Er verſchlingt die Fiſche ſo, daß er den Kopf derſelben zuerſt in den Rachen bringt. Sein Auswurf iſt wäſſerig, wie verdünnter Kalck, und ſtinkend. Bisweilen pflegt er zu ſauffen. Seine gewöhnliche Stimme iſt grob, faſt wie die Stimme des Raben, den er aber an Gröſſe zweymal übertrift. Vor Hunger, und aus Furcht, läßt er ſie wohl in höhere Thöne übergehen. Das Horſt verlegt er

in

in bergichte Wälder, wo groſſe Flüſſe nahe vorbey ſtrömmen. Seine gemeinſten Angriffe treffen die wehrloſen Haſen. Zu manchen Zeiten wird er auch das Schrecken der gröſſern Raubvögel. Er iſt gelehrig, abgerichtet zu werden, und ſtöſſet mit überlegter Mäſſigung, allmählig in ſchieffer Linie auf den Raub herab, wenn er denſelben an ofnen Orten wahrnimmt.
Nun folget

Die Naturgeſchichte des Habichts.

Der **Habicht, Habichtgeyer, Taubengeyer, Ahr, Eichvogel,** (Accipiter.) iſt ein nicht gar zu groſſer, aber ſehr ſchädlicher und arger Raubvogel, der keines Geflügels ſchonet, ſo er ſich zu überwältigen getrauet. Er iſt etwas gröſſer als ein Guckguck, und hat, wie dieſer, graue oder aſchenfarbige, etwas geſprenkelte Federn, ſtarken Körper, grobe Füſſe, und lange ſcharfe Klauen, ſonderlich die Weiblein, welche nach Art der meiſten Raubvögel, mehrentheils gröſſer, als die Männchen ſind, und öfters den Adlern an Gröſſe nicht viel nachgeben. Er hat einen ſtarken krummen Schnabel, feurige und funkelnde Augen, mit welchen er, wenn er faſt die Höhe der Wolken erreichet, auch das kleinſte Vögelein in der niedern Luft bemerket, und daſſelbe verfolget. Seinen Horſt oder Neſt bauet er in ſtillen Wäldern auf die allerhöchſten Bäume, wie auch auf hohe Klippen und Felſen, und leget

zu

zu Ende des Aprils, drey bis fünf, weiſſe Eyer, mit vielen rothen Flecken, die er in vierzehn bis zwanzig Tagen ausbrütet. Er nähret ſich von Federwildpret, Vögeln, jungen Kaninichen, Maulwürfen, Ratten und Fröſchen. Er ziehet im Herbſt weg, und kommt im Frühling wieder. Es giebt dreyerley Arten dieſer Gattung, die aber in nichts als nur allein in der Gröſſe von einander unterſchieden ſind.

Dieſer Vogel iſt gut zur Jagd zu gebrauchen, wenn man keine Pferde hat, oder nicht ſtark reiten kann. Man brauchet ihn, um Enten, Faſanen, Rebhühner, Wachteln, wilde Gänſe, ja wenn der Vogel etwas ſtark iſt, Haſen und Reiher zu baitzen. Die abgeſtrichenen, welche ſchon geraubt haben, ſind zwar ſchwerer abzurichten, als die Neſtlinge, ſie ſind aber freudiger und würgeriſcher. Es iſt ein fräſſiger Vogel, der fleiſſig will gefüttert ſeyn. Man fängt den Habicht entweder in ſeinem Horſte, wenn er noch jung iſt, oder man fängt ihn mit Netzen, wie die Falken, oder wenn er bereits auf den Aeſten der Bäume etwas herumhüpfen kann, oder er wird, wenn er von dem Horſte abgeſtrichen, das iſt, wenn er alle ſeine Federn und Kräfte bekommen, auf den Raub auszugehen, welches meiſtens im Junio geſchiehet, in Habichtskörben, oder mit Rienten und Satteln, das iſt, auf einer Taube, welcher man Haarſchlingen mit einem Leder auf den Rücken macht, gefangen, da man ſie denn Wildfänge zu nennen pfleget.

Ueberhaupt ſind die Habichte leicht abzurichten, und ſo liſtig, daß ſie alles wohl begreiffen können. Wenn man die Jungen ſo man aus dem Neſte genommen, und welche eben daher **Neſtlinge** genennet werden, oder die ſchon auf denen Aeſten herumfliegen, und die man **Aeſtlinge** heiſſet, abrichten will; ſo muß man ſie oft mit friſchen Vögeln oder Fleiſche ätzen, damit ſie ihren Speiſer kennen lernen, und ſo bald ſie nur anfangen, ſich aufzuſetzen, muß man ſie bisweilen auf der Fauſt tragen, daß ſie des Angreiffens gewohnet und nicht ſcheu werden, damit ſie nicht, wenn ihnen Menſchen, Pferde oder Hunde zu nahe kommen, aufſtoſſen und durchgehen. Doch ſind diejenigen beſſer, ſo man **Paſſagierhabichte** nennet, welche nicht groſſe Mühe koſten um zahm zu machen, indem ſie wohl in 18 Tagen der Hunde gewohnet werden.

Wenn man aber einen Habicht zum Baitzen abrichten will; ſo muß man ihn erſtlich in ein Gemach bringen, darein ſonſt kein Menſch kommt, als der Weidmann oder Falkenier, der ihn führen und die Jagdhunde, die derſelbe zum Baitzen gebrauchen will. In dieſen Gemach muß ein Reif aufgehänget, und der Habicht, vermittelſt ſeines an den Füſſen habenden Riemens dergeſtalt darein gebunden werden, daß, wenn der Vogel ſich reget, auch der Reif oder Bügel mit demſelben beweget werde. Und alſo läßt man den Habicht in dem Reifen neun Tage und ſo viel Nächte

ſitzen,

ſitzen, in welcher Zeit man ihn durchaus nicht ſchlaffen laſſen darf, ſondern durch abwechſelnde Perſonen immerzu beunruhigen muß. Darnach läßt man ihn ziemlich hungerig werden, und trägt ihn acht oder wohl gar vierzehn Tage lang auf der Hand bey Leuten aus und ein, und zwar ungehaubet, alle Tage zwo oder drey Stunden, daß er nur der Leute gewohnet wird. Man richtet ihn aber auch unterdeſſen in eben demſelben Gemache, da er in dem Reiffen geſeſſen, alſo ab: Man nimmt eine Taube oder ein jung Huhn, rupfet ihm die groſſen Schwingfedern aus, daß es nicht fliegen kann, ſetzet den zuvor ganz hungerig gewordenen Vogel frey auf einer Stange, wirft von ferne das Huhn oder die Taube herzu; ſo fällt er aus Hunger darauf. Man läßt ihn aber nicht bald ſatt freſſen, ſondern giebt ihm nur das Hirn aus dem Kopf, oder ſonſt etwas weniges; darnach bindet man ihn wieder auf die Stange; dieſes thut man ſo oft, bis man ſiehet, daß er gar behende und fertig darauf iſt.

Hierauf mag der Weidmann oder Falkenier mit ihm hinaus ziehen, und ihn an einen Haſenzwirn oder Bindfaden, welcher auf ein Röllgen gewickelt iſt, binden, und ſolchergeſtalt an eine Elſter, Krähe, Raben, Heher oder Holzſchreyer bringen; denn dieſe können nicht ſo ſchnell fliegen. Wenn er nun etwas geſtoſſen hat; ſo fängt man ihn wieder, doch ſo, daß man ihn mit keiner Hand angreiffe, denn davon werden ihm die Federn los; ſon-

dern man nehme ihm den geſtoſſenen Vogel unter den Füſſen weg in die Hand, und locke ihn mit einer Pfeiffe, dazu man ihn, ſo oft man ihm etwas zu freſſen gibt, oder etwas vorwirft, unter dem Abrichten, immer fein gemach mit gewöhnen muß. Darnach faſſe man ihn wieder an, und richte ihn alſo vollends zum Baitzen, daß er endlich frey und ohne Haſenzwirn in der Luft flieget. Es muß aber der Falkenier allezeit etwas von Fleiſch bey ſich haben, nebſt einen Luder oder Vorloos, das ſind zween zuſammengebundene Flügel, gleich als wenn es Rebhühner oder Taubenflügel wären, damit man ihn wieder von der Höhe zu ſich locken könne, indem er in der Meynung, es ſeye ſolches der Vogel den er hat ſtoſſen wollen, unverzüglich wieder herbey kommen wird. Und dieſes muß man vornehmlich thun, wenn der Vogel nichts fangen, und derſelbe aus Verdruß auf einen Baum ſich ſetzen, und nicht wieder zurück kommen wollte. Es muß auch der Falkenier allezeit zween nebeneinander gekuppelte Hunde bey ſich haben. Wenn er nun an den Ort kommt, da er vermeynet, etwas zu bekommen; ſo löſet er ſie ab, und läßt zugleich auch den Habicht in die Höhe fliegen, welcher, ſo bald er die Hunde anſchlagen höret, auch ſo bald herunter ſchieſſet, und das Wild mit den hinterſten zwo Klauen, die man Fangklauen nennet, ſtöſſet. Es müſſen aber die Hunde über der Naſe um das Maul ein Band mit einem ſpitzigen Holze oder Schnabel vorgemacht

gemacht haben, mit welchen ſie zwar aufſtoſſen, aber nicht zerreiſſen können.

Was ſonſten noch von dem Habicht merkwürdig iſt, beſtehet darinn: Er liebet ein temperirtes helles Wetter, ſo, daß es weder neblicht, noch regnicht, noch der Thau auf den Bäumen ſeye; ſonſt wird er verdrießlich, und thut nicht, was er ſoll. Kälte iſt ihm zuwider; daher er ſpäte im Herbſte, oder früh im Frühling, oder gar im Winter vom Baizen wegzulaſſen iſt. In groſſer Sonnenhitze tauget er auch nicht; denn er ſteiget ſodenn nach kühler Luft unglaublich in die Höhe, und ſchieſſet mit eben ſolcher Geſchwindkeit herunter, und eine gute Ecke von dem Falkenier weg, ſo daß keiner den andern wieder finden kann, ungeachtet der Habicht oftmals gerne wieder bey jenem wäre.

Nun folget

Die Naturgeſchichte des Sperbers.

Der Sperber (Accipiter, Fringillarius) iſt ein Raubvogel, welcher zwar kleiner als der Habicht, aber demſelben mit Horſten, Abſtreichen, und Wegziehen in allen gleich kommt. Den Namen Sperber führet eigentlich das Weibchen, denn das Männchen, ſo etwas kleiner iſt, heiſſet man Sprinz oder Sprenzgen. Sie ſind von Gröſſe wie eine Taube oder junges Huhn, und die beſten ſind die, ſo ſich in Gebirgen aufhalten. Sie ſind braun auf den

Rücken, und haben auf der Bruſt ſchwärzlichte Flecken, wie die Krammetsvögel; einen kleinen runden Kopf, einen kurzen, dicken, dunkeln und ziemlich krummen Schnabel, mit einem weißgrünlichten Kreis umgebene Augäpfel, einen länglichten und ſtarken Hals, lange und ſpitzige Flügel, gelbe Fänge mit ſcharfen und ſpitzigen Klauen. Die Schultern der Flügel ſind groß und breit, und die Schwingfedern ſowohl als der Schweif, ſtark und ſchwarz. Sie ſind ſehr muthig, horſten gerne auf Tannen und legen drey Eyer. So lange das Weibchen brütet, bringet das Männchen den Raub zu. Und zwar ſind ihr Raub vornehmlich Rebhühner, die noch nicht vollkommen groß ſind, wie auch junge Faſanen, Birk- und Haſelhühner, an welchen ſie vor allen andern Raubvögeln Schaden thun, weil ſich die Sperber im Holze zwiſchen und um die Bäume ſehr geſchickt durchſchwenken können. Die Sperlinge können ſie auch recht gut fangen, und in Furcht bringen, und zum Baizen derer Wachteln ſind ſie recht wohl abzutragen; daher ſie auch von einigen Wachtelhabichte, die ganz groſſen aber insbeſondere weißgeſperberte Habichte, oder auch Jßländer genennet werden.

Ein guter Sperber ſoll im Fluge ſchnell, im Fangen geſchicklich, im Wiederkehren willig ſeyn, und ſich auch gerne häublen, aufſetzen, abnehmen und äſen laſſen. Sie werden getragen aber nur auf Rebhühner, Wachteln, Lerchen und kleinere Vögel, und bisweilen aber

auch

auch wohl zum Haſenbaizen gebrauchet. Sie ſind von guten Gedächtniß, und ſo ihnen Verdruß geſchiehet, ſetzen ſie allen Gehorſam auf die Seite, und wollen vielmehr mit Liebe, als Furcht gehalten ſeyn. Ihrer beſondern Tugenden halber ſollen ſie das Privilegium haben, daß, wo unter vielen Falken ein Sperber mit zu Markte getragen wird, die andern alle mit ihm Zollfrey durchgehen.

Ueberhaupt muß wohl das Sperbergeſchlecht viel zahlreicher ſeyn, als es zu ſeyn ſcheinet, weil, auſſer der Menge, welche das ganze Jahr hindurch in unſern Landſtrich bleibet, dennoch zu einer gewiſſen Jahreszeit, nach andern Ländern ziehen. Ich muß hier billig eine Nachricht aus dem **Bellonius** anführen, wodurch nicht allein die Wanderung dieſer Vögel erwieſen, ſondern auch zugleich erwieſen wird, wie man ſie zu fangen pfleget. „Wir befanden uns eben, ſagt **Bellonius**, (Hiſtoire Nat. des Oiſeaux pag. 121.) an der Mündung des ſchwarzen Meeres, oder des **Pontus Euxinus**, wo ſich die Meerenge des **Propontis** oder des Meeres, zwiſchen Thracien und klein Aſien anfängt, und hatten einen der höchſten Berge beſtiegen, als wir einen Vogelſteller antraffen, der ſich auf eine vortheilhafte Art mit dem Sperberfang beſchäftigte. Weil dieſer Vorfall ſich eben gegen Ausgang des Aprils ereignete, wo es den Vögeln unmöglich iſt, ihre Neſter ungehindert zu bauen, kam es uns befremdend vor, ſo viel Hühnergeyer und Sperber von der rechten Seite des groſſen

Meeres da vorbey ſtreichen zu ſehen. Der Vogelſteller fieng ſie mit groſſer Geſchicklichkeit, ohne daß ihm ein einziger von dieſen Vögeln entwiſchte. Alle Stunden fieng er wenigſtens über ein Duzend. Er hielt ſich hinter einem Strauch verborgen, von welchen er einen ebenen oder glatten viereckichten Heerd, von ohngefähr zween Schritt im Durchmeſſer, etwa zween oder drey Schritte vom Buſch angelegt hatte. Es waren um denſelben Heerd ſechs Stäbe, auf jeder Seite drey, von Mannshöhe und einen Zoll dick, eingeſteckt. An dem obern Ende jedes dieſer Stäbe war, gegen die Seite des Heerdes hin, ein Einſchnitt angebracht. An dieſen Einſchnitten war ein weites Netz von grünen Faden befeſtigt, und in Mannshöhe über den Heerd geſpannet. Mitten auf dem Platze befand ſich ein Pfahl eines Vorderarmes, oder einer Elle lang, an deſſen Spitze der Vogelſteller eine Schnur befeſtigt hatte, die er mit ſich hinter den Buſch nahm. An eben dieſe Schnur die ſchlaff herab hieng, waren auch unterſchiedene Vögel befeſtiget, welche die auf den Vogelheerd geſtreute Körner aufaſen. So bald nun der Vogelſteller in der Ferne, von der Seite des Meeres her, einen Sperber wahrnahm, brachte er dieſe Vögel durchs Anziehen der Schnur, zum Flattern. Der Sperber, der ſich auf ſein ſcharfes Geſicht verlaſſen konnte, und dieſe Vögel in einer Entfernung von einer halben Meile ſchon flattern ſah, beſchleunigte plötzlich ſeinen Flug, und

ſtürzte,

ſtürzte, in der Meynung dieſe kleine Vögel zu ſtoſſen, ſo unbeſonnen ins Netz, daß er in denſelben gleichſam wie begraben lag. Jetzt faßte ihn der Vogelſteller und ſteckte ſeine Flügel bis an die Biegung derſelben in einen beſonders dazu eingerichteten leinen Lappen, womit er ihm die Vorderflügel, Schenckel und Schwanz befeſtigte. Wenn er ihn ſo weit gebracht hatte, lies er ihn an der Erde liegen, wo er ſich weder bewegen, noch frey machen konnte. Kein Menſch konnte begreifen, woher eine ſolche Menge von Sperbern kam. Denn in den zwo Stunden, die wir hier zubrachten, hatte der Vogelſteller, deren mehr als dreyſig in ſeinem Netze gefangen. Ja ein einziger Menſch konnte hier, in einem Tage beynahe hundert Sperber fangen. Die Hühnergeyer und Sperber kamen in ganzen Zügen, die man ſo weit von ferne ſehen konnte, ſo weit die Augen reichten."

In Deutſchland werden ſie auf der Krähen Hütte geſchoſſen, wenn nämlich dieſe nahe an einem Holz angebracht iſt, weil ſie ſich nicht weit am hellen Tage ins Freye wagen, aus Furcht vor den Krähen, die ihnen dergeſtalt aufgeſetzt ſind, daß man das Weibchen von dem Sperber, ſowohl, als auch von dem Habicht, anſtatt des Schuhus auf der Krähenhütte gebrauchen kann. Am beſten und häuſigſten werden ſie in den Falkenkörben von Drath, mit einer lebendigen Taube gefangen. Der Korb muß aber, entweder nahe am Holze ſtehen,

 oder

oder einen hohen dürren Baum, den man einen Hackreiß nennet, in der Entfernung von zwölf bis funfzehn Schritten neben ſich ſtehen haben, weil dieſe Vögel erſt auf demſelben baumen, und lange Bedacht nehmen, ehe ſie ſich entſchlieſſen, in den Korb nach der Taube zu ſtoſſen. Ohne dieſen Hackreiß wird daher niemahlen einer von dieſen Vögeln gefangen werden. Vermittelſt der Rönne werden ſie ausgerottet, wenn nur das Netz einige hundert Schritte vom Holze ab, ins Freye geſtellt wird, damit der Vogel nicht die Maſchen gewahr werde, wenn er Zeit genug hätte, das Netz, von den Bäumen, an welchen er anfußt, zu betrachten, in welchem Falle er nicht hineinſtoſſen wird. Die Zeit zu dieſen beyden Fangungsarten iſt, von der Mitte des Auguſt bis zu Ende des Octobers. Sie bleiben aber auch einzeln den Winter über hier, fürnehmlich in Waldungen, die nahe an Dörfern, oder einzelnen Höfen liegen, aus welchen ſie die Hühner und Tauben rauben können.

Die Naturgeſchichte des Mauſegeyers.

Der **Mauſegeyer**, oder wie ihn auch einige nennen, Mauſer, Mauſeaar, wird hier zu Lande ausgebracht, und zwar in den Feldhölzern, auf hohen Bäumen, beſonders Kiefern. Er iſt bald von dunklern Braun, auf dem Rücken und auf der Bruſt, und unter den Flügeln geſperbert; eben ſo iſt auch in der Gröſſe

einer dem andern nicht gleich; alle aber kommen darinnen überein, daß ſie ungeſchickt, und nicht ſonderlich flüchtig ſind, ob ſie gleich wohl im Sommer junge Haſen und Hühner rauben, und ihren Jungen im Horſte zutragen. Die alten Rebhühner kann dieſer Vogel, aber nur im Winter fangen, wenn ſie bey vielem gefrorenen Schnee ermattet ſind, und ſich nicht in den Schnee drücken, oder in dicke Büſche verbergen können. Den Herbſt und Winter über, kann man ſie nicht nur in der Rönne fangen, ſondern auch bey den Aas, und auf der Krähenhütte in Menge ſchieſſen, auch kann man ihrer in leichten Tellereiſen, ingleichen in Falkenkörben, vermittelſt eines Haſengeſcheides, das über den Eiſen, oder im Korbe an der Stellgabel hänget, habhaft werden. Auch kann man ſie Abends und Morgens bey dem Horſte, wenn man ihnen aufpaſſet, oder auf den Eyern mit der Büchſe ſchieſſen, indem ſie ziemlich feſt auf dem Horſt ſitzen, und nicht ſonderlich ſcheue Vögel ſind.

Nach dieſen folgt nach unſerer Eintheilung

Die Naturgeſchichte des Milans oder Schwalbenſchwanzes.

Der Milan, Hühnergeyer, Weihe mit gablichten Schwanze und Fiſcherhoſen. Hühnerdieb, Scheerwänzel Gabelgeyer (Falco milvus); iſt ein Raubvogel, von welchen es, in unſern Himmelſtrich, nicht mehr als eine

Gattung giebt; und welche in unſern Gegenden unter der bekannten Benennung der Hühnergeyer bekannt genug iſt. Die Franzoſen nennen ihn Milan royal oder den **königlichen Geyer**, weil er zum Vergnügen der Prinzen diente, welche mit Falken oder Sperbern auf ihn jagten, und ihren Kampf begierig mit anſahen. In der That iſt es kein gemeines Vergnügen, zu ſehen, wie dieſer feige Vogel, dem es weder an Wafen und Stärke, noch an Flüchtigkeit fehlet, um ſich muthig beweiſen zu können, dennoch dem Kampf beſtürzt auszuweichen, und dem viel kleinern Sperber zu entfliehen ſucht, indem er in einem beſtändigen Wirbel ſich in die Höhe ſchwinget, wo er ſich in den Wolken verbergen kann, bis der Sperber ihn erreichet, ihn unabläſſig mit ſeinen Flügeln, Fängen und Schnabel, bekämpfet und endlich mit ſich, als eine nicht ſowohl verwundete, als zerſchlagene, und mehr aus Furcht, als durch Stärke überwundene Beute, zur Erde herabſtürzet.

Der Hühnergeyer, deſſen ganzer Körper, nicht über zwey und ein halbes Pfund wieget, und deſſen Länge, von der Spitze des Schnabels bis an die Fußſohlen, nicht über achtzehn Zoll beträgt, kann doch ſeine beyde Flügel beynahe fünf Fuß weit ausſpannen. Die kahle Haut, welche die Wurzel des Schnabels bedecket, iſt von gelber Farbe, wie der Augenring und ſeine Füſſe, der Schnabel hornfarbig und gegen die Spitze ſchwärzlich, die Fänger aber

ſind

ſind ganz ſchwarz. Er hat ein eben ſo durchdringendes Geſicht, als einen raſchen Flug, und ſchwebet oft in einer Höhe, die unſer Blick nicht zu erreichen vermag. Von dieſer Höhe ſpüret er mit ſeinen Augen, dennoch ſeine Beute und ſeine Nahrung aus und ſtöſſet auf alles, was er ohne Widerſtand fortſchleppen und verſchlingen kann. Er wagt ſich nur an die kleinſten Thiere, und an die ſchwächſten Vögel, beſonders haben die jungen Küchelchen alles von ihm zu fürchten. Allein der bloſſe Zorn und Eifer ihrer Mutter, iſt ſchon hinlänglich, einen ſo feigen Räuber abzuſchrecken, und zu verjagen. Auch ſoll er vor Entzückung, wenn er eine Beute zu erhaſchen Gelegenheit gehabt, ein helles Geſchrey von ſich hören laſſen. Dieſe Art Vögel ſind in ganz Europa zu finden, inſonderheit an gebirgigten Oertern; wo ſolche ſehr gemein ſind. Sie horſten in die Felſenlöcher, oder auf alte hohe Fichten oder Eichen, und legen zwey bis drey Eyer, die nach Art aller Eyer der fleiſchfreſſenden Vögel, runder ſind, als die Eyer der Hühner. Die Eyer des Hühnergeyers haben eine weißliche mit blasgelben Flecken vermiſchte Farbe. Dieſer Vogel ziehet im September von uns hinweg, und wird am beſten auf der Krähenhütte geſchoſſen, wo er leicht anfuſſet.

Dieſen folget

Die

Die Naturgeſchichte des Rohrvogels.

Der **Rohrvogel**, **Rohrfalk**, **roſtige Weihe**, **Rohrgeyer**, **Brandgeyer**, **Entengeyer**, (Falco aeruginoſus, Linn. ſeu Falco paluſtris) iſt gelb in gelb ſchattiret, hat einen etwas länglichen Schwanz, und in Anſehung des Wachsthums viel Aehnlichkeit mit dem Habicht. Er iſt zwar im Raub minder geſchickt, als dieſer, aber darinnen weit gefährlicher, daß er im Sommer ſowohl das ſtehende, als in Schwaden liegende Sommergetreide ganz niedrig überſtreicht, und genau **reviret** (abſuchet), da ihm denn nicht leicht ein Huhn, junger Haſe oder Faſan entgehet, den er alsdenn gleich im Sitzen im Getreide fängt, und auch gleich auf der Stelle ſo viel davon frißt, bis er ſatt iſt, welches ihm keiner unſrer andern Raubvögel gleich thut.

Das Gewicht eines ſolchen Vogels beträgt nach Herrn **Pennant** gemeiniglich zwanzig Unzen, der Durchmeſſer der ausgebreiteten Flügel vier Schuh und drey Zoll. Der Schnabel iſt ſchwarz, das Naſenwachs wird im **Pennant** gelb, im **Linne** und **Hallen** grünlich, oder gelbgrün, vielleicht nach dem Unterſchiede des Alters angegeben. Er bringet in den Landſeen und Teichen im Rohre drey bis vier Junge aus, und bauet ſeinen Horſt auf Kaupen von dürren Schilfgras und Rohr. Er bauet ſolches von Rohr, welches beynahe zwo Ellen in der Höhe, und nach Verhältniß einen

einen ziemlichen Umfang hat. In denſelben findet man um die Mitte des Mayes, drey oder vier Eyer, die gelblich weiß ſind.

Die Jungen erſcheinen im Monat Auguſt, wenn ſie abgeſtrichen, mit dunkel ſchwarzbraunen Gefieder, und mit einer runden gelben Platte über den Schnabel, eines halben Guldens groß. Sie ziehen zeitig gegen Michael fort, und werden in der Rönne, im Felde gefangen, auch einzeln bey Gelegenheit der Entenjagd geſchoſſen. **Bellonius**, will ſolche Vögel geſehen haben, die zur Kaninchen-Rebhühner und Wachteljagd ordentlich abgerichtet waren. Sie haben einen viel ſchwerern Flug, als die Geyer. Wenn man mit Falken auf ſie jagen will, ſo erheben ſie ſich nicht, wie die Geyer, ſondern entfliehen in einer horizontalen Richtung. Ein einzelner Falke iſt nicht hinreichend, ſie zu überwältigen. Sie würden ſich ſeiner leicht erwehren, und ihn wohl gar überwinden können. Sie vertheidigen ſich beſſer als die Geyer, weil ſie mehr Stärke und Muth beſitzen. Daher müſſen, an ſtatt eines, wenigſtens zween bis drey Falken auf einen ſolchen Rohrvogel losgelaſſen werden, wofern man zu ſeinem Ziele gelangen will. Den Baumfalken, ſo wie auch den Kirchenfalken, ſind ſie ein Gegenſtand der Furcht und des Schreckens. Sie hüten ſich, ihnen zu begegnen, und entfliehen, ſo bald ſie einen ſolchen Rohrvogel erblicken.

jetzt folget:

Die

Die Naturgeſchichte des Baumfalkens.

Der Baumfalke oder Lerchenfalke, (Falco Subluteo) iſt nicht allein merklich kleiner, als der eigentliche Falke, ſondern auch durch ſeine natürliche Lebensart von ihm unterſchieden. Der Falke beſitzt mehr Verwegenheit, Lebhaftigkeit und Muth, und ſtöſſet auf weit gröſſere Vögel, als dieſer. Der Baumfalke, welcher auch an einigen Orten der kleine Weißbacke genennet wird; iſt ungleich furchtſamer. Wenn er nicht beſonders abgericht iſt, ſtößt er blos auf Lerchen und andre kleine Vögel, und höchſtens auf Wachteln. Durch ſeine Emſigkeit allein, weis er den Mangel, an Muth und Eifer hinlänglich zu erſetzen. Sobald er einen Jäger oder ſeinen Hund gewayr wird, folgt er ihnen beſtändig in der Nähe; oder ſchwebet gerade über ihnen, und bemühet ſich, die kleinen Vögel, welche ſie verſcheuchen, zu erhaſchen. Wenn der Hund eine Lerche oder Wachtel aufjaget, und der Jäger fehl ſchieſſet, ſo iſt er dagegen ſicher keinen Fehlſtoß zu thun. Er ſcheinet ſich für keinem Geräuſche zu fürchten, und mit den Wirkungen des Schießgewehres ganz unbekannt zu ſeyn, denn er wagt ſich ſehr nahe zu dem Jäger, der ihn oftmals erſchieſſet, indem er eben auf ſeinen Raub ſtöſſet. Er hält ſich am liebſten nahe bey Gehölzen, in den Ebenen auf, wo die Lerchen häufig anzutreffen ſind. Unter dieſen richtet er groſſe Verwüſtungen an, und ſie kennen auch ihren Erbfeind

ſo

ſo genau, daß unter ihnen allemal, bey Erbli⸗ckung deſſelben, die äuſſerſte Beſtürzung entſtehet, und ſie augenblicklich aus der Luft herabſtürzen, um ſich im Gras oder im Gebüſche zu verbergen. Das einzige Mittel, wodurch ſie noch ſeinen Klauen entwiſchen können. Daher kann man dieſen Vogel, ſehr gut zum Lerchenfang gebrauchen; denn um die ſchüchterne Lerchen zu berücken, die, aus Angſt für dieſen Vogel, zuweilen in die Kutſchen flüchten, läßt man ſie durch die Hunde auftreiben, wirft aber zugleich dieſen Falken in die Luft, vor deſſen Anblick ſich die Lerchen an die Erden drücken, und geduldig das Garn über ſich zuſammen ziehen laſſen.

Er übertrift alle Falkenarten an zierlichen und bunten Federn. Seine Eyer ſind kaum von den Eyern der grauen **Mausweihe** zu unterſcheiden. Man hat ſelbige zu Ende des Mayes und zwar in einem ledigen Krähen-Horſte gefunden. Ob er dieſes allezeit thue, oder ſolches nur ein beſonderer Zufall geweſen, iſt nicht zu ſagen.

Auch merke man, daß bey dieſer Gattung von Vögeln die Federn im erſten Jahre ſchwärzer, als in den folgenden ausſehen. Es giebt auch in einigen Gegenden, eine Abänderung von dieſem Vogel. Der Unterſchied beſtehet hauptſächlich darinn, daß an dieſer **Abänderung** die Kehle, der untre Theil des Halſes, die Bruſt, ein Theil des Bauches, und die groſſen Schwingfedern aſchfarbig und ungefleckt, beym

gemei⸗

gemeinen Baumfalken aber die Kehle, und der untere Theil des Halſes, ganz weiß, die Bruſt, und der obere Theil des Bauches zwar auch weiß, aber zugleich mit langen braunen Streifſen bezeichnet, und die Schwingfedern beynahe ſchwarz erſcheinen. Auch in der Farbe des Schwanzes iſt ein merklicher Unterſchied, an beyden wahrzunehmen, denn beym gemeinen Baumfalken iſt er unten weißlich, in die Quere braun geſtreift, bey deſſen Abänderung aber durchaus braun. Dem ohngeachtet gehören beyde Vögel zu einerley Gattung, weil ſie einerley Größſe, Stellung oder Bau, und ein gemeinſchaftliches Vaterland haben. Sie gleichen ſich über dieß noch in einen ſehr beſondern Gattungscharakter, welcher darinn beſtehet, daß beyde unten am Bauch und an den Oberſchenckeln mit Federn, von einer ſehr lebhaften Röthe, die zwiſchen den übrigen Farben dieſer Vögel angenehm hervorſticht, gezieret ſind.

Es iſt auch noch nicht erwieſen, ob dieſe Abänderung, deren ganzer Unterſchied ſich bloß auf die Abweichungen der Farben gründet, nicht etwa vom Alter oder von den unterſchiedenen Mauſterzeiten dieſes Vogels herrühret? Ein neuer Beweggrund ſie nicht von der gewöhnlichen Gattung zu trennen.

Uebrigens hält ſich der Baumfalke auf der Fauſt ohne Kappe ſo gut, als der Schmierlein, der Sperber und Taubengeyer, und man bediente ſich ſeiner vormals fleiſſig zur Wachtel und Rebhühn Baize.

Nach dieſen folget Die

Die Naturgeſchicht des Rittelgeyers.

Der Rittelgeyer, Thurmfalke, Wandwäher, Röthelweihe, Röthelgeyer, Kirchenfalke, Sperlinghabicht (Falco tinnunculus) iſt ein ziemlich anſehnlicher Vogel, ſo groß wie ein Kukuk, mit lebhaften Augen, einem durchdringenden Blick, auch einen leichten und ſichern Flug. In ſeiner Lebensart bezeigt er viel Emſigkeit und Muth. Seine Gemüthsart nähert ſich den edeln und großmüthigen Vögeln. Man kann ihn auch wie das Schmirlein zur Baize abrichten. Das Weibchen iſt gröſſer, als das Männchen, und von leztern darinn unterſchieden, daß es einen braunrothen Kopf und auf dem Rücken, Flügeln und Schwanze braune ſtralende Querbanden, zugleich aber am Schwanze lauter mehr oder weniger braunrothe Federn hat; da hingegen bey dem Männchen Kopf und Schwanz grau, die obern Theile des Rückens und der Flügel aber weinröthlich, und mit einigen ſchwarzen Flecken bezeichnet ſind. Am deutlichſten findet man dieſen Unterſchied, wenn man beyde Geſchlechte beyſammen hat.

Dieſer Vogel iſt einer der allgemeinſten Raubvögeln in Europa, und es iſt nicht leicht ein altes Schloß oder ein abgelegener Thurm anzutreffen, wo er nicht abwechſelnd ſeinen Aufenthalt, oder gar ſeine Wohnung ſuchet. Man ſieht ihn beſonders des Morgens und Abends, um dergleichen alte Mauern und Gebäude herum fliegen; doch hört man ihn faſt

öfter, als man ihn ſieht, weil er im Fliegen beſtändig ein heftiges Pli-Pli-Pli oder Pri-Pri-Pri von ſich hören läßt, womit er alle kleine Vögel in Schrecken ſetzet, auf die er wie ein Pfeil, herabſchieſſet und ſelbige ſtöſſet. Thut er ohngefähr einmal einen Fehlſtoß, ſo verfolgt er ſeine Beute, ohne Gefahr zu ſcheuen bis in die Häuſer.

Ehe der Rittelgeyer ſeinen Raub verzehret, pflegt er ihn zu tödten und aufs zierlichſte zu rupfen. Bey den Spitz- und Feldmäuſen erſpart er ſich dieſe Mühe, die kleinſten verſchluckt er ganz, und die groſſen reißt er vorher in Stücken. Alle weiche Theile des Körpers einer Maus verdauet ſein Magen ohne Beſchwerde; die Haut rollt ſich aber in eine kleine Kugel zuſammen, die er durch den Schnabel und nicht von hinten auswirft. Die von unten abgehende Unreinigkeiten, ſind alle weißlich und beynahe flüſſig. Wirft man dergleichen ausgeworfenen Haarballen in laues Waſſer, um ſie zu erweichen und auseinander zu wickeln, ſo findet man das ganze Fell einer Maus, als ob es mühſam abgeſtreift worden.

Obgleich dieſer Vogel gewöhnlicher Weiſe die alten Gebäude beſuchet, ſo horſtet er doch viel ſeltener in dieſen, als in den Wäldern. Wenn er alſo ſeine Eyer nicht in Löcher an Mauern oder hohlen Bäumen leget, ſo bauet er ganz nachläſſig eine Art von Horſt aus Zweigen und Wurzeln wie ein Holzſchreyerneſt, auf einen der höchſten Bäume des Waldes. Zuweilen

weilen bemeiſtert er ſich auch eines von den Krähen verlaſſenes Horſtes. Er legt in May vier, auch wohl zuweilen fünf bis ſechs faſt kugelrunde wenig dunkel gefleckte hellrothe Eyer.

Die Jungen von dieſen Vögeln, ſind im Anfange bloß mit weiſſen Pflaumenfedern bedecket. Erſt nähret er ſie mit Inſekten, hernach bringt er ihnen Feldmäuſe im Ueberfluß. Die kann er aus der gröſten Höhe wahrnehmen, zu welcher er ſich langſam drehend empor ſchwinget, und wo er oft unbeweglich ſchwebet, um ſein Wildpret auszuſpüren, worauf er ſo ſchnell, wie ein Blitz, herabſchieſſet. Oft nimmt er ein rothes Rebhuhn mit ſich fort, welches ſchwerer, als er ſelbſt iſt; oft ſchlägt er auch Tauben, welche ſich von ihren Trupp im Fluge getrennet hatten. Seine gewöhnliche Beute ſind aber, auſſer den Feldmäuſen und kriechenden Thieren, die Sperlinge, Fincken, und andere kleine Vögel.

Da er ſich häufiger vermehret, als die meiſten andern Gattungen von Raubvögeln, ſo iſt er auch weiter und zahlreicher, als die andern vertheilt. Man findet ihn in ganz Europa, von Schweden, bis nach Italien und Spanien. Er läßt ſich auch in den gemäſſigten Ländern von mitternächtlichen Amerika wieder antreffen. Im Frühjahre kommen ſolche bey uns an, und im September ziehen ſie wieder fort; und werden am beſten auf der Krähenhütte geſchoſſen. Der Mauerfalk welchen der Herr Klein anführet, iſt vermuthlich der

nämliche Vogel, welches auch derſelbe muthmaſſet, und ob er dieſe beyde Vögel unter zwo verſchiedenen Numern beſchreibet, ſo ſagt er doch, daß es vielleicht einerley Vögel ſeyn möchten, welches wir auch in der That alſo gefunden.

Auch müſſen wir hier noch zwo Arten von Raubvögel anführen, welche zwar einerley Gattung zu ſeyn ſcheinen; und vielleicht auch ſind: Nämlich den **Steinfalken** und das **Schmierlein.**

Der Vogel welcher eigentlich den Namen des **Steinfalken** führet, iſt nicht ſo groß, als der Rittelgeyer, und hat meines Erachtens mit dem Schmierlein, deſſen man ſich zum Baizen bedienet, viele Aehnlichkeit. Die Schriftſteller behaupten, er pflege ſich in den Felſen aufzuhalten, und da zu horſten. Wir haben den Herrn Friſch zum einzigen Vorgänger, welcher dieſen Vogel richtig beſchrieben, und man darf um ſich davon zu überzeugen nur die 87 Platte (ſeiner Vorſtellung der Vögel in Deutſchland Fol. Berl. 1734.) mit dem ſowohl männlichen als weiblichen Rittelgeyer vergleichen, ſo wird man alle Verhältniſſe ihre Uebereinſtimmung, und ihres Unterſchiedes leicht erkennen können.

Wenn man die Geſtalt und Charaktere dieſes Vogels genau betrachtet, und ſie mit der Geſtalt und den Kennzeichen der Gattung des Schmierleins zuſammen hält, welche man auch zur Baize brauchet, ſo können wir uns der Vermuthung nicht enthalten, daß der Steinfalke

falke und dieſer Schmierlein zu einerley Gattung gehören, oder wenigſtens unter einander viel näher verwandt ſind, als mit den Rittelgeyer.

In der Folge wird man ſehen, daß es zweyerley Arten von Schmierleins giebt, wovon ſich die erſte mehr den Steinfalken, die andere hingegen den Rittelgeyern nähert. Da nun alle dieſe Vögel faſt einerley Wuchs, einerley Naturel haben, und mehr in Anſehung des Geſchlechts und Alters, als der Gattung von einander unterſchieden ſind, ſo iſt es in der That ſchwer, ſie genau zu erkennen; und man muß blos durch häuffige Vergleichungen derſelben, in der Natur ſelbſt, ſo weit kommen, ihren Unterſchied untereinander bemerken zu können.

Das **Schmierlein** iſt, wenn wir die Würger oder Neuntödter ausnehmen, allerdings der kleinſte unter allen Raubvögeln, der an Gröſſe kaum die Droſſel übertrift. Man hat ihn aber dem ohnerachtet als einen edlen Raubvogel zu betrachten, welcher mehr, als irgend ein anderer, vom Falkengeſchlecht an ſich hat. Er gleichet den Falken in Anſehung der Federn, der Form und der Stellung. Er hat ſo gar eben ein ſolches Naturel, eben ſo viel Gelehrigkeit und nicht weniger Feuer und Muth, als die Falken. Man kann ihn zu einem vortreflichen Jagdvogel für die **Lerchen**, Wachteln und Rebhühner abrichten, die er ſtößt und mit ſich fortnimmt, ob ſie wohl ſchwerer ſind als er ſelbſt. Oft tödtet er ſie mit einem Fang, in-

dem er ſie entweder auf den Magen, auf den Kopf, oder auf den Hals ſchlaget.

Dieſe kleine Vogelgattung, welche in Anſehung des Muthes und Naturels mit den Falkengeſchlecht, ſo nahe verwandt zu ſeyn ſcheinet, gleichet übrigens in der Figur, mehr dem **Baumfalken**, am allermeiſten aber, dem **Steinfalken.** Indeſſen unterſcheidet man das **Schmierlein** vom Baumfalken an den kürzern Flügeln, die ſich lange nicht, bis an das Ende des Schwanzes erſtrecken, da ſie bey dieſen vielmehr ein wenig hervorſtehen. Wir haben aber ſchon im vorhergehenden geſagt, er habe mit Steinfalken, in Anſehung der Gröſſe und Länge des Körpers, in der Bildung des Schnabels, der Füſſe und Fänger, der Farben auf den Federn, der Vertheilung der Flecken, u. ſ. w. ſo viele Aehnlichkeit, daß man den Steinfalken mit vielem Grunde, für eine Abänderung des **Schmierleins** oder **Schmerls**, oder wenigſtens für eine ſo nahe verwandte Gattung halten müſſe, über deren Unterſchied, von der vorigen, ſich nichts zuverläſſiges beſtimmen läßt.

Das Schmierlein fliegt niedrig, aber ſehr ſchnell und leicht. Es hält ſich vorzüglich in Wäldern und Büſchen auf, um daſelbſt kleine Vögel zu ſtoſſen. Das Männchen jagt allein, auſſer Geſellſchaft ſeines Weibchens, welches in gebirgigen Wäldern horſtet, und fünf oder ſechs Junge ausbrütet.

Auſſer dieſen Schmierlein, giebt es noch eine Art, welche mit der Gattung der Rittelgeyer

geyer näher verwandt zu ſeyn ſcheinet; und daher iſt zu vermuthen, daß dieſe Vögel, nur als bloſe Abänderungen eines einzigen Geſchlechts ſind; von welchen auch ſelbſt die Amerikaniſchen, einerley Gattung damit auszumachen ſcheinen.

Nun folget

Die Naturgeſchichte des Golk-Rabens.

Ob gleich unter den Namen des Rabens von den Naturforſchern, mehrere Vögel gerechnet werden; ſo werde ich ihn hier doch einſchränken, und ihn ausſchlieſſungsweiſe blos der groſſen Art Raben, dem Corvus der Alten, beylegen, welcher ſo ſehr von den übrigen Vögeln, welche öfter ſeinen Namen führen, durch ſeine Gröſſe, Sitten, Gewohnheiten und Naturel, unterſchieden iſt, daß man ihn mit einer beſondern Benennung belegen, und überall ſeinen alten Namen erhalten muß. Er hat an verſchiedenen Orten von Deutſchland, auch verſchiedene Namen erhalten, nämlich: **Goldrabe, Kolkrabe, Aasrabe, Steinrabe, Kielrabe, groſſer Galgenvogel.** (Corvus Corax.) Dieſer Vogel iſt zu allen Zeiten berühmt geweſen, aber der Ruf von ihm iſt noch viel übler, als er ausgebreitet iſt; vielleicht deswegen, weil er mit andern Vögeln verwechſelt iſt, und weil man ihn alles des Böſen, welches man bey den vielen Arten der Vögel bemerket hat, beſchuldigte. Man hat ihn jederzeit als den ſchlechteſten,

ſten, ſchändlichſten und ekelhafteſten Raubvogel angeſehen. Stinckende Schindgruben und faule Aeſer, ſagt man, ſind die Quellen ſeiner Nahrung; wenn er ſich mit Fleiſch von lebendigen Thieren ſättiget, ſo iſt es von ſchwachen und nützlichen, als Lämmern, jungen Haſen und dergleichen. Man will ſogar behaupten, daß er bisweilen die groſſen Thiere mit Vortheil angehe, und daß er, die ihm fehlende Stärke durch Liſt und Behendigkeit erſetze, indem er ſich auf dem Rücken der Ochſen anklammere, und ſie ganz lebendig und ſtückweiſe anfreſſe, nachdem er ihnen zuvor die Augen ausgehackt habe. Dieſes iſt vielleicht der Urſprung des natürlichen Widerwillens, welcher nach Ariſtotelis Bericht, zwiſchen den Rindern und Raben herrſchen ſoll; (vid. Ariſtot. hiſt. animal. Lib. IX. Cap- I.) Denn ich kann es nicht glauben, daß der Rabe den Ochſen angeht, welches die Reiſenden behaupten geſehen zu haben. Es kann ſich begeben, daß dieſe Vögel ſich bisweilen auf den Rücken der Ochſen ſetzen, ſo wie die graue Krähe ſich auf den Rücken der Eſel und Schafe, und die Elſter ſich auf die Schweine ſetzen, um die Inſekten welche in den Haaren dieſer Thiere kriechen, zu freſſen. Es kann auch kommen, daß der Rabe die Haut des Ochſen, durch einige unvorſichtige Stöſſe des Schnabels angreift, ja ihnen ſelbſt die Augen, aus der Neigung, womit er ſich an alles glänzende macht, beſchädigt; und zweifle aber ſehr, daß ſie die Abſicht haben, ſie lebendig

anzu-

anzufreſſen, oder, daß ſie zum Zwecke kommen würden. Und was dieſe Grauſamkeit noch verhaßter macht, iſt, daß es nicht aus Noth geſchieht, ſondern weil er mehr Luſt zum Fleiſch und Blute hat, um ſo mehr, da er von allen Früchten, Samen, Inſekten, und ſelbſt todten Fiſchen leben kann, und kein anderes Thier mehr den Namen verdient, daß es alle Speiſen genieſſe. Dieſe Gewaltthätigkeit und Gefräſſigkeit machten, daß er bald als ein nachtheiliges, verderbliches Thier in die Acht erklärt ward, und als ein nützliches wohlthätiges Thier, den Schutz der Geſetze genoß; und in der That muß ein Gaſt, der ſo viel gebraucht, einem armen, und nicht zahlreichen Volk zur Laſt ſeyn, anſtatt er in einem reichen volkreichen Lande werth ſeyn muß, da er alle Unreinigkeiten, an welchen ſolches Land gewöhnlich Ueberfluß hat, verzehret. Aus dieſer Urſache iſt es nach dem Belon (Nature des oiſeaux pag. 279), ehedem in Engeland verbotten worden, ihm Schaden zuzufügen; auf den Feroiſchen und Maltheſiſchen Inſeln aber, iſt ein Preiß auf ſeinen Kopf geſetzt *). Wenn man zu den Zügen des Raben ſeine traurige Farbe, und ſein noch trauriges, obgleich nach ſeiner Gröſſe ſchwaches Geſchrey, ſeine unedle Geſtalt, ſein wildes Anſehen, hinzuſetzet, ſo wird man ſich nicht wundern, daß er beynahe zu allen Zeiten, als ein Gegenſtand, des Eckels und Abſcheues angeſehen ſey; ſein

*) Vid. Bartholini, Acta Hafnienſia ad 1671 & 1672 Obſervat. XLIX. pag. 89. n. 7.

Fleiſch war den Juden verhaßt, die Wilden eſſen ihn nie, und bey uns eſſen die elendeſten Menſchen ihn nie ohne Widerwillen, und bevor ſie ihm die Haut, welche ſehr lederhaft iſt, abgezogen haben. Ueberhaupt ſetzt man ihn unter die Zahl der traurigen Vögel, welche nur die Vorbedeutung haben, daß ſie ein Unglück anzeigen ſollen. Kurz, er war in den ältern Zeiten, ein dem Aberglaube wichtiger, aber fürchterlicher Vogel; Daher haben angeſehene Geſchichtſchreiber, die Erzählung von den geordneten Kriegen, zwiſchen den Truppen der Raben, und andern Raubvögeln beſchrieben, und dieſe Streitigkeiten, welche, wenn ſie auch in der That erfolgt ſind, eine ſehr natürliche Urſache, wegen der Feindſchaft, die ſie gegen einander haben, hatten; als eine Vorherſagung der blutigſten Kriege, welche in der Folge zwiſchen Völkern ausgebrochen ſind, angegeben *). Wie viele Leute zittern und beunruhigen ſich nicht noch heutiges Tages bey deſſen Krächzen. Allein, ſeine ganze Wiſſenſchaft von der Zukunft iſt doch bey ihm, nur ſo wie bey den andern Luftbewohnern, darauf eingeſchränkt, daß er beſſer als wir, das Element, worinnen er lebet, kennet, und daß er empfindlicher gegen die geringſten Eindrücke deſſen iſt, deſſen geringſte Veränderungen vorher empfindet, und uns durch ein gewiſſes Geſchrey und Handlungen, welche in ihm

*) Aeneas Sylvius Hiſtor, Europ. Cap. LIII. — Bemba itiner. Libr. V. Geſner de avibus pag. 347.

ihm natürliche Folgen dieſer Veränderungen ſind, anzeigt. In den mittäglichen Provinzen von Schweden, ſagt Linne fliegt bey heiterem Himmel der Rabe ſehr hoch, und macht ein gewiſſes Geſchrey, das man ſehr weit höret. Der Verfaſſer der brittiſchen Thiergeſchichte, pag. 73. ſetzet hinzu, daß er in dieſem Falle oft paarweiſe fliege. Die übrigen weniger deutlichen Schriftſteller haben andere Anmerkungen, welche bald mehr bald weniger, mit Ungewißheit und Aberglauben gemiſcht ſind, gemacht. Man leſe Plinius, Belon, Geſner, Aldrovand u. d. m. In den Zeiten, da die Wahrſagerkunſt einen Theil der Religion ausmachte, mußte der Rabe als ein übler Prophet, nothwendig ein wichtiger ſeyn, denn die Neigung künftiger, ſelbſt die traurigſten Begebenheiten, vorher zu wiſſen, iſt eine alte Krankheit des Menſchen. Man befließ ſich ſehr, alle ihre Handlungen, alle Umſtände bey ihrem Fluge, alle Unterſchiede ihrer Stimme zu ſtudiren. Von dieſer hat man bis vier und ſechzig verſchiedene Veränderungen gezählt, ohne andere feinere, ſchwer zu beſtimmende Unterſchiede zu rechnen. Eine jede hatte ihre beſtimmte Bedeutung; es fehlte nicht an Charlatans, welche ſich Kenntnis derſelben erwarben, noch an einfältigen Leuten, die es glaubten; Plinius ſelbſt, welcher weder ein Charlatan, noch abergläubiſch, aber bisweilen mit ſchlechten Aufſätzen beſchäftiget war, hat ſich Mühe gegeben, alle die Stimmen, welche die unglücklichſten wären anzuzeigen. Einige haben die Narrheit ſo weit getrieben,

ben, daß ſie das Herz und die Eingeweide, dieſes Vogels aſſen, in der Hofnung, deſſen prophetiſche Gaben zu erhalten. Der Rabe hat nicht allein viele Veränderungen in der Stimme, welche mit ſeinen Leidenſchaften in Verhältniß ſtehen, ſondern er beſitzt auch die Gabe, das Geſchrey anderer Vögel, und ſelbſt die Wörter der Menſchen nachzuahmen. Um dieſe Geſchicklichkeit vollkommener zu machen, hat man ſich eingebildet, müſſe man ihm das Zungenband einſchneiden. Das Wort **Colas** ſpricht er am leichteſten aus, und **Scaliger** hat einen gehört, der, wenn er hungrig war, ganz deutlich den Koch im Hauſe, welcher **Conrad** rief. Dieſe Wörter haben wirklich einige Aehnlichkeit, mit dem gewöhnſichen Geſchrey des **Raben.**

Man machte in Rom viel von ſolchen Raben, die da ſprachen, und ein Weltweiſer hielt es für erheblich genug, uns eine lange Geſchichte von einem ſolchen Raben zu erzählen. Sie lernen nicht allein ſprechen, oder vielmehr menſchliche Wörter nachzuſagen, ſondern ſie werden auch im Hauſe gewohnt; ſie werden, wenn ſie auch ſchon alt ſind, zahm, und ſcheinen ſelbſt einer perſönlichen und dauerhaften Zuneigung fähig zu ſeyn. Zum Beyſpiel der zahme Rabe, von welchem **Schwenkfeld** (Aviarium Sileſiae pag. 245.) erzählt, der ſich von ſeinen wilden Cameraden zu weit wegführen ließ, und ohne Zweifel den Ort ſeines Aufenthalts nicht wieder finden konnte, endlich auf der Landſtraſſe den Menſchen, welcher die Gewohnheit gehabt

hatte,

hatte, ihn zu füttern, wieder erkannte, über ihn einige Zeit flog und krächzte, als wenn er ihn bewillkommen hieſſe, kam, ſich auf die Hand ſetzte, und ihn nicht wieder verließ. Vermöge dieſes gelehrigen Naturells, lernen ſie auch ihre Gefräſſigkeit zwar nicht ablegen, aber doch dieſelbe einzuſchränken, und zum Dienſt der Menſchen anzuwenden. **Plinius** erzählt von einem **Craterus** in Aſien, welcher ſich dadurch berühmt gemacht hatte, daß er ſie zur Jagd abrichtete, und zu machen wuſte, daß ihm ſogar die wilden Raben folgten mußten. **Scaliger** berichtet, daß der König Ludwig in Frankreich (wahrſcheinlich Ludwig der XII.) einen ſo abgerichtet hatte, deſſen er ſich zur Rebhühner-Jagd bediente. **Albert** hatte einen andern zu Neapel geſehen, welcher Rebhühner, Faſanen, und ſogar andere Raben fieng. Aber um die Vögel von ſeiner eignen Art ſo zu jagen, muſte er dazu gereitzt, und durch die Gegenwart des Falkenier gezwungen werden. Endlich müſſen wir noch hinzufügen, daß der Rabe einen ſtarken Geruch habe, um das Aas aus der Ferne zu wittern.

Thucidides geſteht ihm gar einen ſo ſichern Naturtrieb zu, daß er ſich dadurch der Thiere, welche an der Peſt geſtorben wären, enthielte. Aber man muß geſtehen, daß dieſe vorgegebene Unterſcheidungskraft bisweilen falſch ſey, und daß er ſich nicht immer Dinge, welche ihm nachtheilig ſind, zu freſſen enthalte, wie wir unten ſehen werden. Endlich war es auch ei-

ner

ner von dieſen Vögeln, dem man es zugeſchrieben hat, er habe mit beſondern Fleiß, um zum Waſſer, welches er am Boden eines ſehr engen Gefäſſes gemerkt habe, zu kommen, kleine Steine, einen nach dem andern, darein fallen laſſen, wodurch das Waſſer allgemach ſtieg, ſo, daß er auf dieſe Art ſeinen Durſt löſchen konnte. Dieſer Durſt iſt, wenn die Geſchichte wahr iſt, ein Kennzeichen, wodurch ſich der Rabe von den mehreſten Raubvögeln unterſcheidet, welche ſich von Raube lebendiger Thiere ernähren, ihren Durſt nicht anders als durch Blut zu ſtillen ſuchen, und ſich vielmehr beſtreben, die Begierde zum Fraß als zum Durſt zu erfüllen. Ich habe ſelbſt öfter als einmal geſehen, daß die Raben ihren Durſt mit Waſſer ſtillen, und ſich alſo dadurch wirklich von den meiſten Raubvögeln unterſcheiden. Ein andrer Unterſchied iſt, daß die Raben viel geſelliger ſind. Es iſt aber leicht, den Grund hiervon anzugeben; da ſie von aller Art Nahrung nehmen, ſo haben ſie mehrere Zugänge dazu, als die andern fleiſchfreſſende Vögel, und daher können ſie in gröſſerer Anzahl in derſelben Gegend auskommen, und haben keine Urſache ſich einander zu fliehen. Hier iſt der Ort anzumerken, daß obgleich der zahme Rabe rohe und gekochte Speiſen frißt, und man auch dafür hält, daß er in ſeiner Freyheit eine groſſe Zerſtörung unter den Razen und Mäuſen anrichtet, auch ſcheinet es, daß ſie Inſekten, und überhaupt Erdwürmer, aller andern Nah-

rung vorziehen, weil man auch bisweilen Erde unter ihrem Auswurf findet. Die Raben, nämlich die ächte Bergraben, ſind keine Zugvögel und ſind mehr oder weniger von den Krähen unterſchieden, welchen man ſie ſonſt zugeordnet hat. Sie ſcheinen beſondere Neigung zu den Felſen zu haben, woſelbſt ſie gezeugt ſind, oder vielmehr, woſelbſt ſie ſich gepaart haben. Man ſiehet ſie daſelbſt jährlich beynahe in gleicher Anzahl, und ſie verlaſſen dieſelben nie gänzlich. Wenn ſie in die Ebenen kommen, ſo thun ſie es, um ihre Nahrung zu ſuchen; aber dahin kommen ſie im Sommer viel ſeltener, als im Winter, weil ſie die groſſe Hitze vermeiden, und dieſes iſt der Einfluß, welchen die verſchiedene Witterung der Jahrszeit, auf ihren Aufenthalt zu haben ſcheinet. Sie bringen die Nacht nicht im Gehölze zu, wie die Krähen. Sie wiſſen in ihren Gebirgen unter den natürlichen Gewölben, welche von den Hervorſtehungen oder Vertiefungen der Felſen gebildet werden, ſich einen Schutz wider den Nordwind auszuſuchen. Hierhin flüchten ſie des Nachts zu funfzehn bis zwanzig. Sie ſitzen und ſchlafen auf den Geſträuch, welches zwiſchen dieſen Felſen wächſt, ihr Horſt machen ſie in den Spalten dieſer Felſen, oder in den Löchern der Mauern, oder oben an den abgelegenen Thürmen und bisweilen auf den oberſten Zweigen groſſer einzelner Bäume, welche gemeiniglich die höchſten in ſelbiger Gegend ſind. Jedes Männchen hat ſeine Gattin, mit der er

viele

viele Jahre hintereinander verbunden bleibt; denn dieſe uns ſo verhaßten und widerliche Vögel wiſſen ſich dennoch eine gegenſeitige und dauerhafte Liebe einzuflößen, und ſolche durch ſtuffenweiſe Liebkoſungen, wie die Turteltauben auszudrücken. Ja ſie ſcheinen ſogar die Uebergänge von den Vorſpielen und die Wolluſt der Umſtändlichkeit in der Liebe zu kennen. Das Männchen, wenn man den Alten glauben kann, machet immer mit einer Art von Liebesgeſang den Anfang, endlich ſieht man, daß ſie ihre Schnäbel zuſammen ſtecken, ſich liebkoſen, küſſen, ja man hat ſogar von ihnen, wie von vielen andern Vögeln behauptet, daß ſie ſich durch den Schnabel begatteten. Wenn dieſer ungereimte Irrthum zu entſchuldigen iſt, ſo wäre es desfalls, weil man zwar oft ſieht, daß ſich dieſe Vögel liebkoſen, aber ſelten ihre wahre Begattung beobachten kann. Wirklich verbinden ſie ſich beynahe niemals des Tages an offenbaren Orten, ſondern im Gegentheil in den einſamſten wildeſten Gegenden, als wenn ſie einen Trieb hätten, ihre Sicherheit im Verborgenſten der Natur zu ſuchen, da während einer Handlung welche gänzlich zur Erhaltung der Art abzwecket, die Fürſorge für ſich ſelbſt aufgehoben zu ſeyn ſcheinet. In allen den Fällen, da ſich die wilden Thiere, mit einer Art von Vorſichtigkeit verſtecken, ſcheint mehr ein Trieb der Selbſterhaltung, als der Schamhaftigkeit, womit man ſie beehrt hat, die nächſte Urſache zu ſeyn. Der Rabe hat dieſe Vorſicht um ſo

mehr

mehr nöthig, da er wenig Begierde und Stärke zum Zeugungs-Geſchäfte beſitzt, und wahrſcheinlich eine ziemliche Zeit zu ſeiner Begattung bedarf.

Das Weibchen iſt nach dem **Barrere**, dadurch von dem Männchen unterſchieden, daß es nicht ſo ſchwarz iſt, und einen kleinern Schnabel hat. Ich habe bey einigen in der That einen viel ſtärkern und gewölbtern Schnabel, als bey andern, ſo auch eine verſchiedene ſchwarze, ja ſelbſt braune Farbe bemerkt. Diejenigen aber, welche den ſtärkſten Schnabel hatten, waren am wenigſten ſchwarz, es mag nun ihre natürliche Farbe, oder durch die Zeit, oder durch die Verwahrungsmittel, welche man zur Erhaltung der aufgetrockneten Vögel zu gebrauchen pflegt, dieſelbe verändert ſeyn. Dieſes Weibchen legt ohngefähr im März, fünf bis ſechs Eyer, welche blaßgrün und blaulicht, mit vielen dunkeln Flecken und Strichen gezeichnet ſind. Es brütet ohngefähr zwanzig Tage, und in der Zeit beſorgt das Männchen deſſen Nahrung, und verſieht es reichlich damit, denn die Landleute finden in den Rabenhorſten, oder bey denſelben, bisweilen groſſe Haufen von Korn, Nüſſen und andern Früchten. Man hat gemuthmaſſet, daß ſolches nicht blos zum Unterhalt für die Brütende in der Brutzeit, ſondern den Winter über für beyde beſtimmt ſey. Es ſey ihre Abſicht dabey, welche es wolle, ſo iſt doch gewiß, daß dieſe Gewohnheit einen Vorrath zu ſammlen, und was

ſie bekommen können, zu verbergen, ſich nicht auf ihren Fraß, ja nicht einmahl auf Dinge die ihnen nützlich ſind, einſchränke. In Erfurt ſahe man einen Raben, welcher Gedult genug hatte, fünf bis ſechs Gulden in kleiner Münze, Stück vor Stück, unter einem Stein im Garten zu verſtecken, und es ſind wenig Länder, wo nicht eine Geſchichte von ähnlichen Hausdieben wäre.

Wenn die Jungen aus dem Ey kommen, haben ſie nicht die Farbe ihres Vatters und ihrer Mutter. Sie ſind eher weiß als ſchwarz, ſo wie hingegen die jungen Schwäne, welche dereinſt ſo ſchön weiß werden, in ihrer Jugend braun grau ſind. In den erſten Tagen ſcheint die Mutter ihre Jungen etwas zu vernachläſſigen, ſie giebt ihnen nicht ehe etwas zu freſſen, als bis ſie ſchwarze Federn bekommen, und man hat behauptet, daß ſie dieſelben nur alsdann an den neuen Federn erkennet, und wirklich als den ihrigen begegnet. Ich für meinen Theil ſehe bey dieſer Diät nichts, als was man beynahe bey allen andern Thieren, und ſelbſt bey dem Menſchen, beobachtet. Alle bedürfen etwas Zeit, um ſich zuvor an ein neues Element und ihr neues Daſeyn zu gewöhnen. In dieſer Zeit ſind doch die jungen Vögel nicht aller Nahrung beraubt, ſie haben dergleichen in ſich ſelbſt, welche ihnen ſelbſt ſehr ähnlich iſt; dieſes iſt der Reſt vom Dotter, welcher im Bauche enthalten iſt, und durch einen beſondern Gang unmerklich in die Gedärme kommt. Die Mutter

ter ernährt die erſte Zeit ihre Jungen mit zu- träglicher Speiſe, welche ſie ihnen in den Schnabel, ohngefähr ſo wie es die Tauben machen, ausbricht. Das Männchen begnügt ſich nicht damit, für den Unterhalt ſeiner Fa- milie zu ſorgen, es iſt auch wachſam zu ihrer Vertheidigung. Merkt es, daß ein Geyer oder anderer Raubvogel ſich dem Horſte nähert, ſo macht ihn die Liebe muthig; es ſchwingt ſich in die Luft, gewinnt die Höhe, ſtürzt auf den Feind und ſtößt gewaltig mit dem Schnabel auf ihn. Wenn der Raubvogel ſich anſtrengt, wieder oben zu kommen, ſo verſucht es auch der Rabe aufs neue, um ſeine Vortheile zu er- halten, und ſo erheben ſie ſich bisweilen ſo hoch, daß man ſie gänzlich aus dem Geſichte verliert, bis durch die übermäſſige Anſtrengung einer oder der andere, oder alle Beyde herunter fal- len. **Ariſtoteles** und viele andere nach ihm, behaupten, daß wenn die Jungen anfangen zum Fluge geſchickt zu werden, die Alten ſie zwängen das Horſt zu verlaſſen, und ihre Flü- gel zu brauchen; ja daß ſie ſogar dieſelben gänzlich aus der Gegend, welche ſie ſich zuge- eignet hätten, verjagten, wenn dieſelbe ſehr unfruchtbar oder eingeſchränkt wäre, und daß ſie ſich in dieſen Stücken, als wahre Raubvögel zeigten. Dieſe Handlung ſtimmt aber gar nicht mit des Herrn **Heberts** Beobachtungen, welche er über den **Raben** der Bugeyſchen Gebirge anſtellte, überein, da dieſelben die Erziehung ihrer Jungen länger fortſetzten, und dieſelben

ſo lange mit Nahrung verſorgten, bis ſie ſol-
ches ſelbſt zu thun im Stande waren. Da
ſich die Gelegenheit zu ſolchen Beobachtungen,
und die Geſchicklichkeit ſie ſo gut zu machen,
ſelten beyſammen findet, ſo halte ich es für
Pflicht, das Ausführliche derſelben mit den ei-
genen Worten des Verfaſſers zu erzählen.

»Die Jungen kommen zeitig aus dem Ey,
und im Maymonath ſind ſie im Stande das
Horſt verlaſſen zu können. Gerade meinem
Fenſter über niſtete jährlich in einem Felſen,
welcher meine weitere Ausſicht hemmte, eine
Familie. Die Jungen, an der Zahl vier oder
fünf, hielten ſich auf den groſſen Bruchſtücken
auf, welche von einer mittelmäſſigen Höhe her-
abgeſtürzt waren, woſelbſt man ſie leicht ſehen
konnte; und auſſerdem entdeckten ſie ſich durch
ihr beſtändiges Gepfeif. Jedesmal, daß die
Alten ihnen zu freſſen brachten, welches des
Tages oft geſchahe, riefen ſie dieſelben durch
ein Geſchrey **Krau, Krau, Krau**, an, wel-
ches ſehr verſchieden von dem Gepfeife war.
Bisweilen hob ſich einer allein in die Luft, und
kehrte, nach einem kleinen Verſuch ſeiner Kräf-
te, wieder zurück, um ſich auf ſeinem Felſen
zu ſetzen. Einer von denſelben blieb doch faſt
immer ſitzen, und ſchrie beſtändig. Wenn die
Jungen ſo ſtarke Flügel haben, daß ſie fliegen
können, das iſt, zum wenigſten vierzehn Tage
nachdem ſie aus dem Horſt gegangen ſind,
nimmt der Vater und die Mutter ſie alle Mor-
gen mit aus, und führt ſie Abends zurück.

Nachmittags um fünf oder ſechs Uhr, kam die ganze Geſellſchaft zu ihren Nachtlager zurück, und brachte die übrige Zeit des Abends, mit ſehr unangenehmen Geſchrey zu. Dieſes Ausfliegen geſchahe den ganzen Sommer hindurch, und macht es glaublich, daß die Raben nicht zweymal im Jahr brüten."

Geſner hat junge Raben, mit rohen Fleiſch, kleinen Fiſchen, und mit in Waſſer eingeweichtem Brode ernährt. Sie ſind ſehr begierig, nach Kirſchen, und verſchlucken ſie, mit dem Stiel und Stein, aber verdauen nur das Fleiſch derſelben, und werfen zwo Stunden nachher, die Stiele und Steine, wieder durch den Schnabel aus. Man ſagt, daß ſie auch die Knochen von Thieren, welche ſie mit dem Fleiſche verſchluckt haben, auf die Art wieder von ſich geben, ſo wie wir oben bey den andern Raubvögeln geſagt haben, daß ſie alle Morgen ihr Gewölle werfen. **Plinius** ſagt, daß der Rabe alle Sommer ſechzig Tage krank ſey, wobey der groſſe Durſt der Hauptzufall wäre. Aber ich vermuthe, daß dieſe Krankheit nichts anders ſey, als das Mauſern, welches beym Raben langſamer, als bey den mehreſten andern Raubvögeln, vor ſich geht. Niemand hat das Alter der jungen Raben, da ſie meiſt ausgewachſen, und ſich fortzupflanzen im Stande ſind, beſtimmt. Wenn eine jede Periode des Lebens bey den Vögeln, wie bey den vierfüſſigen Thieren, mit der Länge der ganzen Lebenszeit verhältnißmäſſig wäre, ſo müſte man ver-

 muthen,

muthen, daß der Rabe nicht eher, als nach mehrern Jahren, ausgewachſen ſeyn könne. Denn wenn man gleich vieles von der Länge ſeines Lebens, welche Heſiodus ihm beyleget *), abrechnen müßte, ſo ſcheint es doch ziemlich beſtätigt zu ſeyn, daß er bisweilen ein Jahrhundert und länger lebe. Man hat in vielen Städten Frankreichs bemerkt, daß er dieſes Alter erreicht habe, und in allen Ländern und Zeiten, hat man ihm ein langes Leben zugeſchrieben. Aber weit gefehlt, daß das Ende ſeines Wachsthums gegen die Dauer der ganzen

*) Heſiodus — Cornici novem noſtras attribuit aetates, quadruplum ejus cervis, id triplicarum Corvis. Plin. Libr. VII Cap. XLVIII. Dieſe Stelle hat zu vieler Unrichtigkeit Anlaß gegeben. Denn wenn man des Menſchen Leben nur zu 30 Jahre annimmt, ſo wäre neunmal 30, 270 Jahre, das Alter der Krähe, 1080 des Hirſches, und 3240 Jahre des Raben Alter. Wenn man das Alter des Menſchen zu 10 Jahre rechnete, ſo käm für die Krähe 90, für den Hirſchen 360, und für den Raben 1080 Jahre heraus, welches auch noch übermäſſig zu viel iſt. Das einzige Mittel, dieſer Stelle eine vernünftige Bedeutung zu geben, iſt, daß man das Aetas des Plinius, durch Jahre giebt. Darnach wäre das Alter der Krähe 9 Jahre, des Hirſches 36, ſo wie wir es in der Naturgeſchichte deſſelben, in dem I. Theil dieſes Buchs pag. 144 angegeben haben, und des Raben, ſo wie es auch durch Beobachtung befunden iſt, 108 Jahre. Daß es aber bisweilen einige unter dieſen Thieren giebt, welche älter werden, thut dem Allgemeinen, davon hier die Rede iſt, keinen Einwurf, ſondern müſſen als Ausnahme betrachtet werden.

zen Lebenszeit verhältnißmäſſig ſey. Denn am Ende des erſten Sommers, wenn die ganze Familie in Geſellſchaft fliegt, iſt es ſchon ſchwer, die Alten von den Jungen an der Geſtalt zu unterſcheiden, und desfalls iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß ſie im zweyten Jahre ſich fortzupflanzen im Stande ſind. Wir haben oben angeführt, daß der Rabe, wenn er neu gebohren aus dem Ey kommt, nicht ſchwarz ſey; er iſt es aber auch nicht mehr im Sterben, wenigſtens nicht, wenn er für Alter ſtirbt, denn in dieſem Falle verändern ſich die Farben, und er wird, aus Mangel der Nahrung, gelblicht. Man muß aber nicht glauben, daß dieſer Vogel jemals ganz rein ſchwarz, ohne Schattirung anderer Farben ſey. Die Natur kennt kaum ſolche allgemeine Einförmigkeit. Die ſchwarze Farbe, welche bey dieſem Vogel die herſchende iſt, ſcheint oben auf dem Leib mit violet gemiſcht, grau unter dem Halſe, und grünlich unter dem Leibe, an den Schwanzfedern, Schwungfedern der Flügel, und den längſten Federn des Rückens. Nur der Schnabel und die Klauen ſind durchaus ſchwarz, und dieſe Schwärze des Schnabels, geht bis zur Zunge, ſo wie die Schwärze der Federn bis ins Fleiſch dringt, welches davon gefärbt ſcheint. Die Zunge iſt am Grund walzenförmig, an der Spitze geſpalten und flach, und am Rande ſtachlicht. Das Gehör-Werkzeug iſt ſehr zuſammen geſetzt, und vielleicht mehr als in andern Vögeln. Der Schlund erweitert ſich in

der Gegend, wo er ſich mit dem Magen vereinigt, und macht dadurch eine Art des Kropfs, welcher von Ariſtoteles nicht unbemerkt geblieben iſt. Die innere Seite des Magens iſt runzlicht, die Gallenblaſe iſt ſehr groß, und hängt an dem Gedärme. Die Gedärme ſind beynahe doppelt ſo lang, als der Vogel vom Schnabel bis ans Ende der Klauen, das iſt die mittlere Länge zwiſchen den, von den Gedärmen der wahren Fleiſchfreſſenden, und der ächten Körnerfreſſenden Vögeln, kurz diejenige welche für einen Vogel ſchicklich iſt, der ſo gut vom Fleiſch als Früchten lebt. Dieſer Geſchmack zu allen Gerichten, gereicht bisweilen zu ſeinem eigenen Schaden, indem die Vogelfänger dadurch eher eine Speiſe finden, die ihm angenehm iſt. Das Pulver der Krähenaugen (Nux vomica), iſt für viele vierfüſſige Thiere, und auch für den Raben Gift. Es nimmt ihn ſogleich, nachdem er es genoſſen hat, ein, und man muß ihn, in dem Augenblick da er umfällt, ergreifen; denn die Betäubung dauert bisweilen ſehr kurze Zeit, und er bekommt ſo viele Kraft wieder, daß er zu ſeinem Felſen kommen, und daſelbſt ſterben kann. Man fängt ihn auch mit Schlingen, Fallen, und vielen Arten von Netzen, auch ſelbſt ſo, wie die kleinen Vögel durchs Locken, und auf der Krähenhütte, denn er hat eine angebohrne Feindſchaft gegen den Schuhu, und er höret dieſen Vogel oder den Kautz nie, ohne ein Geſchrey zu erheben. Man fängt ſie am leichteſten im Winter, wenn

Schnee

Schnee lieget, mit papiernen Duten, die inwendig mit Vogelleim beſchmieret ſind, und worinnen ein Stück Fleiſch lieget, wenn ſie nun das Fleiſch rauben wollen, bleib die Düte an ihren Kopf und Schnabel kleben, daß ſie nicht ſehen und flüchten können. Desgleichen ertapt man ſie auch des Nachts mit Fackeln, wenn ſie auf den Bäumen ſitzen, und durch das Licht geblendet werden.

Man ſagt, er lebe auch in Krieg mit dem Weihe, dem Geyer und Meerelſter. Aber dieſes iſt nichts anders, als die Folge des natürlichen Widerwillens aller Fleiſchfreſſender Thiere gegen einander, welche gebohrne Feinde aller Schwachen ſind, welche ihr Raub werden kann; und aller Starken, welche ihnen denſelben ſtreitig machen könnten. Der Rabe geht, und er hüpft nicht, wenn er ſich auf die Erde ſetzt. Sie haben, wie die Raubvögel, lange und ſtarke Flügel (ausgeſpannt ohngefähr drey und einen halben Fuß). Sie beſtehen aus zwanzig Federn, wovon die erſten, zwo oder drey viel kürzer ſind, als die vierte, welche die längſte von allen iſt. Die mittelſten haben das beſondere, daß das Ende des Schafts weiter als die Fahne ausläuft, und ſich in eine Spitze endigt. Im Schwanz ſind zwölf Federn, welche ohngefähr acht Zoll lang, doch ein wenig ungleich ſind, indem die beyden mittelſten am längſten, und dann die folgenden immer etwas kürzer ſind, ſo daß der Schwanz ein wenig abgerundet iſt. Dieſes iſt, was wir jederzeit

einen keilförmigen, oder abgeſtufften Schwanz nennen.

Da der Rabe einen hohen Flug hat, und wie jeder weiß, in aller Veränderung der Witterung aushält, ſo folgt, daß ihm die ganze Welt offen ſteht, und daß er aus keiner Gegend ausgeſchloſſen ſeyn darf. Er iſt auch wirklich in allen vier Theilen der Welt anzutreffen. Wenn er ſich aber einmal in einem Lande niedergelaſſen, und daſelbſt ſeine Wohnung aufgeſchlagen hat, ſo verläßt er es nicht leicht, um in ein anderes zu ziehen. Er bindet ſich ſogar an das Horſt, welches er gebauet hat, und hält ſich viele Jahre hinter einander daſelbſt auf, wie wir ſchon gehöret haben.

Nach dieſen folget

Die Naturgeſchichte der Krähen.

Von den Arten der Krähen, giebt es nur zwo Gattungen, welche hieher gehören, nämlich die Rabenkrähe und die Nebelkrähe, welche Arten wir beſchreiben werden.

Die **Rabenkrähe, ſchwarze Krähe, der gemeine oder kleine Rabe,** (Corvus Corone Linn.) wenn ſie gleich in manchen Betracht ſehr von dem Raben, vorzüglich in Anſehung der Gröſſe und einiger natürlichen Gewohnheiten, unterſchieden iſt, ſo muß man doch, von einer andern Seite betrachtet, geſtehen, daß ſie viele Aehnlichkeit, ſowohl in ihrem Bau und Farbe, als auch im Naturtriebe,

mit

mit ihm gemein habe, und die Benennung der Rabenkrähe, welche in vielen Ländern gebräuchlich, rechtfertiget. Dieſe Rabenkrähen bringen den Sommer in Wäldern zu, wo ſie nur von Zeit zu Zeit heraus kommen, um für ſich und ihre Brut Nahrung zu ſuchen. Im Frühjahre ſind die Rebhühner-Eyer ihre hauptſächlichſte Nahrung. Sie ſind ſehr begierig darnach, und verſtehen ſo geſchickt ein Loch darein zu machen, daß ſie dieſelben mit der Spitze des Schnabels ihren Jungen bringen können. Da ſie ſehr viele Eyer verzehren, und nur wenige Augenblicke gebrauchen, die Hofnung einer ganzen Familie zu zerſtören, ſo kann man mit Recht ſagen, daß ſie ſehr ſchädliche, obgleich nicht ſehr blutgierige Raubvögel ſind.

Im Winter leben ſie mit der Nebel- und Saatkrähe zuſammen, und bey nahe auf derſelben Weiſe. Alsdenn ſieht man in den Bewohnten Gegenden zahlreiche Schaaren, von allen Krähenarten, welche ſich des Tages faſt, immer an der Erde aufhalten, und durch einander mit ſolcher Vertraulichkeit, unter den Heerden und Hirten herum irren, dem Tritte der Arbeiter folgen, und bisweilen auf den Rücken der Schweine und Schafe ſpringen, daß man ſie für zahme und für Hausvögel halten ſollte. Gegen die Nacht, begeben ſie ſich ins Holz zu groſſen Bäumen, welche ſie ſich zugeeignet zu haben ſcheinen, und welche einen Sammelplatz vorſtellen, dahin ſie des Abends von allen Seiten, bisweilen einige Stunden im Umkreiſe

kreiſe zuſammen kommen, und von da ſie ſich alle Morgen wieder zerſtreuen. Aber dieſe Lebensart, welche alle Krähenarten auf gleiche Weiſe führen, bekommt nicht allen gleich gut. Denn die Rabenkrähen und Mantelkrähen werden ſehr fett, dahingegen die Saatkrähen faſt immer mager ſind, und dieſes iſt nicht der einzige Unterſchied, der ſich unter dieſen Arten zeigt. Am Ende des Winters, welches die Zeit ihrer Liebe iſt, und da die Saatkrähen in ein ander Klima ziehen, um daſelbſt zu niſten, verlieren ſich die Rabenkrähen auch aus den Ebenen, aber ſie entfernen ſich nicht ſo weit. Die mehreſten nehmen ihre Zuflucht zu den groſſen Holzungen, welche nicht zu entfernt ſind. Alsdann zerreiſſen ſie das Band der allgemeinen Geſelligkeit, um eine innigere und ſanftere Vereinigung zu treffen. Sie trennen ſich zu zwey und zwey, und ſcheinen ſich in die Gegend, welches immer ein Wald iſt, zu theilen, ſo das jedes Paar ſein Gebiet behauptet, davon alle andere Paare ausſchließt, und ſich nicht anders, als wenn es Futter ſucht, davon entfernet. Man verſichert, daß dieſe ihr ganzes Leben hindurch gepaart bleiben; man behauptet ſo gar, daß wenn eine von beyden ſtirbt, das andere ihr getreu bleibet, und ihre übrige Lebenszeit in einen untadelichen Wittwenſtande zubringt. Das Weibchen kennt man an den Federn, welche weniger Glanz und Wiederſchein haben. Es legt fünf oder ſechs Eyer, brütet ohngefähr drey Wochen, und

in

in der Zeit bringt das Männchen ihr das Futter.

Herr von **Büffon** hat Gelegenheit gehabt, das Horſt einer ſchwarzen Krähe, welches ihm im Anfange des Julius-Monats gebracht wurde, zu unterſuchen. Man hatte es auf einer Eiche von acht Fuß, in einem Gehölze an einem Hügel, woſelbſt viele andere groſſe Eichen ſtunden, gefunden. Dieſes Horſt war zwey bis drey Pfund ſchwer. Es war von auſſen aus kleinen Zweigen und Dornen grob durch einander geflochten, und mit Erde und Pferdemiſt verbunden; inwendig war es ſehr weich und ſorgfältig aus Wurzelfäſerchen gemacht. Er fand ſechs ausgekrochene Junge darinnen; ſie lebten noch, obgleich ſie vier und zwanzig Stunden ohne Nahrung geweſen waren; ſie hatten noch keine offene Augen, man bemerkte gar keine Federn an ihnen, wenn man nicht die Flügelfedern, welche hervor ſchoſſen, rechnen will. Alle waren am Leib gelb und ſchwarz bund; die Spitze des Schnabels und der Klauen war gelb; die Winkel am Maule ſchmutzigweiß, das übrige an den Schnabel und den Füſſen war röthlich. Wenn ein Weihe oder ein Kirchenfalke, nahe bey dem Horſte kommen, ſo vereinigen ſich Vater und Mutter, dieſelben anzugreifen, und ſie ſtoſſen manchmal mit ſolcher Wuth auf ſie, daß ſie ihnen bisweilen mit dem Schnabel den Kopf ſpalten und ſie tödten. Sie ſchlagen ſich auch mit den Neuntödtern; aber dieſe viel kleinere Vögel ſind ſo muthig,

daß

daß ſie jene oft beſiegen, verjagen, und ihnen die ganze Brut nehmen. Die alten Naturkündiger verſichern, daß die ſchwarze Krähe ſowohl, als die Raben ihre Fürſorge für die Jungen viel länger, als bis dieſe fliegen können, fortſetzen. Dieſes kommt mir wahrſcheinlich vor; ich bin ſelbſt geneigt zu glauben, daß ſie ſich im erſten Jahre überhaupt nicht trennen; denn dieſe Vögel ſind gewohnt in Geſellſchaft zu leben, und dieſe Gewohnheit wird nur durch die Legezeit und die Folgen derſelben unterbrochen. Ehe ſie ſich alſo mit den Fremden zuſammen geſellen, werden ſie natürlich die ſchon gehabte Geſellſchaft, mit ihrer Familie lieber unterhalten und allen andern vorziehen. Die ſchwarze Krähe lernt, wie die Raben, ſprechen, und frißt wie dieſe, allerley; Inſekten, Würmer, Vogeleyer, Unrath, Fiſche, Samen, Früchte, und alle Speiſe ſchickt ſich für ſie. Sie verſteht auch die Nüſſe aufzubeiſſen, indem ſie dieſelben von einer gewiſſen Höhe fallen läßt. Sie beſucht auch die Schlingen und Fallen, und bedient ſich der Vögel welche ſie darinnen gefangen findet, ſie greift ſelbſt das kleine Wild an, welches matt oder verwundet geworden iſt. Dieſes hat in einigen Ländern, Leute auf die Gedanken gebracht, ſie zum Baizen zu erziehen, aber nach dem Vergeltungsrecht wird ſie der Raub des ſtärkern Feindes, als des Hühnergeyers, des Schuhu und andere. Die vornehmſten Türken halten Sperber, und andere Falken

auf

auf der Jagd; die andern vom geringern Stande halten ſich graue und ſchwarze Krähen, welche ſie mit unterſchiedlichen Farben bemahlen, ſie auf der rechten Hand tragen, und ſie einigemal houb, houb, rufen, bis ſie wieder zurück kommen, und ſich auf die Finger ſetzen. Man ſehe Voyage de Bender, par le Chevalier Belleville pag. 232. Die ſchwarze Krähe wiegt beynahe zwanzig Unzen; ſie hat zwölf gleiche Federn im Schwanze, und zwanzig in jedem Flügel, davon die erſte am kürzeſten, und die vierte die längſte iſt; die Länge der ausgebreiteten Flügel macht ohngefähr drey Fuß aus. Die Oefnung der Naſenlöcher iſt rund, und mit einer Art Borſten, welche nach vorne gerichtet ſind, bedeckt; der äuſſerſte Zehe iſt mit dem mittelſten an jeden Fuſſe bis zum erſten Gelenke verbunden. Die Zunge iſt eingeſchnitten, und ſogar ausgefaſert; der Magen wenig fleiſchigt; die Gedärme ſind vielfach gewunden, der Blindarm iſt einen halben Zoll lang; die Gallenblaſe iſt groß, und hat mit dem Darm-Canal durch einen doppelten Gang Gemeinſchaft. Endlich iſt der Grund der Federn, nämlich der Theil derſelben, den man von auſſen nicht ſieht, dunkelgrau. Weil dieſer Vogel ſehr ſchlau iſt, einen ſehr feinen Grund hat, und gemeiniglich in groſſen Schaaren fliegt, ſo kann man ihm ſchwerlich nahe kommen, und er geht nicht leicht in die Fallſtricke der Vogelſteller. Man bekommt bisweilen einige durch locken, da man

das Eulengeſchrey nachahmet, und Vogelleim auf die oberſten Baumzweige ſtreicht, oder wenn man ſie vermittelſt eines Schuhus oder andern Nachtvogels, welchen man an einem freyen Ort auf Vogelſtangen geſetzt hat, ſo nahe herbey lockt, daß man ſie mit der Flinte, oder gar mit dem Blaſerohr ſchieſſen kann. Man tödtet ſie auch, indem man ihnen Sumpfbohnen, nach welchen ſie ſehr begierig ſind, auswirft, wenn man vorher vorſichtig verroſtete Nadeln in denſelben angebracht hat. Aber die einfachſte Art ſie zu fangen, will ich noch erzählen, weil ſie den Naturtrieb des Vogels kenntbar macht. Man muß eine lebendige Rabenkrähe haben, dieſe befeſtigt man auf der Erde, ſo daß die Füſſe in die Höhe ſtehen, vermittelſt zweyer Haken, welche ſie an beyden Seiten über den Anfang der Flügel faſſen.

In dieſer ängſtlichen Lage bewegt ſie ſich, und ſchreyet ohne Aufhören, und die andern Krähen unterlaſſen nicht, auf das Geſchrey von allen Orten zuſammen zu kommen, um ihr Hülfe zu leiſten; die Gefangene aber ſucht ſich an alles zu hängen, um aus den Handel zu kommen, und umfaßt mit ihren Klauen und dem Schnabel, welche man ihnen frey gelaſſen hat, alle die ſich ihr nähern, und liefert ſie auf die Art dem Vogelfänger. Man fängt ſie auch mit Papierduten, welche mit rohem Fleiſch angefüllt ſind; wann die Krähe den Kopf hinein ſteckt den Köder, welcher am Grunde liegt, zu faſſen, ſo klebt der Rand

der Dute, welchen man mit Bedacht vorher mit Vogelleim beſtrichen hat, an den Halsfedern, und hüllt den Kopf ein; wie wir ſchon oben bey den Raben geſagt haben. Die Krähe, welche ſich nicht von dieſer beſchwerlichen Kopfbinde, welche ihr die Augen gänzlich bedeckt, befreyen kann, hebt ſich beynahe ſenkrecht, in der ſchicklichſten Richtung die Anſtöſſe zu vermeiden, in die Luft ſo hoch, bis ſie entkräftet, aus Mattigkeit immer ſehr nahe an den Ort, wo ſelbſt ſie gefangen ward, herunter fällt. Ueberhaupt, obgleich dieſe Krähen weder einen leichten noch ſchnellen Flug haben, ſo ſteigen ſie doch bisweilen ſehr hoch, und wenn ſie einmal ſo hoch gekommen ſind, ſo halten ſie ſich daſelbſt lange Zeit, und wenden ſich oft herum.

Die **Nebelkrähe, graue Krähe, Schildkrähe, Holzkrähe,** (Corvus Cornix.) unterſcheidet ſich leicht von der Raben- und von der Saatkrähe, durch die Farbe ihrer Federn; der Kopf, Schwanz und die Flügel, ſind ſchön ſchwarz, mit bläulichen Wiederſchein. Dieſes Schwarze iſt gleichſam abgeſchnitten, von einer Art aſchgrauen Mantel, welcher ſich von oben und unten, von den Schultern bis zu Ende des Leibes erſtreckt; wegen dieſer Art von Scapulär oder Mantel, haben die Italiener dieſe Krähe Monacchia, die Nonne, und die Franzoſen die Mantelkrähe (Corneille mantelée) genannt.

Sie fliegt nicht in ſo groſſen Schaaren, wie die Saatkrähe, und horſtet auch nicht ſo in Geſellſchaft, wie dieſelbe, wiewohl mehrere zuſammen des Sommers im Acker, an den Ufern u. ſ. w., und des Winters in Dörfern und Städten, ihre Nahrung ſuchen.

Die **Nebelkrähe** iſt im nördlichen Deutſchland einer der gemeinſten und bekannteſten Vögel. Man hält ſie verächtlich und häßlich. In den ſüdlichen Ländern, woſelbſt ſie ſelten iſt, könnte man ſie wohl für ſchön halten. Denn die ſanfte aſchgraue Farbe ihres Leibes ſticht gut, gegen die glänzende ſchwarze Farbe des Kopfs und der Glieder ab.

Die graue **Krähe** iſt gröſſer als die ſchwarze und als die Saatkrähe. Des Frühjahrs vertheilen ſie ſich paar weiſe, und bauen ihre Horſte aus kleinen Zweigen und Reiſern, in den Aeſten der Bäume, ohngefähr wie die Rabenkrähe und Raben. Aber nie habe ich mehr als ein Horſt auf einem Baum oder in nahe ſtehenden Bäumen geſehen, und darinn ſind ſie den Raben ähnlicher als den Saatkrähen. Sie wählen dazu auch nicht, wie dieſe, hauptſächlich hohe Bäume mit einen aſtloſen Stamm, ſondern bauen oft im Gehölze auf niedrigen Eichen und andern Bäumen, und ſelbſt in den krauſen Apfelbäumen, der Obſtgärten, nahe bey den Häuſern. Sie werden aber gemeiniglich daſelbſt zerſtöret, weil die Knaben leicht hinzu kommen können, und weil ſie kein Mitleid gegen einen Vogel haben, wel-

cher

cher ihnen die Küchlein nimmt. Ihre Eyer ſind gröſſer als Taubeneyer, etwas mehr länglich, als die Eyer der Saatkrähen, und haben feine braune Striche und Flecken, auf einem hellgrünen Grunde. Sie legen vier bis ſechs Eyer, welche nicht immer eine gleiche Farbe und Figur haben, denn oft liegt ein weißliches Ey unter den grünlichen, und oft iſt das eine Ey an einem Ende viel ſpitziger, als die übrigen. Die alten Krähen ſchleppen ihren Jungen im May und Junius, wohl junge unbefiederte Hühner und Enten lebendig ins Horſt, und verſorgen ſie mit Mäuſen, Gewürmen, Fiſchen, Muſcheln und Schnecken. Sie ſollen auch die Eyer der Lerchen, Rebhühner und anderer Vögel freſſen. Sie gehen gern auf feuchten Wieſen, an den Flüſſen und Ufern des Meers, um Schnecken und Muſcheln zu ſuchen. An der Oder bey Brieg horſten dieſe Krähen im Holze, und man hat oft geſehen, wie begierig ſie die vom Fluſſe auf den Sand geworfenen gemeine Miesmuſcheln (Mytulus edulis, Linn.) ſammleten, und jedesmal mit denſelben zum Baum flogen, die Schalen aber alsdenn fallen lieſſen, und wieder zum Fluß kamen. Wenn die Jungen ausgeflogen ſind, halten ſie ſich auf dem Felde, doch noch ſehr bey den Alten, auf, und laufen ihnen mit einem Gepfeife nach, als wenn ſie noch Futter von denſelben verlangten. Sie brüten des Jahrs zweymal. (Fiſcher Naturgeſchichte von Livland). Des Sommers fehlt es ihnen nicht

leicht auf dem Felde an Nahrung, aber im Herbſt verſammlen ſie ſich, als wenn ſie wegziehen wollten, und mögen ſolches auch wohl zum Theil thun. Oft wälzen ſie ſich dann in der Luft, und verfolgen ſich einander. Man glaubt, alsdenn werde Sturm und Regenwetter erfolgen. Sie kommen alsdenn mit dem gröſsten Vertrauen in die Städte und Dörfer, und halten ſich die mehreſte Zeit daſelbſt auf. Sie ſammlen die Knochen von den Gaſſen von den Thieren, fliegen damit auf die Dächer oder nächſten Bäume, pflücken mit dem Schnabel das Fleiſch oder die Knorpel ab, und laſſen die Knochen oft, zum Verdruß der Blumen-Liebhaber, häufig in die Gärten fallen. Alsdann ſuchen ſie auch auf den Miſthöfen die Getreidekörner aus dem Pferdemiſt, freſſen wohl mit den Hühnern und Schweinen das ihnen gegebene Futter, und ſetzen ſich dieſem ganz vertraut auf den Rücken. Sie ziehen auch wohl einige Kornähren unter dem Dache der Scheunen hervor. Wenn man ſo viel Korn gebauet hat, das man nicht allein in Scheunen laſſen kann, ſondern es in ſogenannten Mieten ſetzt, und nicht frühe ausdreſſen kann, ſo pflegen die Krähen des Winters gerne das Korn auszupflücken. Zur Erndtezeit ziehn ſie aber noch Inſeckten und andere Thiere dem Getreide vor; ja ſie lieben im Herbſt noch ſehr die Birnen, verzehren viele davon, und pflücken noch mehrere ab. Auch die Wallnüſſe pflücken ſie, und öffnen dieſelbe beynahe wie die Muſcheln. Sie ver-

verfolgen gerne den Falken, wenn er ſeinen Raub hat, um das übrig gelaſſene zu verzehren. Sie verfolgen auch ſelbſt ſchwache verwundete Vögel, müdgehetzte Haſen, und jagen dieſen oft ſelbſt, indem ſie ihn vereinigt von allen Seiten angreiffen, daß er nicht weis wohin er laufen ſoll; doch geſchieht ſolches nicht leicht, wenn er nicht ſchon verwundet, oder ſehr jung iſt. Aas riechen ſie weit, freſſen es gerne, und verzehren bald in Geſellſchaft von Raben, Hunden und Schweinen, ein geſtorbenes Pferd oder Rind. Auch der Menſch, wenn er am Galgen oder Rade geſtorben iſt, dient ihnen zur Nahrung. Man hat desfalls einen Eckel für ſie, und itzt ſie niemals; ſelbſt den Hunden ſind ſie äuſſerſt widerlich; man kann die wenigſten Vorſtehhunde dahinbringen, daß ſie eine Krähe weit trügen und brächten, da ſich doch einige derſelben nicht ſcheuen den Igel, der ihnen doch das Maul beſchädigt, dem Herrn zu bringen. Es ſcheinet die Ausdünſtung der Raubvögel, der Raben und Krähen, den Hunden ſo unangenehm zu ſeyn. Auch die Federn der Krähen gebraucht man nicht ſehr. Der gemeine Mann glaubt zum Theil, man könne auf Betten, welche mit denſelben geſtopft wären, nicht ſanft ſterben, welches aber ein allzu groſſer Aberglaube iſt. Ihre Federn auf dem Leibe ſind weich, und liegen ziemlich locker auf denſelben, ſo, daß der Wind ſie oft aufrichtet. Desfalls ſitzen die Krähen vielleicht bey ſtarken Winde

gern ſo, daß ſie den Kopf gegen den Wind kehren, und daran kann man oft ohne Wetterhan ſehen, woher der Wind kommt.

Dieſe Krähe hat eine unangenehme heiſere Stimme, und kommt der Stimme der ſchwarzen, nicht der Saatkrähe am nächſten. Mit jener hat ſie auch ſehr viele Aehnlichkeit in ihren übrigen Sitten, und das mehreſte, was die Alten von der ſchwarzen Krähe beobachtet haben, paßt auch auf dieſe graue Krähe. Wenn ſie ſitzt und ſchreyet, beugt ſie den Kopf und Hals, bey jedem Geſchrey, nieder, als wenn ſie eine Verbeugung machte. Sie hüpft ſelten, ſondern ſetzt einen Fuß wechſelsweiſe vor dem andern, oder geht ordentlich, wodurch ſie ſich von der Elſter unterſcheidet, die übrigens beynahe ſo zahm, und von ähnlicher Nahrung, wie die Krähe im Winter, in und bey den Dörfern, lebt. Wenn es des Winters dunkel wird, verſammlen ſich die grauen Krähen aus mehrern Dörfern, auf gewiſſe Bäume, und ziehen von da oft ganz ſpät, wenn es beynahe finſter iſt, noch einige Meilen bis zur Stadt, woſelbſt ſie auf den Kirchen und Dächern hoher Giebelhäuſer ſchlaffen. Im Frühjahre wenn das Waſſer vom Eiſe frey wird, ſitzen ſie häufig auf dem Rande des Eiſes, und an den Ufern, um Würmer, Schnecken, todte Fiſche und dergleichen zu ſammlen. Sie kommen denn auch weniger auf die Miſthöfe, ſondern vertheilen ſich auf dem Felde. Wenn der Acker im Herbſt oder Frühjahr gepflügt wird, folgen ſie häufig dem Pflug nach, und ſind die vertrauteſten Geſellſchafter der Ackerleute, um die

Larven der Inſekten (Scarabaeus Melolontha &c.) zu ſammlen, und **Linné** hat ganz recht, wenn er ſie in dieſen Stück für nützliche Thiere hält, beſonders da ſie die Wieſen eben ſo von den ſchädlichen Raupen (Phalaena graminis) reinigen. Sie thun dieſes mehr als die Saatkrähen, und freſſen nicht ſo viel Getreide als dieſe. Sie freſſen auch Aas, welches die Saatkrähen nicht thun, dabey thun ſie aber auch auf der andern Seite mehr Schaden als jene. In Sachſen ſollen ſie ſchon ſelten horſten. In Thüringen iſt ſie nicht allenthalben; am Saalſtrome iſt ſie eine Seltenheit, und wird nur einzeln, zuweilen im Winter unter den ſchwarzen Krähen entdeckt. Da hingegen an der Unſtrut und um Frankenhauſen, ganze Schaaren derſelben auf den friſch geackerten Feldern, ſonderlich im Herbſte, anzutreffen ſind, unter welchen ſich die ſchwarzen Krähen gleichfalls nur einzeln und ſelten, ſehen laſſen. Nach **Günthers** Bericht, "Scopoli Vögel pag. 31. (q).

Briſſon giebt die Ausmeſſung dieſer Krähe folgendermaſſen an: Sie iſt ohngefähr ſo dick wie die gemeine (ſchwarze) Krähe, und einen Fuß, fünf Zoll, zehn Linien lang. Der Schnabel zwey Zoll; der Schwanz ſieben Zoll, der mittlere Zehe mit der Klaue einen Zoll zehn Linien. Die ausgebreiteten Flügel machen von einer Spitze zur andern, zween Fuß, eilf Zoll, ſechs Linien. Die zuſammen gelegten Flügel reichen faſt bis ans Ende des Schwanzes.

Sie bauen ihre Horſte ſo feſte, daß man ſie mit Schrot nicht leicht durchſchieſſen kann. Sind die Bäume, worauf ſie horſten, Eichen oder andres Laubholz, ſo ſind die Horſte leicht zu ſehen, auch die darauf ſitzenden Krähen an dem hervorragenden Schwanze zu erkennen, und man kann alsdann mit einer Bürſchbüchſe die Alte auf den Eyern todt ſchieſſen, indem die Kugel durch das Horſt bis zu ihr dringt. In Nadelhölzern aber findet dieſes nicht ſtatt, und man wird finden, daß in Gegenden, wo abwechſelnd Nadel- Eichen und andere Laub-Waldungen auf einem Reviere ſtehen, ſie faſt einzig und allein auf Nadelbäumen horſten, weil ſie daſelbſt ungeſehner und ungeſtörter ihre Brut verrichten können. Daher ſchieſſen manche Jäger, die jungen Krähen, wenn ſie aus dem Horſte ſteigen, und auf den Aeſten herum zu flattern anfangen, mit einer Windbüchſe. Dieſes iſt ein hierzu ſchicklicheres Gewehr, als eine ſcharfe Flinte, weil die jungen Krähen durch den Knall nicht erſchreckt werden, und es ruhig abwarten, wie eine nach der andern von demſelben Baume herabgehohlt wird; bey dem Schieſſen mit der Flinte geſchieht das nicht, die übrigen jungen Krähen fliegen gleich bey dem erſten Schuß davon, und ſind, beſonders in bergichten und dick bewachſenen Waldungen, alsdann ſchwer wieder zu finden. So dreiſt die Krähen an den Orten ſind, wo ſie keine Gefahr zu befürchten haben, ſo vorſichtig und ſcheu werden ſie, ſo bald

ſie einige Nachſtellung argwöhnen, und ſind nicht leicht in Menge auf der Krähenhütte zu ſchieſſen.

Nun folget

Die Naturgeſchicht der Elſter.

Die **Elſter**, Aelſter, Atzel, Hetſche, Schalaſter, Aegerſt, Agelaſte, Agaſter, Ackerluſter, Häſter, Heiſter, Egeſter, Aſter, Heze, (Corvus pica, Linn.) hat ſo viele Aehnlichkeit mit der Krähe, daß Linné ſie alle beyde unter ein Geſchlecht bringt, und daß man nach dem Belon, nur nöthig hat, der Elſter den Schwanz abzukürtzen, und ihr das Weiſſe ihrer Federn zu benehmen, um aus derſelben eine Krähe zu machen.

In der That hat die Elſter den Schnabel, die Füſſe, Augen, und die ganze Geſtalt der Krähen und Dohlen; ſie hat auch noch viele andere innerliche Aehnlichkeiten, in ihren Naturtrieben, Sitten und Gewohnheiten, mit ihnen gemein; denn ſie frißt allerley, lebt von mancherley Früchten, geht das Aas an, raubet Eyer, und die Jungen der ſchwachen Vögel, bisweilen ſelbſt die Alten derſelben, entweder, wenn ſie dieſelben in den Schlingen findet, oder wenn ſie dieſelben offenbar mit Gewalt angreift. Wenn es ihnen zur Winterszeit an Fraß fehlet, ſo ſuchen ſie die Schlupfwinkel der Sperlinge ſehr liſtig auf, und wiſſen ſie allda hervor zu ziehen. Sie ſollen auch Rebhühner, Haſen und dergleichen Wildpret anfallen. Scopoli

ſagt zwar, ſie leben mit Hühnern und Finken-arten geſellſchaftlich. Das thut des Winters die graue Krähe auch wohl auf den Miſthöfen. Es ſind dieſe Vögel den Krähen und Elſtern auch zu groß, oder zu geſchwinde, als daß ſie dieſelben greifen könnten. Zur Brutzeit aber nehmen ſie junge und ſchwache Vögel, oder überfallen die Kleinen. Man hat geſehen, daß ſie auf eine Amſel fiel, und ſie verzehrte; eine andere nahm einen Krebs, welcher ihr aber zuvor kam, und ſie mit ſeinen Scheeren erwürgte u. ſ. w. Man ziehet aus ihrer Begierde zu dem Fleiſch lebendiger Thiere Nutzen, indem man ſie, wie die Raben, zur Jagd abrichtet. Sie bringen den Frühling gewöhnlich mit dem Gatten gepaart, und mit dem Brüten und deſſen Folgen beſchäftigt, zu. Des Winters fliegen ſie haufenweiſe, und nähern ſich um ſo mehr den bewohnten Oertern, als ſie daſelbſt mehr Zugang zum Lebensunterhalt finden, und die ſtrenge Witterung ihnen dieſe Zuflucht nothwendiger macht. Sie gewohnen leicht unter den Menſchen, werden oft ſo zahm, daß ſie ins Haus kommen, und endlich gleichſam darinn herrſchen. Ich kenne eine Elſter, welche Tag und Nacht mitten unter Katzen zubrachte, und dieſelben zu betrügen wuſte. Sie ſchwatzt beynahe wie die Krähe, und lernt auch die Stimme anderer Thiere, und die Wörter der Menſchen nach zu machen.

Die Elſter hat oft eine ſchwarze Zunge, wie der Rabe; ſie ſpringt auch wie die Krähe

und

und Dohle, um Würmer zu ſuchen, auf den Rücken der Schweine und Schafe, doch mit dem Unterſchiede, daß die Schweine dieſen Dienſt mit Dank annehmen, ſtatt die Schafe, welche ohne Zweifel empfindlicher ſind, es zu fürchten ſcheinen. Sie erhaſcht ſehr geſchickt die Fliegen und andere geflügelte Inſekten, welche ihr zu nahe kommen.

Man fängt die Elſter mit denſelben Fallſtricken und auf dieſelbe Art, wie die Krähen, und man bemerkt an ihr dieſelben böſe Gewohnheiten, zu ſtehlen, und ſich einen Vorrath von Futter zu ſammlen, auch ſtehlen ſie alle glänzende Sachen, und verbergen ſolche. Dieſe Gewohnheiten ſind bey unterſchiedenen Thierarten faſt immer mit einander verbunden. Man glaubt auch, daß ſie Regen anzeige, wenn ſie mehr als gewöhnlich ſchreyet. In andern Betracht, weicht ſie durch ſehr viele Unterſchiede von dem Raben- und Krähen-Geſchlechte ab. Sie iſt viel kleiner, ſelbſt kleiner als die Dohle, und wiegt nicht mehr als acht bis neun Unzen; ſie hat viel kurzere Flügel im Verhältniß, und einen viel längern Schwanz, folglich iſt ihr Flug nicht ſo hoch und nicht ſo anhaltend; ſie unternimmt auch keine weite Reiſen, und fliegt kaum weiter, als von einem Baum zum andern, oder von einem Thurm zum andern. Beym Fliegen muß die Länge des Schwanzes die Kürze der Flügel erſetzen. Wenn ſie ſich auf die Erde geſetzt hat, iſt ſie immer in Bewegung, und macht eben ſo viel

viel Sprünge als Schritte; ſie macht auch mit dem Schwanze eine ſchnelle und faſt beſtändige Bewegung, wie die blaue Bachſtelze. Ueberhaupt zeigt ſie mehr Unruhe und Beweglichkeit als die Krähen, auch mehr Schalkheit und Neigung zum Spott. Sie gebraucht auch mehr Verbindungen und Baukunſt bey ihrem Horſte, es ſey nun, daß ſie in den Gatten verliebter, und daher auch zärtlicher gegen ihre Jungen iſt, welches gewöhnlich bey den Thieren von ſolcher Gattung gilt; oder, daß ſie weis, daß viele Raubvögel ſehr begierig nach ihren Eyern und Jungen ſind; und dieſes um ſo mehr, da einige derſelben nur das Vergeltungsrecht gebrauchen würden. Sie gebraucht deſto mehr Vorſichtigkeit, je mehr ſie die Jungen liebt, und je mehr dieſelben in Gefahr ſind; ſie legt ihr Horſt hoch in groſſen Bäumen, oder wenigſtens oben in einem Geſträuche an, und unterläßt nichts, um es feſt und ſicher zu machen; mit Hülfe des Gatten befeſtigt ſie es äuſſerlich mit beugſamen kleinen Zweigen, und Mörtel, aus naß gemachter Erde, und bedeckt es ganz mit einem Gitter, aus einer Art Geſträuch mit kleinen Dornen, welches ſie wohl durch einander flicht; ſie läßt darinn keine andere Oeffnung als an der Seite welche am beſten vertheidigt iſt, und bey der man am wenigſten ankommen kann, und welche nothwendig iſt, um dadurch aus und ein zu kommen. Ihr Fleiß und ihre Vorſichtigkeit ſchränckt ſich nicht bloß auf die Sicherheit

ein,

ein, ſondern erſtreckt ſich auch auf die Bequemlichkeit, denn ſie verſehen es am Grunde mit einer Art von Polſter, damit ihre Jungen weicher und wärmer darinn ſeyn können. Obgleich dieſes Polſter, welches das eigentliche Horſt iſt, nicht mehr als ohngefähr ſechs Zoll im Durchmeſſer hat, ſo macht doch die ganze Maſſe, das Auſſenwerk und die dornichte Decke mit gerechnet, wenigſtens zween Fuß aus. Alle dieſe Vorſicht iſt für ihre Liebe oder Mistrauen noch nicht hinreichend; ſie hat immer ein wachſames Auge auf das gerichtet, welches drauſſen vorgeht. Sieht ſie eine Krähe ankommen, ſo fliegt ſie ihr gleich entgegen, fällt ſie an, und verfolgt ſie ohne Nachlaß, mit groſſem Geſchrey, bis ſie den Zweck, ſie zu vertreiben, erreicht hat. Iſt es ein anſehnlicher Feind, ein Falke, ein Adler, ſo hält ſie die Furcht doch nicht zurück, ſondern ſie unterſteht ſich, denſelben mit einer Kühnheit anzugreifen, welche nicht immer glücklich iſt. Man muß doch geſtehen, daß bisweilen ihr Betragen überlegter ſey, wenn es anders wahr iſt, was man erzählt, daß, wenn ſie einen Menſchen das Horſt aufmerkſam betrachten geſehen hat, ſie die Eyer wegtrage, es ſey nun zwiſchen den Klauen, oder auf eine andere noch unglaublichere Weiſe. Das, was die Jäger von ihrer Rechenkunſt erzählen, iſt kaum weniger befremdend, obgleich dieſe ihre Wiſſenſchaft ſich nicht weiter, als auf die Zahl Fünfe erſtreckt. Denn die Jäger behaupten, daß,

wenn

wenn die Elſter einen Menſchen in die Hütte, welche am Stamm des Baums, auf welchem ihr Horſt gebauet iſt, gehen ſieht, ſie nicht eher in ihr Horſt gehe, bevor ſie den Menſchen habe aus der Hütte gehen geſehen; daß, wenn ſie zu betrügen zween Menſchen in die Hütte gegangen ſind, und nur einer heraus gekommen iſt, ſie ſolches ſehr gut merke, und nicht eher zu dem Horſte gehe, bis der andere auch aus der Hütte gekommen ſey; daß ſie es eben ſo bey drey, vier, ja noch bey dem fünften mache, daß aber, wenn ſechs hinein gegangen ſind, der ſechſte darinn bleiben könne, ohne daß ſie ihn daſelbſt vermuthe. Hieraus würde folgen, daß die Elſter einen klaren Begriff von der Reihe der Einheiten, und von der Verbindung derſelben, bis zu ſechs, hätte; und man muß geſtehen, daß bey dem Menſchen der klare Begriff in einem Augenblick beynahe eben ſo begränzt ſey.

Sie legt ſieben bis acht Eyer zu jedem Ausbrüten, und brütet nur einmal des Jahrs, wenigſtens, dann, wenn man ihr Horſt nicht zerſtöret, oder in Unordnung bringt, in welchem Falle ſie, ſogleich ein anderes zu machen anfängt, und das Paar arbeitet alsdann ſo eifrig, daß derſelbe wenigſtens in einem Tage fertig iſt; darauf legt ſie zum zweytenmal, vier bis fünf Eyer; und wenn ſie wieder geſtört wird, ſo macht ſie das dritte Horſt, welches den beyden vorigen ähnlich iſt, und legt zum drittenmal, aber immer weniger Eyer. Ihre Eyer ſind kleiner als die Dohleneyer, auch

läng-

länglicht und lauffen ſpitzig zu. Am Grunde fallen ſie mehr ins Grüne als ins Weiſſe, und ſind, durchgängig, mehr aber am ſtumpfen Theil, mit braunen Streiffen und Dupfen überzogen.

Die jungen Elſtern kommen blind, und beſchwerlich aus dem Eye. Sie bekommen ihre Entwickelung und vollkommene Geſtalt nur allgemach und nach einiger Zeit; die Mutter erzieht ſie nicht allein ſorgfältig, ſondern ſetzt ihre Fürſorge für dieſelben noch lange nachher, wenn ſie ſchon groß geworden ſind, fort. Ihr Fleiſch giebt eine mittelmäſſige Speiſe ab, obgleich man überall weniger Widerwillen gegen daſſelbe, als gegen die jungen Krähen, hat.

Was den Unterſchied der Farbe ihres Gefieders anlangt, ſo halten wir denſelben nicht für etwas weſentliches dieſer Art Vögel, weil man unter den Raben, Krähen und Dohlen welche findet, die eben ſo ſchwarz und weißbunt ſind, als die Elſter. Man kann aber doch nicht läugnen, daß bey den eigentlichen Raben, Krähen und Dohlen, nicht die ſchwarze Farbe, und bey den Elſtern nicht die ſchwarz und weißbunte, die gewöhnliche ſey; und daß, wenn man ſie wohl ganz weiſſe Elſtern, als weiſſe Raben und Dohlen geſehen hat, es auch nicht ſehr ſelten ſey, daß man ganz ſchwarze Elſtern antrift. Auch darf man nicht glauben, daß das Schwarze und Weiſſe, als die Hauptfarben der Elſter, die Vermiſchung der andern gänzlich ausſchlieſſe. Wenn man ſie nahe und

im

im gewiſſen Lichte betrachtet, ſo ſieht man Schattirungen von Grün, Purpurfarbe und Violet, und man erſtaunt, ein ſo ſchönes Gefieder, bey einem Vogel, welcher in dieſem Betracht ſo wenig berühmt iſt, zu ſehen. Aber man weis nicht, daß bey dieſem Geſchlecht, ſo gut wie bey andern, die Schönheit eine äuſſerliche vergängliche Eigenſchaft ſey, welche gänzlich von dem Geſichtspunkt abhängt. Das Männchen iſt von dem Weibchen durch den ſtärkern blauen Wiederſchein oben am Körper, und nicht durch die ſchwarze Zunge, wie einige glauben, unterſchieden.

Die Elſter iſt, wie alle andere Vögel, dem Mauſern unterworfen, aber man hat bemerkt, daß ihre Federn nur allmählig, und eine nach der andern, ausfallen, ausgenommen die Kopffedern, welche alle mit einmal ausfallen, ſo daß ſie alle Jahre zur Mauſerzeit kahlköpfig iſt. Die Jungen bekommen ihren langen Schwanz erſt in dem zweyten Jahre, und wahrſcheinlich ſind ſie nicht eher, als in dieſem Zeitpunkt, ausgewachſen.

Alles was ich über das Alter der Elſter bemerkt finde, iſt, daß **Derham** eine aufgezogen hat, welche über zwanzig Jahre lebte, welche aber in dieſen Jahren ganz blind für Alter war.

Dieſer Vogel iſt ſehr gemein in Deutſchland, Frankreich, England, Schweden und ganz Europa, ausgenommen in Lappland, und den Gebirgsgegenden, woſelbſt er ſelten iſt.

Hier-

Hieraus könnte man ſchlieſſen, daß er eine ſtarke Kälte ſcheue.

Ich will die Geſchichte der Elſter mit einer kurzen Beſchreibung beſchlieſſen, welche bloß die Gegenſtände betrift, welche die Abbildung dem Auge gar nicht, oder wenigſtens nicht deutlich genug vorſtellen kann.

Sie hat zwanzig Federn in jedem Flügel, von welchen die erſte ſehr kurz iſt, und die vierte und fünfte am längſten ſind. Im Schwanze ſind zwölf ungleich lange Federn, welche immer an Länge abnehmen, je weiter ſie von den beyden mittelſten, welche die längſten ſind, entfernt ſtehen. Die Naſenlöcher ſind rundlich; die Augenlieder inwendig mit einem gelben Flecken gezeichnet, die Spaltung des Rachen am Rande von Borſten ſtachlicht, die Zunge ſchwarz und geſpalten; die Gedärme zween und zwanzig Zoll, und der Blinddarm einen halben Zoll lang; der Schlund iſt weit, und da wo er mit dem Magen verbunden iſt, ein wenig muskelartig, die Milz länglich, und gewöhnlich iſt eine Gallenblaſe zu ſehen.

Die Nachtvögel oder das Eulengeſchlecht, welche nach der im Anfang gemachten Eintheilung folgen, ſind ebenfalls ſchädliche Raubvögel, die ihren Raub nur des Nachts verrichten. Die bey uns horſtende ſind, folgende fünf Arten:

1) Der **Schuhu**, oder **Buhu**.

2) Die **groſſe grau** oder **braune Eule mit ſchwarzen Augen ohne Hörner**, oder die **Nacht-Eule**.

3) Die kleine gelbe Eule mit Hörnern und gelben Augen.

4) Die Perl-Eule.

5) Das Käutzchen, iſt die kleinſte unter den Nachtraubvögeln, und wenig ſtärker als eine Wachtel.

Nun wollen wir auch die Naturgeſchichte von dieſen Arten beſchreiben und folgt alſo

Die Naturgeſchichte des Schuhus.

Der Schuhu, Buhu, Schuffut oder Uhu, (Strix bubo) iſt der gröſte aller Nacht-Raubvögel, und kommt dem Adler an Gröſſe bey, hat aber eine geringere Ausdehnung der Flügel. Dieſe ſind auch an der Spitze breiter, weil die langen Schwingfedern mehr von gleicher Länge, als bey den Tagvögeln ſind, und iſt dieſes vielleicht die Urſache, daß er ſich in der Luft mit den Flügeln fort bewegt, ohne daß man das mindeſte Geräuſche höret. Der Allweiſe Schöpfer, der den Bau jedes Thieres ſo eingerichtet hat, daß er ſeinen Bedürfniſſen vollkommen angemeſſen iſt, hat dieſe Eigenſchaft allen Nachtvögeln gegeben, und ſie dadurch in den Stand geſetzt, deſto beſſer ihren Raub im Finſtern verrichten zu können, da man ſie nicht höret; wobey ſie denn auch, wie bekannt, den Vortheil haben, daß ſie im Finſtern ſo gut, wie die andern Geſchöpfe bey Tage ſehen können. Sie haben ſehr groſſe Augen und ſehr groſſe Augäpfel, und können mit einem dünnen Häutchen, die Augen ſchlieſſen,

auch noch den Augapfel, wie die Katzen, wenn ſie in der Sonne oder bey einem hellen Lichte ſitzen, zuſammen ziehen, doch mit dem Unterſchiede, daß er nicht länglich, ſondern rund erſcheinet. Hierdurch ſind ſie im Stande bey Tage ſo gut wie des Nachts zu ſehen, ob es gleich ſcheinet, daß dieſes zuſammenziehn des Augapfels für das Eulengeſchlecht unnatürlich, und eine mehr unangenehme Empfindung bey ihnen wirken muß, als es bey den Katzen zu thun das Anſehen hat, weil die Eulen den Tag über mehrentheils in hohlen Bäumen oder in dunkeln Winkeln, der alten Gemäure und Thürme zubringen, dahingegen die Katzen mit Vergnügen in der Sonne ſitzen, und am hellen Tage eben ſo viel herum lauffen, und ſich ſehen laſſen, als andere Thiere. Noch einiger Eigenſchaften die der Schuhu mit allen übrigen Nachtraubvögeln gemein hat, zu erwähnen, ſo hat er an beyden Seiten ſeines groſſen runden Kopfes, groſſe Oeffnungen oder Ohren, die er auf- und zuſchlieſſen kann, welches keine andere Art Vögel zu thun im Stande ſind. Ferner finden wir, daß die Natur dieſe Vögel eben ſo ſorgfältig gegen die Kälte verwahret hat, als es diejenigen Raubvögel ſind, die aus kalten Ländern zu uns herüber zu ſtreichen pflegen. Sie hat ſie nämlich mit einer Bedeckung von Daumen oder Pflaumenfedern unter den groſſen Federn bekleidet, die weit dichter, als bey allen andern Vögeln iſt, und daher undurchdringlich für die ſtrenge Luft, in den

kälteſten Nächten ſeyn muß. Dieſe Bedeckung erſtreckt ſich den ganzen Fang herab, bis auf die äuſſerſten Spitzen der Zehen, dergeſtalt, daß nur blos die Klauen frey bleiben. Sie haben zwar wie alle Raubvögel, drey Zehen vorne und einen hinten, indeß können ſie auch noch die eine aufwärts ſtehende Zehe, zu der hintern zurück legen, und erſcheinen alsdenn wie die Spechte mit zwo Klauen, vorne und zwo hinten. Dieſe Einrichtung der Zehen giebt ihnen den Vortheil, daß ſie ſich mit den einem Fang feſt genug an die Bäume, und am Gemäuer anhalten können, wenn ſie mit dem andern in die Löcher greiffen, um die Vogelneſter mit alten und jungen Vögeln heraus zuziehen. Nachdem ich dieſe Eigenſchaften, die der Schuhu mit allen Nacht-Raubvögeln gemein hat abgehandelt, wollen wir nunmehr zu der beſondern Beſchreibung dieſes Vogels ſchreiten.

Gleich bey dem erſten Anblick fällt ſein groſſer Kopf, ſeine groſſen mit einem breiten orangefarbenen Reifen umgebene Augen, und die über denſelben ſtehende lange Federn, die er wie Hörner in die Höhe richten kann, in die Augen. Der Kopf iſt braun in gelb ſchattiret, und mit kleinen ſchwarzen Flecken eingeſprengt. Dieſe Farbe erſtreckt ſich auch mit einigen Abwechſelungen über den ganzen Vogel. Auf den Rücken iſt er dunkelgelb, mit langen braunen Flecken, der obere Theil der Bruſt iſt eben ſo gezeichnet, unterhalb derſelben aber in weißliche verwachſen, und die langen braunen Flecken

cken werden ganz ſchmal, und ſind mit kleinen ſchwarzen Querſtrichen gezieret. Die Flügel ſind, ſo wie die Schwingfedern, dunkelbraun mit ſchwarzen Flecken, wobey denn aber der obere Theil der Flügel einige Reihen weiſſer mit ſchwarz, braun und gelb eingeſprengter Federn hat. Der Schwanz iſt von eben der Farbe, die Fänge aber gelblich braun.

Das Männchen des Schuhu iſt, wie bey allen Nacht- und Tagraubvögeln, um ein vieles kleiner als das Weibchen. Beyde aber bleiben das ganze Jahr bey uns, in den einmal von ihnen erwählten Gegenden, worunter groſſe Waldungen, felſigte Gebirge und alte verfallene Gemäure für ſie die angenehmſten ſind. Sie ernähren ſich daſelbſt nicht allein vom Raube lebendiger Thiere, worunter ſie alte und junge Haſen und alles Federwildpret wegnehmen, ſondern auch vom Aaſe. Sie haben einen groſſen und weiten Rachen, und verſchlingen die kleinen Vögel, die Mäuſe, die Fröſche, die man ihnen giebt, ganz, wie ſie ſind mit Haut und Haar. Nach einigen Stunden bringen ſie alsdenn die in dem Magen zuſammen geballten Haare, Federn und Knochen, in der Gröſſe einer welſchen Nuß, welches man das Gewölle nennet, wie wir oben ſchon erwähnet, wieder hervor, und ſchlenken es aus dem Schnabel von ſich. Dieſes thun alle Raubvögel, und bey einigen Arten, die von Fiſchen leben, beſteht das Gewölle aus Fiſchgräten. Giebt man ihnen gröſſere Vögel als

Krähen, Raben, Raubvögel, ſo rupfen ſie ihnen die groſſen Federn aus, und verzehren ſie nach Art der andern Raubvögel. Dieſes iſt die gewöhnliche Speiſe, womit man den Schuhu erhalt, und die man auch vermittelſt der Hütte ihm reichlich vorzuſetzen im Stande iſt. Saufen thut der Schuhu ſo wenig als andre Raubvögel, den Adler ausgenommen. Den Kopf drehet er rund herum, und wenn ihm was fremdes vorkommt, ſo richtet er alle Federn in die Höhe, und reiſſet die Augen weit auf, drücket ſich bald nieder, bald richtet er ſich wieder auf, knappet zwey bis dreymal mit dem Schnabel, und endlich wenn er es dadurch nicht zum weichen bringet, es ſey ein Menſch oder Thier, flieget er auf ihm zu, wie ein erzürnter Hahn, und ſchläget zugleich mit den Fängen, wobey er ſich feſt anhänget, und mit den Klauen durchgreift.

Die Schuhu paaren ſich im April, auch wohl ſchon Ausgang des März, wobey man des Nachts ſie häufig ſchreyen höret, und hat ihr Geſchrey eine Aehnlichkeit, als wenn man das Wort Buhu ausſpräche, wodurch ſie vermuthlich ihren Namen erhalten. Sie horſten zuweilen auf hohlen Bäumen, öfters aber in Felſenhöhlen oder Klüften hoher und alter Mauern. Ihr Horſt hat beynahe drey Fuß im Durchmeſſer, und iſt aus kleinen trocknen, mit biegſamen Wurzeln durchflochtnen Reiſern zuſammen geſetzt, inwendig mit Blättern gefüttert. Oft findet ſich in einem ſolchen Horſt nur ein Ey,

ge-

gewöhnlich aber leget das Weibchen des Schuhu zwey Eyer, welche ſchneeweiſſe und beynahe kugelrund ſind, und brütet ſie in dreyſig Tagen, als wie ein Adler ſeine, aus. Dergeſtalt kann man im May ſchon junge Schuhu finden, man thut aber beſſer, ſie erſt Ausgang des folgenden Monaths im Juny auszunehmen, weil ſie alsdenn ſchon ſtärker ſind, und ſich beſſer erziehn. Anfangs giebt man ihnen zerſchnittene Stückchen Fleiſch, von allerhand Thieren und Geflügel, wenn ſie aber mehrentheils befiedert ſind, welches zu Ende des July oder im Auguſt trift, kann man ihnen ſchon groſſe Vögel als Krähen, Elſtern, Raubvögel, auch was von Federvieh auf den Meyerhöffen ſtirbt, vorwerfen, ſo ſind ſie ſtark genug, ſie allein zu rupfen und zu verzehren.

Bisweilen findet man den Schuhu im Gedränge ganzer Schwärme von Krähen, welche ihn im Fluge verfolgen, und ihn zu tauſenden umgeben. Er hält ihren Anfall muthig aus, überſchreyet alle dieſe ohnmächtige Schwärmer, zerſtreuet ſie endlich, und beſchließt nicht ſelten dieſen lärmenden Auftritt, bey anbrechender Dämmerung mit dem grauſamen Vergnügen, einer dieſer Krähen zu fangen und zu zerfleiſchen. Dieſer Vogel kann auch das Tageslicht eher als die andern Nachtvögel, ertragen, und pflegt daher des Abends früher auszufliegen, des Morgens aber ſpäter zurück zu kommen. Ob ſie gleich viel kürzere Flügel, als die meiſten hoch ſteigende Vögel haben; ſo können ſie ſich

doch, beſonders in der Dämmerung, ſehr hoch in die Lüfte ſchwingen. In den übrigen Stunden des Tages fliegen ſie aber nur ganz niedrig, und entfernen ſich nicht weit von ihrem Aufenthalt.

Die **Falkenier** bedienen ſich des Schuhu, den Geyer anzulocken. Man zieret ihn mit einem Fuchsſchwanz, um ihm noch eine ſeltſamere Geſtalt zu geben. Er fliehet nicht hoch über der Erde, und läßt ſich lieber auf dem Feld, als auf irgend einem Baume nieder. Der Geyer ſieht ihn von ferne, ſchießt von ſeiner Höhe zu ihm herab, nicht um ihn anzufallen oder zu ſchlagen, ſondern um ſeine ausserordentliche Figur gleichſam zu bewundern. Hierzu nimmt er ſich Zeit genug, um vom Jäger entweder geſchoſſen, oder von den Raubvögeln, die man auf ihn los läßt, gefangen werden zu können. Die meiſten **Faſanenjager**, halten in ihrer Faſanerie einen Schuhu, den ſie an einem freyen Ort, in einem Gitter beſtändig auf einen Geſtelle, haben, damit ſich die Raben und Krähen um ihn verſammlen, die Jäger aber Gelegenheit erhalten mögen, deſto mehrere dieſer lärmenden Vögel, welche die jungen Faſanen ſehr beunruhigen, zu ſchieſſen. Zur Schonung der jungen Faſanen pflegt man ſich dazu eines Blasrohrs oder einer Windbüchſe zu bedienen.

Nun aber den Schuhu auf der Krähenhütte zu gebrauchen, machet man ihm Feſſeln von Hirſchleder um die Fänge, das ſind Riemen

men einer Spanen lang, die auf dem einen Ende um den Fang des Vogels genähet, mit dem andern Ende aber an einen gemeinſchaftlichen eiſern oder meſſingen Ring geheftet werden, der beyde Feſſeln auf dieſe Art zuſammen hält. Durch dieſen Ring ſchleifet man, um ihn auf der Scheibe über die Hütte feſt zu binden, eine Fingersdicke Leine, und befeſtiget ihn damit; wenn man ihm aber wieder in ſeine Kammer oder Wohn-Ort zurück bringet, muß man die Leine von den Feſſeln abbinden, damit er mit derſelben beym Herumfliegen nicht hängen bleibe. Worüber, daß dieſes vernachläſſiget worden, ſchon mancher Schuhu zu Grunde gieng. Es iſt nicht nöthig, immer zum Behuf der Krähenhütte, die jungen Schuhu aus dem Horſte aufzuziehn; man kann die, welche ſich in den Falkenkörben oder Rönnen gefangen, oder die, welche bisweilen Flügellahm geſchoſſen werden, gleichfalls eben ſo gut auf der Hütte brauchen. Sie werden bald zahm, und halten ſich bey einer ordentlichen Fütterung einige Jahre, nur müſſen ſie nicht wie ich bey einigen geſehen habe, in eine Tonne geſperret werden; dieſe Gefangenſchaft iſt ihnen zu enge; am beſten ſind ſie in einer etwas geraumen Kammer oder Stall, wo ſie ganz allein ſind, und die etwas finſter gehalten wird.

Die Schriftſteller ſind der Meynung, daß der Schuhu, ſo wie alle Nachtvögel, lange lebe, und über dreyſig bis vierzig Jahr alt werde. Ich kann hierüber aus eigener Erfah-

rung nichts ſagen. Die in der Gefangenſchaft leben, erreichen nicht den zehnten Theil dieſer Jahre, und die im Freyen zum Schaden des Reviers herumfliegen, muß man ſo eifrig verfolgen, daß man ſie wo möglich, nicht das andere Jahr erleben läßt.

Man findet in dieſer Gattung von Vögeln eine Abänderung, die noch eine zwote unter ſich zu begreiffen ſcheinet. Beyde werden in Italien angetroffen, und von Aldrovand angezeiget; auch wurde die erſte Art vor einigen Jahren bey uns in einem Garten geſchoſſen. Die eine könnte man

1) Den ſchwarz geflügelten Schuhu, den andern

2) Den Schuhu mit kahlen Fängen nennen.

Der erſte iſt vom gemeinen Schuhu, in der That weiter durch nichts unterſchieden, als durch die dunkler braune oder ſchwärzlichere Farbe der Flügel, des Rückens und Schwanzes. Der zweyte gleicht vollkommen dem erſten an Dunkelheit ſeiner Farben, und läßt ſich vor ihm hauptſächlich durch die wenige Federn, an den faſt kahlen Fängen erkennen. Beyde ſind auch mit etwas dünnern oder ſchlankern und weniger ſtarken Fängen, als die gemeine Schuhu, verſehen.

Die Naturgeſchichte der Nacht-Eule.

Die **Nachteule**, **groſſe Baumeule**, **Mauseule**, **graue Buſcheule**, **Knapp-Eule**, **gemeine Eule**, (Strix aluco.), die man

man auch die ſchwarze Eule und bey den Grie- chen, den Nachtraben nennet, iſt unter allen ungehörnten Eulen, die gröſte. Sie hat von der Spitze des Schnabels, bis ans Ende der Klauen, beynahe funfzehn Zoll in die Länge, einen ſehr dicken, runden Kopf, ohne Feder- büſche, das Geſicht ganz in Federn eingehüllt, ſogar die Augen in einfache, graue Federn eingepackt, einen ſchwärzlichen oder dunkel Nußfarbig braunen Regenbogen, einen weiß- gelblichen oder grünlichen Schnabel, aber auf dem Körper dunkel Stahlgraue mit ſchwarzen und weißlichen Flecken bemahlte, unterwärts am Leibe ganz weiſſe, mit ſchwarzen, in die Quer und in die Länge ſich durchkreuzenden Banden bezeichnete Federn. Der Schwanz iſt etwas über ſechs Zolle lang. Die Flügel ra- gen ein wenig über den äuſſern Rand deſſelben hinaus, und haben in ihrer Ausbreitung einen Durchmeſſer von drey Schuhen. Die Fänge ſind bis an den Urſprung der Klauen, mit weiſſen, ſchwarz punktirten Federn bekleidet. Aus dieſen angegebenen Merkmalen laſſen ſich die eigentliche ſogenannte Nacht-Eulen voll- kommen von allen andern ungehörnten unter- ſcheiden. Ihr **Flug** iſt leicht, ohne das min- deſte Geräuſch zu machen, allemal von der Seite ſchwankend, wie bey allen übrigen Eu- len. Sie ſchreyet **Huh, uh, uh**, uh, uh, **uh**, uh, und ihr Geſchrey gleicht alſo den Heulen des Wolfes, woher der lateiniſche Na- me Uluta, von Ulutare, wie ein Wolf heu- len,

len, entſtanden. Aus eben dieſem Grunde werden ſie von den Deutſchen auch Hu Hu genennet.

Dieſe groſſe Baum-Eule pflegt ſich den Sommer hindurch, in den Wäldern und beſtändig in hohlen Bäumen, aufzuhalten, im Winter aber, bisweilen unſern Wohnungen ſich zu nähern. Sie fängt auf ihrer Jagd eine Menge kleiner Vögel, und noch viel mehrere Feldratten und Mäuſe, welche ſie ganz verſchlucket, ihre zuſammen gerollte Haut aber in ganzen Ballen in Gewölle wieder von ſich wirft. Wenn ihre Jagd auf dem Feld allzu mager abläuft, fliegt ſie nach den Scheunen, um daſelbſt Ratten und Mäuſe, zu fangen. Sie kehret aber ſehr früh, zur Zeit, wenn die Haſen in ihr Lager kommen, in das Holz zurück, und verbirgt ſich im finſterſten Dickicht, oder auf den blätterreicheſten Bäumen. Hier bringt ſie den ganzen Tag zu, ohne ſich von der Stelle zu bewegen. Bey ſchlimmen Wetter bleibt ſie den Tag über in hohlen Bäumen, welche ſie bloß des Nachts verläßt. So wohl dieſe Gewohnheit, als die Art, ihre Eyer in fremde Horſte, beſonders der Weihen, des Rittelgeyers, der Krähen und Elſter zu legen, hat ſie mit der mittlern Ohreule gemein. Mehrentheils legt ſie vier hellgraue, rundliche Eyer, beynahe ſo groß als die Eyer einer jungen Henne.

Nach der eben beſchriebenen Baum-Eule, welche unter allen ungehörnten die gröſte, und mit

mit ſchwärzlichen Augen begabet iſt, müſſen wir noch einer Art gedenken, welches vielleicht, nur eine Abänderung von jener iſt; nämlich die **graue Eule**, mit bläulichen Augen. Man erkennet dieſe graue Eule ſogleich an ihren **bläulichen Augen**, ingleichen an der Schönheit und unterſchiedenen deutlichen Farbenmiſchung ihrer Federn. Die Farben dieſer grauen Eule ſind viel heller, als an der vorhergehenden. Zwar findet man das Männchen wirklich brauner als das Weibchen; dennoch hat es, in Vergleichung mit jener nur ſehr wenig Schwarz auf ſeinen Federn, und iſt auch etwas kleiner.

Herr **Briſſon** beſchreibt dieſe graue Eule ſo ſtark am Leibe, als eine **Taube**, vierzehn Zoll lang, den Schnabel funfzehn Linien, den Schwanz ſechs Zoll, die mittlere von den drey Vorderzehen mit ihrer Klaue, achtzehn Linien lang, die Seiten zehen kürzer, die hintere am kürzeſten. Die Spitzen der ausgeſpannten Flügel ſtehen zween Fuß acht Zoll auseinander; zuſammen gelegt bedecken ſie den Schwanz, bis auf den Raum eines Zolles. Die Federn ſind ſchmutzig weiß, braun oder auch röthlich beſprenget und umkleiden die Schenkel und Fänge, bis an die Klauen. Die Spitzen ſind an einigen Ruderfedern getheilet, etwas aufwärts gebogen und gleichſam gezähnelt. Die Augen umgiebt ein Schleyer von einfachen, grauen mit rothbraun vermiſchten Federn, die einen Zirkel oder Kreis bilden, deſſen Umfang ſtarre, krauſſe, bey den Männchen weiß, braun

und

und rothbunte, bey den Weibchen roth und ſchwarzbunte Federn begrenzen. Der Schnabel fällt aus dem Gelben ins Grünliche, die Klauen ſind Hornfarbig.

Dieſe Art von Eulen findet man blos in den Wäldern. Sie verſtecken ſich in hohle Bäume. Da man einige in den ſtrengſten Winter gefunden hat, ſo kann man daraus ſchlieſſen, daß ſie beſtändig im Lande bleiben, und ſich nur höchſt ſelten bis an unſere Wohnungen wagen.

Die Naturgeſchichte der kleinen gelben Ohr-Eulen.

Dieſe Eule iſt die mittlere Ohreule, oder der kleine Schuhhu des Büffons, oder die Horneule, Fuchseule, rothgelber Schubhut, anderer Schriftſteller. (Strix Otus, Linn.) Sie hat wie der Schuhu weit offen ſtehende Ohren, auf welchen man zu beyden Seiten einen aus ſechs vorwärts gerichteten Federn beſtehenden Buſch bemerket. Davon Aldrovandus will bemerkt haben, daß jede Feder dieſer Büſche auf den Ohren, einer eigenen Bewegung fähig ſey, oder beſonders beweget werden könne, und daß die Haut, welche die Ohrenhöhlen bedeckt, zunächſt am innern Theil des Auges entſtehe. Die Federbüſche ſind aber kürzer, als am Schuhu, und pflegen ſich nicht über einen Zoll zu erheben. Sie ſcheinen der ganzen Statur dieſes Vogels angemeſſen zu

ſeyn,

ſeyn, der überhaupt nur ohngefähr zehn Unzen wieget, und nicht viel dicker iſt, als eine Krähe. Man hat ihn alſo ganz offenbar, für eine von dem groſſen **Schuhu** ſichtbar unterſchiedene Gattung zu halten, weil jene Gattung ſo groß, als eine Gans iſt. Dieſe **Ohr**-oder **Horneule** aber hat, von der Spitze des Schnabels bis zu den Klauen gerechnet, ohngefähr einen Fuß in der Länge, drey Fuß im Durchmeſſer ſeiner ausgeſpannten Flügel, einen fünf oder ſechs Zoll langen Schwanz; oben auf dem Kopf, Hals, Rücken und Flügeln iſt ſie grau, röthlicht und braun geſtreifet. Bruſt und Bauch ſind roth, mit unregelmäſſigen ſchmalen, braunen Banden gezieret. Der kurze Schnabel hat eine ſchwarze, die Augen eine ſchöne gelbe Farbe; die Fänge ſind, bis an den Urſprung der ziemlich ſtarken, ſchwarzbraunen Klauen mit rothbraunen Federn bekleidet.

Man bemerkt an dieſem Vogel ferner eine fleiſchige, vorn etwas getheilte **Zunge**, ſehr ſpitzige, ſcharfe **Klauen**, auswärts eine bewegliche **Zehe**, die ſich bequem vorwärts drehen läßt, einen geräumigen **Magen**, eine ſehr groſſe **Gallenblaſe**, **Därme**, die ſich ohngefähr zwanzig Zoll in die Länge dehnen, zween **Blinddärme** zween und einen halben Zoll tief, und Verhältnißmäſſig viel dicker, als an andern Raubvögeln. Die Gattung iſt gemein, und in unſern Himmelsgegenden viel zahlreicher als die Gattung des Schuhu, welchen man daſelbſt im Winter nur ſelten antrift, da ſich hingegen

gegen dieſe Horneule das ganze Jahr hindurch daſelbſt aufhält, im Winter aber leichter als im Sommer geſehen wird. Sie bewohnet gemeiniglich alte verfallene Gebäude, Felſenhöhlen, alte hohle Bäume, auf Bergen gelegene Wälder, ohne viel auf die Ebenen zu kommen. Wird ſie von andern Vögeln angefallen, ſo bedienet ſie ſich zu ihrer Vertheidigung mit beſtem Erfolg ihrer Klauen und ihres Schnabels. Sie legt ſich wohl gar auf den Rücken, um ſich deſto nachdrücklicher zu wehren, wenn ſie von einem zu mächtigen Feind angegriffen wird.

Nur höchſt ſelten geben dieſe Vögel ſich die Mühe, einen Horſt zu bauen, am liebſten pflegen ſie ſich dieſelbe gänzlich zu erſparen. Denn alle Eyer und Jungen welche uns gebracht worden, waren allezeit aus dem Horſtern andrer Vögel genommen worden. Man hatte ſie am öfterſten in den Elſterhorſten gefunden, weil dieſe Vögel bekanntermaſſen ihr Horſt alle Jahre verlaſſen, um dafür ein anderes zu bauen; bisweilen in dem Horſt eines Rittelgeyers. Gemeiniglich legen ſie vier oder fünf weiſſe Eyer. Ihre Jungen welche ſo bald ſie ausgeſchloſſen ſind, ſehen ganz weiß aus, und fangen ſich gleich nach vierzehn Tagen an zu färben.

Von dieſer Gattung finden ſich unterſchiedene Abänderungen, die erſte gehört in Italien zu Hauſe, und iſt etwas gröſſer als dieſe Ohreule, auch in den Farben von ihr unterſchieden.

Ihr

Ihr Kopf iſt mit einer Vermiſchung von Aſchgrau, heller Kaſtanienfarbe, und Schwarz bezeichnet. Um die Augen herum ſtehen kleine, grauweiſſe, ganz einfache Federchen in einem Kreiſe. Der ganze Körper fällt aus dem Aſchgrauen in eine helle Roſtfarbe, und iſt allenthalben mit ſehr kleinen und gröſſern braunrothen Flecken beſtreuet. Die meiſten obern Deckfedern der Flügel ſind weiß und ſchwarz an ihrer Spitze, die untern Silberfarbig. Die Ruderfedern des Schwanzes ragen etwa ſechs Zolle lang unter den Enden der Flügel hervor, und ſind an ihrem Rande bleyfärbig, übrigens mit häufigen ſchwarzen Querlinien gezieret. In den weiten Augen ſitzt ein ſchwarzer Stern, mit Safranfarbigen Augenringen eingefaſſet. Der Schnabel ſpielt aus dem Dunkelbraunen ins Schwarze. Die Fänge ſind beynahe bis an die Klauen mit Roſtfarbig braunen Federn bedecket, groß, ſtark, dick, mit ſchwarzen, ſehr krummen Klauen bewafnet.

Auch dürfte die kleine Horneule, noch hierher zu rechnen ſeyn. Dieſe Eule iſt nicht gröſſer, als eine Droſſel, und hat an den Ohren viel kürzere Federbüſche, welche auch nur auf jeder Seite, aus einer kleinen Feder beſtehen. Dieſe beyde Merkmale ſind hinlänglich, die kleinſte vor der vorhergehenden, gleich zu erkennen. Auch der Kopf iſt in Vergleichung mit dem Körper, viel kleiner, als an den andern, imgleichen das Gefieder viel ordentlicher und deutlicher, als bey den übrigen geflecket. Denn

Bayerische Staatsbibliothek München

der ganze Körper hat eine ſehr artige rothe, graue, braune und ſchwarze Abwechſelung in den Farben. Die Schenkel und Fänge ſind bis an die Klauen mit grau röthlichen, braun geſleckten Federn bekleidet.

Die Naturgeſchichte der Perl-Eule.

Die **Perl-Eule, Schleyereule, Thurm-eule, Kautzeule,** (Strix flammea. Linn.) kann gewiſſermaſſen unter die zahmen Vögel gerechnet werden, weil ſie öfters mitten in den volkreichſten Städten wohnet. Am Tage pflegt ſie ſich auf Thürmen, Kirchendächern und andern hohen Gebäuden zu verbergen, zur Dämmerungszeit aber aus ihren Hinterhalt hervor zu kommen. Ihr unaufhörlich fortgeſetztes Blaſen gleicht den Schnauben eines Menſchen, der mit offnen Munde ſchläfet. Sie ſtößt ſo wohl im Flug, als wenn ſie ruhet, unterſchiedene ſcharfe, dermaſſen widrige Thöne aus, daß Kinder, Weiber, und mit Vorurtheilen von Geſpenſtern, Zaubereyen und Vorbedeutungen eingenommene Leute, wenn ihre Einbildungskraft noch die Vorſtellung der nahen Gräber, der Kirchen und der nächtlichen Finſterniß hinzufüget, ſich der Furcht und eines ſchreckhaften Schauers nicht enthalten können. Sie betrachten dieſe Eule wie einen Abgeſandten des Todes, der ihnen lauter Trauerfälle zu verkündigen hat und glauben, wenn er ſich auf einem Hauſe nieder, und eine von ſeinem or-

dent-

dentlichen Geſchrey etwas abweichende Stimme hören läßt, daß er in ſelbigem nothwendig einen zum Opfer des Todes abrufe.

Man kennet dieſen Vogel gar leicht an der Schönheit ſeines Gefieders, vor den andern Eulen. Er hat beynahe die Gröſſe der grauen Eule; er iſt kleiner, als die gemeine Nachteule. Er hat einen Fuß und einen Zoll in der Länge, von der Spitze des Schnabels, bis an die Spitze des Schwanzes, deſſen Länge nur fünf Zoll beträgt, gerechnet. Oben auf dem Körper iſt er gelb, mit grauen und braunen Wellen, auch weiſſen Flecken bezeichnet, unten weiß und ſchwarz punktiret. Seine Augen ſind ungemein Regelmäſſig mit einem Kreiſe von weiſſen und ſo zarten Federn umgeben, daß man in Verſuchung gerathen könnte, ſie für Haare zu halten. Der Regenbogen in den Augen iſt angenehm gelb, der Schnabel weiß, bis auf den braunen Haken deſſelben, die Fänge werden von einem weiſſen Flaum bedecket, und an dieſen erblickt man weiſſe Zehen und ſchwärzliche Klauen, davon der innere Rand der mittlern Klaue gezähnelt iſt.

Die Gattung der Perl-Eulen iſt ſehr zahlreich und in allen Europäiſchen Ländern gemein. Sie bemühet ſich auch nicht, wie die groſſe Baumeule und graue Eule, die Horſte andrer Vögel aufzuſuchen. Sie legt ihre Eyer blos ohne Horſt in die Klüfte der Mauern, auf die Dachſparren, auch wohl in hohle Bäume Sie legt ihnen weder Kräuter, noch Wurzeln,

 oder

oder Blätter unter. Ihre Legezeit iſt gleich im Anfange des Frühlings, zu Ende des Märzes, oder im Anfange des Aprils. Fünf, bisweilen ſechs, höchſtens ſieben etwas länglichte, weiſſe Eyer ſind ihre gewöhnliche Zahl. Sie nähret ihre Jungen mit Inſekten und Stücken Fleiſch von Mäuſen. In der erſten Jugend haben ſie allemal eine ganz weiſſe Farbe, und ſollen ſich nach den erſten drey Wochen ihres Lebens nicht übel verſpeiſſen laſſen, weil ſie dann fett und wohl ausgefüttert ſind.

Die Alten reinigen die Kirchen von den Mäuſen. Sie pflegen auch ziemlich oft zu ſauffen, oder vielmehr das Oel, beſonders wenn es geronnen iſt von den Lampen wegzunaſchen. Mäuſe, Ratten und Vögel verſchlucken ſie ganz; und werfen das Gewölle wie die andern Raubvögel. Ihr Auswurf iſt weiß und flüſſig, wie bey allen übrigen Raubvögeln. In der ſchönſten Jahreszeit begeben ſich die meiſten dieſer Vögel in die benachbarten Wälder. Alle Morgen aber kommen ſie nach ihrem gewöhnlichen Hinterhalt wieder zurücke, wo ſie bis zur Abenddämmerung ſchlafen und ſchnarchen. Wenn die Nacht einbricht, kommen ſie aus ihren Löchern hervor, und laſſen ſich in einem ſchwankenden Fluge faſt bis zur Erde herunter. Bey ſtrenger Kälte findet man ihrer zuweilen fünf oder ſechs in einerley Höhlung, auch wohl unter dem Heu oder Stroh verſteckt. Da ſuchen ſie Schutz, mäſſige Wärme und Nahrung. In der That ſind auch

als-

alsdann die Mäuſe viel häufiger, als zu jeder andern Zeit in den Scheuern anzutreffen.

Im Herbſt beſuchen ſie des Nachts oftmals die Stellen, wo man Schlingen und Sprenkel zum Schnepfen- und Droſſelfang aufgeſtellet hat. Sie tödten die darinn hängende Schnepfen und verzehren ſie auf der Stelle. Die Droſſeln oder andere kleine in den Schlingen gefangene Vögel, nehmen ſie mit ſich fort und pflegen ſie mit ihren Federn, oft ganz zu verſchlingen, die gröſſern aber vor dem Genuß zu pflücken. Dieſe letztere Gewohnheit, imgleichen die Art, ſchreg, als ob der Wind ſie fortführete, und ohne das mindeſte Geräuſch, zu fliegen, pflegen alle Eulen mit einander gemein zu haben.

Es giebt noch eine Art, welche mit dieſer Eule ſehr nahe verwandt zu ſeyn ſcheinet; nämlich die **Stein- oder Buſcheule.** Dieſe Gattung iſt ſehr gemein; ſie nähert ſich aber viel ſeltener unſern Wohnungen, als die Perl- oder Schleyereule. Sie bleibt lieber in Steinbrüchen, Felſenklüften und alten verfallenen Gebäuden in abgelegenen Gegenden. Bergichte Landſchaften ſcheint ſie andern vorzuziehen, und am liebſten ſteile Felſen, Abgründe und einſame Oerter aufzuſuchen, daher ihr auch einige Schriftſteller den Namen **groſſer Kautz,** oder **Steinkautz** beygeleget haben. In Wäldern findet man ſie faſt gar nicht, alſo auch nicht in hohlen Bäumen. Von der groſſen Baumeule, und der grauen Eule wird ſie,

 durch

durch die vortrefliche gelbe Farbe ihrer Augen, die bey der Baumeule ſchwärzlich braun, bey der grauen Eule bläulich ſind, gar leicht, nicht eben ſo leicht aber von der Schleyereule unterſchieden, weil an beyden ein gelber Regenbogen in den Augen, der mit einem groſſen Zirkel kleiner weiſſer Federn eingefaſſet iſt, bemerket wird, und weil beyde unter dem Bauche gelb, auch beynahe von einerley Gröſſe ſind. Allein die Steineulen ſind überhaupt viel brauner, mit viel gröſſern, **flammenden Flecken** bezeichnet; dahingegen die gefleckten Schleyer-Eulen, ſtatt ſolcher Flammen gleichſam nur Tropfen oder Punkte zu ihrer Schattirung haben. Sie hat auch ſehr ſtark befiederte Fänge, und einen ganz braunen Schnabel, der im Gegentheil bey der Schleyer-Eule weißlich, und nur an der Spitze braun gefärbet iſt.

Uebrigens wird man an den Weibchen dieſer Gattung etwas hellere Farben und kleinere Flecken, als bey dem Männchen wahrnehmen, wie wir auch ſchon bey der **grauen Eule** angemerket haben.

Die Gröſſe dieſes Vogels beträgt von der Spitze des Schnabels bis an die Klauen, mehr nicht als eilf Zoll in der Länge. Die Landleute halten viel auf dieſen Vogel, weil er eine Menge Feldmäuſe vertilget. Im April hört man ihn Tag und Nacht Gu ſchreyen, aber mit einer ziemlich ſanften oder gemäſſigten Stimme. Wenn Regenwetter bevorſtehet, verändert er ſein Geſchrey und ſcheint alsdann

Goyon

Coyon zu ruffen. Dieſe Eule bauet kein ordentliches Horſt, ſondern legt im Anfange des Marzes nur zwey, bis drey, ganz weiſſe, völlig runde Eyer, ſo groß, als die Eyer der Holztauben, und brütet ſolche noch in dieſen Monath aus. Der **Herr Prof. Müller**, welcher unſere Steineulen genau beſchreibet, ſagt unter andern von ihnen: Sie legen zwey Eyer, und wenn man ihnen dieſelben mit Hühner- oder Taubenerern vertauſchet, ſo brüten ſie zwar fort; ſo bald ſie aber an den Küchlein gewahr werden, daß es nicht ihre rechte Kinder ſind, pflegen ſie dieſelben aufzufreſſen. Kömmt ohngefähr eine Katz in ihr Gehege, ſo beiſſen ſie ſich ritterlich mit ihr herum, und die Eule giebt nicht eher nach, bis entweder ſie oder die Katz auf dem Kampfplatze liegen bleibt. Untereinander ſelbſt leben dieſe Vögel in einem immerwährenden Kriege.

Naturgeſchichte des Käutzchen.

Das gegenwärtige **Käutzchen** (Strix paſſerina) und die kleine **Ohreule** ſind beynahe von einerley Gröſſe, und ſowohl unter den gehörnten, als ungehörnten Eulen die kleinſten Vögel. Ihre Länge, von der Spitze des Schnabels bis an das Ende der Klauen gerechnet, wird etwa ſieben bis acht Zolle betragen. An der Dicke gleichen ſie einer Amſel. Man wird ſie aber dem ohngeachtet ſo leicht nicht mit einander verwechſeln, wenn man ſich erinnert,

daß die kleine Ohreule zwar nur kurze, und aus einer einzigen Feder beſtehende, aber doch wirkliche Federbüſche an jeder Seite, dieſe aber einen glatten Kopf, ohne dergleichen emporſtehende Federn, hat. Auſſerdem iſt das Käutzchen mit einem bloſſen gelben Regenbogen, und mit einem am Urſprunge braunen, an der Spitze gelben, die kleine Ohreule aber mit einem ganz ſchwarzen Schnabel, verſehen. Unſer glattköpfiges Käutzchen erſcheint auch in einem andern gefärbten bunten Kleide, und kann ſehr leicht an der vorzüglichen Regelmäſſigkeit der weiſſen Flecken, auf den Flügeln und auf dem Leibe, imgleichen am Schwanze, der hier ſo kurz, wie an den Rebhühnern iſt erkannt werden. Seine Flügel ſind Verhältnißmäſſig viel kürzer, als an der Steineule. Sein gewöhnliches Geſchrey iſt: Pupu, Pupu. Dies läßt es eigentlich zu wiederhohltenmalen im Fluge hören.

Das Käutzchen findet man ſelten in den Wäldern. Sein gewöhnlicher Aufenthalt iſt in abgelegenen, verfallnen Gebäuden bewohnte Gegenden, in Steinbrüchen, in den Ruinen unbewohnter Häuſer. Es gleicht in allen ſeinen Gewohnheiten der Steineule, oder dem groſſen Kautz. Es iſt nicht gänzlich für einen bloſſen Nachtvogel zu halten, weil es am Tage viel deutlicher, als alle andre Nachtvögel ſiehet, und ſich oft in der Jagd mit Schwalben und andern kleinen Vögeln übet, obgleich ohne beſondern Erfolg, weil es nur höchſt ſelten einen fänget.

fänget. Weit glücklicher iſt es auf die Mäuſe-jagd. Es kann aber dieſe Thiere nicht ganz hinunterſchlucken, ſondern erſt alsdann, wenn die Mäuſe mit den Schnabel und Klauen zerfleiſcht, die Vögel aber vorher aufs reinlichſte gepflücket worden.

Das **Käutzchen** leget fünf weiß und gelb gefleckte Eyer, und bauet nur flüchtig ein Horſt auf den Steinen der Felſenklüfte und alten Mauern. In der Farbe des Regenbogens oder Augenſterns ſcheinen die **Käutzchen** ſehr unterſchieden zu ſeyn, und man kann keine Farbe davon zu einem Kennzeichen anſetzen. **Herr Friſch** hat an ſeinem Exemplar dieſen Augenſtern ſchwarz, **Herr von Büffon** und **Zorn** gelb angegeben, und Herr Prof. **Beckmann**, beſitzt ein Käutzchen mit einem blauen Augenſtern. Eben dieſer groſſe Naturforſcher ſetzt auch ein vorzügliches Kennzeichen dieſes Vogels darinn, daß die Stirne viel kürzer und Verhältnißweiſe breiter iſt, als an andern Eulen. Man ſehe deſſen Phyſic. Oekonomiſche Bibliotheck VI. Band pag. 57.

Um in einem kurzen Abriß, und auf eine leicht begreifliche Weiſe die Unterſcheidungskarakter der beſchriebenen fünf ungehörnten Eulengattungen darzu ſtellen, wollen wir noch anmerken:

1) Daß die groſſe Baumeule unter allen die gröſte und dickſte, mit ſchwarzen Augen, ſchwärzlich braunen Federn, und einem weiß gelblichen Schnabel verſehen iſt, und

 man

man ſie alſo füglich **die groſſe ſchwarzäugige Baumeule** nennen könnte.

2) Daß die **graue Eule**, weder ſo groß, noch viel weniger ſo dick, als die vorige, mit bläulichen Augen, Stahlgrauen, braunroth gezeichneten Federn und einen gelbgrünlichen Schnabel begabet iſt, folglich die **Stahlgraue, rothbraun gefleckte Eule mit blauen Augen** heiſſen mögte.

3) Daß die **Perl**- oder **Schleyer-Eule** faſt eben ſo groß und ſtark, als die **graue** ſey, **gelbe Augen**, ein gelblich weiſſes, aufs deutlichſte gefleckte Gefieder, und einen weiſſen Schnabel mit brauner Spitze, folglich den gerechteſten Anſpruch auf die Benennung der **weiſſen** oder **gelblichen Eule, mit Orangenfarbigen Augen** habe.

4) Daß **die Steineule** oder der **groſſe Kautz**, zwar kleiner, aber faſt eben ſo dick, als die **graue** und **Schleyereule**, braun gefiedert, mit reizendgelben Augen, mit einem braunen Schnabel verſehen, und am ſchicklichſten die **braune Eule mit gelben Augen und braunen Schnabel** zu nennen ſey.

5) Daß das **Käutzchen** unter allen Eulen die kleinſte, mit braunen, Regelmäſſig weiß gefleckten Federn, einem an der Wurzel braunen, am Hacken gelben Schnabel unter der ſchicklichen Benennung, der **kleinen**

nen braunen **Eule**, mit braunen und Orangenfarbigen Schnabel vorſtelle.

Dieſe Karaktere werden, allgemein betrachtet allemal eintreffen. Die Männchen und Weibchen aller dieſer Gattungen gleichen ſich zu ſehr in Anſehung der Farben, als daß man einen ſehr merklichen Unterſchied angeben könnte. Indeſſen entdeckt man auch hier, wie man es in der Natur allenthalben wahrnimmt, ſehr beträchtliche Abänderungen, beſonders in den Farben. Es giebt **Baumeulen**, deren einige viel ſchwärzer, als die andern ſind, **graue Eulen**, welche vielmehr Bleyfarbig, als dunkel Stahlgrau, **Schleyereulen**, wovon einige viel weiſſer oder gelber, als die andern, groſſe und kleine Kautze, die ehe rothbraun, als braun ausſehen; wenn man aber die angezeigten Karaktere zuſammen nimmt, und gehörig mit einander vergleichet, ſo wird hoffentlich wohl Jedermann aus denſelbigen die Eulen zu erkennen, und ohne Misverſtändniß, von einander zu unterſcheiden im Stande ſeyn.

Aus den drey Arten von gehörnten, und aus den fünf Arten glattköpfigen Eulen, welche wir bisher beſchrieben haben, beſtehet eigentlich das ganze Geſchlecht dieſer **nächtlichen Raubvögel**, welche ſich von den Tage-Raubvögeln, im folgenden unterſcheiden.

1) Durch **das Geſicht**, welches bey den letztern unvergleichlich ſcharf, bey dieſen aber ſehr ſtumpf zu ſeyn ſcheinet, weil es, um ſeine Empfindlichkeit willen, zu ſtark von

dem

dem Glanz des Lichtes angegriffen wird. Ihr an ſich ungemein breiter Augenſtern, ziehet ſich am hellen Tage viel anders, als der Stern der Katzenaugen zuſammen. Bey den Raubvögeln der Nacht bleibt er beſtändig rund, indem er ſich konzentriſch verengert; bey den Katzen pflegt er, in einer ſenkrechten Richtung, eine ſchmale und lange Form anzunehmen.

2) Durch **den** Sinn des Gehöres. Die nächtliche Raubvögel ſcheinen unter allen übrigen Geſchlechtern der Vögel, vielleicht gar unter allen übrigen Thieren, mit den feinſten Gehör begabet zu ſeyn; denn ſie haben verhältnißmäſſig viel weitere Ohrmuſcheln, als irgend ein anderes Thier, auch mehr Theile und Beweglichkeit an dieſem ſinnlichen Werkzeuge, welches von ihnen willkührlich, wider die Art aller andern Thiere, kann verſchloſſen und geöfnet werden.

3) Durch den Schnabel, deſſen Wurzel nicht wie bey den Tage Raubvögeln, mit einer glatten und nackten Haut bedeckt, ſondern im Gegentheil, mit vorwärts liegenden Federn bewachſen iſt. Auſſerdem iſt ihr Schnabel kurz, und an beyden Hälften ſo beweglich, als der Schnabel der Papagayen. Durch die Leichtigkeit dieſer Bewegungen ſind ſie vermögend, nicht allein das öftere knackende Geräuſch mit ihrem Schnabel zu machen, ſondern ihn auch weit genug aufzuſperren, groſſe Stücken

Stücken Beute zu faſſen, welche ſie mit ihrem eben ſo breiten und weiten Schlund, als die Oefnung des Schnabels iſt, ganz verſchlucken können.

4) Durch ihre **Klauen**, an welchen ſie einen bewegliche Vorder-Klaue haben, die ſie nach Gutbefinden rückwärts drehen können, wodurch dieſe Vögel in den Stand geſetzt werden, leichter und feſter, als andere, mit einem Fuß auf Baumäſten zu ſitzen. Die **Köpfe**, **Augen**, **Schnäbel**, **Ohrgänge**, **Fänge** und **Klauen**, unterſchiedene Eulenarten hat Klein in Stemmatibus Avium Tab. IX und X. ſehr deutlich und ſauber abbilden laſſen; die ausführlichſte Nachricht aber von der eigentlichen Beſchaffenheit ſowohl der Augen, als der Ohren dieſer Vögel giebt **Hanov** im I. Band ſeiner **Seltenheiten der Natur und Oekonom.** Pag. 291. no. VII. &c. Er zeiget daſelbſt, es befinde ſich an beyden Seiten des Kopfes der Eulen eine weite Oefnung in der Haut, die am Rande mit Muskeln und Federn ſowohl verſehen und beſetzt ſey, daß die **Ohren** wie ein paar Augenlieder, ſich aufthun und ſchlieſſen können, den Augapfel beſchreibt er unbeweglich und an der erhabenen Augenhöhle feſt angewachſen, die kryſtalliniſche Feuchtigkeit ſehr groß und rund. Das ganze Auge iſt, wie er ſaget, mit einer beweglichen mondförmigen Haut bedecket, welche

die Nachteule willkührlich auf und zuſchlieſ-ſen kann. Hieraus läßt ſich begreiffen, wie die Nachteule, bey ziemlicher Finſterniß dennoch gut ſehen, am Tage hingegen die einfallende Stralen des Lichtes durch dieſe mondförmige Haut mäßigen könne. Die Unbeweglichkeit des Augapfels wird bey ihr durch die groſſe Beweglichkeit ihres Kopfs erſetzet.

5) Durch **ihren Flug**, der allemal wälzend iſt, wenn ſie aus ihrem Hinterhalte kommen und ohne Geräuſche ſo ſchreg fortgeſetzt wird, als ob der Wind ſie fortführete. Die Urſache dieſes ſtillen Fluges, der ihnen bey ihrem nächtlichen Raube ſehr zu ſtatten kömmt, ihre Beute unvermerkt zu überraſchen, ſetzt **Zorn** in ſeiner **Petinotheologie**, in die weiſe Verfügung des Schöpfers, daß er dieſen Raubvögeln an den Schwingfedern ganz weiche Fahnen verliehen. Auch finden ſich an der Spule jeder Feder des Leibes noch kleine Federn oder Flocken, wodurch dieſe ſonſt groſſe Vögel kaum gehöret werden können, wenn ſie einen an den Ohren vorbey fliegen. Daher können ſie unvermerkt ihrem Raub auf den Hals kommen.

Hierinn beſtehen die allgemeinen **Unterſcheidungsmerkmale zwiſchen den Raubvögeln der Nacht und des Tages.** Beyde haben, wie man hieraus erſiehet, faſt nichts mit einander gemein, als ihre Waffen, ihre Begier-

Begierde nach Fleiſch und ihren Geſchmack am Rauben. Alle dieſe Nachtvögel, das Käutzchen ausgenommen, fangen ſich des Nachts in den Falkenkörben, oder in der Rönne, wie die Tagraubvögel.

Wir kommen nunmehr auf die zwote Art Raubvögel, nämlich die welche bey uns nicht horſten, ſondern aus fremden Ländern zu uns kommen, und im Frühjahr, Herbſt oder Winter auf den Strich bey uns geſehen werden. Dieſe ſind folgende drey: nämlich der groſſe **Schlechtfalke**, oder der groſſe Weißbacke und der kleine **Schlechtfalke**, welche holländiſche Vögel ſind, und werden bey der Falconerie abgetragen, und zur Baize gebraucht; ſie rauben hauptſächlich Rebhüner, und junge Haſen, und werden wie die übrigen Raubvögel, im Falkenkorbe und in der Rönne gefangen.

Der **weiſſe Mauſegeyer**, iſt groß und ſtark von Leibe, gröſtentheils weiß, mit einem braunen Schilde auf der Bruſt und braunen Schwingfedern. Sie kommen bey harten Wintern, beſonders wenn es viele Feldmäuſe giebt, aus den nördlichen Ländern hier zu Lande, in Menge zum Vorſchein, nähren ſich aber mehr von Mäuſen als von Wildpret, und fangen ſich ebenfalls in der Rönne und in den Falkenkörben.

Dieſes ſind kürzlich alle unſern Gehägen ſchädliche Raubvögel, und da ich bey denſelben ſo oft der Rönne, des Falkenkorbes, und der Krähenhüte erwähnet habe, ſo wollen wir eine nähere Beſchreibung dieſer drey Mittel die

Raub-

Raubvögel zu vertilgen, um ſie in den Gehägen anbringen zu können, mittheilen.

Von der Rönne.

Die Rönne oder das Stoßgarn, wird aus groben Zwirn geſtrickt, und ſind die Maſchen von einem Knoten zum andern, vier Zoll weit. Es wird mit einer Maſche zu ſtricken angefangen, und zugenommen, ſo oft man herum geſtrickt hat, bis daß zwanzig Maſchen ſind, alsdenn wird auf der einen Seite ab- und auf der andern zugenommen bis es vier Klafter lang iſt. Hierauf wird wieder allemal abgenommen, wenn man herum iſt, bis es endlich wieder mit einer Maſche aufhöret. Einige ſtricken nunmehr die beyden Säumen an den Enden zuſammen, es iſt aber nicht nöthig, und ſtellet ſich beſſer, wenn es nicht zuſammen geſtricket, ſondern auf den Forkeln nur zuſammen gehänget wird. Dieſes Garn wird nunmehr an vier leichte Forkeln oder Stäbe geſtellt, und werde die beyden Enden in etwas eingeſchnittene Kerben oder Laſchen eingehänget. Dergleichen Kerbe kommen an jeder Forkel drey, und zwar iſt der obere, und der in der Mitte von oben herab eingeſchnitten, der untere aber von unten herauf. Auf dieſe Art hänget das Netz an allen vier Stäben in der Höhe von ſechs Fuß, ſtellet gleichſam vier Wände vor, und wird innerhalb dieſes Vierecks nun eine lebendige Taube an einem eingeſchlagenen Pfählchen angebunden, wozu man gewöhnlich

gerne eine weiſſe Taube, bey dem Schnee aber eine blaue erwählet. So bald die Raubvögel die Taube gewahr werden, ſo wollen ſie dieſe rauben, und indem der gröſte Theil dieſer Raubvögel ihren Raub von der Seite wegzunähmen pfleget, ſchlagen ſie ins Garn und ſind alſo gefangen. Der Mäuſe-Geyer hat aber auch die Art, daß er von oben herab die Taube ſchläget, ſie innerhalb den vier Wänden verzehret, und ohne ſich zu fangen, wieder oben hinausflieget. Dieſem zu begegnen, ziehet man einige Fäden dünnen Bindfaden, oben von einer Wand zur andern kreutzweiſe herüber; ſchlägt nun ein Raubvogel von oben herab, ſo trift er den Bindfaden, und ziehet das Garn über ſich zuſammen.

In Gegenden, wo es viele kleine Raubthiere, als Katzen, Marder, Iltiſſe, Wieſeln ꝛc. giebt, wäre zu beſorgen, daß ſie die Taube in der Rönne wegfräſſen, und dadurch den Fang vereitelten, dieſerwegen machet man an ſolchen Orten, eine kleine ſechs Fuß von der Erde auf vier Säulen ſtehende Bühne, die mit Schalholz oder Bohlen beleget iſt, und hierauf wird die Rönne geſtellet; beſchläget man nun noch die vier Säulen mit ein paar Tafeln Blech, ſo kann nichts herauf ſteigen, und die Taube bleibt vor den Raubthieren in Sicherheit.

Dieſer Fang iſt ſehr gut, beſonders auf Schlägen und freyen Plätzen in Waldungen zu gebrauchen; weil man aber mehrentheils bey dieſem Fange die Taube einbüſſet, welche

der Raubvogel noch im Garne frißt, ſo will ich eine Fangungs-Art zeigen, wobey die Taube unbeſchädiget bleibet; dieſes iſt

Der Habichts oder Falkenkorb,

welcher wie ein groſſer Keficht iſt, der aus vier Säulen beſtehet, die auf jeder Ecke eines bretternen Bodens, der viertehalb Fuß lang und breit iſt, eingezapft ſind. Dieſe Säulen ſind drey Zoll ins Gevierte, und vier Fuß hoch, auch noch oben mit einer Rahmen feſt ineinander verbunden. Sechzehn Zoll vom Boden, werden zwiſchen den vier Säulen vier Riegel eingeblatet, und auf dieſe Riegel kommt ein zweeter Boden von Drath, wie ein Netz geflochten, welcher, wie wir in der Folge ſehen werden, zur Bedeckung über der auf dem Bodenbrette ſitzenden Taube dienet. Ebenermaſſen werden die vier Seiten des Kefichts oder Korbes, mit einem Netz von Drath oder Bindfaden umgeben. Oben den zwo gegenüberſtehenden Seiten, neben den Rahmſtückchen, wird an jeder Seite ein eiſernes rundes Stängelchen angemacht, wovon das Zugnetz mit Ringen leicht hin und wieder gezogen werden kann. Dieſes Netz wird von ſtarken Bindfaden ſpiegelicht geſtrickt, mit einer Maſche angefangen, und mit einer aufgehöret, damit es einen Saum auf allen vier Seiten bekomme, und muß es ſo lang und breit ſeyn, daß es den obern offenen Theil des Korbes bedecken könne. Auf zwo Seiten werden an dem Garne

ne kleine eiſerne oder beinerne Ringe befeſtiget, die auf die vorerwähnten eiſenen Stäbe gezogen werden, auf den andern beyden Seiten aber, wo keine Ringe kommen, wird es auf einen der Rahmſtücke befeſtiget, und auf der gegen überſtehenden, ein Stöckchen eines Fingersdicke quer über angemachet, woran denn in der Mitte ein Schnürchen mit dem Stellholz ſeyn muß; an beyden Enden des Querſtockes kommt noch eine Schnur; woran Gewichte gehn; und damit dieſe raſcher ziehn, können an den beyden Säulen, wo die Gewichte daran herunter gehn, Rollen angebracht und befeſtiget ſeyn, worauf die Schnüre mit den Gewichten laufen.

Dieſer nun fertiger Habichtskorb, wird auf einen zwölf Fuß über der Erde ſtehenden ſtarken Pfoſten, der auf einer Anhöhe über den Wildprets-Gehägen eingegraben iſt, geſtellet und tüchtig befeſtiget. Um ihn aber nun zum Fang aufzuſtellen, ſuchet man von Haſeln oder andern Buſchholz ein Stöckchen, das etwa Fingersdicke ſey, und ein oder zween Seitenäſtchen, die in gerader Linie und nicht wie ein Querl, ſtehen habe, und zum Trittholz dienen ſoll. Dieſes reichet quer über das Drathgitter, und bekommt am ſtarken Ende einen Einſchnitt oder Kimme, an der andern Seite, wird es mit einem Bindfaden an das Seitengarn oder Drathnetz angebunden. Hierauf ſetzet man durch ein in den Seitennetze angebrachtes kleines Thürchen, auf dem brettenen Boden eine weiſſe Taube, ziehet oben das

lein zurück, nimmt das daran befindliche Stellholz und ſetzet es oben an den Quer-Riegel, worinnen auch auswendig eine Kimme iſt, mit dem einen Ende, nimmt das Trittholz, ziehet es an und mit der Kimme zum Seitennetze heraus, und ſetzet das andere Ende von Stellholz auf dieſes Trittholz, ſo iſt es aufgeſtellt.

Will nun der Raubvogel von oben herein nach der Taube ſchlagen, und trift die Mitte oder auch nur ein Seitenäſtchen von Trittholz, ſo fällt es herunter, die Gewichte ziehn das obere Zuggarn über den Korb herüber, und der Vogel iſt gefangen. Weil nun derſelbe durch das Drathgitter worauf er ſtehet, gehindert wird, die unter ihm ſitzende Taube zu beſchädigen, ſo kann ſie eine ganze Zeit in dieſem Korbe dauern, wenn ſie nur täglich ihr richtiges Futter und Waſſer bekömmt; und wenn dieſer Habichtskorb beſtändig aufgeſtellt, und eine Taube darinnen gehalten wird, ſo kann man vermittelſt derſelben viele Raubvögel fangen.

Die Krähenhütte (Man ſehe Tab. I.)

iſt noch eine ſehr heilſame Erfindung für die Gehäge, und vermittelſt derſelben durch Schieſſen denen Raubvögeln vielen Abbruch zu thun, vornehmlich aber die ſo ſchädlichen Krähen und Raben zu vertilgen, die ſich weder im Korbe noch in der Rönne fangen. Hierzu muß man einen etwas erhabenen Ort im freyen Felde erwählen, über welchen die Krähen am meiſten ziehn, welches zwiſchen zweyen Feldhölzern oder

nahe

nahe an einem Dorfe zu geſchehen pfleget. Hier läßt man eine Grube acht Fuß lang, eben ſo breit, und fünftehalb Fuß hoch auswerfen, und ſie entweder mit Steinen ausmauern, oder mit Bohlen ausſchürzen. Im erſten Fall bekommt ſie oben ein vier Fuß hohes rundes Gewölbe, im andern Falle aber, anderthalb Fuß über der Erde mit Schalholz ausgeführet, und oben mit vier Sparren und Latten, die mit grünen Raſen beleget werden, bedecket. Oben wird ein Loch ſo groß gelaſſen, daß man eine Stange durchſtecken kann, worauf der Schuhu, wie wir in der Folge ſehen werden, zu ſtehen kommt. Auf der einen Seite iſt der, in die Erde ſchräg eingegrabene, und mit einer Thür verwahrete Eingang, auf die andern zwo Seiten ſind aber zwo Reihen Schießlöcher oder Scharten, nur drey Zoll lang und drittehalb Zoll hoch, davon die untern ſo eingerichtet ſind, daß man die auf der Erde ſitzende Krähen daraus ſchieſſen, die über denſelbigen aber, die auf denen trockenen Bäumen an fuſſende Krähen und Raubvögel herab zu ſchieſſen, beſtimmt ſind. Dieſe trockene Bäume, werden gerade über die Schießlöcher, in der Entfernung von zwanzig oder vier und zwanzig Fuß gepflanzet, und müſſen nur wenige Aeſte und gar kein Laub haben, damit die darauf bäumenden Vögel recht frey ſitzen. Man nennet dieſe Bäume Hackreiſer in der Jägerſprache. Der obere aus der Erde hervorragende Theil der Hütte, er ſey gewölbet oder beſtehe aus Schal-

Holz und einem darauf geſetzten leichten Sparrwercke, muß dergeſtalt mit Erde und Raſen verkleidet werden, daß es wie ein kleiner runder Hügel ausſiehet, und nur die Schießlöcher frey bleiben. Aus der Spitze des Hügels reichet, ohngefähr ein Fuß auſſerhalb der Hütte, eine vier Fuß lange Stange, deren übrige drey Fuß in die Hütte hinein gehen und dazu dienen, daß man von innwendig die Stange anfaſſen kann, um den Vogel mit derſelben auf- und niederwärts zu bewegen, es iſt auf dieſer Stange eine mit einem Haſenbalg überzogene Scheibe befeſtiget, worauf der Schuhu zu ſtehen kommt.

Will man nun Krähen ſchieſſen, wird auf dieſer Scheibe ein lebendiger Schuhu angefeſſelt, und man begiebt ſich mit ein paar Gewehre in die Hütte, damit immer eine Flinte oder Büchſe in Bereitſchaft ſey, unterdeſſen, daß die eine abgeſchoſſen iſt und geladen wird. Man wird nicht lange in der Hütte ſitzen, ſo wird man das Geſchrey, der um den Schuhu ſich nunmehr verſammelnden Krähen vernehmen. Die Feindſchaft zwiſchen den Tag- und Nachtvögeln, iſt, wie bekannt, ſo groß, daß, ſo bald letztere ſich bey Tage ſehn laſſen, ſie gleich mit groſſen Geſchrey von allen bey der Hand ſeyenden Tagvögel verjaget werden. Auf die kleinern Nachtvögel fallen kleinere Tagvögel, ſo wie die gröſſern Nachtvögel durch die groſſen Tagvögel, vornehmlich aber von Krähen und Raben verfolget werden. Dieſe ſtürmen nun

auch

auch alſo auf den angefeſſelten Schuhu los und ſetzen ſich um ihn herum, theils auf die Hackreiſer, da man ſie denn aus der Hütte, und bisweilen zwey oder drey auf einen Schuß ſchieſſet. Der Eifer der Krähen wird dadurch nicht gemildert, daß ſie einen dumpfigten Knall hören, den Rauch aus den Schießlöchern ſteigen, und ihres gleichen fallen ſehen; ſie ſchwärmen dennoch immer um den Schuhu herum, bäumen auch von neuen, und werden von neuen herabgeſchoſſen, wenn man ſich nur nicht eher zeigt, und aus der Hütte begiebt, um die geſchoſſenen Vögel herein zu hohlen, bis man nichts mehr von Krähen oder andern Raubvögeln vermerket; denn endlich fliegen die übrig gebliebenen Krähen fort, kommen aber mehrentheils nach einiger Zeit mit einem neuen Schwarm Krähen zurück, wenn nicht die Bedürfniſſe der Nahrung ſie in die Felder und Dörfer zu ſehr verſtreuet hat.

Um ihr Herankommen zu befördern, kann man bey der Hütte Luder hinfahren laſſen, doch dergeſtalt, daß man es aus den Schießlöchern auf der einen Seite beſchieſſen kann. Ich habe ſchon bey Beſchreibung der Raubvögel geſagt, daß auſſer den Krähen und Raben, auch der Habicht, der Milan, der Mauſegeyer, der Lerchenfalke, der Rittelweihe ꝛc. auf die Hütte kommen. Hieraus zeiget ſich, wie ausgebreitet der Nutzen einer Krähenhütte zur Tilgung der Raubvögel ſey, und iſt es gewiß die angenehmſte und bequemſte Art ſich ihrer zu bemäch-

mächtigen. Die Hütte iſt wie ein kleines Kabinet mit ein paar Stühlen und einen Ecktiſchgen ausmeubliret, und fällt durch die Schieß-löcher Licht genug hinein, daß man, um bey Erwartung der Vögel, nicht lange Weile zu haben, durch Leſen in einem Buche, ſich die Zeit verkürzen kann; ſo bald man aber Krähen oder Raubvögel ſchreyen höret, ſeine Lektüre unterbricht, die Flinte zur Hand nimmt, und die welche ſich auf die Erde ſetzen oder baumen, ſchieſſet. Höret man am Geſchrey der Krähen, daß ſie ohne ſonderlich zu bäumen, ſich wieder entfernen wollen: ſtöſſet man von inwendig die Stange, auf die der Schuhu ſitzet in die Höhe und läſſet ihn durch dieſe Bewegung, die Flügel aus einander ſperren, ſo werden ſeine Feinde, in Meinung, daß er ſie nun verfolgen oder entfliehen wolle, bald wieder zurück kommen, und ihre Anfälle wiederhohlen.

Man kann auch vermittelſt kleiner Tellereiſen, die Raubvögel auf nachfolgende Weiſe fangen. Man ſetzet Säulen von ungeſchlagenem Holze, oder nimmt die Spitzen von Bäumen, wo fein viel Aeſte daran ſind, an welchen man an den Säulen hinauf ſteigen kann; in Ermangelung der Aeſte aber bohret man zum Hinaufſteigen ſtarke hölzerne Nägel ein. Oben auf der Säule wird eine kleine Scheibe gemacht, worauf ein Teller-Eiſen geleget wird. Auf das Eiſen bindet man Fleiſch, Hamſter oder Mäuſe. So bald nun die Raubvögel es gewahr werden, fallen ſie

auf

auf den Raub, fangen ſich aber darüber. Wo Gehäge gehalten werden, ſetzet man die Säulen hin und wieder, und es können viele Raubvögel damit getilgt werden.

Nachdem wir nun die Raubvögel nebſt ihrer Ausrottung beſchrieben, ſo wollen wir nun auch das nöthigſte von der Baize oder der Falkonerie anführen, und ob es gleich nur eine Königliche, oder Fürſtliche Luſt iſt, ſo können wir doch nicht unterlaſſen ſie hier anzuführen.

II. Von der Reigerbaiz oder Fauconnerie.

Darunter wird von den Jägern die Art des Jagens verſtanden, dabey man mit Raubvögeln, ſo dazu abgerichtet worden, Habichten, Falken, Sperbern ꝛc. andere Raubvögel, oder wilde, groſſe und kleine Vögel, als Reiher, Enten, Rebhühner, Wachteln, Lerchen ꝛc. wie auch Haſen und andere geringere wilde Thiere fänget. Zu dieſer Art Jagd müſſen ſchnelle und gute Pferde im Vorrath da ſeyn, denn man reitet dabey ſtrenge, und führet den Falken verkappt auf der Hand in das Feld, wo durch Spührhunde bemelde Gattung Vögel aufgetrieben werden, welche, ſo bald ſie ſich zeigen, macht man dem Vogel das Geſicht frey, und wirft ihn auf den Raub zu, auf welchen er in einem Bogen zuſchieſſet und auf den Vogel ſtöſſet; ſo ſolches geſchehen, ſo muß der Falkonier alſobald, ſo ſchnell als

möglich dazu reiten, daß er dem Vogel den Raub nehmen könne, welchen ſie gerne fahren laſſen, wenn man ihnen eine andere Art von Vögeln als Tauben vorwirft. Geſchiehet dieſes Baizen mit den Reihern und Falken, ſo wird es die **Reiher- oder Reigerbaize** genennet, dazu mit groſſen Koſten viele Falken und Falkonier erhalten werden, weil es aber ſehr koſtbar, ſo iſt es eine Luſt vor Könige und groſſe Fürſten. Die Begebenheiten dieſer Baize beſtehen in folgenden. Man nimmt ſolche an einem ſchönen und ſtillen Tage vor, und begiebt ſich zu Pferde mit den Falken an einen ſolchen Ort, wo man weiß, daß ſich Reiher aufhalten. Wenn nun die Stöberhunde einen Reiher aufgetrieben, der Falkonier auch zum rechten Vortheil den Vogel abgeworfen, und der Reiher den Falken gewahr wird; ſo ſpeyet er den eingeſchluckten Raub von kleinen Fiſchen, während dem Fluge herab, um ſich zur Flucht leichte zu machen, oder da er noch nüchtern, fängt er an, mit beſonderm Fleiß über ſich zu ſteigen, daß er kaum zu ſehen iſt; der Falke ſteiget auch in die Höhe, thut aber, als ob er den Reiher nicht ſehe, bis er durch ſonderbare Umſchweife und unglaubliche Geſchwindigkeit dem Reiher die Höhe abgewonnen, worauf er anfängt, mit ſeinen ſtarken Waffen auf den Reiher einen heftigen Anfall zu thun, giebt demſelben einen Griff und Fang, alsdenn ſchwingt er ſich wieder über, um und neben ihm her, bis er ſeinen

Vortheil erſiehet, ihn gar anzupacken, weil er ſich vor des Reihers ſpitzigen Schnabel wohl vorzuſehen hat, indem hiedurch, wenn der Reiher den Hals auf den Rücken legt, und den Schnabel über ſich hält, mancher junger unerfahrner Falke gar leichte und öfters geſpieſſet wird. Weswegen auch zuweilen zween Falken, als ein alter und ein junger, auf einen Reiher gebaizet werden, damit deſto weniger Gefahr dabey zu beſorgen.

Zuweilen wendet ſich der Reiher mit ſeinem ganzen Leibe, und ſchwebet oder wieget mit ausgeſpannten Flügeln, als mit einem Seegel, in freyer Luft, ſeinen Feind deſto verwahrter zu empfangen, welches ihm aber gleichwohl meiſtentheils misräth, daß er überwunden wird, und mit den Falken zugleich herunterfällt, da man denn über Stock und Stauden, Flüſſe und Teiche öfters ſetzen, und ſich Lebensgefahr ausſetzen muß, der Pferde ihren Untergang und Niederreiten nicht dazugerechnet. Ein ſolchergeſtalt gefangener Reiher wird gemeiniglich mit einem ſilbernen Ringe, worauf der Herrſchaft Namen und Jahrzahl geſtochen iſt, wieder losgelaſſen, ſo daß es vielmals geſchiehet, daß ein ſolcher Reiher über viel Jahre hernach wieder gefangen wird, der ein oder mehr dergleichen ſilberne Ringe an den Füſſen hat. Dieſe Luſtbarkeit geſchiehet meiſtentheils im Frühjahre, auch manchmalen im Herbſt.

Nimmt man dieſe Baize mit Haſen und andern kleinen Wildpret vor, ſo heißt es die Haſenbaize; welches alſo verrichtet wird: Man reitet in einer Reihe, als ob man hetzen wollte, und führet die abgerichtete Windhunde an Riemen zwiſchen ſich; wenn nun der Stöber, oder Spürhund einen Haſen aufgetrieben, ſo läßt man die Windhunde loß, und der Vogel oder Falke wird dem Gebrauch nach von der Hand alſo geworfen, daß er einen kurzen Bogen, oder wie die Jäger zu reden pflegen, einen kurzen Bund, zu machen hat. So bald er den Haſen erreicht, ſo giebt der Vogel demſelben einen Griff oder Stoß, der ſich denn ducket und ſitzen bleibet, unter der Zeit die Windhunde herbeyeilen, und den Haſen fangen; ſind die Hunde noch entfernet, ſo läßt er den Haſen wieder etwas ſpringen, und entfernet ſich, aber alſobald kommt er zum zweytenmal an ihn, und hält ihn ſo lang auf, bis er den Hunden zu Theil wird; dabey haben, vor den Falken, die abgerichtete Habichte dieſes zum voraus, daß ſie, wenn ſie den Haſen erreichet und ihm einen rechten Griff gegeben, denſelben mit der rechten Waffen feſt halten, mit der linken aber ſich in die Erde einhackeln, und ſich daran feſt halten, bis die Hunde oder Jäger ihnen zu Hülfe kommen. Bey dieſer Baize muß man Hunde haben, die zu dieſen Vögeln angewöhnet ſind, dabey ſchönes und klares Wetter ſeyn muß, ſonſten ſteigen die Vögel nicht, und ſehen auch ihren

ihren Raub nicht. Die Zeit da man ſich mit dieſer ſtrabazieuſen Freude vergnügt, iſt von Bartholomäi bis Lichtmeß.

Nun wollen wir auch von den Falken ſelbſt das nöthigſte anführen und dabey kürzlich zeigen, wie ſolche zum Vogel- und Haſenfangen abzurichten, und deren vielerley Krankheiten zu curiren und zu präſerviren.

Wir wollen alſo 1) die Natur und Eigenſchaften der Falken betrachten, 2) von den unterſchiedlichen Namen und Geſchlechten der Falken, 3) von den noch übrigen Namen der Falken ſammt beygefügten Eigenſchaften, 4) von der Ankaufung junger Falken und deren Abrichtung, 5) was man bey den vermauſerten und madrirten Falken zu beobachten hat, 6) wie die Falken bey guter Geſundheit zu erhalten, 7) von den Krankheiten derſelben, und wie ſolche zu heilen; und endlich zum Letzten, von den Weidemänniſchen Redensarten der Falken, handeln.

1. Von der Natur und Eigenſchaften der Falken.

Die Falken ſind ein Geſchlecht und gewiſſe Art Raubvögel, welche eine ſtarke Natur haben, und allerley Wildpret und Vögel: als Haſen, Rehen, Reiher, Trappen, Entvögel, Rebhühner und dergleichen mehr fangen und ſtoſſen. Und weil gewiß, daß der Falke einen gröſſern Verſtand als ein vierfüſſiges Thier hat, ſo wird er auch billig demſelbigen vorgezogen,

wegen

und wegen ſeiner Vorzüge mit denen er vor andern gezieret iſt, bis auf den heutigen Tage hochgehalten, dergeſtalt, daß ſelbige für ein Weidewerk gehalten werden, welches einzig und allein Königen und Fürſten ſo zu reden eigenthümlich zu kommet, und es bleibet eine ausgemachte Sache, daß das Baizen, viel höher als das andere Jagen zu halten ſey.

Es ſind dieſe Vögel ſehr untereinander unterſchieden, und zwar: erſtlich **Ihrer Gröſſe und Geſtalt des Leibes nach;** denn von derſelbigen ſind einige groß und dick, einige ſind klein, einige ſind lang, und einige kurtz und rund. Ein guter und edler Falke wird alſo ſeiner Gröſſe und Geſtalt des Leibes nach folgender maſſen erkannt: denn erſtlich ſoll er einen kurzen Kopf und kurzen Hals, einen kurzen und dicken Schnabel (Bec) haben. Eine hohe und breite Bruſt, mit einem ſchwarzen ſpitzigen Bruſtbein. Lange Flügel, groſſe offene Naſenlöcher, und ſchöne ſubtile Flugfedern. Einen kurzen Schwanz, aufgehobene und groſſe Augenbraunen, kurze und dicke Schenckel. Kurze, ſtarke und breite Füſſe (Hände.) Schöne groſſe brennende Augen, ſchwarze ſpitzige, und ſcharfe breite Flügel und mittelmäſſige Klauen.

Zum andern werden ſie auch an ihren Gefiedern und Farbe unterſchieden, und es giebt, röthliche, blonde, blaue, und Turteltaubenfarbige.

Es

Es iſt bekannt, daß der Falke eine dermaſſen groſſe Stärke habe, daß, wenn er nach einen Vogel ſtößt, er denſelben völlig zertheilen kann. Daher auch die kleinern Vögel ſich ſehr vor demſelben fürchten, daß wenn ſie auch nur den Hall einer Schellen hören, und hieraus des Falkens Ankunft vernehmen, lieber auf der Erde von den Leuten mit Steinen verletzet werden wollen, als ſich in die Höhe ſchwingen und in des Falken Klauen zu gerathen. So muß auch ein Falkonier oder einer der mit dieſen Vögeln umgeht, derſelben Eigenſchaften wohl in Acht nehmen und erkennen. Denn erſtlich iſt zu wiſſen, daß etliche nicht fliegen, ſie ſind dann voll am Leibe. Etliche aber fliegen, wenn ſie mager, etliche wenn ſie bey mittelmäſſigen Leibe ſind, auch giebt es welche die nicht eher fliegen, als bey ſehr magern Leibe, und dieſe müſſen daher ſtrenge gehalten ſeyn.

Sie haben auch ihre unterſchiedliche Zeit, in welcher ſie am luſtigſten ſind, und ſich lieber gebrauchen laſſen: dann einige fliegen gerne des Morgens, andere ein wenig Vormittags, noch andere, ein wenig Nachmittags, etliche aber gegen Abend. Nur muß man ſie nicht fliegen laſſen, wenn die Sonne untergehen will. Und damit man dieſer Vogel Geſundheit erhalte, ſo ſoll man im Sommer die groſſe Hitze und im Winter die groſſe Kälte mit ihnen vermeiden.

2) Von den unterſchiedlichen Namen und Geſchlechten der Falken.

Was die Namen der Falken anbelanget, ſo iſt zu wiſſen, daß der Falke im erſten Jahre fünferley Namen habe. Als erſtlich wenn er in der Gegend, da er gehecket, oder im Horſte, oder nach ſeinem erſten Ausfluge welcher im May geſchieht, gefangen worden, ſo nennet man ihn Niais, das iſt, **ſchlecht** oder **einfältig.**

Wann der Falke im Junio, Julio und Auguſt gefangen wird, ſo nennet man ihn Gentil, das iſt, **adelich, edel, hurtig.** Wenn der Falke aber im September, October, November und December gefangen wird, ſo nennet man ihn Pelerin, oder auch Paſſagiers, das iſt, ein **fremder Landfahrer.**

Wenn endlich der Falke im Januario, Februario und Märzen gefangen iſt, ſo nennet man ihn Antanaire, oder Antenido, dieweil er wieder zurück fliegt, und vermeynet das erſtenmal zu horſten, darum weil er noch keine Jungen gehabt. Dieſer leztere wird auch alſo genennet, weil er ſich noch nicht vermauſert, oder doch zum wenigſten die Federn noch von dem vorigen Jahre meiſtentheils hat. Wenn aber der Falke ſich ein, oder zum erſtenmal vermauſert hat, ſo wird er Hagort genennet, das iſt, ein **Fremdling.**

Von denen, ſo Niais genennet werden, ſoll ein Falkonier wiſſen, daß ein **Neſtling**

dieſer

dieſer Art ſehr gut zu den Rebhühnern iſt, man muß aber warten, bis daß er erſt vermauſert hat, denn je älter er wird, je beſſer er ſich erzeiget. Es iſt zwar dieſer Vogel anfänglich wild, und hat man viel Mühe ihn zu zähmen, dafern man ihn aber zu rechte bringt, ſo wird man nach der Mauſer finden, daß er groſſe Arbeit und ſonderlich an den Rebhühnern verrichten kann. Wenn er in der Jagd wohl gut thun ſoll, muß er ſehr ſatt ſeyn, hingegen muß man ihm alle zwey Monath im erſten Viertel den Magen räumen, auch oft darbey baden.

Zu den Haſen kann man dieſen Vogel auch abrichten, zumal er eine ſonderliche Neigung darzu hat, (hingegen hernach läßt er ſich nicht gerne wieder zu Rebhühnern brauchen), und brauchet man dazu die Windſpiele zum Aufjagen, indem ohne das dieſer Vogel die Hunde von Natur ſehr liebet, allerhand Liſt und Vortheile von ihnen lernet, und ihnen gerne folget. Er muß aber zuvor mit Haſen, ſo ſchon gefangen, oder mit zahmen Kaninchen darzu gewöhnet, und ihm das Weidwerk zu koſten gegeben werden.

Im Frühling, nämlich im Februar und März fliegt er gemeiniglich beſſer als zu andern Zeiten. Dabey iſt er aber der tückiſchte Vogel, ſo in der ganzen Falkonerie iſt, und auch der liſtigſte und geſchwindeſte. Er läßt aber leichtlich ab und ſtöſſet zurück, auch auf den geringſten Verdruß, denn er iſt beydes trotzig und furchtſam, es mag ihm leicht was begegnen,

ſo läßt er ſeinen Muth ſinken. Er wird aber nicht leicht verlohren.

Die **Gentilfalken**, ſo von der Mitte des Juny bis in die Mitte des Septembers gefangen werden, ſind ſehr gut und nicht ſo ſehr geneigt davon zu fliegen, als der **Pelerin**. Er iſt auch viel geſchlachter und leichter zu erhalten. Wegen ſeiner guten Natur wird er Gentil, das iſt edel genennet, dann er iſt ſehr tapfer und iſt dieſer Vogel ſo wohl, in ebenen Felde, als auch wo es Thal abgeht, ſo ſchnell als der **Gerfalke**, da es jähe Höhen oder Berg an geht. Er läßt ſich zu allen Sachen gebrauchen, und fällt gewaltig an; Wann er nur einmal der Rebhühner kundig wird, kann man keinen beſſern Vogel als dieſen im Felde haben; er verliert ſich auch nicht leicht, es ſey denn, daß er Mangel am Baden hätte, dieweil er von Natur ſehr zum Waſſer geneigt iſt. So man dieſen Vogel in Eil abrichten und fliegen laſſen will, muß man ihn alſobald, nachdem er drey oder vier Nächte gewacht worden, an das Luder gewöhnen, und nicht erſtlich auf der Fauſt üben. Denn wenn er ſich wenden läßt, ſo kann man ihn in drey oder vier Tagen abrichten, man muß aber beydes Tag und Nacht mit ihm anhalten, und alle Tage dreymal üben, er wird alſo auf dreyſig Schritte auf das Luder ſitzen, ehe ein anderer auf zwo Klaftern auf die Hände ſpringen lernet. Man ſoll ihm aber vor vierzehn Tagen nicht zu viel trauen, von der Zeit an, da er iſt gefangen worden. Und wenn

er ſich vermauſert, ſo muß man ihm einen ganzen Monath Zeit laſſen, ehe man ihn heraus nimmt. Am allerbeſten und gewiſſeſten kann der Gentilfalke durch Wachen, Schmeicheln, und Arzeneyen erhalten werden, als erſtlich; durch Wachen, daß er aller ſeiner vorigen Freyheit gänzlich vergeſſe, unterdeſſen man ihm allerley Vögel und Weidewerk zeige, welches demjenigen gleich, worzu man ihn zu gebrauchen willens, damit er ſolches nicht allein kennen lerne, ſondern auch deſto muthiger anfalle. Endlich auch durch Arzeneyen, damit man ihn ſtets bey guter Geſundheit erhalten möge.

Ein **Pelerinfalke**, wenn er zur rechter Zeit gefangen wird, iſt ſehr hoch zu halten, denn er iſt ein ſtarker und geſchwinder Vogel, ſchicket ſich derhalben beſſer zum Waſſer, als der Gentilfalke, weil er ſolches Weidwerk ſchon kennet. Er iſt auch gut im Felde, zu dem Rebhühnern, und kann man ihn, wie den Gentilfalken halten, nur muß man ihn etliche Tage länger innen behalten, ehe man ihm trauen darf, dann er iſt etwas liſtig und tückiſch.

Ein **Paſſagierfalke**, welcher im Durchflug gefangen, und deswegen Paſſagier genennet wird, iſt von Natur ein Unflath, und ſehr unartig, ob er ſich gleich im Anfange ſtellet, als wollte er gut thun, ſo darf man ihm doch nicht trauen, ſondern muß ihn halten, wie er werth iſt. Wenn man ihn fünf oder ſechs Tage gewachet, ſo muß man gleich anfangen, ihn zu purgiren, und zu pfeifen. Gemeiniglich

muß man ihn mit Hühnerfleiſch ſpeiſen, und ſelbiges erſt ein wenig in laulichten Waſſer weichen laſſen, oder in deſſen Ermanglung anderes zartes Fleiſch geben. Dabey iſt wohl Acht zu geben, daß er ja kein Blut verſuche, noch viel weniger zween Tage nach einander mit lebendigen Thieren geſpeiſet werde. Vor den zwanzigſten Tage darf man ihn nicht von der Schnur laſſen, und dieſe Zeit über muß man denſelben ſtets üben, und auf der Fauſt tragen, alſo, daß er keine Ruhe auf der Stange habe, und wenn er gleich keine Luſt zum Baden hätte, muß man ihm doch ſolches anbieten. Nach dreyſig Tagen kann man ihn wohl fliegen laſſen, wenn er nehmlich im Lande gefangen worden iſt. Wenn er demnach abgerichtet, und zu Felde ſoll getragen werden, ſo ſoll man ihm ein Huhn zu tödten geben, auf daß er das lebendige erkennen lerne, weiter iſt zu wiſſen, wenn ſich dieſer Vogel vermauſert, ſo muß man ihn in zween Monathen nicht heraus laſſen, denn er wird in der Mauſer ſo fett und ſchwer, daß man ihn nicht eher zum Flug bereiten kann. Und derentwegen ſind ſie auch in der Gefahr, in der Mauſerzeit in ihrem eigenen Schmalze zu erſticken, dieſem nun vorzukommen, muß man ihnen, des Tages nur einen Kropf voll geben, nämlich um zehn Uhr vormittags.

Der Antanairfalke iſt viel tückiſcher, als der Gentil- oder Pelerinfalke, deshalben man auch einen gröſſern Fleiß anwenden muß, wenn er recht ſoll abgerichtet werden. Auch muß

man ihn, länger, als die, andern vorigen inne behalten, dieweil zu beſorgen iſt, daß er ſich gleich im Anfange unterſtehen werde, beydes die Schellen und Feſſeln abzuſchneiden, doch wird er endlich mit Geduld zur Raiſon gebracht, und läßt hernach wohl mit ſich umgehen. Im erſten Jahr vermauſert er ſich ſpät, und kann man ihn bis zum Ende des May zum Flug halten, alsdenn muß man ihm eine Purgation zum Mauſern zurichten, wie man auch bey den andern thut, und ſofort wohl halten bis zu Ausgang des July, wenn er alsdenn nicht anfängt ſeine Federn zu laſſen, alſo daß er ſich im Anfange des Auguſti vermauſert, ſo kann man ihn wohl wieder zum Flug bereiten, dabey aber etwas kärger halten, daß er mager werde; und alsdenn im September fliegen laſſen, und ſich ſeines Dienſtes gebrauchen. Der Antanairfalke iſt gut zum Waſſer, und zu allen andern Weidwerk, und es kommt nur darauf an, daß er wohl gezähmet werde, und ſich gerne greiffen laſſe, denn ſonſt mangelt es ihm am Muth nicht. Die Urſache um welcher willen, die Antanairfalken, und auch die welche ſchon vermauſert haben, wann ſie im Januarius, Februar, und März gefangen werden, ſich nicht eher als im Herbſt vermauſern, iſt, daß ihnen Gott ſonderliche Remedie und Mittel dafür gezeiget hat, daß ſie ihre Jungen deſto beſſer mögen aufbringen, und wenn ſie in gemeldten Monathen gefangen werden, ſo haben ſie ſchon derſelbigen Remedia zu ſich genom-

nommen, daher ſie alsdenn ſo ſpate ſich vermauſern.

3) Von den noch übrigen Namen der Falken nebſt ihren Eigenſchaften.

Da aber die bisher angeführten Benennungen allen Falken zukommen, und ſich nur allein auf die Zeit ihrer Fangung beziehen, ſo wollen wir auch noch die eigentliche bekannteſten Arten der Falken anführen; welche nachfolgende ſind:

1) Der Sacre- oder Sacrifalk, Sackerfalk, Großfalk, der aus Irrland und Potolien, auch aus der Tartarey, Cypern, und Candia zu uns gebracht wird. Er hat einen kleinen und oben flachen Kopf, einen kurzen und ſtarken Schnabel, groſſe, weite eröfnete Naſenlöcher, runde und helle Augen, einen langen und ſtarken Hals, breite Bruſt und Rücken, groſſe Flügelbogen, lange Schenckel, groſſe knorrichte Füſſe, ſchwarze ſcharfe Klauen, und einen langen Schwanz. Er iſt von widerſpenſtiger und tückiſcher Art; daher man auch groſſe Gedult mit ſeiner Abrichtung haben muß. Weil er aber ein arbeitſamer und ſtarker Vogel iſt; ſo braucht man ihn, Kraniche, Reiher, wilde Gänſe, Rehe, und Haſen damit zu baizen. Wenn man ihrer zween zuſammen auf eine Stange ſtellet; ſo werden ſie bald zahm.

2) Der Schwimmer, franz. Lanier, iſt ebenfalls tückiſch, aber dabey von groſſer Geſchwindigkeit, und ſehr gut zum Haſenbaizen; er

er muß aber wohl abgetragen werden, ehe er zahm wird. Er liebet von Natur die Hunde, und folget ihnen gerne nach. Man fängt ihn meiſtens in Sicilien, wo er auf hohen Bäumen und Felſen horſtet. In unſerm Deutſchland wird er deswegen der Schwimmer genannt, weil er ſich im Fliegen gleichſam wie einer, der im Waſſer ſchwimmet, zu bewegen pfleget.

3) Der Gerfalke iſt der gröſte und ſchwerſte Vogel, ſo man zur Falkonerie gebrauchen kann, inſonderheit zum Steigen, er iſt gröſſer denn ein Habicht und kleiner als ein Adler. Iſt darbey ſchön und hat nach Proportion des Leibes einen langen Schwanz, ſtarken Flügelbogen, glatte und nicht knorrende Füſſe, ſtarke Klauen, abſonderlich die hinterſten, und ſteht aufrechter als die andern. Die kleinen Vögel achtet der Gerfalke nicht, ſondern ſtößt nur die groſſen, als Schwanen, Kraniche, Trappen, Reiher und Weihen, und alle Vögel, ſo ſich in die Höhe ſchwingen, und wird deswegen ein Gerfalke genennet, weil er gleichſam in einem Cirkel herum zu fliegen pfleget, und wird mit unter die Edlen Falken gezehlet. Zu den Rebhühnern ſetzet er ſich auf die Hecken und Sträuche wie der Habicht; ehe man ihn aber fliegen läßt, ſo muß man ihm Rebhühner zu eſſen geben, welches man ſich nicht ſoll verdrieſſen laſſen, dann er iſt ſeiner Schönheit und Güte halber wohl werth, daß man ihn in Ehren halte. Und ſo ſie alſo zu den Rebhüh-

nern abgerichtet werden, und es geräth, ſo werden ſie das Huhn ergreiffen, ehe es den dritten Theil ſeines Flugs verrichtet. Es iſt dieſer Falke ſehr zum Führen geneigt, deswegen man ihm einen Griff an der Hand muß einbinden auf nachfolgende Weiſe: Man machet einen ledernen Däumling, und legt den Griff (das iſt ein Finger oder Zehe) gedoppelt darum, und verbindet ihn wohl, daß er ihn nicht aufthun kann, alsdenn kann er auch den Raub nicht mehr ſo feſt halten und entwöhnet ſich alſo des Führens. Dergleichen Mittel kann man auch bey andern Vögeln gebrauchen, wenn ſie dieſen Fehler des Führens an ſich haben. Dieſer Vogel fürchtet ſich ſehr vor der Hitze, und wird derohalben oft ungeſtüm, wenn man zur gelegenen Zeit treiben will. Er iſt ein Vogel nur eines Athems, denn er flieget mit ſolcher Macht und Gewalt, daß er in zween Flügen, ſo er auf einen Tag thut, alle ſeinen Athen und Stärke verlieret.

4) Der Alphanet, welcher aus der Barbarey kommt; wird unter allen Falken für den luſtigſten und ſchönſten Vogel gehalten, und zur Haſen und Rebhühnerbaize abgerichtet. Er iſt gemeiniglich blond von Federn, und ſteigt ſehr hoch, ſo, daß er bey heilem Wetter kaum zu ſehen iſt. Er iſt zwar mehrentheils kleiner als der Schwimmer; man findet aber doch etliche ſo groß, als die Sackerfalken, welche ſehr gut, und ſich zu allerhand Weidwerck gebrauchen laſſen.

5) Der

5) Der **Bergfalke**, hat eine runde Bruſt, kurzen Leib und langen Schwanz, ſtarke und ſehr gelbe mit ſcharfen Fängen begabte Hände, (Füſſe). Auf dem Rücken und auſſerhalb den Flügeln iſt er aſchengrau, welche Farbe aber je länger je lichter, und nachdem er ſich vielmal gemauſert hat, immer gelbfarbiger wird. Er iſt gar wilder Art, und fängt nur die groſſen, aber keine kleinen Vögel.

6) Der **Hagerfalke**, iſt nicht groß von Leibe, und nicht viel gröſſer als ein Sperber, aber gar ſtark und muthig. Er hat einen breiten Kopf, feurige Augen, einen kurzen Hals, ſehr lange Flügel, ſtarke Knochen, und kurze Beine welche ausſehen, als ob ſie ſchuppicht wären, wie eine Schlange oder Endexe ſeyn mag. Dieſer Falke welcher ſein Horſt auf hohe und faſt unerſteigliche Felſen macht, iſt leicht abzurichten, und gut mit ihm umzugehen. Sein Raub ſind mehrentheils groſſe Vögel, als Reiher, Kraniche, wilde Gänſe, und dergleichen.

7) Der **Kohlfalke**, iſt vom Leibe etwas kürzer, als der Bergfalke, hat einen groſſen Kopf, lange Schwingen, und dergleichen Schenkel, kurze Füſſe, und einen kurzen Schwanz. Auſſen an denſelben ſowohl, als an den Flügeln iſt er ganz ſchwarzbraun; an der Bruſt aber ſchwarz geſprengt, und hat unter den Augen ſchwarze mit dunkelbrauner Farbe vermiſchte und ſchattirte Maaſſen oder Flecken.

8) **Der Fremdling**, oder **Fremdlingsfalke**, wird alſo genennet, weil er in allen Ländern herum flieget, und niemand ſein Horſt finden noch wiſſen kann, wo er hinkömmt. Er iſt ein wenig kleiner als der Bergfalke, hat einen groſſen Kopf, lange Schwingen, lange Schenkel, kurze weiſſe Füſſe, und einen kurzen Schwanz. Es ſind zwar dieſer Falken zweyerley Geſchlechte, ſie haben aber einerley Form und Geſtalt, nur daß eines ſchwärzer als das andere, und alſo auch unter die Edlen mit zu rechnen iſt. Das andere Geſchlecht iſt Luftfarb, und es ſind alle Federn oben als eine Krone mit weiſſer Farbe, eine jede beſonders unterſchieden. Beyderley Geſchlechte haben einerley und gleiche Art im Flug und Stoß, und ſie ſind von Natur mild und gütig. Wenn ſie wohl abgerichtet werden, ſtoſſen ſie den Reiher, wilde Gänſe, Trappen und Rebhühner, unterweilen auch die Kraniche: Die Enten aber am liebſten.

9) **Der weiſſe Falke**, iſt mit vieler weiſſer Farbe geſprenget und vermengt. Seine weiſſe und geſprengte Farbe aber kommt daher, weil er aus den kalten und mitternächtigen Landen herkommt; Er wird auch der Isländiſche Falke genennet. Es iſt dieſer Falke gröſſer denn der Fremdling. Am Rücken und Flügeln iſt er weiß, an den andern Orten aber mit weiſſen und weißlichen Flecken beſprenget. Er hat gröbere Füſſe und Knochen, denn der Kohlfalke. Daben iſt noch zu merken,

ken

ken, daß man dieſen Falken, nicht eher zum Weidwerk bringen ſolle, bis er vermauſert hat.

10) Der **rothe Falke**, wird alſo genennet, weil er in Ausſtreckung ſeiner Flügel eine dunkele Röthe zeiget, und was ſonſt an andern Falken weißfleckigt, das iſt an dieſen roth mit Schwarz geſprenget. Dieſer Falke iſt etwas kleiner als die vorigen, doch ſtark an Klauen, Schnabel und Füſſen, auch ſchnell im Fluge, wiewohl er dieſes nicht lange aushalten kann.

11) Der **Baumfalke**, **Stoßfalke** oder **Lerchenfalke**; iſt zwar ein kleiner, jedoch ſchöner und herzhafter Vogel, der ſich aber nicht zum Baizen abrichten läßt. Zum Lerchenfang hingegen iſt er treflich zu gebrauchen. Denn wenn man ihn nur in der Mauſerzeit der Lerchen, das iſt zu Ende des Auguſts auf der Hand trägt, und wenn die Lerchen aufliegen, denſelben in der Luft ein wenig flattern läßt; ſo werden die Lerchen ſo furchtſam, daß ſie gleich zur Erde fallen, und ſich faſt mit den Händen greiffen laſſen, mithin durch die Tiraſſe gar leicht gefangen werden können.

12) Der **Blaufuß**, iſt eine Art von Falken, der ſeinen Namen von ſeinen bläulichten Füſſen bekommen hat. Dieſer Falk iſt nicht viel gröſſer als ein Habicht, er hat aber vor dieſem im Fangen und Würgen einen merklichen Vorzug, indem er Enten, Faſanen, Rebhühner und Tauben, und zwar nicht, wie andere Falken, mit dem erſten Schlag

fängt;

fängt; ſondern vorher mit ſeinen Ballen oder Ferſenklauen, dergeſtalt ſchlägt, daß ſie ſogleich fallen, und alsdann erſt von ihm angegriffen werden. Er wird deswegen auch von den Falkonieren vorzüglich geſucht.

13) Endlich gehöret der **Sperber** noch hieher, deſſen Naturgeſchichte wir ſchon oben unter den Raubvögeln beſchrieben haben.

Aus dieſen vielerley Arten der Falken, entſtehen manchmal, Baſtarte, wenn ſie ſich in der Brunſtzeit vermiſchen, welche denn auch mehrentheils zum Baizen zu gebrauchen ſind.

4) Von der Ankauffung junger Falken und deren Abrichtung.

Wenn man einen jungen Vogel nach den äuſſerlichen Zeichen erwählen will, ſo kann man ſich leichtlich betrügen, er ſey gleich ſchwarz oder einerley Farbe, oder blond, weiß und glatt, ſo benimmt ihm dieſes nichts, denn man findet von allerhand Farben, gute Vögel. Wenn man aber ja einen erwählen will, ſo muß man allezeit denjenigen erwählen und nehmen, der **auf der Fauſt ſchwer** und am wenigſten geſtoſſen iſt. Für den **Schreyern** aber muß man ſich hüten, denn dieſes iſt ein verdrießlicher Fehler, und dieſe Vögel haben gemeiniglich keinen Muth.

Unter allen Farben ſind die **braunen** jederzeit am muthigſten, die blonden aber gemeiniglich beſſerer und geſchlachterer Art. Man findet

findet auch Falken, ſo ſchwefel- oder aſchgrau, dieſes ſind gemeiniglich gar ſchwache Vögel und kann man damit nichts ſonderliches ausrichten.

Wenn ein Falkonier, einen Paſſagierfalken kaufen will, ſo ſoll er auf folgende Stücke wohl acht haben: Erſtlich ſoll er an dem **Kopfe** auswendig beſehen, ob die Augen ſauber und rein, ob die Ohren rein und geſund, desgleichen ob die Naſenlöcher offen. Auf das **Maul** ſoll man zweytens bis in den Hals hineinſehen, ſo weit als man kann, ob alles geſund und unverſehrt ſey; Ingleichen ob er Finnen an der Zungen habe, ob der Hals weit angelauffen, und ob er im Maul alterirt ſey, welches man mit dem Mittelfinger fühlen kann. Drittens den ganzen Leib gleicher Geſtalt, ob ihm etwa der Magen geſchwollen (welches man Mulette nennet) und ob er überfüllet ſey.

Es geſchieht oft, daß untreue Vogelträger dieſen Vögeln ein Stückgen Schwamm zu freſſen geben, davon ſie dann bald ſterben, und die übrigen deſto eher zu verkauffen vermeynen. Wenn derowegen ein ſolcher Vogel einen groſſen Magen hat, ehe er gefreſſen, ſo iſt es ein gewiſſes Kennzeichen, daß dieſer Vogel nicht juſt und gut iſt.

Was die **Flügel** anbelanget, muß man zuſehen, ob der Vogel dieſelbige recht und an ihrer Stelle trägt, und ob er ſie gleich über einander ſchlägt: Ob er ſie recht bewegt, wie es ſich gebührt, wenn man ihn auf der

Fauſt

Fauſt ein wenig ſchüttelt, ingleichen, ob ſie überall ganz oder ihm der Träger nicht vielleicht eine verſehrte Feder ausgeriſſen hätte, denn dieſes thun ſie oftmals, auf daß die Vögel überall glatt, und deſto verkauflicher ſeyn.

Den Schwanz muß man auch fleiſſig beſehen, ob er ſeine zwölf Federn habe oder nicht. Den Rücken, ob er ſtark oder ſchwach ſey, welches man ſehen kann, wenn man ihn ein wenig auf der Fauſt beweget, oder eine Stiege mit ihm herabgehet, da er gleich die Flügel ſperren, und ſich vor dem Fall fürchten wird. Die Hände muß man auch beſichtigen, ob ſie überall ſauber ſind und keine Warzen haben; oder ob ſie geſchwollen, oder zu hitzig ſind. Im übrigen hat man Achtung zu geben, ob der Vogel fräſſig iſt, dann dieſes ſind gemeiniglich die Beſten. Man ſoll auch die ganze Taille beſichtigen, und ſehen nach denen, ſo nicht fladern, ſondern ſich gegen dem Winde ſchlieſſen, denn dieſes ſind die beſten und geſündeſten. Ferner muß man noch darauf Achtung haben, ob die Vögel ihre erſten Federn haben, und ob ſie vermauſert ſind, und wie oft, desgleichen wo die Vögel gefangen werden; denn diejenigen, ſo man in ſeinem Lande fängt, ſind auch in dieſem Lande, wo ſie aufgezogen worden, am beſten.

Wenn man einen leichten Vogel oder Falken hat, ſo ſich im Anfang wohl drehet, und geduldig in ſeinem Fluge, auch nicht unwillig iſt, oder ſonſten ſich leichtlich verſchlägt, ſo hat

hat man Freude daran, und man muß ihn auf nachfolgende Weiſe tractiren.

Nachdem man ihn nun ludern will, und er zahm genug, und man ſeiner verſichert iſt, ſo muß man einen Rand ſuchen, welcher wohl zu den Winde ſteht, alsdenn läßt man ihn von der Hand; begiebt er ſich in die Ferne, ſo ſchwingt man das Luder einmal, und rufet ihm zu: **Jo, Jo, Ho, Ho**, oder **Vollaus, vollaus.** Wenn er nun wieder kommt, ſo verbirgt man das Luder, und hält ihn alſo auf. So man aber merket, daß den Vogel verdrießt, und daß er in Willens durch zu gehen, ſo ruft man ihm wieder zu, wie zuvor, ſchwingt das Luder wieder, und wirft ihm eine junge Taube, ſo fliegen kann, oder ein junges Rebhuhn hin, oder aber, man bindet ein wenig Fleiſch an das Luder, und behält ihn alsdann.

Wenn man aber einen guten und muthigen Vogel hat, ſo ſoll man ihm keine junge Tauben geben, weil man ihn ſonſt verdirbt. Ingleichen ſoll man den Falken die Haushühner nicht kennen lernen, ſondern man muß allezeit mit lebendigen Rebhühnern verſehen ſeyn; und man ſoll durchaus ohne einige Ausnahme keinen jungen Falken zu den Rebhühnern laſſen. Man muß auch wohl in Acht nehmen, daß das lebendige, ſo man ihn vorwirft, nicht zu leicht ſey, damit ſich der Vogel nicht zum Führen oder Schleifen gewöhne, und ſoll man derohalben

ben daſſelbige an das Federſpiel oder Luder, oder ſonſt an eine Schnur binden.

Wenn er nun alſo an den Ränden und bergichten Orten gewöhnet, ſo mag man ihn auch im ebenen Felde ludern und denſelben gewöhnen, daß er ſich in die Höhe drehe. Iſt er nun endlich abgerichtet, ſo daß er folget, und ſich oben wohl um den Falkonier drehet, und man ihn das Rebhuhn zeigen will, ſo ſucht man wie oben geſagt worden, einen Rand oder Hügel, geht hernach ſo lange umher, bis daß man Rebhühner antrift und auftreibt, thut ihnen aber noch nichts, ſondern läßt dieſelbigen niederſetzen: alsdenn wirft man den Vogel in die Höhe, und läßt ihn nach ſeiner Gewohnheit treiben, leitet alſo den Hund gegen den Ort da die Rebhühner ſich geſetzet und treibet ſie alſo auf. Damit man aber nicht verfehlen kann, ſo muß man ſeine Aufmerker wohl austheilen und ſtellen, welches höchſt vonnöthen iſt. Wenn demnach der Falke ſich recht geſtellet, ſo unterläßt er nicht, ſich aufs erſte Huhn ſo aufgewecket, herunter zu begeben, dieweil es in ſolchem Fluge nicht fehlen wird. Hat er das Huhn zur Erde getrieben, und fliegt alſo wieder hinzu, ſo muß man ſich hüten, ihn anzunehmen, ſondern nach dem Orte ſchicken, da es ſich gelagert hat, und ruffen: Cluſe, Cluſe, welches ein Terminus iſt, ſo bey den Falkonierern gemein iſt. Wenn aber der Falke raum wollte, ſo muß man ihn wieder zurück rufen, und ihm etwas geben. Hernach

wecket

wecket man das Rebhuhn, wenn es möglich, noch einmal, und machet, daß er ſelbiges lebendig bekommt, und wenn es die Hunde manchmal getödtet hätten, ſo muß man ihm das erſtemal davon geben, nämlich einen Schenkel, das Herz, den Hals und das Eingeweide. Und dieſes iſt des Vogels Gerechtigkeit. Den Falken darf man aber nicht eher über ſich werfen, man wiſſe denn zuvor eigentlich, wo die Rebhühner liegen, ſonſt ſtößt er zurück, und verliert die Luſt gar zu fliegen. Wo man aber das Feldhuhn nicht wieder auftreiben kann, und der Vogel anfängt verdroſſen zu werden, ſo muß man ihn zu ſich locken, und von einem andern Feldhuhne, welches man in Vorrath bey ſich haben muß, zu eſſen geben. Abſonderlich muß man denſelbigen nicht zu viel bemühen, ſonſt verliert er Luſt und Appetit zum Fangen.

Wenn man verlanget, daß ſich der Falke hoch ſchwingen ſoll, ſo muß man ihn nicht mehr als zwey oder drey Rebhühner nach einander ſtoſſen laſſen, und ſolches wenn er am meiſten erbeizet und erhitzet iſt. Auch ſoll man vor allen Dingen dahin bedacht ſeyn, daß man ihn ätze, wenn er einen ſchönen Niederſitz thut. Denn man ſoll allezeit eingedenk ſeyn, daß alle Vögel, die ſich hoch ſchwingen, und welche man deswegen leichte Vögel zu nennen pflegt, geſpeiſet werden müſſen, wenn ſie einen ſchönen Niederſitz thun.

Was aber einen ſchweren Falken anbelanget, ſo muß man nicht glauben, daß man einen ſolchen, durch die Kunſt und Uebung leicht machen könne, und daß derſelbige ſich recht über den Falkonier drehen werde. Zwar könnte dieſes endlich noch wohl ſeyn, wenn es an einem Rande, da er ſich gegen den Wind ſetzet, geſchieht, ſonſten kann er ſich nicht anders, als übel, in der Höhe halten. Derowegen man ihn in gutem Willen erhalten ſoll, den er gleichſam von Natur hat.

Wenn man den Falken ludern will, ſo ſoll ſolches unten herauf geſchehen, derjenige aber, ſo ihn ledig laſſen oder werfen ſoll, muß ſich vorſehen, daß er ihn nicht entdecke oder los laſſe, es habe denn der Falkonier das Luder einmal oder zweymal geſchwungen, ehe man ihm zuruft. Man muß ihn auch ſtracks gegen denjenigen über halten, ſo ludert, auf daß er ihm deſto beſſer wählen möge, und dieſes ſoll gemeiniglich geſchehen auf fünf hundert Schritte, oder zwölf hundert und funfzig Schuhe, und zwar wenn der Vogel ſchon obgelehrter maſſen abgerichtet iſt. Der Falkonier, ſo den Vogel ludern will, muß etwas hoch ſtehen, damit der Falke ihn deſto beſſer ſehen und wählen möge. Er muß auch alſo ſtehen, daß der Vogel gegen dem Winde ſteht, man muß aber das Luder nicht eher hinwerfen, als bis der Vogel die Hälfte ſeines Fluges gethan. Erſtlich muß man ihn hinter ſich auf die Linke Seite werfen. Im übrigen auch wohl in Acht nehmen, daß

der

der Vogel das Luder, wenn er daſſelbe angreife, nicht hinweg führe, welches geſchieht wenn das Luder zu leicht, und gegen einen Thal oder Abhang liegt, oder auch das Fleiſch davon reiſſet, dadurch denn der Vogel verdorben wird, oder ſich gar verliert und durchgeht. Man ſoll auch zuſehen, daß das Luder nicht an einen ſolchen Ort geworfen werde, da der Vogel entweder durch ein Gebüſche oder Mauer, oder ſonſten etwas geſchrecket, und verhindert werde, daß er ſeinen Fall darauf thun könne, welches denn oft manchen wiederfährt, ſo den Vogel in der Eil unbedachtſam von ſich wirft, und dieſes muß man bey allen dieſen Vögeln in Acht nehmen.

So man einen Paſſagier abrichten will, muß derſelbe vor allen Dingen gleich an die Hauben gewöhnet, und ihm eine aufgebunden werden, welche weit genug ſey, auf daß ſie ihn nicht drücke. Fürs andere ſoll man ihn mit guten Feſſeln und Schellen verſehen, und ihm wachen, ſo wird er alles, was er in der Wildheit, und in ſeiner Freyheit gethan hat, vergeſſen. Zum dritten muß man denſelbigen, weil man ihm vier oder fünf Tage wachen muß, nicht allein laſſen, es ſey nun bey Tage oder Nacht. Wann ſich zum vierten dieſer Vogel etwas geſchlachter, als ein Nais oder Neſtling erzeiget, und ſtellet, ſo muß man doch nicht zu viel trauen, es geſchehe denn mit guter Gelegenheit. Alle Paſſagier ſollen ſo zahm und gewiß ſeyn, daß ſie ſich von ihren Herren zu

Pferde fangen und annehmen laſſen, denn ſonſten kann man nicht ſagen, daß ſie recht zahm und abgerichtet ſeyn. Dem Paſſagier muß man ziemlich groſſe Schellen anhängen, damit, wenn er ſich etwan verirret, man ihn weit hören möge, auch kann er ſich ſo leichtlich nicht füttern, oder auch gar davon fliegen.

Mit den jungen Falken, weil ſolche noch zarte und weiche Beine an ihrem Leibe haben, ſoll man anfänglich gar gemächlich umgehen, damit ſie ſich mit ihren Flattern nicht ſelbſt zerſchlagen und verderben, derohalben muß man ihnen die Augen verbinden, und ſie einen oder drey Tage alſo halten, zuweilen aber ihnen ein wenig Waſſer zur Erfriſchung ins Maul geben. Hernach ſetzet man ihnen eine gute Haube auf, ſo ein anderer Vogel getragen hat, und ihnen weit und bequem genug iſt, damit ſie den Schnabel oder ſonſt was am Kopfe nicht damit beſchädigen.

Mit den jungen Falken, welche man in den Kammern erzogen hat, muß man gegen Abend anfangen, alſo daß ſie den ganzen Tag von Morgen an noch nicht gefreſſen haben, hernach muß man ihnen die ganze Nacht keine Ruhe laſſen, ſondern ſie ſtetig umher tragen, alſo, daß ſie auf keine Stange kommen; ſo auch den folgenden Tag, und wenn ſie freſſen wollen, muß man ſie alſo verdeckt ſpeiſen.

Hernach die andere Nacht mag man es probiren und ſie aufdecken, je nachdem es einen bedünket, daß ſie ſich wagen und anfangen

zahm

zahm zu werden, alsdenn kann man ſie allgemach wieder zudecken, und nicht warten, bis ſie unwillig und verdroſſen werden, derohalben muß man ſie nicht lange aufgedeckt laſſen. Etliche vermeynen, wann ſie einen Falken oft auf- und zudecken, ſo ſoll er der Hauben deſto eher gewohnen; allein es findet ſich das Widerſpiel, denn wenn man ihm im Anfang zu viel damit bemühet, ſo wird er beydes der Hauben und deſſen, ſo ihm dieſelbe aufſetzen will, ſo überdrüſſig, daß er demſelbigen nicht ſtille hält, noch auch die Haube recht aufſetzen läßt.

Wenn man nun einen guten Chapeaunier, das iſt, einen ſolchen Vogel haben will, der die Haube gern und wohl trage, ſo muß man denſelben mit Wachen gleichſam betrügen und übertäuben; denn es iſt nichts, das dieſen Vogel mehr zähmet als das Wachen. Nachdem er nun alſo abgewachet, ſo muß man ihn ſanft entdecken, und ihm alſo die Haube fein gemächlich aufſetzen. Dieſen Weg, Art und Weiſe muß man nun drey Tage und Nacht nach einander continuiren, ehe man ihn bey Tage aufdecket, er ſey ſo gedultig als er wolle. Wenn einen nun bedünket, daß er noch zu muthig ſey, ſo wartet man, bis daß er hungerig genug werde, alsdenn mag man ihn durch Mittel des Ziemes, indem man ihn eine Hand oder zwo davon läßt reiſſen, geſchwind wieder zudecken. Wenn man ihn bedecken will, muß man ſich vorſehen, daß man ihn nicht mit dem

kleinen Finger ins Genick ſtoſſe, denn ſonſten ſo bald der Vogel merket, daß man mit der Hand zu ihm nahet, wirft er ſich auf den Rücken, welches eine böſe und unartige Gewohnheit iſt.

Wenn der Falke die Feſſeln abſchneiden und ſich ledig machen will, oder in die Stange oder in den Handſchuh beißt, ſo muß man ihm eine Haube, mit einem Schnabelfutter aufſetzen. Es ſoll aber das Schnabelfutter vornen bey dem Schnabel gegen der Naſen auf beyden Seiten ſeine Luftlöcher haben.

Die wenigſte Zeit, daß man einen Vogel wachend machen kann, iſt drey Nächte, unterdeſſen aber muß man ihn alſo halten, daß er nicht abnehme. Des Morgens mag man ihn ein wenig auf die Fauſt ſpringen laſſen, und ihn mit Fleiſch, welches wohl in Waſſer geweicht ſpeiſen. Denn es ſind ſolche Vögel wegen der überflüſſigen Hitze allezeit alteriret und durſtig. Gegen Abend ſoll man ihn wiederum mit etwas wenigem ſpeiſen, und ihn üben mit den aufſpringen, auf die Fauſt, und ſolches von Tag zu Tag continuiren, bis daß man ſieht, daß er ſolches begreift und thut, und er wird innerhalb acht Tagen von einem Ende eines groſſen Saals, bis ans andere Ende auf die Fauſt fliegen. Wenn man aber ſieht, daß er dieſes eher thut, ſo ſoll man doch nicht zu ſehr eilen, ihm das Luder zu weiſen, damit man ihn nicht zu viel reitze oder übertreibe. Nach Verflieſſung der acht Tage, mag man ihn daheim

heim auf dem Luder ätzen, und nicht aus dem Hauſe tragen, hernach wenn er alſo auf dem Luder ſitzet und frißt, ſo muß man ihn wenden. Wenn er ſich nun alſo wenden und mit ihm umgehen läßt, wie man will, nämlich, wenn man ihn bald zur Rechten, und bald zur Linken wendet, und ihm zuruft, auch mit dem Handſchuh auf die Schenkel ſchlägt, und über ihn herſchreitet, und er ſich alsdann nicht erſchrecken, noch von dem Freſſen abtreiben läßt, ſo kann man ihm alsdenn das Luder allgemach entziehen, und daſſelbe einen Schritt oder drey von ſich werfen, und ihm wie zuvor zuruffen. Wenn nun der Vogel wieder darauf ſitzet, ſo ſoll man ihn wieder bald auf die rechte, bald auf die linke Hand wenden, und wie zuvor mit den Handſchuh auf den Schnabel ſchlagen, über ihn herſchreiten, und alſo abſpeiſen. Den andern Tag muß man den Vogel beſehen, ob ſeine Feſſeln noch ganz ſind; denn er bemühet ſich im Anfange ſehr, ſo viel er kann, ſeine Feſſeln oder Riemen abzuſchneiden, und ſich ledig zu machen. Derowegen muß man zuſehen, daß man die Schnur ſtark genug mache, alſo daß ſie nicht bald brechen könne. Hernach kann man ihm das Federſpiel auch auf dem Felde zeigen, ſich aber wohl vorſehen, daß er nicht durchgehe, noch entwiſche. Nachdem er nun auf dem Luder ſitzet, und man mit ihm procediret, mit dem Wenden zur Rechten und Linken, wie oben gelehret, und er im Felde ſo geduldig wie zu Hauſe iſt, ſo kann man dieſes

von Tag zu Tage ſo lange thun, bis daß er alles thut, was man von ihm begehret. Wenn man aber merket, daß er im Wenden das Federſpiel mit ſchleift, ſo nimmt man zwey oder drey Brocken Fleiſch in die Hand, und läßt denſelbigen allezeit, wenn man ihn wendet, eines erwiſchen, ſo wird er dadurch nicht allein zahmer und gewiſſer, ſondern er entwöhnet ſich auch des Schleifens und Führens.

Wenn man aber die Falken, zum Haſenfang abrichten, und dieſes recht ins Werk richten will; ſo muß man eine ganze Haſenhaut haben, ſolche mit Heu ausfüllen, alſo, daß es die rechte Geſtalt eines Haſens wieder bekomme; darnach bindet man eine lange Schnur daran, und läßt einen Mann damit im Felde laufen, ſo geſchwind als man kann. Dieſes läßt man dem Vogel, ſo man darzu abrichten will, etlichemal ſehen, und ſpeiſt ihn etliche Tage mit einer angenehmen Speiſe auf gemeldter Haut, und wenn er ſie lernet erkennen, ſo muß man ſie ihm gleichfalls zeigen, daß ſie von einem ſchnellen Pferde, an einer langen Schnur gezogen werde, alſo, daß das Pferd bisweilen ſtill ſtehe. Endlich ſoll man ihn mit einem Kaninchen ſpeiſen, daß der Vogel vermeyne, er eſſe von einem Haſen.

Andere nehmen ein groſſes Kaninchen, binden demſelbigen zween Hühnerſchenkel an den Hals, und laſſen dem Vogel daſſelbige in einer Wieſen ſehen. Es muß aber beydes das Kaninchen, und der Vogel, jedes an einer Linie

oder

oder Schnur gebunden ſeyn; damit wenn ſie erſtlich einander anſichtig werden, der Vogel nicht zu ſehr erſchrickt, man läßt ſie alſo zuſammen, und ſpeiſet den Vogel mit den Schenkeln, ſo ſie den Kaninchen vom Halſe nehmen, bis daß der Vogel ſolches etlichemal verſuchet, und darauf erhitzet wird, alsdenn läßt man den Vogel ledig, alſo daß er das Kaninchen fälle, und von denſelben giebt man ihm einen Lauf und etwas von dem Eingeweide zu freſſen. Wenn nun der Vogel alſo abgerichtet, ſo kann man demſelbigen wohl einen Haſen mit den Windſpielen in offenem Felde aufwecken laſſen, ſo wird der Vogel ſehr baizig darauf, und darf man weiter keine Mühe mehr darzu.

So man die Falken auf gröſſeres Weidwerk, als groſſes Federwildpret nämlich: Trappen, Reiher, und dergleichen zu ſtoſſen gewöhnen will, muß man ſie mit lebendigen Vögeln ätzen, welche dem Weidewerk, worzu man vermeynet ſie zu gebrauchen, gleich oder ähnlich ſeyn: Als indianiſche Hahnen, Löfler und andere, ſo den Reihern möchten ähnlich ſehen, oder auch wohl junge Reiher, wenn man ſie haben kann. Und weil ein Indianiſcher Hahn faſt einem Trappen nicht ungleich ſiehet, ſo kann man einen darzu brauchen, wenn man den Vogel zum Trappenfang abrichten will.

Die Vögel aber, die man dem Falken zur Uebung vorbringt, kann man gleichwohl beym Leben erhalten, damit man ſolche oft zur Uebung gebrauchen könne, bevorab wenn man

derſelbigen ihren Hals mit geſchmeidigen Korduaniſchen Leder bekleidet, und wenn ſie der Vogel angegriffen, ihm alſobald die Haube aufſetzet, und ihm eine gemeine Henne in die Hände giebt, alſo, daß der Vogel vermeynet, es ſey das Wildpret, ſo er gefangen. Bey ſolchen groſſen Weidwerk aber, muß man zum wenigſten drey Vögel beyſammen haben, und ſie mit einander weiden laſſen, damit ſie einander deſto beſſer gewohnen.

Wenn man aber auf die Rebhühner baizen will, ſo muß man bedacht ſeyn, die Spur mit den Falken recht zu führen; und daher ſoll man den Hunden, auf der Spur gar nicht oder ja ſo wenig, als möglich, zuſprechen, und wenn es ſeyn muß, alsdenn ſoll ſolches nur einer thun, welcher nämlich dem Hunde am beſten bekannt iſt; wo anders, ſo wird die Jagd ganz zerrüttet, und die Hunde wiſſen nicht, wem ſie gehorchen ſollen. Man muß auch einen Unterſchied halten, zwiſchen dem Spüren und dem Nachjagen, den: ſonſt wenn ſich die Hunde auf der Spur zu ſehr erhitzen, ſo laſſen ſie darnach im Jagen nach, und laſſen ihnen ruffen ſo lange man will, denn ſie verſtehen nicht, was man meynet. Die Spur muß man heimlich verrichten, und wenn man den Hunden zuſprechen muß, ſo ſoll man dieſes heimlich thun, beydes um gemeldter Urſachen willen, und daß auch die Rebhühner ſonſten, von weiten aufgedeckt werden, welches gleichwohl alſo zu verſtehen, wenn man den Vogel von der

Hand

Hand werfen will. Denn wenn man den Vogel in der Luft läßt hernach folgen, alsdann kann wohl derjenige, ſo die Spur führet ſeine Stimme erheben, und den Hunden zuſprechen, damit man beydes, die Hunde deſto muthiger machen, und den Vogel deſto mehr aufhalte, daß er ſich nicht verſtoſſe. Bey den Handvögeln iſt dieſes zu merken, daß man nämlich ſelbige nicht eher werfe, man wiſſe denn zuvor, wo die Rebhühner liegen. Wenn nun die Rebhühner aufgebahnet ſind, ſo erhebt ſich das Weibchen allezeit am erſten, darum man den Vogel zu ſolcher Zeit nicht eher werfen ſoll, bis das Männchen auffleugt, damit man die Rebhühner nicht vertilge, denn es haben drey Falken genug an einen Männchen.

Bisweilen aber geſchieht es, daß der Falke vermeynet ſeinen Herrn zu ſuchen, fleugt aber dabey nur weiter von ihm. Ja es bezeuget auch dies die Erfahrung, daß ein Vogel, ſo ſeinen Herrn verlohren, da er von ihm geſpeiſet worden, im Lande umher flieget, und vermeynet, er wolle ihn wiederum finden. Etliche kommen auch wohl an den Ort, da man ſie pflegt zu ludern, oder fliegen zu laſſen. Wenn man demnach ſieht, daß ſich ein Vogel verſtoſſen, er nehme gleich eine Gegend vor die er will, ſoll man nur einen bekannten Mann an dem Ort, da man den Vogel verlohren hat, laſſen, dieweil der Vogel gemeiniglich wieder an den Ort kömmt, wo er zu fliegen gewohnt

iſt,

iſt, oder um die Gegend, da er pflegt geſpeiſet zu werden.

Endlich, wenn den Falken die Schellen ſollen angemacht werden, ſo muß man erſtlich gemach und ſäuberlich mit ihnen umgehen, weil ſie im Anfang zarte und weiche Beine und Glieder haben, und man ihnen alſo leichtlich Schaden zufügen kann. So man derohalben den Falken eximiren und mit Feſſeln verſehen will, ſo muß man noch einen andern Zwerchriemen von einen Feſſel zum andern machen, welcher ohngefähr einer queren Hand lang, und ſolches zu dem Ende, daß der Vogel, der ſich unterſteht die Haube abzukratzen, wie ſolches die **Neſtlinge** insgemein thun, ſich nicht darinnen verfange, darinnen denn mancher, wenn ſie alſo auf der Stangen ſitzen, gelähmet, oder wohl gar um ſein Leben gebracht wird. Auch ſoll man einen Wirbel an den Riemen machen, auf daß er ſich nicht ſo leichtlich verdrehe. Der Falkonier aber muß im Anfange, bis ſie gewohnen, ſtets bey ihnen ſeyn. Denn man verwahre ſie, ſo wohl als man immer wolle, ſo ſind ſie doch im Anfange etwas ungeſtüm, und thun ſich leichtlich Schaden, inſonderheit wenn man nicht bey ihnen iſt. Auch ſoll man ſie an einem dunkeln Orte halten, damit ſie nicht Urſache haben viel zu flattern.

Da wir bereits von der Abrichtung der Falken überhaupt das nöthigſte angeführet haben, ſo wollen wir hier noch einiger Handgriffe gedencken, welche darzu erfordert werden.

Wir

Wir haben oben geſaget, daß man den Falken durch das Wachen zähmen ſoll, darzu man ſich folgendes Mittels bedient. Man ſetzt ihn in einem hölzernen Reif, der an einer Schnur frey aufgehangen iſt, damit er ſich leicht bewege. So bald man merkt, daß der Vogel ſchlaffen will, wird der Reif angeſtoſſen, und der Falke dadurch genöthiget, ſich feſt zu halten, und alſo beſtändig zu wachen. Zu dieſem Ende wechſeln die Jäger einander ab, und verhindern auf dieſe Art, daß er in drey Tagen und drey Nächten nicht ſchlaffen kann. Dieſes gewaltſame Wachen verrückt den Falken ſeinen Verſtand, das iſt, er erinnert ſich nicht mehr, weder ſeiner vorigen Freyheit, noch der Lebensart, die er ſonſt geführt hatte. In ſeinen Vorſtellungen fängt nun eine groſſe Dunkelheit an zu herrſchen. Wenn der Falk vermöge dieſer gut ausgeſonnenen Erfindung, welche unſtreitig den nordiſchen Völkern zuzuſchreiben iſt, vergeſſen hat, wie es vorher mit ihm beſchaffen war, ſo läßt er mit ſich umgehen, wie man will; er kommt wieder zu dem Jäger zurück, der ihm zu freſſen giebt, und verlangt nicht mehr nach der vorigen Freyheit, deren er ſich nun gar nicht mehr erinnert.

Nur noch eine Gewohnheit iſt ihm von ſeinem ehemaligen Zuſtande noch übrig, nämlich die Begierde, ſich hoch in die Luft zu ſchwingen. Dieſe äuſſert ſich unaufhörlich an ihm, daher wird er auch mit Riemen oder ſogenannten Feſſeln, welche ihm um die Füſſe ge-

geſchlungen ſind, feſt gehalten. Dieſe ſchneidet man von guter, gargemachter Hirſchhaut, an einem Ende meiſt einen Finger breit, am andern aber ſchmäler zu, welche eine Spanne lang ſeyn müſſen. Alsdenn nimmt man einem Riemen, ſchlägt denſelben am breiten Ende zweymal um, ſticht mit einer Sattlerpfrieme ein Loch durch das doppelt umgeſchlagene, und ziehet alsdenn das ſchmale Ende des Riemens ganz durch das Loch hindurch; doch muß das Umgeſchlagene nur ſo dicht ſeyn, daß dadurch des Vogels Fuß über dem Gelenke der Finger (Klauen) gerade Platz habe. Alsdann ſticht man zwiſchen das Umgeſchlagene hinein, und ziehet es etwas auf, daß die Finger durchzuziehen ſind, und hierauf wird wieder an dem dünnen Theile des Fuſſes das ſchmale von dem Riemen feſt angezogen. Auf eben dieſe Art wird es an beyden Füſſen des Falkens gemacht. Dieſes heiſſen nun die **Kurz- oder Wurffeſſeln.** Hierzu wird ein Wirbel verfertigt, welches zween Ringe wie ein ſtarker Drath ſind, daß kaum ein kleiner Finger durchgeſteckt werden kann. Die zween Ringe aber ſind mit einem Wirbel an einander gemacht, daß ſie ſich leicht herumdrehen; da denn an einem Ringe die Kurzfeſſeln eingeſchleift werden, am andern Ringe aber kommen die **Langfeſſeln**, welche gleichfalls von guter Hirſchhaut, und einen kleinen Finger breit, aber zwo Spannen lang, geſchnitten ſind. Dieſe Riemen woran die Wurfriemen befeſtiget werden, heiſſen bey den

Falko-

Falkonieren das **Geſchühe**, das Gefäß oder Geſchütz, und ein einzelner Riemen dieſer Art, ein **Falkenſchuh**. Es werden daran zugleich zwo hellklingende Schellen befeſtigt, damit man den Vogel, wenn er ſich etwan verfliegen oder, vom Kampf ermüdet, in einem Baum fallen ſollte, hören, ihn finden und los machen könne. An den Wurfriemen hält man ihn mit der Hand; wenn aber der Falk ſteigen ſoll, wird der Wurfrieme vom Geſchühe abgezogen, um ihn ledig zu laſſen.

Weil wir aber oben ſchon der Falkenhaube gedacht haben, ſo wollen wir nun dieſelbe etwas ausführlicher beſchreiben. Dieſelbe muß von einem Sattler oder Riemer ſehr genau gemacht werden. Es muß nämlich von Holz ein Stock, wie ein Falken⸗ oder Habichtskopf, geſchnitten werden, und wo die Augen ſind, daſelbſt muß der Stock etwas erhabene Hügel haben, damit die Kappe inwendig Höhlen bekomme, und dem Vogel auf den Augen nicht allzudicht anliege, und ihm dadurch dieſelben verletze. Hierzu werden nun drey Theile von Leder geſchnitten. Der obere Theil iſt faſt gerade, nur daß er in der Mitte etwas breiter fällt. Die beyden Seitentheile werden unten gerade, und oben hinauf rund, wie ein halber Mond, geſchnitten. Auf den Seitentheilen wird auch wohl zum Zierrath Sammet oder feine Tuchläppchen gelegt. Alsdann werden die drey Theile über den Stock mit einer feinen Stoßnath zuſammen genähet. Der Obertheil wird alsdann vorne

aus⸗

ausgeſchnitten, daß der Schnabel des Falken durchgeht. Hinten im Obertheil wird ein Schlitz geſchnitten, darinn zween Riemen gegen einander durchgezogen, und an den Enden Knöpfchen daran gemacht, damit man die Kappe, nach Belieben, auf- und zuziehen könne. Unten herum, wird die Kappe eingefaßt. Die Kappe wird nun über den Kopf, des Falkens geſetzt, der Schnabel durchgeſtochen, und hinten zugezogen. Man ſehe Tab. II. wo verſchiedene Arten derſelben abgebildet worden.

5) Was man bey den vermauſerten und madrirten Falken zu beobachten hat.

Vermauſert nennet man den Vogel, ſo er einmal ſeine Federn verändert hat: die aber mehr als einmal ſich verneuret haben, nennet man madrirt. Man kann ſie aber gar leichtlich von den Seren oder von denen, ſo die erſten Federn noch haben, unterſcheiden, dieweil ſie unter den Schultern bläulicht und gleichſam geblümt ſind, der Kopf iſt ſchwarz und das Untertheil ein wenig röthlicht oder weißlicht, und gehen die Sprenkelgen oder Flecken überzwerg, und anders als an den erſten Federn. Um den Schnabel ſind ſie ſehr gelb, und haben eine Farbe um die Augen, wie ſie an den Hunden iſt.

Etliche glauben, daß ein vermauſerter oder madrirter Falke nicht ſo gut ſey, als ein anderer, ſo nicht vermauſert, es befindet ſich aber jedoch das Widerſpiel.

Dieſen

Dieſen Falken muß man aber anfänglich im Zaum halten, und zu groſſer Laſt der Schellen gewöhnen, die man fein weit hören kann, und ſonderlich im erſten Jahr des Huhns nicht vergeſſen, und ſorgfältig ſeyn, daß ſie bey gutem Leibe erhalten werden. Man kann es auch an den Federn erkennen, ob ſich ſolche Vögel mehr als einmal vermauſert haben, nämlich: daß die Federn allezeit kürzer und ſchmäler werden, aus Urſache, weil ſie eben in der Zeit ihrer Mauſer, auch ihre Jungen auferziehen müſſen; und oft zu beyden Dingen nicht ſtark genug ſind, darum ihre Federn auch ſelten ſo ſchön und vollkommen ſind, als denen, ſo ſich bey uns vermauſern.

Der vermauſerte Falke iſt nicht ſo leicht und geſchwind, als dieſer, ſo ſeine erſten Federn noch hat, beydes um gemeldeter Urſache willen, und daß das Lager und Ausheckеn ihnen beydes, die Stärke und Geſchwindigkeit benimmt. Er iſt aber dabey liſtiger und fliegt mit mehrerm Bedacht. Sie ſind ſehr gut im Waſſer, zu Dohlen, zum Specht und auch zu dem Rebhuhn im Felde. Dabey wollen ſie oft gebadet ſeyn, denn im Mangel deſſen, ſo verſtößt und verliert er ſich eher als um einer andern Urſache willen. So müſſen auch vermauſerte Vögel ſchwere Schellen und gute Feſſeln haben, dann ſonſten ſchneiden ſie dieſelbigen ab, ſo bald ſie auf das Feld kommen, darum man ihnen den Schnabel etwas ſtumpf halten muß, nebſt dem, daß ſie auch geneigt ſind, ſich am Weide-

werk zu ſpeiſen, ehe man zu ihnen kann, und darüber bisweilen, wie oft geſchehen, verloh⸗ren werden.

6) Wie die Falken bey guter Geſundheit ſtets zu erhalten, und wie ſich ſolche zu purgiren pflegen.

Dieweil dieſe Vögel von unterſchiedlicher Qualität, Natur und Complexion ſeyn, als müſſen ſie auch auf unterſchiedliche Weiſe ge⸗halten, und nach Nothdurft verſehen werden. Sie ſeyn aber wie ſie wollen, ſo muß man wiſſen, daß man ihnen nicht mehr Fleiſch geben ſoll als ihnen gebühret: denn ſonſten entſte⸗hen ihnen daraus allerhand Krankheiten. De⸗rowegen man ſich in Acht zu nehmen hat, daß man ihnen nicht zu viel gebe, es ſey auch die Speiſe ſo gut als ſie wolle; nebſt dem, daß man ſie gern will geſund erhalten, ſo muß man ihnen auch nicht ohne Unterſchied allerhand Fleiſch geben, ſondern wohl in Acht nehmen, was ihnen ſchädlich ſey, und ſich nach der Jahrszeit, darinnen man ſich befindet, und nach den Vögeln, ſo man unter den Händen hat, richten. Wann ſie geſund ſind, kann man ſie mit vielerley Fleiſch verſehen, oder es ihnen bieten, ſo gut man es haben kann; denn es kann ihnen die Abwechſelung nicht ſo leicht ſchaden, ſondern es ihnen zuweilen vielmehr dienlich. Wenn ſie aber krank ſind, alsdenn hat man ſich wohl vorzuſehen, daß man ihnen nichts giebt, welches ihnen ſchädlich und zu⸗

wider iſt. Zum Exempel, wenn ihre Schwachheiten von unterſchiedlichen Geblüte herkommen, welches dann feucht und warm iſt, ſo muß man ſie auch mit ſolchem Fleiſch ſpeiſen, welches ebenmäſſig trocken und warm iſt, als junge Hühner, Zieglein, Kaninchen, Kalbsherz, oder anderes dergleichen Fleiſch, das wenig Feuchte oder Blut in ſich hat, welches man in einer Viertelſtunde in geſottenem Waſſer nach Erforderung der Krankheiten der Vögel zugerichtet, weichen laſſen, hernach mit einem leinen Tüchlein abtrocknen ſoll, ehe man ſolches den Vögeln giebt. Wenn aber ein Vogel von übriger choleriſcher Feuchtigkeit krank iſt, welche nämlich heiß und trocken iſt, alsdenn muß man ihn mit friſchen und feuchten Speiſen verſehen, wie dann die vorgemeldete auch ſind, wenn ſie allein in andern geſottenen oder deſtillirten Waſſern geweicht werden nach Erforderung der Schwachheit. Dieſe in Waſſer eingeweichte Speiſen ſoll man aber nicht abtrocknen, ſondern dem Vogel alſo naß und feuchte geben, welches ihn alsdenn erfriſcht. Doch ſoll man ihnen kein Fleiſch geben, ſo überflüſſig Geblüt in ſich hat, als wie etwan die jungen Haus- und Holztauben ſind. Hätten ſie etwa den Appetit verlohren, ſo muß man ihnen eine junge Taube oder anderes verbuttetes Fleiſch geben, das Blut aber zuvor aus den jungen Tauben wohl ausſchweiſſen und austrocknen laſſen.

Bey dem verlohrnen Appetit hat man eine gewiſſe Anzeigung einer zufälligen Schwachheit zu nehmen, derowegen man ihnen bald zu Hülfe kommen muß. Und zwar ſoll man, ſodenn auf des Vogels Miſt Achtung geben, auch ſeine Butzen, ſo er von ſich giebt, beſehen, und hernach betrachten, wie er ſich ſonſten hält, daraus denn zu urtheilen, was etwa dem Vogel mangeln möchte. Vor allen Dingen aber ſoll man nicht unterlaſſen, ihm das Bad anzubieten. Sie pflegen ſich auch öfters ſelbſten ſo wohl mit Aderlaſſen als purgiren zu helfen. Zu dem Ende ſuchen die Vögel allezeit ihren Schnabel und Griff ſcharf zu behalten, auf daß ſie im Fall der Noth ſich ſelbſten Aderlaſſen und helfen können. Sie laſſen ſich aber nach Beſchaffenheit der Sachen zuweilen zwiſchen den Augen und Schnabel mit ihren Klauen durchkratzen. Andere laſſen ihnen die Adern unter den Flügel, inwendig in den Schenkeln und an dem Halſe. Deswegen man ihnen ihren Schnabel und Griff alſo laſſen und erhalten ſoll, wie ſie dieſelbigen in der Wilde und ihrer Freyheit gehabt haben.

Purgiren thun ſie ſich auch, und zwar mehrentheils mit dem Krammetsvogel, wenn er Wacholderbeere gefreſſen hat. Oder auch mit Taubenmiſt, wenn ſie Salz gefreſſen haben. Desgleichen haben auch die Federn, ſo ſie mit ihrer Speiſe einſchlucken, dieſe Operation, alſo daß ſie die Ueberfüllung des Magens zum Theil verzehren, daher iſt es gut, wenn man den

den Vögeln allezeit ein wenig Federn giebt, mit ihrer Speiſe von demjenigen Wild, ſo ſie gefangen haben, und wenn ſie ſich mauſern, ſo ſoll man ihnen die Vögel, damit man ſie ſpeiſet, mit den Federn geben.

7) Von den Krankheiten und Gebrechen der Falken, und wie ſolche zu heilen.

Die Gebrechen und Krankheiten dieſer Vögel ſind ſehr verſchieden, und wir wollen nur die Vornehmſten derſelben anführen. Da den Falken ihre Federn leicht verletzet oder beſchädiget werden können, ſo wollen wir erſtlich zeigen: **wie die zerbrochenen Federn an dieſen Vögeln zu heilen, auch andere beſchädigte, einzuſetzen oder einzupfropfen ſind**; welches auf folgende Art geſchiehet: Erſtlich verwenden ſich manchmal die Federn, welche man ſodann nur mit warmen Waſſer, ſo aber nicht gar zu warm, ſondern nur laulicht ſeyn ſoll, netzen darf, ſo kommen ſie gar bald wieder zurecht. Wenn ſich aber die Federn biegen, und gleichſam wie Falten werden, ſo ſoll man ſolche mit einem Krautſtengel, wieder aufrichten, es muß aber dieſer Stengel zuvor auf einer Kohlen durch und durch ganz warm gemachet, und alsdann in der Mitte von einander geſpalten ſeyn, als worein die gekrümmten und verſehrten Federn geleget werden, da man denn ſehen wird, wie artig man ſie durch ſolche Wärme wieder in vorigen Stand einrichten und bringen kann. Ueberdieſes ge-

ſchieht es auch öfters oder doch bisweilen, daß eine oder mehr Federn beynahe entzwey gebrochen werden, alſo daß ſie nur noch an den auswendigen Nerven hält: da nimmt man alsdenn eine reine Nadel darinnen ein ſeidener Faden ſteckt, die Nadel nach der Länge in das eine Theil der Feder mit dem Oehr, alſo, daß ſie ganz hinein komme, hernach das andere Theil der Feder darauf geſezet, wie ſolches zuvor ganz auf einander geſtanden, und zieht alsdann die Nadel über ſich, alſo, daß die Hälfte derſelben in das aufgeſetzte Theil gehe. Auf dieſe Art wird nun die Feder zu beyden Theilen in die Nadel eingezapfet, und der Faden hernach abgeſchnitten.

Iſt aber eine Feder an den Falken ganz entzwey gebrochen, ſo kann man ſie folgender Weiſe zuſammen heften: Erſtlich muß man hierzu eine ſubtile dreyeckigte Nadel haben, welche zu beyden Seiten ſpitzig und auch zween quer Finger lang iſt. Man ſchneidet hernach die Feder zu beyden Seiten, daß ſie ſich in rechter Proportion wiederum in einander füget, ſtecke hernach die Nadel bis auf den halben Theil in die Feder, und alsdenn die andere Feder an den andern halben Theil der Nadel, alſo, daß es ſich fein auf einander ſchicket, und gleichſam wieder eine ganze Feder machet. Ehe man aber die Nadel hineinſtecket, ſo ſoll man ſie zuvor eine Stunde lang in Eſſig und Salz legen, oder in Limonien-, Zwiebel-, oder Knoblauchſaft, davon die Nadel alſobald roſtet,

und

und ſich dermaſſen in die Federn einſchließt, daß ſie nicht wieder von einander geriſſen werden können, es ſey dann, daß man die Nadel entzwey breche.

Ferner, wenn etwa ein Falke eine Feder in einem Flügel oder ſonſten hätte, die ſich nicht wohl ſchicken wollte, ſo darf man nur dieſelbige Feder, ſo man hinweg thun will, am Kiel abſchneiden, und eine andere, ſo dergleichen, mit ein wenig guten Leim in den gemeldten Kiel ſtecken, ſo hält ſie ſo feſt und gewiß, als wenn es die rechte und natürliche wäre. Hierbey aber muß man in Acht nehmen, daß, wenn man einen ſolchen Vogel die Federn recht einſetzen, oder recht pfropfen will, ſo muß man auch derſelbigen Art Federn haben, wie dieſer Vogel iſt. Derowegen wann ein Vogel abgeht, ſo ſoll man die Flügel = und Schwanzfedern verwahren, damit man ſie im Vorrath haben möge. So muß auch dieſes obſerviret werden, daß allezeit eine Feder in gleiche Länge und Namen der abgeſchnittenen an derſelben ſtatt eingeſetzet werde. Dann iſt es eine Schwingfeder, ſo muß man auch eine Schwingfeder haben; Iſt es eine lange Feder, ſo muß man auch eine dergleichen, an ihre Statt ſtellen, und alſo ſoll auch mit denen übrigen Federn verfahren und gehandelt werden.

Einem Falken aber einen **Lanierſchwanz** oder ſonſten einem Vogel einer andern Art, den Schwanz anzuſetzen kann auf folgende Art und Weiſe geſchehen. Man nimmt eine Pappen-

deckelkarte, welche ſtark ſeyn ſoll, ſchneidet hernach dieſelbige alſo, daß man den ganzen Schwanz des Vogels am Bürzel damit faſſen könne. Hernach muß man zwölf Schwanzfedern von einem andern Vogel haben, und dem Falken ſeine bis auf den Kiel abſchneiden, hernach die andern Federn darein ſtecken, wie ſie ſonſt in ihrer Ordnung geſtanden, und ſoll man von der Seiten anfangen, bis man in die Mitte kömmt, zu den Decken. Im Abſchneiden muß man des Falkens Federn, in die Schrege ſchneiden, wie ein Pferdsohr, und daß die Spitzen von beyden Seiten herauswärts gehen. Die zwo Deckfedern aber muß man rund abſchneiden, denn auf ſolche Weiſe wird ein ſolcher eingeſetzter Schwanz beſſer geſchloſſen, und hat auch eine beſſere Geſtalt. Doch muß man ſich wohl vorſehen, daß die Kiele im Einſetzen nicht reiſſen. Wenn nun dieſes geſchehen, und der Schwanz in ſeiner rechten und gebührlichen Form ſteht; alsdann ſoll man eine Feder nach der andern mit Hauſenblaſenleim, einleimen, ſo darf man ſich nicht fürchten, daß ſie auf einerley Weiſe ausgehen, bis daß der Vogel ſich vermauſert. Aus dieſen kann man nun abnehmen, wie man ſich verhalten ſoll, wenn an den Flügeln eine oder mehr gebrochen wären; nur iſt dieſes in Acht zu nehmen, daß man dergleichen Gattung Federn bey Handen haben möge, ſonderlich an den Flügeln. Ja es iſt auch wohl ſchon geſchehen, daß man einen Vogel an jeden Flügel

neun

neun Federn eingepfropfet hatte, welcher her- nach eben ſowohl und ſo ſchnell damit geflogen, als wenn es ſeine natürliche und eigene Federn geweſen wären. Die kleinen Federn können auch auf ſolche Weiſe eingeſetzet, und allerhand Federn dazu genommen werden, inſonderheit, wenn man einen ſonderbaren und bunten Vogel haben will.

Es geſchiehet öfters, daß die Falken ſo wohl die Flügel, als auch die Schenkel und Griffe zerbrechen, da man denn gute Sorgfalt anzuwenden hat, zumal, wenn es ein guter Vogel, und man denſelben nicht gerne einbüſſen möchte.

Zuförderſt dienet zur Nachricht, daß, wenn der Flügel um das Gelenke gebrochen iſt, ſo iſt nicht möglich, demſelben wieder zu hel- fen. Wenn aber der Flügel mitten an der Röhre gebrochen, alsdenn kann man es wie- der zuſammen ſetzen, daß es ihn im Fliegen gar nicht hindert; Nur muß man ſich daſſelbe Jahr gedulten, indem man ihn eher nicht brau- chen kann, als bis er vermauſert hat.

Wenn man nun den Vogel heilen will, ſo muß man um den Schaden her alle Federn mit einer Scheere abſchneiden, hernach ſetzet man die Röhren wieder zuſammen, wie es ſich gebühret, und verſchienet ſie mit tannenen Schienen, daß der Flügel zwiſchen zwo ſolchen Rinden wohl und feſt anliege, und bindet ſie alsdenn wieder auf das beſte, als man kann, ſchlägt hernach ein Pflaſter von Bolo armeno,

Drachenblut, mit Eyerweiß angemacht, darüber, wie hernach bey dem Beinbruch angezeiget werden ſoll. Wenn nun der Vogel ſo weit wieder geheilet, muß man auch die Nerven und Sennen zu erweichen nachfolgende Bähungen brauchen: Man nimmt einen neuen Hafen, füllet denſelben mit dem beſten neuen Wein, ſo man haben kann, thut darein eine Hand voll gedörrete Roſen, eine Hand voll Weizenkleyen und den vierten Theil ſo viel gepülverte Myrrhen. Den Hafen decket man mit einem groben leinen Tuch zu, ſchlägt Leimen darauf, daß er gehebe ſey und das Tuch nicht verbrenne, läßt ihn bey dem Feuer eine gute Stunde ſieden, nimmt ihn alsdenn von dem Feuer, und machet ein rundes Löchlein eines Fingers dick, weit, durch das übergeſchlagene Tuch, und hält alſo den Vogel darüber, daß ihm der Dampf gegen den Ort gehe, der verſehrt geweſen. Dieſes thut man etwa drey oder viermal nach einander, und man wird erfahren und ſehen, daß ſolches dem Vogel ſehr wohl bekommt. Hernach muß man ihn an einen warmen Ort verwahren, bis ſeine Maußzeit kommt. Gemeldeten Wein und Kräuter kann man auch in einer Pfannen ſieden, und den Dampf hernach durch einen Trichter an den Vogel laſſen, welche Bähung noch beſſer als die vorige ſeyn mag.

Iſt einen Falken ein Schenkel oder Griff gebrochen, ſo muß man einen jungen fingersdicken

dicken Tannenzweig nehmen, ſelbigen ſpalten, daß er zwo Schienen gebe, und den abgebrochenen Schenkel, wieder wohl auf einander geſetzet darzwiſchen binden, hernach wie oben bey den abgebrochenen Flügeln gedacht, ein Pflaſter vom Bollo Armeno, Drachenblut und Eyerweiß darüber ſchlagen, und ihn einen ganzen Monat lang alſo verbunden halten. Nach dieſen kann man die Schienen nach und nach gemächlich ablöſen, doch nicht gar abthun, bis etwa noch zehn Tage verfloſſen ſeyn. Auch kann die Bähung, welche bey dem Flügelbruch beſchrieben worden, hier vorgenommen werden. So aber der Bruch über dem Knie wäre, alſo, daß man ihn nicht wohl verbinden und verſchienen könne, alsdenn ſoll man auch nicht ſehr erſchrecken, weil an dieſem Orte ſich der Vogel wohl ſelbſten helfen wird.

Wenn die Falken ſonſt andere Wunden und Verſehrungen an ſich haben, kann man ſolche an dieſen Vögeln gar leichtlich wieder heilen, zumal wenn ſie ledig und blos ſtehen, daß man wohl dazu kommen kann. Weil aber das meiſte daran gelegen, daß man auch wiſſe, ob der Vogel eine Wunde oder Verſehrung von einem Adler oder Reiher mit dem Schnabel, oder Stoß oder ſonſten empfangen habe: ſo muß man derowegen die Wunden mit weiſſen und rothen warmen Wein wohl waſchen und viſitiren, daß man ſie eigentlicher erkennen könne, darnach ſoll man ſie mit Waſſer, ſo von den äuſſerſten Gipfeln und Blät-

tern

tern an Eichen-Aeſten oder Eſchenbaumäſten, welche beſſer, gedeſtilliert, netzen und alſo verbinden, bis ſie gänzlich wieder geheilet. Dieſes Waſſer ſoll im May zugerichtet werden, wenn die Gipfel oder Blätter an den Bäumen noch am zarteſten ſind, und ſoll man deſſen jederzeit eine gute Flaſche voll im Vorrath haben. Denn dieſes Waſſer dienet zu allen Wunden an dieſen Vögeln, und heilet darneben auch den Gift. So man aber dieſes Waſſer keinen Vorrath hätte, ſo muß man ſich mit den Waſſer, darinnen Eichel geſotten, behelfen, und gepülverte Eichel in die Wunden ſtreuen. Da hingegen alle Salben und Schmieren ſo mit Fett zubereitet werden, hierinnen nicht zu gebrauchen ſind, dieweil ſie dieſen Vögeln und ihrem Gefieder ganz zuwider, und darzu auch noch ſchädlich ſeyn; derohalben man dieſelben ſo wenig gebrauchen ſoll, als immer möglich iſt. In tiefen Wunden ſoll man ſich nur mit Pulvern behelfen, und ſich derſelben bedienen. Als nämlich Garteneppich, gedörret und gepülvert, ingleichen gepülverte Myrrhen, gepülverte Nicotiana, Aloe und Weyrauch und andern dergleichen, ſo zu ſolchen Wunden ſehr nützlich und gut. Hierbey iſt zu merken und ſicher zu glauben, daß die Wunden, welche von den Adlersklauen und Reiherſchnäbeln, ihnen beygebracht worden, faſt unheilſam und nicht wohl zu heilen ſind, auſſer einzig und allein mit oben gedachten deſtillirten Eſchenbaums-Waſſer, die Wunden

damit

damit zu waſchen. Wenn aber ein Falk einen ſolchen Griff oder Schlag empfangen hätte, daß ihm das Blut zum Halſe und der Naſen heraus käme, muß man ihm auf nachfolgende Weiſe zu Hülfe kommen. Man nimmt ohngefähr zwanzig Eicheln, und eine Handvoll Wegerich, dieſe Stücke ſiedet man in einem Maas Waſſer bis auf ein Drittheil ein, thut hernach zwo Unzen Manna, und eine Unze Terrae Sigillatae darein, und giebt dem Vogel in ſeiner Speiſe etwas davon zu freſſen. Oder man nimmt rothe Korallen, Agtſtein, Hirſchhorn, Mumia, jedes zwey Quintgen; pulveriſire und vermiſche es wohl untereinander, und beſtreuet das Fleiſch damit.

Bisweilen werden den Falken auch die Hände wegen der Feſſel verletzt, oder ſind davon geſchwollen; ſo bald man dieſes erſieht, ſoll man nachfolgender Geſtalt ein Säckgen machen: Man nehme Wegerich und Weinſalz, ſtoſſe ſolches in einem Mörſer, befeuchtet es mit Eſſig und ſtellt ihn darauf. Daferne aber die Feſſeln den Falken gedruckt hätte, daß ihm gar die Haut abgezogen wäre, alsdenn ſalbet man ihn mit friſcher Butter oder Hühnerſchmalz. Dieſe Salbe iſt auch ſehr gut wenn der Vogel ſeine Griffe oder Nägelgen verlohren hätte, und ſo er blutet, muß man ihm das Blut mit einem cauterio ſtillen, wobey aber wohl zu merken iſt, daß wenn man einen ſolchen Vogel ſalben will, man nur ein klein wenig von der Salbe auf einmal nehmen, damit

man ihm im Schienen das Gefieder nicht verderbe.

Es geſchiehet auch ſehr oft, daß die Falken in einem Auge verletzet werden, da ſoll je eher je lieber darzugethan, und ihnen folgendes gebrauchet werden:

RC. Präpariren Tutia, eine Unze, Raute eine Handvoll, Roſenwaſſer und weiſſen Wein, jedes gleichviel nach Bedünken, etwa zuſammen ein halbes Röſſel. Dieſes thut man zuſammen in eine Flaſche, und läßt es bis auf die Hälfte einſieden. Hernach triefet man von dieſem Decoct dem Vogel in das verletzte Auge. Es iſt dieſes ein gewiſſes und köſtliches Recept für alle Verſehrungen der Augen, desgleichen auch für die Flecken darinnen. Der weiſſe Miſt des Vogels gedörret, und zu Pulver zerrieben, und ſolches dem Vogel mit einem Röhrgen in die Augen geblaſen, heilet ihm auch alle Gebrechen derſelbigen. Ferner, wenn ein Falke mit derjenigen Krankheit im Auge, ſo man den Nagel nennet beſchweret iſt, ſo nimmt man eine Feder von einer alten Taube, ſchneidet dieſelbige wie eine Feder, damit man ſchreiben will, nur daß man die Spitze oder den Schnabel ein wenig länger machet und nicht ſpaltet. Hernach läßt man ſich den Vogel halten, und man hält ihn auch ſelbſt mit der linken Hand bey dem Kopfe, und lüftet ihm mit vorgedachter Feder die Haut, ſo man den Nagel nennet, alſo daß man dieſelbige hernach mit einem Zänglein faſſen könne,

und

und ſchneidet es hernach mit einer Scheere ab. Alsdenn ſchlägt man ihm ein wenig Baumwolle, in Roſenwaſſer und Eyerweiß getunket, darüber, und ſetzet ihm eine Haube darauf, und läßt es drey Stunden alſo ſtehen. Dieſes ſoll nun auf den Abend um zehn Uhr geſchehen, und wenn man dieſes verrichten will, ſo muß man vier Perſonen dazu haben: Nämlich eine ſo den Vogel auf der Fauſt hält, die andere muß ihn feſt überrücks halten. Die dritte lüftet ihm das Fell aus dem Auge mit der Feder; Und die vierte faſſet mit der einen Hand das Häutlein mit dem Zänglein, und ſchneidet es hernach mit der andern Hand mit einer Scheere ab.

Von den **Krebsſchäden** der Falken auch was zu gedenken, ſo iſt zu wiſſen, daß alle Krebs und Geſchwäre, ſo im Hals oder in der Luftröhren, ſo an der Zunge hängt, oder am Schnabel, oder anderswo entſtehen, kommen her von allzu groſſer Hitze und Alteration, entweder von der Hitze des Magens, oder von Hitze des Schnuppens, ſo vom Hirn hinab fällt, und ſolches muß man auf folgende Weiſe helfen. Zuförderſt ſoll man bey dieſem Zufall den Vogel purgiren mit den weiſſen Pillen, welche man ihm drey oder mehr Morgen nach einander, wenn es die Noth erfordert, eingiebt: denn je öfter ſolche Purgation wiederhohlet wird, je mehr wird er erleichtert, wenn er es nur vertragen kann, daß er nicht zu mager davon wird, welches man wohl in Obacht nehmen

muß.

muß. Wenn der Schaden von dem Magen herrühret, ſo muß man machen, daß er die Ueberfüllung heraus gebe. Nämlich man nimmt eine harte Roſenconſerva, drückt und knetet ſie ſo lange zwiſchen den Fingern, bis daß ſie weich wird wie Wachs, hernach breitet man ſie von einander, und thut darein nach Gelegenheit des Vogels aufs höchſte, aber nur zehn Pfefferkörner und halb ſoviel grobes Salz, machet die Conſerva darüber her, in einer möglichen Rundung, und läßt es alſo liegen bis auf den andern Tag, damit es hart und trocken werde. Im Eingeben ſoll man ſich in Acht nehmen, daß man es nicht zerbreche, dabey den Vogel überrücks halten laſſen und ihm das Maul aufbrechen, den Butzen in den Hals mit dem Finger hinein ſtecken, ſo weit als man reichen kann, hernach dem Vogel einen guten Schluck Waſſer darauf geben, damit er ſolches deſto beſſer einſchlucken könne. Eine Stunde hernach, oder zwo zum höchſten wird der Vogel den Magen räumen und die Ueberfüllung heraus geben, davon er ſehr erleichtert und erfriſcht wird. Nach einer Stunde kann man ihm einen Trunk friſches Waſſer bieten, und zum Trinken nöthigen, aber nichts zu Eſſen geben, bis in drey Stunden; den folgenden Abend ſpeiſet man ihn wiederum nicht zu ſehr, den Tag darauf trägt man ihn ins Bad, wenn es ſchön Wetter iſt. Auf dieſe Räumung des Magens wird der Vogel viel geſunder, luſtiger und leichter zum Flug werden.

Sollte

Sollte der Vogel auf dieſe Weiſe nicht geneſen, ſo nimmt man Zuckerkanti und Schwefel, eines ſo viel als das andere, zerreibt es zu kleinen Pulver und leget es in den Schaden. Der Saft von rothen Rüben mit Fleiſch in ſeine Speiſe gegeben, iſt auch ein herrliches Mittel darzu. Wenn der Schade nicht an gefährlichen Orte iſt, ſo iſt das Sublimat oder Scheidewaſſer, nur einmal ein wenig darein gethan, ein gewiſſes und bewährtes Mittel, desgleichen auch das Oleum Vitrioli, einmal darein gethan, und darnach mit Eichenblättern oder Eichelwaſſer oftmals benetzen.

Auch ſind die Falken, von den Finnen oder Pips, nicht befreyet, ſondern werden zum öftern damit geplagt. Es kommen aber die Finnen bey den Falken von einem hitzigen Schnuppen her, welcher aus dem Hirn auf des Vogels Zunge herab fällt, alſo, daß ſich um ſelbige kleine Finnen wie Linzen generiren, welche zwiſchen der Haut liegen, und der Vogel wegen derſelben beſchwerlich freſſen muß, derowegen ihn auf nachfolgende Weiſe abzuhelfen iſt.

Man nimmt ein ſcharfes und ſpitziges Federmeſſer, löſet mit denſelben die Finnen auf der Zunge ab. Speiſet hernach den Kranken, mit Bröcklein Fleiſch in Wegerich= oder Geißblatwaſſer geweichet. In Mangel deſſen mag man ſich mit Baumöl behelfen, oder dem Vogel das Fleiſch mit friſcher Butter eingeben. Man muß aber dabey gar wohl in Acht nehmen, ob dem Vogel die Zunge etwan von den

Finnen, Krebs, oder Pips alteriret und erhitzet iſt, daß man denſelbigen auf der Zunge Aderlaſſe, im ſolcher Quantität, als es der Vogel vertragen kann, in Betracht ſeiner Gelegenheit und Zuſtandes, darinnen er alsdenn befunden wird. So kann auch nicht ſchaden, daß man ihm die Zunge ein wenig trockne, daß die weiſſe Materie, ſo darinnen enthalten heraus gehe; Speiſet ihn hernach mit Fleiſch, welches zuvor in rothen Rübenſaft iſt eingeweicht worden.

Gleicherweiſe leiden die Falken auch bisweilen einen Anſtoß von dem ſogenannten **Pips**; und werden eigentlich zweyerley Urſachen wahrgenommen, davon dieſer Vogel den Pips bekommt. 1) Von einer Alteration, ſo durch den Schnupfen verurſacht wird, nämlich, wenn die Materie von Hirn auf die Zunge fällt, und 2) wenn er allzugroſſen Durſt etwa hat leiden müſſen. Dem ſey nun wie ihm wolle, ſo kann man dieſes Gebrechen leichtlich erkennen, denn die Zunge wird hart, vertrocknet an der Spitze und wird unten weiß. Es frißt auch die ganze Zunge weg, wenn man dem Vogel nicht auf folgende Weiſe zuvorkömmt. Man läßt den Vogel auf den Rücken halten, und faſſet ihm die Zunge, wie man den Hühnern thut, löſet ihm hernach den Pips mit einer ſcharfen Nadel unter der Zungen auf, thut ein wenig Roſenöl darauf, darnach über zwo Stunden ſpeiſet man den Vogel mit Bröckgen Fleich, ſo in Bohnen-Waſſer geweicht, und

thut,

thut, wie ſchon oben gemeldet, ein wenig rothen Rübenſaft darzu.

Gleicher Art iſt auch das **Sieben**, welches iſt, wenn dieſer Vogel ebenfalls die vom Hirn flieſſende Humores oder Feuchtigkeit an ſich ziehet, und die Feuchte, ſo ſich durch den Gaumen deſtilliret, auf die Zunge fällt. Wenn dem Vogel dieſes widerfährt, ſo ſoll man demſelben etliche Morgen ziehen laſſen, hernach giebt man ihm etliche Pillen von Hiera Picra in ſeiner Kur ein. Oder man giebt ihm ein wenig Nelken mit ſeiner Speiſe, oder aber die Spitzen vom Salbey, welche gleiche Wirkung haben.

Da wir den **Schnupfen** der Falken ſchon oft erwähnet haben, ſo wollen wir auch zeigen, wie ſolchen zu begegnen und abzuhelfen ſey. Es iſt gewiß, daß der Schnupfen eine nicht allein beſchwerliche Verdrießlichkeit, bey dieſen Vögeln, ſondern er zieht auch überdem noch viel anderes Ungemach und Kranheiten herbey, wie wir bereits deren ſchon etlicher in vorhergehenden gedacht, und dagegen gute Mittel angewieſen haben.

Dieſe Krankheit des Schnupfens wird verurſachet von einem hitzigen und choleriſchen Humore, welcher von der Leber und dem Herzen herkommt, und in das Hirn, ſo etwas kälter, ſteigt. Es wird auch dieſe Krankheit bisweilen von ungleicher Temperatur verurſachet, wenn einer kalt, und der andere hitzig iſt, durch welche Ungleichheit das Blut beweget und der

Schnupfen verurſachet wird. Ferner kann der Schnupfen aus folgenden entſtehen: zum Exempel, wenn ſich vielleicht der Vogel im Felde verlohren, und alſo bey Nacht im Felde und in der Kälte bleiben müſſen. Oder wenn ihm der Mond auf dem Kopf geſchienen, oder ihn der Thau zu ſehr genetzet hat. Weiter wann der Vogel genetzt und nicht recht getrocknet worden, es ſey nun im Bade oder im Regen. Ferner wenn die Sonne gar hart auf den Vogel geſtochen, es ſey nun geſchehen wo es wolle, ſonderlich aber durch das Glasfenſter.

Weil nun dieſe Krankheit böſe und gefährlich, ſonderlich in den drey Monathen des Sommers, ſo iſt rathſam, daß man den Vogel, ſo bald man ſolches an ihm vermerket, purgire; zu dem Ende man ihm eine Pille von Manna eingeben ſoll, und alsdenn drey Stunden hernach das Futter nur halb geben. Den andern Tag ſoll man ihn gegen Abend, wenn man meynet, daß er ſtark genug darzu ſey, eine Pille de tribus in ſeiner trocknen Kur eingeben. Iſt aber der Vogel niedrig und mager, ſo muß man ihm gute Speiſe mit ſeiner Kur eingeben, in welche man ein wenig Salbey und Wermuth thun ſoll. Sonderlich iſt die Betonica gut, denen Vögeln das Hirn zu reinigen. So ſind auch die Pillen von Hiera picra ſehr gut im Schnupfen, mit Agarico oder Lerchenſchwamm vermenget, und dem Vogel des Abends in ſeiner trockenen Kur eingegeben. Keine Dinge aber,

ſoll

ſoll man appliciren, die dem Vogel ein Nieſen verurſachen, als da ſind Senf mit Eſſig, Staphiſagria, und dergleichen, weil ſie nur kränker darnach werden. So kann man auch das Weiſſe von einem Ey mit Roſen und Salbey klein ſchlagen, hernach eine Baumwolle darein tunken und dem Vogel alſo zwiſchen beyde Augen legen, und ihm eine weiche Haube darüber aufſetzen, und alſo drey Stunden lang zugedeckt ſtehen laſſen, welches man zum öftern wiederhohlen kann. Wenn aber alle vorbeſchriebene Mittel nicht helfen wollten, und die Naſenlöcher ganz verſtopfet ſind, ſo muß man mit dem Cauterio daran, nimmt derohalben ein rundes Eiſen, ſo unten etwa einer Erbſen dick, glüet daſſelbige und brennet damit den Vogel bis auf die Hirnſchale; hernach nimmt man ein anders, welches am Ende ſcharf, und brennet ihn auch damit zwiſchen den Augen und den Schnabel unterwärts.

Daferne aber dem Vogel ſonſt Hülfe geſchehen könnte, iſt es beſſer, denn wenn dem Vogel die verſtopften Naſenlöcher mit einem Cauterio oder heiſſen Eiſen geöffnet werden, ſo entſtehen gemeiniglich zweyerley Ungelegenheiten daraus: nämlich erſtlich wird er häßlich und ungeſtalt, und andern Theils geſchieht es auch oft, daß ſie noch mehr verſtopfet werden, ſintemal die gebrannte Stufe ſolche Gänge eine Zeitlang verſtopfet, und daher der Vogel zuweilen je länger je ſchwächer wird, und oftmals gar ſtirbt. Zuweilen geſchieht es auch, daß

 wenn

wenn der Vogel den Schnupfen gar zu ſehr hat, ihm dadurch die Röhre, dadurch er das Hirn reiniget, verſtopfet wird, und ihm alsdenn der Gaumen aufſchwillt, daß er manchmal ein **Geſchwär** daran bekommt. Wenn man nun ſolchen helfen will, ſo nimmt man eine Scheere, welche an der Spitze recht ſcharf, und wohl ſchneidet, und ſchneidet damit das Geſchwär, da es am dickſten und zeitigſten iſt, gegen den auswärtigen Theil des Mauls, das ein Stücklein heraus gehe, und läſſet es alſo wohl bluten, welches dem Vogel ſehr wohl thut und erleichtert wird. Wann hernach ſeine Zeit kommt, daß man ihm zu eſſen giebt, ſo giebt man ihm Fleiſch in kleine Bißgen zerſchnitten in Waſſer geweichet zu eſſen. So man aber ſiehet, daß das Geſchwär eine Materie gezogen hätte, ſo muß man ſolches mit einem Meſſer aufritzen, und mit der Scheere ein Stücklein herausſchneiden, auch die Oeffnung ſo tief machen, daß der Eiter alle heraus komme, ſo wird der Vogel in kurzer Zeit wiederum geſund. Alsdann ſpeiſet man den Vogel mit Fleiſch, ſo in geſchlagenem Oel iſt geweichet worden, wann er anders davon eſſen will.

Eine eben ſo beſchwerliche Krankheit, iſt die **Räude des Falken**, wovon wir auch das nöthigſte anführen wollen, und dabey zeigen wie dieſe Vögel davor zu bewahren ſind.

Es entſteht die **Räude** aus vielen Urſachen, bisweilen auch aus groſſer Kälte, wenn

der Vogel entweder auf der Stange, oder daſſelbige im Felde erlitten hat, welches denn denen niedrigen und magern Vögeln ſehr gefährlich und gemein iſt. Denn wenn ſie alſo ſind, ſo halten ſie ihre Federn nicht wacker an ſich, ſondern laſſen die Flügel unter ſich hangen, daß ſie vermeynen die Hände zu verwahren, ſo erfrieren ſie die Flügel und die Hände darzu. Es kommt bisweilen die Räude auch in dieſe Vögel, wenn ſie ſich zu ſehr erflattern, oder ſich allzuſehr gegen den Wind geſchwungen haben, denn es thut ſich das Geblüte alsdenn deſtomehr in die äuſſerſte Glieder, welches die Hände und Flügel ſind, und wann daſſelbe bewegte Geblüt nicht alſobald ausgeführet wird, ſo corrumbiret ſich der Vogel allda, und verurſachet ſolches die Räude und Blattern beydes an den Flügeln und Händen, welche den Vogel jucken, und er beißt ſie hernach mit dem Schnabel auf, dannenhero dann die Flügel an den Ränden ausſehen, wie ein verroſtet Eiſen. Daferne man nun dieſen Vogel vor der Räude bewahren will, ſo muß man ihn bey gutem Leibe erhalten, und ſo man gewahr wird, daß er ſich im geringſten angeſtoſſen, ſo muß man dieſes die erſte Kur ſeyn laſſen, nämlich daß man den Vogel wohl ſpeiſe, damit er wieder zunehme, denn ſo lange der Vogel mager iſt, ſo iſt es unmöglich, daß man ihm helfen könne. Hernach hält man ihn wohl mit warmer Speiſe, nämlich mit jungen Tauben, Spatzen und andern kleinen Vögeln, welche man ihm lebendig

geben ſoll, wenn man ſie haben kann. Und muß ja nicht vergeſſen werden, daß man den Vogel an einem guten Orte halte, da keine Kälte hinkomme. Will man haben, daß er bald wieder zunehme und zurecht komme, ſo muß man ihm auf nachfolgende Weiſe zu Hülfe kommen: Man macht eine Salbe von Bolo armeno, Eſſig, Drachenblut und Salpeter, ſalbet den Vogel damit an allen Orten, wo man ſieht, daß er die Räude und Blattern hat. Den andern Tag machet man ein Bad mit weiſſem Wein und Roßmarin, mit dieſem wäſcht man ihm alle die Stufen ab, und über eine halbe Stunde hernach, ſo netzet man ihm die Oerter, da die Haut abgegangen, mit Baumwolle, ſo in Waſſer, darinnen Aloe und Alaun, eines ſo viel als des andern zerrieben und zergangen iſt, getunket worden, und läßt ihn alſo trocken werden. Wenn demnach der Vogel in zehn Tagen nicht heil wird, ſo muß man die Kur wieder auf das neue anfangen, und wenn es durch den ganzen März nicht beſſer wird, ſo iſt hernach keine Hofnung mehr da.

Auch der hinfallenden Sucht ſind dieſe Vögel öfters unterworfen.

Dieſe Seuche, nämlich die fallende Sucht, wird bey den Falken gemeiniglich von den Schnupfen verurſachet. Damit man aber erfahren möge, ob der Falke dieſer Krankheit unterworfen ſey, ſo muß man einen Rauch

von

von einem Bittumine oder Naphtha unter demſelbigen machen, ſo bald er dieſen riechen wird, fällt er dahin. Will man nun einem ſolchen Vogel helfen, ſo muß man ihn mit einem Eiſen auf den Kopf bis auf die Hirnſchale brennen; hernach muß man ihm gedörrt Feigenwurz mit ſeiner Speiſe, ingleichen Wieſelfleiſch und Blut, Fuchshirn und Schildkrötenfleiſch geben, und wenn er ſolches verzehret hat, ſoll man ihm die Galle von gemeldeter Schildkröt auf die Naſenlöcher ſtreichen. So kann man ihm auch die Pillen von Agarico mit etwas weniger als die Hälfte Oxymelis, darzu ein dritter Theil Lapidis ſpecularis, und auch ſo viel Wermuthkörner eingeben. Gleicherweiſe iſt ihnen auch auf den Abend die Bähung mit den Galbano ſehr dienlich, desgleichen die Räucherung mit Unguento oderato und Blatta byzantia. Nicht weniger heilet ihn auch das Decoctum von Fünffingerkraut, von dieſer Schwachheit; die Korallenkörner in der Kur dem Vogel eingegeben, ſind auch ſehr gut dazu. Ob nun wohl dieſe Mittel eine Linderung geben, ſo wird doch dadurch dieſer Krankheit nicht abgeholfen, ſondern allein das Brennen, wie oben gemeldet worden, iſt das Beſte hierzu. Weil dadurch die Kälte, und die zähen Humores, welche dieſes Gebrechen verurſachen, reſolviret werden.

Jetzt wollen wir auch **den kurzen Athem** bey den Falken betrachten. Dieſe Krankheit, iſt gemeiniglich der Schwindſucht am nächſten,

 und

und wird an der Bewegung erkannt, ſo der Vogel unter der Bruſt bey dem Magen thut, nebſt dem, daß er kurz athmet; und ſolches nennet man bey ihnen geſpannet.

Dieſe Krankheit wird verurſachet durch die Humores und Defluxiones, da eben die Schwindſucht herrühret, weil ſie aber andere Zufälle mit ſich bringt, ſo muß ſie auch auf eine andere Weiſe kuriret werden, vornehmlich aber auf nachfolgende Weiſe. Man giebt dem Vogel drey Morgen nach einander, allemal zwo weiſſe Pillen, welche man nach der Gröſſe und Gelegenheit des Vogels formiren kann, und ſo man glaubet, daß die Schwachheit alſo beſchaffen, daß man die Kur wiederhohlen müſſe, ſo kann man ihm den vierten Morgen eine Pille de tribus geben, auf daß der Vogel aller ſchleimigten und zähen Feuchtigkeiten entlediget werde. Hernach giebt man ihm wiederum die weiſſen Pillen drey Morgen nach einander, wie zuvor, wenn man dencket, daß er es ausſtehen kann, welches von einem Vogel, der wohl bey Leibe iſt, zu verſtehen. Hierauf giebt man ihm einen Flügel, von einer jungen Taube, in guten Wein geweichet, und dieſes iſt dem Vogel ſehr nützlich. Ferner, wenn beſagtes alles verrichtet worden, ſo kann man auch, wenn es jemanden gut dünket, dem Vogel den Magen räumen laſſen. Und wenn der Vogel auch ſtark genug iſt, daß er die Purgation kann ertragen, ſo muß man anfangen, denſelbigen zu purgiren, darnach ſo giebt man ihm

ſeine

ſeine Speiſe mit einer Decoction von Liquiritia, darauf etliche Tage in Talköhl, und läßt ihn alſo drey Stunden lang ungeſpeiſet, ſo wird man ſehen, daß er davon leichter worden. Den Vogel ſoll man auch zum öftern mit Fuchslunge ſpeiſen, und ſo man es nicht friſch haben kann, ſo ſoll man es dürre zerſtoſſen, hernach von ſelbigem Pulver dem Vogel allemal ein wenig auf das Fleiſch ſtreuen, ſo man ihm zu eſſen geben will. Hernach kann man ferner nachfolgendes Decoct gebrauchen:

Man nimmt: Alantwurz,
Venushaar,
Rothen Kohl,
Rothe Bruſtbeer
Iſopen,
Kleine Roſinen
Trockne Feigen,
Aniß,
Fenchel
Fuchslunge,
Andorn,
Gartenеppich, eines ſo viel als das andere.

Siedet es mit einander, und weichet hernach den Vogel das Fleiſch darein, ſo man ihm zu eſſen geben will, und dieſes muß man eine Zeitlang nach einander thun.

Im Winter muß man die keichende Vögel mit jungen Tauben, und im Sommer mit jungen Hühnern ſpeiſen.

Es hält ſich aber das oben beſchriebene Decoct im Winter nur drey Tage, und im Sommer

mer nur einen Tag, daher muß ſolches oft friſch gemacht werden, wenn man ihn damit kuriren will. So muß auch der Vogel an einem Orte gehalten werden, daß ihn die Kälte nicht beſchädigen, und kein Staub zu ihm kommen kann. Man muß auch darauf ſehen, daß er bedeckt ſey und nichts ſehen könne, dafür er erſchrecken möchte, oder zum Flattern verurſachet werde. Auch ſoll man nicht vergeſſen, den Vogel ins Bad zu tragen, bis daß er ſich wohl erhohle, und wieder zu Leibe komme.

Es giebt aber bey den Falken überhaupt vier Hauptkrankheiten, welche dieſen Vögeln leicht tödlich ſind, und herrſchen ſolche an unterſchiedlichen Orten des Leibes, als

1. Der Schnupfen am Kopf.
2. Das Zipperlein an den Händen.
3. Die Schwindſucht im Magen, und
4. Der Grieß an den Gedärmen.

Von dem Schnupfen und den vielfältig davon entſtehenden Unfällen und Verdrießlichkeiten, iſt bereits oben ſchon gehandelt, und daſelbſt genugſame, und die bewährteſten Mittel dargegen gezeiget worden; von den drey übrigen Hauptkrankheiten aber, als vom Podagra, Schwindſucht und Grieß, wollen wir anjetzo handeln, und ihre Heilungsarten anzeigen.

Zuerſt ſoll allhier von dem Zipperlein, oder Podagra Meldung geſchehen, welches eine Krankheit, ſo dem Vogel vom überflüſſigen Geblüte herkommet, wenn nämlich daſſelbe nicht zur rechter Zeit ausgeführet, und durch gebühr-

gebührliche Purgation gereiniget wird, da es ſich dann hernach in die unterſten Glieder und Hände ſetzet, alſo daß bisweilen unten an denſelbigen ſich kleine Blattern und Geſchwäre erheben; bisweilen aber ſind ſie nur ſehr hitzig, und winden ſelbige, woran man es dann bald merken kann. An beyderley Uebel aber leidet der Vogel ſehr groſſe Schmerzen. Wenn nun der Vogel das Zipperlein an den Händen hat, und ihm dieſelbigen oben offen ſind, ſo ſoll man ihn auf einen Säckgen halten, in welchen Wegerich mit ein wenig Salz in einem Mörſer geſtoſſen, und mit Eſſig ein wenig angefeuchtet iſt. Siehet man aber eine groſſe Geſchwulſt daran, ſo brennet man mit einem heiſſen Eiſen ſo tief hinein, bis man auf die Materie kommt, ſo darinnen iſt. Man muß ſich aber wohl fürſehen, daß man keinem Vogel die Hände unten her öffne, dieweil es daſelbſt gefährliche Wunden giebt, welche langſam zuheilen. Dahero man ſich beſtreben ſoll, ihm vielmehr obenher oder an der Seiten zu helfen, ſo man begehret, daß die Wunde bald und wohl heilen ſoll. Das Feuer aber iſt die beſte Arzeney darzu, nur daß man ſich fürzuſehen hat, damit man dem Vogel nicht an die Nerven komme, ſonderlich unter der Hand, an welchem Orte ſie der Haut gar zu nahe liegen. Auch ſoll man den Vögeln, welche dürre und magere Hände haben gar keine Cauteria gebrauchen. Die andere Art, als das hitzige Zipperlein, da dem Vogel die Hände im

Früh-

Frühling hitziger als ſonſten ſind, und da ſie ſolche ziemlich winden, iſt gleichſam ein Gicht, und ſind die Hände ſehr roth, hitzig und alterirt, nur daß man keine Blattern und Geſchwulſt daran vermerket. Es iſt aber dieſes eine ſolche Schwachheit, welcher anders nicht zu helfen iſt, als mit einer langwierigen Ruhe, und leidet der Vogel einen ſolchen Schmerz daran, daß er ſich nicht auf den Händen halten kann. Wenn man nun einen Vogel hat, der damit beladen iſt, ſo muß man Gedult mit ihm haben, und nicht viel mit Arzeneyen plagen, man wolle ihn denn mit ſchlechter Manna, oder einiger andern Compoſition purgiren, und ihm dieſelbige mit geſchnittenen Fleiſch eingeben, und dieſes ſoll man nur alle Tage nach einander thun. Man ſoll auch den Vogel ganz frey und ledig laſſen, ohne Feſſeln und Riemen, und ihm auf einen gevierten Marmorſtein ſetzen, daß er ſich nach Belieben darauf legen möge; auch ſoll man ſeinen Waſen mit Fenchel, Reben, Wegerich und Krautblättern belegen. Wenn er flattert, ſo muß er zugedeckt oder ſonſt an einem finſtern Orte gehalten werden. So der Vogel auch bey dieſer Krankheit ſehr gefräſſig iſt, ſoll ihm der dritte Theil der Speiſe entzogen werden, denn die Mäſſigkeit iſt ihm in dieſer Schwachheit ſehr gut, und ſonderlich, wenn er ſich auch mit vermauſert, dabey ſoll man ihm die Hände alle Tage drey oder viermal, mit Wegerichwaſſer und ſtarken Weineſſig benetzen, damit man ihn kühlet.

Die

Die Schwindſucht aber hat ihren Urſprung von dem Element des Waſſers, und von deſſelben Wirkung, nämlich daß es kalt iſt, und entſtehet hernach von den flieſſenden Humoribus, ſo aus dem Kopfe in den Magen fallen, durch welche er allgemach erkaltet, daß er hernach ſeine gebührliche Dauung nicht verrichten kann, ob ſchon der Vogel allezeit hungrig bleibt, darum wird auch der Vogel je länger je magerer, und muß endlich gar vergehen, daß nichts, als Haut und Bein an ihm bleibt und er ſtirbt. Sonderlich iſt dieſe Krankheit mehr im Herbſt, als zu andern Jahreszeiten zu befürchten. Derowegen man ſich zur rechter Zeit mit gebührlichen Hülfsmitteln gefaſt machen, und ihm zu Hülfe kommen muß, ehe ſie überhand nimmt. Es iſt alſo dieſes das beſte Vorbauungs-Mittel, daß man den Vogel von aller flüſſigen Feuchte und Verkältung verwahret, und denſelben an einem Orte halte, da im Winter die Kälte und Feuchtigkeit nicht zu ihm kommen könne, nämlich daß er warm und trocken ſtehe. Wenn der Vogel durch Regen oder Schnee, auf der Jagd etwan wäre naß worden, ſo muß man denſelbigen bey dem Feuer, wenn man die Sonne nicht haben kann wohl trocknen, und des Abends ihm drey oder vier Gewürznelcken mit der Speiſe eingeben. So man auch vermeynet, daß der Vogel im Jagen groſſe Gewalt gethan, und ſich möchte erhitzet haben, ſo ſoll man ihn drey Tage nach einander mit ſanften

Pillen

Pillen purgiren; den vierten Tag aber giebt man ihm eine Pille de tribus mit ſeiner trocknen Kur, und giebt Achtung, daß ihm der Magen alsdenn leer ſey, und wann die Schwachheit hat überhand genommen, muß dieſe Kur oft wiederhohlet werden. Andere Mittel ſind folgende: Man giebt nämlich den Vogel kleine Vögelchen und junge Spatzen, wenn man ſie haben kann, zu eſſen, desgleichen junge Tauben; die jungen Mäuſe ſind ihnen auch ſehr gut, und dieſe ſoll man ihnen lebendig geben. Eſelsmilch iſt auch gut, mit dem Fleiſch, ſo man ihm geben will, darinnen geweicht und hernach zu eſſen gegeben. Nachdem ſie nun wieder zu rechte kommen, ſoll man nicht unterlaſſen, die vorgedachten Purgationen zu wiederhohlen, da denn die Manna mit geweichtem Fleiſch das beſte darbey thut. Man machet auch ein Decoct von Geißblat, Ochſen-Zunge und einem Kraut Calcallina genannt, in welches das Fleiſch geweicht, und ihm eine Zeitlang zu eſſen gegeben wird. Dieſes Decoct aber muß alle Tage friſch gemachet, und nicht ſo ſehr geſotten werden, denn ſonſt übergiebt ſich der Vogel.

Endlich wollen wir auch noch der vierten Hauptkrankheit der Falken; nämlich des Grieß, gedenken. Dieſe Krankheit, nämlich der Grieß, entſteht von einer hitzigen Feuchtigkeit, durch welche der Miſt in den Gedärmen erhitzet, daß er hart wird, und formiren ſich weiſſe Steingen in denenſelbigen, ſo groß als Erbſen, welche anzu-

anzuſehen ſind wie Kalk oder Kreide, dadurch der Vogel ſo hart verſtopfet wird, daß ihm der Darm wohl gar zu oder heraus geht, und der Vogel daran ſterben muß, wenn man ihm nicht bald zu Hülfe kommt. Und iſt dieſe Krankheit den Vögeln in den drey Wintermonathen ſehr gefährlich, und meiſtentheils den Vermaußten, nämlich wenn dieſelbige nach der Mauſer nicht recht gebührlich purgiert werden. Dieſer Krankheit und allen andern daraus entſtehenden vorzukommen, muß man erſtlich und vor allen Dingen wohl auf ihren Miſt Achtung haben, ob er recht und natürlich ſey, oder ob er weiß und dünne, und in einer ziemlichen Quantität, darauf ein kleines ſchwarzes Fleckgen ſtehet. Desgleichen auch die äuſſerlichen Zeichen, daß man daraus abnehmen könne, ob der Vogel geſund oder mangelhaft ſey, damit man ihm dießfals zu rechter Zeit zu Hülfe kommen möge. Und ob man gleich vermeynet, daß der Vogel geſund und keinen Mangel habe, ſo ſoll man doch nicht unterlaſſen, dem Vogel alle vierzehn Tage etwas zu geben, welches ihm den Leib offen hält, ſonderlich dem Gerfalken; wenn es im Winter iſt, muß man nicht ſo lange warten, ſondern ihm alle Wochen etwas darzu eingeben, und muß man im Eingeben dergleichen Sachen abwechſeln, daß man ein und anders dem Vogel gebrauchen möge. Man nimmt das Weiſſe von einem Ey, ſchlägt daſſelbe mit gepülvertem Zuckerkandt ab: wenn nun der Vogel geſpeiſſet worden, ſo

ſchneidet man das Fleiſch zu Bröcklein, legt daſſelbige darein, und giebt ſie den Vogel alſo geweicht zu eſſen. Wenn man alſo auf dieſe Weiſe anfängt, und hernach continuiret, den Vogel zu ſpeiſen, ſo kommt er bald wieder zurecht. Ebenmäſſig kann man ſolches auch thun mit Baumöhl und Zucker, oder mit Milch und Zucker, wohl durcheinander geſchlagen, hernach das Fleiſch darein geweichet und dem Vogel zu eſſen gegeben. Ein Falke, ſo unter einer verſtändigen Hand und Verwahrung iſt, ſtirbt nicht leichtlich an dieſen Gebrechen, da hergegen der Schaden nur dem Unverſtand oder Fahrläſſigkeit deſſen, ſo damit umgegangen, zuzuſchreiben iſt. Das Zuckeröhl iſt eine vortrefliche Arzeney in dieſen Gebrechen, vor allen andern aber iſt dieſes die beſte, nämlich, daß man einen ſolchen Vogel nur Pillen von Manna einer Erbſen groß eine Stunde von ſeiner Fütterung eingebe.

Nun wollen wir noch die Weidmänniſchen Redensarten von den Falken anführen und damit dieſen Artikel beſchlieſſen.

Wenn man ſaget, man laſſe den Vogel oder Lanier ledig; ſo muß man ſagen: **Man habe den Lanier oder Vogel geworfen.**

Wenn man ſaget, der Lanier halte; ſo muß man ſagen: **der Lanier blocket**, oder **hat geblockt**; das iſt, wann ſich der Vogel, nachdem er das Rebhuhn aufgetrieben, nach ſeinem Vortheil auf einen Baum oder Buſch oder ſonſten ſetzet, und daſſelbige verwahret.

Wenn

Wenn man ſaget, **man habe den Vogel geludert**, ſo heißt es: Man habe den Vogel zu ſich gelockt, mit Schwingung des Luders oder eines Handſchuhes.

Rufen aber nennet man das, wenn man ihm mit dem Zieher und der Stimme allein auf die Hand bringt, wie man bey dem Habicht thut.

Der Falke hat keine Füſſe, ſondern **Hände**: darum ſagt man, man ludert dem Falken die Hände; der Habicht aber hat Füſſe, darum feſſelt man ihm die Füſſe.

Der Falke hat viererley Federn,

1) **Die Pflaumen.**
2) **Die kleinen Federn.**
3) **Die Wannen.**
4) **Die Pennen.**

Die erſten die man **Pflaumen** nennet, ſind diejenigen, ſo dem Vogel auf der Haut liegen, und alſo gleichſam ſein Hemd ſeyn.

Die **kleinen Federn** ſind die nächſten bey den vorigen, ſo über den Pflaumen hervor gehen, und gleichſam den Leib bekleiden.

Die **Wannen** ſind die groſſen Federn am hinderſten Glied deſſelben, ſo am nächſten am Leibe bis an das zweyte Gleich.

Die **Pennen** ſind die Federn, da die alleräuſſerſte einen ſonderlichen Namen hat, und die ſchmale oder Schwingfeder genannt wird. Es haben auch ebengemeldete Federn ihre beſondern Namen, nämlich die lange Penne iſt diejenige, ſo am nächſten an den Schwingfedern ſteht.

Die **Dritte** nennet man die **Vorlangepenne.** Darnach nennet man die andern nach der Zahl, nämlich, die Vierte, die Fünfte, Sechſte bis Zehnte, welches die höchſte Zahl der Pennen iſt, ſo in einem Flügel gefunden werden. Es werden auch die zwölf Schwanzfedern Pennen genennet, die mittelſte aber, ſo die dreyzehnte, nennet man die Decke, dieweil ſie über die, ſo von beyden Seiten hergehen, liegt, und ſie decket, da ſie zuſammen ſtoſſen.

Ferner iſt zu wiſſen, daß man ſpreche:

Der Falke zeucht in die Höhe.
Der Falke ſencket ſich wiederum.
Der Falke ſieht auf dem Raub.
Der Falke reißt den Raub mit den hindern Klauen.
Der Falke greift an.
Der Falke liegt unter.
Der Falke verliert das Feld.
Die Neſter der Falken heiſſen **Geſtäude.**

Wenn ſie gefangen werden, ſo werden ſie gehauet mit Reuſchhauben; wenn man ſie aber anfängt zu tragen, ſo werden ſie erſt recht gehaubet.

Ihr Gefüß heißt man **Geſchütze.**

Die kurzen Riemen, die Wurfriemen; die langen Riemen, das lange Gefüß.

Sie ſtehen auf der Hand oder Stangen, und man ſagt nicht geſeſſen.

Sie werden **bericht**, nicht aber zahm gemacht.

Man

Man lockt und åtzet ſolche auch heimlich auf den Luder. Das Luder giebt man aus.

Man giebt ihnen zu ihrer Zeit gegen den Abend ihr Gewöll zu werfen.

Wenn ſie fliegen, ſo heißt es, geſtiegen. Die Falken ſchlagen die Reizer, oder Antvögel von oben herab, und alsdenn ſteigen ſie wieder, je einer um den andern.

Wann ſie etwas fahen, werden ſie auf dem, das ſie gefangen, abgericht und geåtzet. Wenn ſie aber nichts fangen, locket und åtzet man ſie auf den Luder. Wenn ſich die Falken verirren, ſo ſagt man, **ſie fallen in ein ander Land.**

Nun kommen wir nach unſerer gemachten Eintheilung zu der Dritten Abtheilung.

III. Die Fiſcherey.

Unter der Fiſcherey verſtehet man dreyerley, 1) allerley Fiſchwaſſer, 2) **die Gerechtigkeit zu fiſchen,** 3) **den Fiſchfang.**

1) Die Fiſcherey von allerley Fiſchwaſſer, wird in die wilde und zahme eingetheilet. Die **wilde Fiſcherey** begreift alle Flüſſe, Båche, Seen, Lachen und Dimpfel, welche keiner Beſetzung nöthig haben; die zahme aber beſtehet aus ordentlichen angelegten Teichen oder Kanålen und Fiſchbehåltern, ſo in gewiſſen Zeiten beſetzt und gefiſcht werden müſſen. Wer im Stande iſt, dergleichen Fiſchereyen kauffen zu können, und welche zu kauffen Luſt und Gelegenheit hat, der erkundige ſich vorhero

bey der wilden Fiſcherey: ob er in denen Flüſſen und Bächen, die er kauffen will, die Fiſcherey unſtreitig allein, oder ob ein anderer neben ihm zugleich Theil daran habe? Ob er demnach an beyden Ufern, oder nur bis auf die Hälfte fiſchen dörfe? Wie weit der Fluß oder Bach gehe, und ob die Gränzen vermarkt und unſtreitig? Was vor Sorten und Arten von Fiſchen in denen Waſſern? Ob Aale, Forellen, Hechte, Karpfen, Aalraupen und dergleichen, auch wie hoch ſich der Nutzen in mittelmäſſigen oder gemeinen Jahren belaufe? Ob auch Krebſe vorhanden? ob die Bäche entlegen, oder in der Nähe ſind? Ob ſie in Winterszeiten überfrieren oder offen bleiben, und wie hoch ſie verpachtet, werden könnten, oder bereits verpachtet worden?

Was die **zahme Fiſcherey** anbelanget, ſo hat man dabey zu fragen: ob die Dämme, Rechen und Ablässe an denen Teichen in baulichen Stande? Und ob ſie nicht mit Schilfgras bewachſen? ob ſie weit oder nahe gelegen, ob ſie beyſammen liegen, daß die Fiſche in einem zuſammen gebracht, und nachmals mit deſto geringerer Mühe und Unkoſten gefiſchet und abgeführet werden können? Wie der Grund beſchaffen, ob er leimigt, kieſigt oder moraſtig iſt? Ob die Fiſche darinnen wohl wachſen? Ob die Fiſche auch Moſſenzen oder nach Moraſt ſchmecken? Ob das Vieh täglich oder doch öfters zur Tränke dahin getrieben werde, als wovon die Fiſche guten Wachsthum

und

und Nahrung haben? Ob ſie an der Sonnen und Sommerſeiten oder im Schatten und Walde liegen, weilen ſie dorten beſſer wachſen, hier aber wegen der Kälte und denen Fiſchgeyern und andern Raubvögeln weggefangen zu werden, in Gefahr ſind, und wegen des darein gefallenen und nachhero verfaulten Baumlaubes, die Fiſche gerne abſtehen? Ob Brunnenflüſſe darein flieſſen, und ob ſie zu Forellen taugen? Ob ſie in dürren heiſſen Sommertagen ſtets Waſſer genug halten, oder aber vom Schnee- und Regenwaſſer gefüllet werden müſſen, und alſo bey lang anhaltender Dürre eintrocknen? Denn unter allen Teichen liegen keine bequemer, als welche ohne Unterlaß mit einer guten friſchen Brunnquelle, oder ſonſt flieſſenden Waſſer und Bächlein, ſo ſtets darein flieſſet, erfriſchet werden: denn ſolches flieſſende Waſſer treibet das andere ſtillſtehende oder erſte Waſſer hinweg, und läſſets nicht zu lange darinnen bleiben, als wovon die Fiſche deſto leichter, ſcheinbarer und gröſſer werden, denn ein faules immer ſtinkendes Waſſer, giebt den Fiſchen böſe Nahrung, machet auch derſelben Fleiſch ungeſchmackt und ungeſund zu eſſen. Ob des Waſſers Art und Eigenſchaft leide, daß die Fiſche an andere Orte geführet, und in andern Waſſern erhalten werden mögen? Ob gute Winterung und Fiſchbehälter, die im Winter nicht zufrieren, die Brut, Setzlinge und Speiſefiſche zu erhalten, vorhanden? Ob dieſe Fiſche um einen guten Werth in der Nach-

 bar-

barſchaft vertrieben werden können? Ob die Teiche wegen der darein flieſſenden Gewäſſer ſich ſelbſt beſetzen, oder ob ſelbige beſetzet werden müſſen? denn es iſt kein geringer Vortheil, wenn ein Teich an einem Fiſchreichen Waſſer alſo gelegen, daß man daſſelbe ſeines Gefallens in den Teich laſſen, oder auch abweiſen kann? Ferner ob die wilden Güſſe und Flüſſe die Dämme auch durchreiſſen, oder ſonſt die Fiſche ausheben und andern Teichen und Waſſern zuführen? Und was dergleichen mehr.

2) Wird die Benennung Fiſcherey auch vor die Gerechtigkeit zu fiſchen, oder vor das Fiſchrecht genommen, welches heut zu Tage in groſſen Flüſſen mehrentheils ein hohes Landesobrigkeitliches Regale iſt: jedoch iſt einem jeden erlaubt, auf ſeinem eigenen Grund und Boden, Teiche, Behälter, und andere beſchloſſene Waſſer zur Fiſcherey anzulegen; wiewohl auch manche Particulierperſonen, und Gemeinden mit der Fiſcherey in denen an ihre Güter und Dörfer ſtoſſenden kleinen Flüſſen und Bächen von dem Landes-Fürſten beliehen ſind.

Das Recht zu fiſchen, iſt von Fürſten und Landesherren ſehr eingeſchränket worden, da es ſonſt einem jeden frey ſtunde. Ob dieſe Einſchränkung der natürlichen Freyheit mit Recht geſchehen ſeye, oder nicht, darüber wird von den Rechtslehrern geſtritten.

Vid. Ziegler de Iur. majeſt. Lib. II. Cap. 15. § 23. Hippolit à Col. libr. de Increm. urb. pag. 37 & Noe Meurer Tract vom Waſſerrecht quae. 10. no. 4.

Inzwi-

Inzwiſchen obgleich niemand in öffentlichen Flüſſen ohne Erlaubniß der Obrigkeit fiſchen darf; ſo können doch Privatperſonen dieſer Conceſſion auf verſchiedene Weiſe theilhaftig werden. Denn ſo wird 1) die **Fiſchgerechtigkeit** von den Landesherren zu **Lehen** verliehen.

Vid. *Modeſtin. Piſtor.* V. 2. Conſ. 14. num. 22. 24 & Conſ. 70. num. 11. Ad *Sixtin.* de Regal. Lib. 2. Cap. 18. *Stypmann* de Iur. marit. part. 5 Cap. 4. No. 11. *Stryck.* in uſu modern. Pand. Lib. I. tit. 8. §. 14.

2) Kann die Fiſchgerechtigkeit durch die Praeſcription oder Verjährung erworben werden; wozu aber eine ſolche Zeit erfordert wird, daß man ſich des Anfanges der gebrauchten Fiſcherey nicht mehr zu erinnern weiß, und niemand denſelben anzugeben im Stande iſt.

Vid. *Coepoll.* de S. P. R. Cap. 24. no. 3. in f. *Sebaſt. Medices* de venat. piſcat. & aucup. pag. 2. quæſt. 21. no. 12. *Iuſt. Hahn.* Tract. de Iure Colon. th. 300.

Denn obgleich ſonſt diejenigen Sachen, welche durch das Völkerrecht gemein gemacht worden, ſich nicht praeſcribiren oder verjähren laſſen.

L. 45. ff. de uſu cap. & *Beſold.* Th. Pr. voce. **Fiſchfang.**

So iſt doch ſolches nur von einer zehn, zwanzig oder dreyſigjährigen Zeit zu verſtehen, keinesweges aber von einem ſolchen Verlauf anzunehmen, deſſen Anfang das menſchliche Gedenken überſteiget.

L. 3. §. ductus aque ff. de aque quot. & æſtiv. *Schneidew.* ad §. flumina. 2. num. 9. I. de R. D.

Angeſehen dieſelbe bekanntlich eine ſolche Kraft hat, daß ſie einer Specialconceſſion oder Freyheit gleich geachtet wird.

Vid. L. 1. §. f. & L. 2. pr. ff. de aqu. plur. arc. & *Mynſ.* 1. O. 30.

Dieſe Verjährung hebet alsdann ihren Lauf an, wenn einer an einem gewiſſen Orte in dem Fluß ganz alleine gefiſchet, und die andere ſo neben ihm fiſchen wollen, davon abgehalten hat; denn wenn dieſelbige ſich davon abtreiben laſſen, hat ſich jener hierdurch in den Beſitz dieſes Rechtes geſetzt, welches er dennoch wenn die bemeldete Zeit erfüllet iſt, verjähren kann.

Schneidew. ad §. flumina. num. 9. & *Hahn.* d. tr. th. 301. Add. *Caſpar. Klock.* tom. 1. conſ. 29. no. 198. ſeq. conſ. Rol. à Valle conſ. 9. no. 68. ſeqq

Drittens kann die **Fiſchgerechtigkeit** in **Beſtand** genommen werden; in welchem Fall, ſodenn ein gewiſſer Zinß, ſo man **Fiſchzinß** nennet, dafür zu geben iſt; und beſtehet ſelbiger entweder in Geld, oder in Fiſchen ſelbſt; inmaſſen dann zuweilen geſchiehet, daß die Obrigkeit, ſo dieſe Gerechtigkeit verleihet, ſich die gröſſere Gattung nämlich die Hauptfiſche vorbehält, und dabey einige andere als Dienſtfiſche, ausdinget.

Klock. Lib. 2. de ærar. cap. 5. no. 95. *Knipſchilt.* de Civit. Imp. L. 2. Cap. 16. No. 66. in fin *Modeſtin. Piſtor.* V. 1. conſ. 70. num. 16.

Vier-

Viertens, endlich kann die **Fiſchgerech=tigkeit** auch erkauft werden.

Vid. *Bartholom. Cæpolla.* Tract. de S. P. R. cap. 42. no. 3.

Wenn nun jemand die **Fiſchgerechtigkeit** vorbedachtermaſſen erworben, kann er ſich zwar derſelben gebrauchen; allein er muß ſich dabey wohl in Acht nehmen, daß er dieſelbe nicht anderſt, als er ſie entweder erſeſſen, oder als ſie ihm verliehen worden, gebrauche (*Modeſtin Piſtor.* Conſ. 70. num. 10). Weswegen er dann, ſo er vielleicht nur das Fiſchen bey Tage hergebracht, ſich nicht unterfangen ſoll, ſelbiges bey Licht oder bey der Nacht anzuſtellen; oder wenn er nur an einem gewiſſen Ort daſſelbe erſeſſen, ſolches auch ohne Unterſchied an andern zu verrichten; oder endlich, wenn er bisher nur ein gewiſſes Inſtrument gebrauchet, und entweder allein mit dem Angel, oder mit dem Wurfgarn, Klippern, Reuſſen, Körben, zu fiſchen berechtiget geweſen, künftighin ſich anderer neuern Inſtrumenten zu bedienen, und was dergleichen mehr ſeyn mag; eingedenk, daß die Verjährung ſowohl, als die Verträge eines ſehr engen und eingeſchränkten Verſtandes ſind; mithin von einem auf das andere, obgleich eine Gleichheit darinnen zu befinden wäre, ſich nicht ausdehnen laſſen.

Vid. L. 99. ff. de V. O. *Piſtor.* d. Conſ 70. V. 1. *Caſpar. Klock.* tom. I. Conſ. 29. no. 184. & *Hahn.* d. tr. th. 307. 308.

Wie

Wie nun ein jeder nach der Art und Weiſe, als er die Fiſchgerechtigkeit erſeſſen, ſelbige gebrauchen ſoll; alſo hat auch dieſer, dem in andern Wege dieſelben vergönnet worden, ſo viel zu beobachten, daß er diejenige Geding, unter welchen er ſolche Gerechtigkeit erworben, nicht überſchreite. Denn da bemeldete Gerechtigkeit ganz und gar benommen werden kann, warum ſolle ſie nicht gleichermaſſen bey vorſeyender Verleihung von der Landesobrigkeit eingeſchränket, und ihr Ziel und Maß geſetzet werden können? Daher denn in den Fiſchordnungen hin und wieder gewiſſe Geding anzutreffen, unter welchen die Fiſchreyen vergünſtiget ſind; welche denn ſowohl auf die Zeit, und auf den Fiſchzeug, als auch auf die Fiſche ſelbſten, desgleichen auf die nahe an den Waſſern und Seen gelegene Güter, und endlich auf die Perſonen gerichtet ſind. Was die **Zeit** anbetrift, ſo iſt nicht allein hier und dar das Nachtfiſchen verbotten; ſondern auch noch überdieß eine gewiſſe Zeit benamſet, in welcher in gemeinen Bächen und Waſſerflüſſen zu fiſchen erlaubet iſt. In Abſicht auf die **Fiſchzeuge** drücket ſich die Kurbayeriſche Landesordnung alſo aus: Man ſoll keinen andern Fiſchzeug, als Angel, Setzſchragen und Pern (doch daß die Pern am Satz über drey und einen halben Stadtſchuh nicht weit ſeyen, gebrauchen. Von den **Fiſchen ſelbſt** iſt hin und wieder verordnet, daß die Fiſcherey der Brut nicht zum Nachtheil geſchehe. Was ferner die **nahe an den Waſſern**

Waſſern und Seen gelegene Güter anbetrift; ſo iſt eben deswegen einiger Orten den Fiſchereyen auch eine gewiſſe Zeit benamſet worden, damit den Wieſen und Feldern, ſo daran ſtoſſen, durch die, ſo Fiſchens halber darüber gehen, auch neben hin und wieder lauffen, kein Schaden geſchehe, noch durch das Auswerfen des Kothes, das Gras verderbet werde. Was endlich die Perſonen anbelangt, welchen von der Landesobrigkeit die Fiſchgerechtigkeit in den gemeinen Waſſern vergönnet worden; ſo ſind ſolche in vorgemeldeter Kurbayeriſchen Landesordnung alſo beſchrieben: **Niemand, als denjenigen, ſo beweißliche Gerechtigkeit haben, oder an die gemeinen Waſſergründ und Boden ſtoſſen, oder aufs wenige mit den Anſtoſſer Wunn, Wayd, Trieb, und Trab beſuchen, ſoll das Fiſchen in gemeinen Bächen oder Waſſern zugelaſſen ſeyn. Aber den müſſiggehenden Umſchliefern, auch allen Herrnloſen Geſinde ſoll es allerdings verbotten ſeyn.** Mehrere nützliche Erinnerungen hiervon ſ. Noe Meurer. Tract. vom Waſſerrecht quaeſt. 10. Num. 7.

Im Gegentheil kann in einem Privatwaſſer, welches jemand eigenthümlich zugehöret, demjenigen, auf deſſen Gut ſolches Waſſer befindet, das Fiſchen eigentlich nicht verwehret werden.

Arg. L. 21. C. Meurer Tract. vom Waſſerrecht quæſt. 10. num. 5.

Wie

Wie dann eben zu dem Ende auch einem jeden erlaubt iſt, auf dem Seinigen einen Teich zu bauen, woferne nur daſſelbe den Benachbarten auf ihren daran ſtoſſenden Gütern keinen Schaden bringet (Noe Meurer quaeſt. 11. Num. 2.); mithin der Teich mit guten Dämmen und Ausfällen dergeſtalt verſehen wird, daß das Waſſer bey befahrender Ergieſſung ſolchen anliegenden Gründen keinen Schaden zufügen kann. Dieſes zu vermeiden iſt in vorbemeldeter Kurbayeriſchen Landesordnung tit. 18. §. 2. weißlich verordnet, **daß, weilen durch Schüttung und Machung der neuen Weyher, bisweilen den anſtoſſenden und andern groſſer Schaden geſchiehet, künftighin ohne Obrigkeitliches Vorwiſſen, niemand einigen Weyher zuſchütten oder machen zu laſſen, erlaubt ſeyn ſolle. Wo aber ein Landſaß auf ſeinen eignen Gründen, ohne ſolches Vorwiſſen, auch anderer und ſeiner eigenen Unterthanen Nachtheil und Schaden, eine neue Weyherſtätte machen, und ſchütten könnte, iſt ſolches demſelben in keine Wege benommen und verwehret.**

Wenn nun jemand auf ſeinem eigenthümlichen Grund und Boden ein Fiſchwaſſer hat; ſo kann er ſich deſſen zu ſeinen Nutzen gebrauchen; mithin alle diejenigen, ſo ſich des Fiſchens darinnen anmaſſen wollen, durch Rechtserlaubter Mittel, davon abhalten, ja ſogar, wenn der Weyher ausgelauffen, den Fiſchen,

ſo daraus gekommen, nachfolgen, und ſelbige wiederum in ihr Gewahrſam bringen.

Vid. L. naturalem. §. 5. Gallinarum. 6. ff. d. A. R. D.

angeſehen nicht gleich dafür zu halten, daß dergleichen eigene Fiſche denenjenigen, ſo ſie am erſten fahen, eigen werden.

Vid. L. *Pomponius.* 8. §. idem *Pomponius* 1. ff. famil. erciſc. Add. Noe **Meurer vom Waſſerrecht** quæſt. XI. num. 3.

Daher dann diejenigen, ſo bey dergleichen Begebenheiten auf ihren Gründen, die ſie an den Fiſchwaſſern liegend haben, Weyher, Behälter, Gruben und Graben machen, und, wenn die Waſſer groß werden, und auslauffen, ſelbiges einnehmen, hingegen aber die Gräben, ſo das Waſſer wieder fällt und kleiner wird, mit Hürten, Flechten, oder in andere Wege zu dem Ende beſetzen und verſchlagen, damit die Fiſche, ſo aus den Waſſern darein gekommen, nicht mehr heraus kommen mögen, hernach aber ſolche Gräben und Gruben ausſchöpfen, und die Fiſche und Brut, ſo darein gewichen, fangen, ſehr unrecht thun; und nicht anderſt als ſolche Leute, die ihrem Nächſten das Seinige vorſätzlich zu entwenden ſuchen, angeſehen werden können, welches unerlaubte Fiſchen demnach bey Straffe verbotten iſt.

Vid. **Kurbayeriſche Landesordnung** tit. 28. §. 2. verſ. **Als ſich auch** ꝛc. Add. Weizenegger de ſervitut. perſon. & real. Diſſert. V. cap. 6.

Wenn aber ein Acker oder Wieſe von einem Fluß überſchwemmet worden, und Fiſche mit

ſich

ſich geführet hätte, ſo könnte in dieſem Fall, das Fiſchen nicht wohl verwehret werden.

Angel. ad §. 12. Iur. de R. D. *Hartm.* tit. 24. obſerv. 3. no. 12. & *Weizenegger* C. L. no. 14. Nürnberg. Reformation tit. 34. L. 1. Wie man in Güßwaſſern fiſchen möge; allwo hievon inſonderheit alſo verſehen iſt. Wenn flieſſende Waſſer oder Weyher über ihren gewöhnlichen Fluß ausſteigen, und auf eines andern Grund auslauffen, alſo, daß die Herren oder Beſtändner derſelben Waſſer mit ihren Schifflein und Fiſchzeug darauf frey fahren und fiſchen mögen; So ſoll der Herr des Grundes ihnen ſolches geſtatten, und die Fiſche folgen zu laſſen, ſchuldig ſeyn. So aber die Innhaber und Beſtändner des Waſſers, in ihren Schifflein, daraus ſie nicht ſteigen oder tretten ſollen, mit ihrem Fiſchzeug nicht frey fahren können; alsdann mögen die Herrn der Grund ſich des Fiſchens daſelbſt, unverhindert, wem das Waſſer zuſtände, annehmen, auch nach verlauffenem Gußwaſſer, ihre Gründe wieder einfahen und verwahren.

Das iſt gewiß, daß in ſolchen Weyhern, das Fiſchen entweder als eine Gerechtigkeit (Vid. V. §. f. L. de ſervitut.) oder in Kraft der Nutznieſſung zugeſtanden werden könne.

Vid. L. 9. §. 5. & L. 62. ff. de uſufr. Add. *Struv.* Exerc. ad pand. 12. th. 16.

In welchen letztern Fall der Nutznieſſer, die Fiſche zu verbrauchen, ebenermaſſen berechtiget iſt, wenn er nur an deren Stelle andere wiederum in den Weyher hinein thun läßt.

Vid. L. uſufruct. 62. §. ſi in vivariis 1. ff. de uſufruct. Add. Cœpoll. de S. P. R. cap. 42. nom. 6.

Unter-

Unterweilen kann auch das Fiſchen nur zur Luſt erlaubet werden (arg. L. 8. ff. de ſervitut.), ſo, daß in dieſen und andern Fällen genau darauf zu ſehen, was unter den Contrahenten bedungen, und ob das Fiſchen als eine Gerechtigkeit, item mit was Maß, angeſehen die vorgeſchriebene und bedingte Maß keinesweges zu überſchreiten, (vid. L. 10. §. 1. ff. quem ad m. ſervit. amitt. & L. 24. ff. de S. P. R.), oder ob es nur aus guter Nachbar- und Freundſchaft erlaubet worden (arg. l. 41. ff. de A. A. P.); in welchem Fall es zu Vermeidung alles künftigen Haders und Zankes, räthlich, daß man ſich einen Revers geben laſſe. (Vid. Noe Meurer im Forſtrecht, tit. von aus Gnaden, und durch einen Revers zugelaſſen und bewilligten Jagensgebrauch ꝛc.

Endlich kann auch ein ſolcher Teich oder Weyher zu Lehen verliehen werden.

Vid. 2. F. 3. in f. & Stryck Exam. Iur. Feud. cap. 5. quæſt. 1. & 22.

In dieſem Fall aber entſtehet nun die Frage: **Ob, die nach dem Tode des Vaſallen oder Lehenmanns in einem ſolchen Lehnbaren Weyher gefundene Fiſche, von denen Erben des Vaſallen gefordert werden können, oder ob ſich derſelben der Lehnherr, dem das Lehen heimfällt, oder auch der Lehensfolger, anzumaſſen?** Dieſe Frage pflegt alſo aufgelößt zu werden: daß die Fiſche, nach **Maßgebung der Kayſerl. Rechten**, nach Proportion der zwiſchen denen

Erben des Lehenmanns und des Lehenherrns, oder Lehenfolgers verfloſſenen Zeit zu theilen ſeyen (L. 7. §. divortio facto 1. ff. Sol. matr.). Und dieſes um ſo viel deſto mehr, als in denen Lehenrechten von den Fiſchen nichts ausdrückliches diſponiret zu finden, wohl folglich es dießfalls bey der Verordnung der Kayſerlichen Rechte, gelaſſen worden.

Vid. Hartm. Piſtor. pag. 1. quæſt. 24. num. 68. Ludolph. Schrad. de feud. pag. 2. part. 9. princip. ſect. 3. no. 71. 72. Carpz. Iur. prud. for. pag. 3. cap. 35. def. 26. no. 5. 6. 7.

Es hegen zwar andere eine widrige Meynung, und halten davor, daß ſolche Fiſche mit dem Weyher, als ein Theil deſſelben, den neuen Beſitzer, oder auch dem Lehensherrn zugehen.

Per L. 44. ff. de R. V. vid. carol. Molinæ ad Conſuetud. Pariſ. tit. 1. §. 1. gl. num. 17. & Zaſ. in epit. feud. part. 4. pr.

Weil aber jedoch das Fiſchen insgemein erſt nach Verflieſſung 2 oder 3 Jahre angeſtellet wird, als wäre es höchſt unbillig, wenn man die Erben des Vaſallen der Fiſche, ſo ſie in den Weyher geſetzet, und bereits ſchon eine lange Zeit her groſſe Mühe und Fleiß angewendet, mit einander berauben ſollte (Hartmann. Piſtor. d. quaeſt. 24. num. 67.). Weswegen die vorige Meynung, der Billigkeit ähnlicher iſt. In den Sächſiſchen Gerichten aber hat man ſchon von langen Zeiten her, alſo geſprochen: daß, wann die Zeit, da der Vaſall geſtorben, der vorſeyenden Fiſcherey näher, als derjenigen Zeit iſt,

iſt, da die Fiſche eingeſetzet worden, ſelbige den Erben des Vaſallen um dieſer Urſache willen zuzueignen, weil der bereits herangenahten Fiſchzeit halber, es alſo anzuſehen ſeye, als wenn der Weyher bereits gefiſchet worden.

Arg. L. pen. ff. de milit. teſtam. *Hartmann. Piſtor.* d. quæſt. 24. num. 69. *Coler.* de Proceſſ. execut. pag. 2. cap. 3. no. 316. *Roſenthal* de feud. cap. 10. concl. 42. num. 61. *Berlich.* pag. 3. concl. 45. num. 25. *Richter.* pag. 1. deciſ. 56. num. 8. ſeqq. Carpz. pag. 3. Cap. 35. def. 26. ibique præjudic. num. 10. in verbis: **Hat gedachter euer Vater und Ehemann in bemeldtem ſeinem Lehengut auch einen groſſen Teich, ſo mit Karpfen beſetzt, deswegen zwiſchen euch und dem Lehensfolger Streitigkeiten vorfällt, wenn die darinnen vorhandene Fiſche gehören; Da nun allbereit zwey Jahr vorberührtes eures Vaters und Ehemannes Abſterben, ſelbiger Teich mit junger Brut von ihm beſetzt geweſen, und alſo, die Zeit zu fiſchen, dieſes Jahr vorhanden wäre, dafür ſichs aus euer Frag anſehen läſſet; ſo gehören obangeregte Karpfen im Teich euch, den Landerben billig. Von Rechtswegen.**

Gleichwie im Gegentheil wenn die Zeit, da der Vaſall geſtorben, näher bey der Einſetzung der Fiſche, als bey dem Fiſchen iſt, die Fiſche entweder dem Lehensfolger, oder (wenn das Lehen dem Lehensherrn heimgefallen) dem Lehensherrn in vorgedachten Sächſiſchen Gerichten zugeſprochen werden.

Hartmann Piſtor. d. num. 69. Richt. c. l. & Carpz. d. conſt. 35. def. 27. ubi præjudic. in verbis: **Im Fall aber erſt neulicher Zeit,**

etwa vor einem Jahr, der Teich beſezt worden, und wohl nach zwey Jahren allererſt zu fiſchen wåre; ſo verbleiben mehr gedachte Karpfen, zuſammt dem Teich, den Lehenserben, und ihr håttet euch, derſelben anzumaſſen nicht fug. V. R. W. Welche Diſtinction ſich faſt auf den text. Iur. feud. 2. f. 28. §. his conſequenter zu gründen ſcheinet. Vid. Hartmann. Piſtor. c. l. num. 7 & Carpzov. d. def. 27. no. 5. 6.

Gleichwie aber hier nur ſolche Fiſche verſtanden werden, welche zur Vermehrung in den Weyher geſezt worden; alſo hat es mit denen, die man nur zur Verwahrung in den Fiſchteich gethan, eine ganz andere Bewandniß, innmaſſen dieſe ohne allen Unterſcheid den erblichen Sachen beygezåhlet werden, folglich den Erben des verſtorbenen Vaſallen zugehen.

Vid. D. D. add. L. 15. ff. de A. E. V. Hartmann Piſtor. p. 1. quæſt. 24. num. 63. Roſenthal de feud. cap. 10. concl. 42. num. 61. & Carpzov. de conſt. 35. def. 26. num. 1.

Woraus denn zu ſchlieſſen, daß gemeiniglich ein ſolcher Eigenthumsherr mit ſeinen Teichen und Weyhern nach Gefallen ſchalten und walten, auch jemand bald auf dieſe, bald auf jene Weiſe das Fiſchen denſelben erlauben kånne. Wie ihm denn auch unverwehret iſt, aus ſeinem Bach oder Fiſchwaſſer einem andern die Wåſſerung zu geſtatten; deren ſich aber der andere dergeſtalt gebrauchen muß, daß es der Fiſcherey unſchådlich iſt.

Vid. Weſenbec. conſ. 58. num. 5. & Klock. V. 1. Conſ. 33. num. 27. **Kurbayeriſche Landesordnung** tit. 18. §. 2. **wo es alſo heiſſet:**

heiſſet: Ob jemand aus einem Bach oder Fiſchwaſſer, deſſen er nicht Eigenherr iſt, Wäſſerung auf ſeine Gründe auszuführen von Alters hergebracht, der ſolle die Gräben dermaſſen machen und führen, damit die Fiſche darein nicht kommen mögen, und alſo der Fiſcherey, auch Brut, kein Abbruch geſchehe, bey Vermeidung 2 Gulden Straf, und ſolle nichts deſto weniger ſchuldig ſeyn, die Gräben jetzt gehörter Geſtalt zuzurichten.

Ebenermaſſen iſt ihm unverbotten ſolchen Weyher gar zu veräuſſern (Coepoll. de S. P. R. c. 42. Num. 3.) Wobey denn gefragt wird: **Ob bey Verkauffung der Weyher und Fiſchgruben, auch die darinn befindliche Fiſche, jederweilen für verkauft zu achten?** Welche Frage mit dieſem Unterſchied aufzulöſen, daß im Fall die Fiſche als Sätzlinge ſich zu mehren oder zu wachſen in die Weyher gethan worden, ſelbige als ein Zugehör nicht anderſt als andere Früchte, die noch auf dem Felde oder an dem Baum ſind, für verkauft zu achten ſeyen (arg. L. 44. ff. de R. V.) Im Fall ſie aber in Behälter eingeſchloſſen und zur Verwahrung aufbehalten worden, alsdann nicht für verkauft zu achten ſeyen.

Vid. *Conſil. Argent.* V. 2. conſ. 11. num. 64. *Zaſ.* de feud. p. 4. num. 2. *Berlich.* p. 3. concl. 45. num. 18. &c. *Beſold.* Theſ. pract. vid. fahrende und bewegliche Güter. *Noe. Meurer*, vom Waſſerrecht quæſt. 10. num. 6. *Mantic.* de tacit. & ambig. convent. Lib. 4. tit. 15. num. 6. & *Hahn ad Weſenbec.* tit. de R. D. in fine.

 Gleich-

Gleichwie aber jezt erwähntermaſſen die Weyher und Fiſchteiche ſelbſt verkauft werden können; alſo hat es eine gleiche Bewandniß mit denen darinnen befindlichen Fiſchen, welche man entweder alſo verhandelt, daß man einem den künftigen Fiſchfang verkauft, oder daß man die bereits gefangenen Fiſche käuflich überläßt. Worauf man aber hierbey Acht haben müſſe: Erſtlich: daß keine ſtinckende faule Fiſche zu Markt gebracht werden. Und dieſerwegen iſt zu Wien, daß man daſelbſt keine verdorbene Fiſche einführen ſoll, folgende Vorſehung gemacht worden:

Wir Carl der Sechſte ꝛc. Entbieten allen und jeden Unſern Unterthanen, geiſtlichen und weltlichen dieſes Unſers Erzherzogthums Oeſterreich unter der Enns, inſonderheit den Mauthnern, Zöllnern, Gegenſchreibern, Ueberreutern, Amtleuten und allen denen, die aus Hungarn und andern Orten in Unſere Reſidenzſtadt Wien mit Fiſchen handeln, oder allhier mit ſelben Handthierung treiben, Unſere Gnad, und fügen euch hiemit gnädigſt zu vernehmen: Es gebe leider die Erfahrenheit, welchergeſtalt, unangeſehen der in Sachen bereits vorhin ergangenen gemeſſenen Verordnungen, daß die aus Hungarn und andern Orten mit Hauſen und verſchiedenen Fiſchen anhero in Unſere Reſidenzſtadt Wien handelnde Fiſchkäufer, vor Bezahlung der Schwechaten und anderer Mauthen, ihre anhero zu führen gedenkende Fiſche genau durchſehen,

ſehen, die ſchon übel riechenden bey ſchwerer Beſtrafung keineswegeg zum Verkauf anhero bringen, ſondern alſogleich in die Donau werfen und vertilgen ſollten, dieſelben dannoch ſich vermeſſen, derley verdorbene Fiſche verſchiedener Gattungen, nicht allein allenthalben auf dem Lande, ſondern auch in den allhieſigen Vorſtädten, inſonderheit auf den Freygründen den Frätſchlern und bedürftigen Leuten, um geringen Preiß zu verkaufen, aus deren Genuß, Seuche und Krankheiten entſtehen könnten.

Wann nun Wir dieſen Uebel aus landesväterlicher Obſorge in Zeiten vorgebogen, ſelbes alles Ernſtes abgeſtellet, auch jeden vor Schaden gewarnet wiſſen wollen: Als iſt hiemit nochmalen Unſer gnädigſter und ernſtlicher Befehl, daß ſowohl die fremde als hieſige Fiſchhandler von Hereinfuhr und Verkauf der abgeſtandenen, ja wohl gar übelriechenden und verdorbenen Fiſche in- und vor der Stadt, auch ſonſten allenthalben ſich enthalten, hierauf auch auf den Gränzen, Mauthen und öffentlichen Märkten, durch die dieſerwegen eigends aufgeſtellte Beamte genaue Obſicht getragen, allenfalls wider die freventlichen Uebertretter dieſes Unſers Verbots, nicht nur mit Abnehmen und Vertilgung dieſer der menſchlichen Geſundheit ſchädliche Feilſchaften, ſondern auch von Unſerer Niederöſterreichiſchen Regierung und anderer wohl empfindlicher Beſtrafung unnachläſſig fürgegangen werden ſolle.

Wornach ſich nun ein jeder zu richten und vor Schaden zu hüten wiſſen wird. Es geſchiehet auch hierinn Unſer ernſtlicher Wille und Meynung. Gegeben Wien den 13 Febr. 1733.

Zum andern: daß man die Fiſche um einen billig mäſſigen Preiß hingebe, weswegen dann die Obrigkeit befugt iſt, jährlich einen billigen Satz des Fiſch und Krebskaufes zu machen. vide. **Bayeriſche Landesordnung.** tit. 18. §. 3. verſ. die Obrigkeit ꝛc.

Drittens: daß die Verkauffung nach der von der Obrigkeit vorgeſchriebenen Maaß beſchehe, wie dann die Kurſächſiſche Fiſchordnung will, daß alle groſſe Fiſche, darunter auch die Aale zu zählen, anders nicht denn nach dem Pfund ſollen verkaufet werden.

Vid. **Fürſtliche Sächſiſche Merſeburgiſche Fiſchordnung.** pag. 34.

Welches in der **Bayeriſchen Landes-Ordnung** auch ſogar auf alle und jede Fiſche und Krebſe, ausgenommen die Grundeln, Sengel, Prillen oder Ellritzen, Küchelhaupte und Kreſtling, welche man nach dem Maas giebt, extendiret worden.

Vid. **Bayeriſche Landesordnung** Tit. 18. §. 3. verſ. **Es ſollen** ꝛc.

Viertens Daß das ſchädliche Auf- und Fürkaufen vermieden werde; dahero dann in vorberührter Kurbayeriſchen Landesordnung abermal diſponiret wird: daß die Fiſche, ſo fern ſie im Lande zu verkaufen, nicht auſſer Landes geführet werden ſollen ꝛc.

Vid.

Vid. cit. Landesordnung cit. Loc. verſ. wie wir dann ꝛc.

Und zu Wien iſt wegen des Auf- und Fürkaufens der Fiſche, ſchon längſtens folgende Vorſehung gethan worden.

Wir Carl der Sechſte ꝛc. Getreuer Lieber! Demnach Uns die allhieſig bürgerliche Fiſchkäufler allerunterthänigſt beſchwehrſam angebracht, was geſtalten die Donaufiſcher zu Albern, unerachtet in Unſerer denenſelben allergnädigſt verliehenen Kayſerl. und Landesfürſtl. Freyheit ausdrücklich vorgeſehen, daß ſie nur diejenigen Fiſche zu erhandeln und zu erkaufen befugt ſeyn ſollen, welche ohnedem nicht hieher zu Verkauf gebracht, noch von ihnen bürgerlichen Fiſchkäuflern erkauft zu werden pflegen, ſich dannoch erſagt Unſerer allergnädigſten Freyheit zu widerſtehen, ſtrafmäſſig unterfangen, ohne einigen Scheu, und zu allen Zeiten, auch ſolche Fiſche, die ohnedem hieher zum Verkauf gebracht werden, oder die ſie bürgerlichen Fiſchkäufler an ſich zu erkaufen pflegen, zu erhandeln, und hieher auf den Markt zu bringen; ja ſogar, wann ſie in Tractirung eines Fiſchhandels wircklich begriffen, ihnen gleichſam unverwehrt in den Kauf eintreten, wodurch die Fiſche dergeſtalten im Preiß ſteigen, daß ſie Unſere Kayſerl. Reſidenzſtadt Wien mit genugſamen Fiſchen, wie ihnen oblieget, und weſſenthalben ſie mit groſſen Unkoſten ſelbige an denen entlegenſten Orten zu erkaufen bemüſſiget wären, weder zu verſehen, noch ſolche

 um

um den Werth wie bishero, zu geben, vielweniger ihre bürgerlichen Steuern und Gaben zu entrichten fürohin im Stande ſeyn würden, mit gehorſamſter Bitt: Wir geruhen allergnädigſt zu verſtatten, womit ſie zu Unterbrechung dieſes den Publico höchſt ſchädlichen Fürkauf und Ablöſung auf ihre eigene Unkoſten einen Ueberreuter, worzu ſie dich vorgeſchlagen und nahmhaft gemacht, aufſtellen dürfen.

Wie zumalen wir nun in dieſes derer bürgerlichen Fiſchkäuflern gehorſamſtes Begehren gewilliget, und zwar um ſo viel mehr, als Wir dergleichen der gemeinſchaftlichen Wohlfahrt ſehr nachtheilige Exceſſen, Unordnungen und Unfug, welche in Unſern emanirten Kayſerl. und Landesfürſtlichen Generalien und Patenten ohne dem höchſt verbotten, länger zu gedulten, nicht geſinnet; Als befehlen wir dir hiemit gnädigſt, und wollen, daß du die Straſſen zu Hungariſch Altenburg, St. Johannes, St. Peter, Rockenſpurg, Wißburg, Walken, Baumhocken, Peuck an der Leyta, Sumerain, Kaltenſtein, und andern umliegenden Orten und Revieren, ſowohl in- als auſſer denen Wochenmärkten, fleiſſig bereuten, und im Fall du ein- oder den andern von Eingangs ermeldten Donaufiſchern zu Albern betreten würdeſt, welcher da wider Unſere ihnen allergnädigſt verliehene Freyheit die Fiſch zu erhandeln und zu erkaufen, oder aber die aus Hungarn ohnedem zum Verkauf hieher bringenden Fiſche fürzukaufen und abzunehmen, ſich anmaſſete,

einen

einen ſolchen Uebertreter jedesmal, nebſt Conſiſcirung der Fiſche Unſerer Niederöſterreichiſchen Regierung zu Fürkehrung einer wohlempfindlichen Beſtrafung gebührend anzeigen ſolleſt. Hiemit beſchiehet Unſer gnädigſter Will und Meynung. Gegeben in Unſerer Stadt Wien, den 14 April 1722.

Und endlich zum Fünftens: daß die Fiſche auch in rechter Gröſſe zu fangen ſind. Und iſt nach Innhalt der Kurſächſiſchen de anno 1572. 1596. 1657. 1686. & 1751. ergangenen Fiſchordnungen und Specialmandate, folgendes verordnet: desgleichen ſoll ein gewiſſes in denen beygefügten Abdrucken vorgeſchriebenes Maas der Fiſche und Krebſe wahrgenommen, und derjenige, ſo kleinere weggefangen hat, wenn er ſie nicht wiederum in den Fluß geworfen, nach Ermeſſung der Obrigkeit geſtrafet, auch denen ſämmtlichen Unterthanen auferlegt werden, ihren habenden Fiſchzeug in die Gerichte zu bringen, den engen und verbottnen abzuſchaffen, und hinfüro, auſſerhalb der Gerichte keinen eigenen Fiſchzeug zu halten, noch einen von neuem machen zu laſſen, noch ehe ſelbiger beſichtiget, und der Verordnung gemäß befunden worden, zu gebrauchen, bey der Strafe eines ſilbern Schocks.

Vermöge des de dato Hannover den 10 Jul. 1725. ergangenen allergnädigſten Edicts ſind zur Urſache des in den gemeinen Wiſſen abgenommenen Fiſchfangs, die engen Netze, deren ſich die Fiſcher einige Zeit gebrauchet, ange=

angegeben, und zu Abſchaffung ſolchen ſchädlichen Weſens anbefohlen worden, daß die Maſchen der Fiſchnetze wenigſtens ſo weit ſeyn ſollen, daß man einen Daum durch ſelbige ſtecken könne, damit das Laich hindurch gehen und in denen Waſſern bleiben möge. Widrigenfalls die engern Netze allezeit verfallen, und die Contravenienz willkührlich beſtrafet werden ſollen. Wie denn zu gleicher Zeit, eine Landesfürſtliche Verordnung ergangen, die Neunaugen nicht mit Stockwerk zu fangen, weil dieſe Art in denen Flüſſen Untiefen verurſache, den Strohm verſetze, denen Ufern ſchädlich und der Schiffarth hinderlich ſey, ſondern an deſſen Stelle ſich der Senkreuſen zu gebrauchen.

Vid. **Braunſchw. Lüneburg. Landesgeſetz.** Part. IV. Cap. VI. pag. 327.

Zu Wien iſt dieſerwegen folgendes Mandat ergangen: **Wir Carl der Sechſte** ꝛc. Entbieten allen und jeden geiſt- und weltlichen Herrſchaften welche in dieſem Unſern Erzherzogthum Oeſterreich Fiſchwaſſer, oder Fiſchgerechtigkeiten beſitzen, ſonderlich aber allen Fiſchkäuffern, und derſelben Knechten beſitzen, ſonderlich Gutes, und geben euch hiermit gnädigſt zu vernehmen, was maſſen Uns mißfälligt hinterbracht worden, welchergeſtalt ohngehindert der ſo heilſam verfaßt und publicirten Fiſchordnung durch das ſogenannte Zwiwaden allerhand Fiſchbrut, und zwar meiſtens von den Edel-Fiſchen, als nämlich ohnzeitige Hechtel, Rutten, Zingel, Hüchel, ꝛc. welche gegen Enge

ge der hierzu gebrauchenden Garne nicht entkommen können, gefangen, und oberwähnter Fiſchordnung, nebſt den in Sachen ſchon vorhin ergangenen Patenten zuwider anhero auf den Markt zum Verkauf gebracht werden.

Wie zumalen aber hierdurch die Fiſchwaſſer der benöthigten Fiſchbrut entſetzet, und dadurch in die Abödung gerathen, anbey dem Publico, und dieſer Unſerer Reſidenz-Stadt an dergleichen Edel-Fiſchen eine groſſe Beklemmigkeit und Theurung verurſachet wird; Als haben Wir euch obernannten allen und jeden hiemit gnädigſt und ernſtlich anbefehlen wollen, daß ihr durchgehends in allen Fiſchwaſſern, welche ſowohl eigenthümlich zugehörig, oder in Beſtand genommen worden, von dergleichen ſchädlichen Fiſchfang dem Eingangs berührter Zwiwaden gänzlich enthalten, die hierzu bishero gebrauchte enge Garne, alſogleich vertilget, und anderer in behöriger Weite zubereiteter Garne künftighin bedienet, wie im widrigen denenjenigen, ſo in ſolchen verbottenen Fiſchfang betreten, oder bey welchen derley Garne gefunden werden, nicht allein die Garne abgenommen, und die Uebertrettere mit empfindlicher Geldbuſſe beleget, ſondern auch nach beſchaffenen Sachen mit ſcharfer Leibesſtraffe angeſehen; und im übrigen es wegen verbottenen Verkauf derer Brutfiſche nach dem unterm 25 Junii 1720. ergangenen Patent auf das genaueſte gehalten werden ſolle. Wormit ſich ein jeder zu richten, und für Schaden zu hüten

wiſſen

wiſſen wird. Hieran geſchiehet unſer gnädigſt- auch ernſtlicher Will und Meynung. Gegeben Wien, den 12 Julii 1728.

Nun wollen wir, um dieſes noch deutlicher zu begreifen; noch zur Probe ein Paar Fiſchordnungen anführen. Die erſte iſt aus den Kurfürſtl. Sächſiſchen Fiſch-Mandat vom Jahr 1711. und enthält folgendes:

Erſtlich iſt anbefohlen, alle Gehege und verbottene Fiſchwaſſer gänzlich zu meiden. Zu Nachtlägern und Ausloſungen aber ſollen die Fiſche um den gewöhnlichen Werth geliefert werden. In gemeinen Waſſern ſoll niemand fiſchen, er ſeye denn des Orts und Dorfes Einwohner. Wo eine Gemeine über eine Communfiſcherey berechtiget iſt, da ſoll einem jeden, der Nachbarrecht hat, zweymal in der Woche, und zwar Mitwochs und Freytags, jedoch mit dieſem ausdrücklichen Beding, zu fiſchen erlaubet ſeyn, daß ſolches des Morgens von Aufgang der Sonne bis Mittags um 11 Uhr geſchehe; und ſollen dieſe Leute nicht allein die Hahmen im Waſſer aufheben; ſondern auch ihre Fiſchzeuge nach den Gebrauch, und nach verrichteter Fiſcherey, in die Gerichte zur Verwahrung übergeben, und nicht in ihren Häuſern behalten; alles bey Verluſt des Fiſchzeuges und 20 Gr. Straffe. Hausgenoſſen, Geſellen, und ander müſſiges Geſinde aber, ſo ſich darüber antrefen läßt, iſt vor jeder Perſon nebſt dem Verluſt des Fiſcherzeuges auch mit 2 Silberſchock Straffe zu belegen. Die Fache oder

Fiſch-

Fiſchreuſſen, Körbe Semlein und dergleichen ſollen nur vom Frühling bis auf Johannis zu ſtellen vergönnet ſeyn; und zwar in ſolcher Maaß, daß dieſe nicht über den ganzen Strohm geſchlagen, ſondern ſowohl auf der Seiten, als noch in der Mitten in etwas, ja wo der ſtärkſte Strohm gehet wenigſten zwölf Ellen offen gelaſſen werden, damit einestheils doch einige Fiſche vorbey gehen, und anderntheils auch die Flöſſe durchkommen können. Die Garnſäcke, Wathen und Reuſſen, wo ſie einmal an einem Orte eingeführet ſind, ſollen auch daſelbſt beybehalten werden, und iſt hierzu ein gewiſſes Maaß und Weite, welches dieſe halten ſollen, angeſezt. Daher derjenige, ſo ſich neues Fiſchzeug hat machen laſſen, ſolches durch die Obrigkeit beſichtigen laſſen ſoll, ehe und bevor er ſolches brauchet. Alles andere verbottene Fiſchzeug aber, iſt bey fünf Thlr. Straffe zu führen unterſaget. Den Müllern iſt auch vor ihre Hälter und kleine Teiche kein beſonderes Fiſchzeug zu geſtatten. Deswegen ſoll auch jährlich zweymal Hausſuchung gethan, und ſich mit den Nachbarn vergliechen werden. Ueber dieſes ſind die Fluß- und Treibegarne oder Klebnetze, und ander Gezeuge, neben denen Schwederichen, ſo die Müller bey Nacht einzuhängen pflegen, die Einlegung der Gebündel, der Gebrauch der Streich- und Kratzhahmen, ingleichem alle Querder, und Einwerfung der Gekörne, wie auch das Nachtfiſchen mit Leuchten, Schalen oder Schieffern, bey Leibes- und

Geld-

Geldſtraffe gänzlich verbotten. Die Lachen und Tümpfel, ſo im Sommer austrocknen, ſollen in Beyſeyn der Gerichte ausgeſchöpfet, auch nach dem geordneten Maas Röhren und Löcher in die Wehre geleget, in flieſſenden Waſſern keine Flachs- oder Hanfröſten geduldet, auch keine Sägſpäne, Schalen, Kohlen oder Miltern, zur Verhinderung der Fiſcherey und Verſchlemmung der Ufer, in das Waſſer geſchüttet, wie auch keine neue Oehlkörbe angebauet werden. Weiter ſollen keine Fiſche unter dem geordneten Maaſſe aus dem Waſſer genommen und abſonderlich die Forellen, Aſchen, Dübel, Jeſſen, Weißfiſche, Hechte, Barmen, Persken, Aalraupen, Rothäuglein, Karauſchen, Keſtlinge, Schleyen, Rappen, Bleyen und Krebſe unter dem einmal geſetzten Maaß nicht gefangen behalten, vielweniger verkauft, ſondern alle dergleichen aus dem Fiſchzeuge wieder in die Waſſer, darinnen ſie gefangen worden, geworfen werden. Zu dieſem Ende ſollen die Modellen des Fiſchzeuges und der Fiſche, ihre Maaſſe in den Städten und auf den Fiſchmärkten allenthalben, wie auch in den Dörfern, bey den Gerichten angelegenen Orten angehänget, und ſolches bey nahmhafter Straffe nicht unterlaſſen werden. Und ſo jemand kleinere Fiſche, als die Maaſſe ausweiſen, zum Verkauf bringen würde, demſelben ſollen die Fiſche ohne Bezahlung genommen werden, und die Räthe in den Städten ſchuldig ſeyn, an dieſer Leute Obrigkeit, unter wel-

cher ſie geſeſſen ſind, davon Bericht zu thun. Groſſe Fiſche, als Karpfen, Hechte, Barmen, Rappen, Dübel, Bleyen oder Pleen, Jeſſen, Bratfiſche, grüne Aale, Preskeu, Karauſchen, Schleyen, oder andere Bratfiſche, dürfen anderſt nicht, als nach den Pfunden, und nach Fleiſchergewicht; Schmerlen, Ellriſſen, Kohlhäupte, Gründlinge, Steinbeiſſer, Kaulperskeu ꝛc. blos nach der Kanne verkauft werden, und nicht nach dem Schock, bey Verluſt der Fiſche und fünf Gulden Straffe, worzu nach Gelegenheit jede Obrigkeit eine gewiſſe Taxe ſetzen ſolle. Vornehmlich ſoll kein Fiſcher ſich unterſtehen, die Brutkrebſe mit heim zu nehmen, es ſeye denn ein ſolcher mit Kopf und Schwanz eines Fingers lang. Ingleichen ſoll auch nicht zugelaſſen ſeyn, von Martini bis Oſtern Krebſe zu fangen. Wiederum iſt auch verbothen, die Krebſe mit den Händen aus den Ufern und hohlen Löchern zu ſcharren. Von den Fiſchhändlern ſoll Zeugniß von ihrer Obrigkeit gefordert werden, daß ihnen der Fiſchhandel nachgelaſſen ſeye. Das Ausleiten der Bäche auſſerhalb der Flutzeit, und ſonderlich in der Laichzeit, und wenn die Waſſer klein ſind, ſoll ſo wenig, als auf den Bächen, unter dem Schein der Wäſſerung, Wehre zu haben, verſtattet ſeyn. Auch ſoll niemand neue Striche, und Fallgänge machen; wie hingegen auch ein jeder, ſeine gefangene Fiſche ſehen zu laſſen, ſchuldig ſeyn ſolle. Das Fiſchen ſelbſt ſolle am Sonnabend zu Mittag geendiget, und den Sonntag

gegen Abend nach drey Uhr wieder angefangen werden. Man ſoll auch keine Oehlkuchen, Leim, Hanf, Rüben, Mohn, und andere Fiſchköder oder Etzen brauchen, keine verbottene kleine Fiſche oder Krebſe kauffen, bey Abſchlagung des Mühlgrabens es dem Eigenthumsherrn der Fiſcherey, wie auch den Nachbarn, um ſich darnach zu richten, anmelden; in und an den Bächen, wie auch im An- und Auflauffen der Waſſer im Winckel oder Graben nicht fürſetzen; kein Geſellenfiſchen verſtatten, noch auch die Müller durch Erweiterung und Erhöhung der Dämme die Bäche austrocknen, und die Fiſche verderben laſſen.

Die zwote iſt eine Copie von der Erneuerten allgemeinen Altmühler Waſſer und Fiſchordnung, von 1735. und lautet folgendermaſſen:

Nachdeme die bisherige Erfahrung leider nur allzu viel gelehret, was entſezlich, und Lands-verderblicher Schaden daher entſprungen, daß die in vorigen Zeiten ſo heilſamlich verordnete Altmühl- und Fiſchordnungen auſſer aller Acht gelaſſen gefliſſentlich hindangeſetzet worden, als wodurch nothwendig erfolget, daß die an der Altmühl gelegene Wießmathen, Aecker und Felder durch öffters viele Wochen lang angedauerte Ueberſchwemmungen empfindlich beſchädiget, und der ſonſt ſo Krebs- als Fiſch-reiche Fluß allerdings erſchöpffet und verödiget worden, ſofort in gegenwärtig verwüſteten

ſteten Zuſtand zu allgemeiner Bedrängnus der umliegenden Landſchafft gerathen müſſen.

Als ſind die alihier von allen an der Altmühl angränzenden Herrſchaften bevollmächtigte Deputati des einmüthigen Schluſſes worden, zu Beförderung des allgemeinen Beſten und Aufrechthaltung der armen Unterthanen gegenwärtige Verordnung mit dem einmüthigen Verlaß einzurichten, daß ſolche, ſtets, feſt und ohnverbrüchlich werden ſolle.

Erſtlich, wann groſſe Güß und Regen ſich ergeben, wodurch Sand und Schlamm in die Altmühl gezogen, und ſolche dadurch, welches auch auf die Brucken zu verſtehen, ſehr verenget wird, ſollen die nächſtanliegende Gemeinden den zuſammen geflößten Unrath oder Anſchütt, ſo bald es immer möglich, und vor dem angeloffenen Waſſer beyzukommen, aufheben, und beyſeits bringen. Und gleichwie bis anhero

Zweytens die Unterthanen, ſo den auf ihren Wieſen liegenden Schlamm und Unrath hinweggeraumet, zur Erſpahrung der Mühe und Arbeit ſolchen alſogleich wiederum in die Altmühl hineingeworffen, durch welchen häuffigen Zugang der enge Fluß nothwendig noch mehres geſtemmet, und zu deſto leichtern Austritt angeſchwellet werden müſſen. Alſo wird ins künftige dieſer ſchädliche Mißbrauch gänzlich abgeſtellet, und die Unterthanen bey Vermeidung einer Straffe à 2 fl. oder nach Beſchaffenheit der Ungebühr noch um mehrers dahin

angewieſen, das abgeſäuberte keineswegs mehr in die Altmühl hinein zu verſenken, ſondern dieſes entweder auf ihre Aecker oder in andere entlegene Orte ſolchergeſtalten zu überführen, damit es nicht mehr in den Fluß eingeflöſſet werden möge; dahingegen

Drittens kann zwar der von der Altmühl ausgehobene Unrath noch an der Altmühl hingeleget, jedoch ſchlemms und etwas abhängig aufgeſchlagen werden, um hierdurch den ſonſt ſich leicht ergebenden Rückfall in die Altmühl zu verhindern.

Viertens hat die bisherige Erfahrung ſattſam gezeiget, daß durch die oft lange Zeit unterbliebene Ausſchneidung des Altmühlfluſſes groſſer Schaden erfolget, indeme das aus dem fetten Erdreich hervordringende Graß ſich ungemein angehäuffet, wodurch der gewöhnliche Lauff des Waſſers ohnumgänglich geſtecket, und die gefährlichen Ueberſchwemmungen ſich deſto leichter ergeben haben; Solchem nach wird allen und jeden Fiſchern, Fiſchwaſſer Beſtändnern, oder derſelben Innhabern ernſtlich geboten, alle Jahr **viermahl**, nehmlich zu Anfang und zu End des Monaths May, dann um Johannis und um Laurentii, in denen **Drey** erſten Tagen darnach, das ihnen zuſtändige, oder Beſtandsweiß genieſſende Fiſchwaſſer, unter einer ohnnachläſſigen Straffe à **Drey Gulden** mit der Grundſenſen alſo gewiß ausſchneiden zu laſſen, als in Entſtehung deſſen jede Herrſchafft die erforderliche Auspußung auf

ſeine

ſeine des ſaumigen Unkoſten, nebſt Behauptung der vorangeſetzten Geld-Buß ohnaufhaltlich verfügen wird.

Immittelſt iſt hiebey die Breite ſolcher geſtalten beyzubehalten, daß wo der Fluß am engſten vier und zwanzig **Schuh**, wo er etwas breiter dreyſig, und wo er am breiteſten zwey und vierzig **Schuh** gelaſſen, dann wo er am ſchmäleſten, zu Unterhaltung der Krebß und Fiſche auf beeden Seiten zwey **Schuh** verſtattet werden. Im Fall aber auch dieſer enge Raum nicht vorgefunden würde, wäre von dem beyderſeitigen Erdreich ſo viel abzuſtechen, und in ſo fern es eine wahrhafte Anſchütt und nicht eine Veränderung, oder Verlaſſung des alten Rinnſals iſt, die Vergnügung nach dem erleidenden Abgang einzurichten. Und da auch

Fünftens, bisanhero wahrgenommen worden, wie die Rothgerbere ihren verbrauchte Lohe, die Müllere die abgefallene Säg-Spän und andere Unterthanen die Spreu oder ſonſtigen Unrath zu leicht erfolgender Einfallung an den Fluß hinlegen, oder ſolches wohl gar hinein zu werfen, ſich unterfangen haben; Als wird ſo ein als anderes vor das künfftige ernſtlich verbotten, und ſollen die Uebertrettere jedesmahlen mit Einem Gulden Straff alſogleich beleget und angehalten werden. Nicht minder iſt

Sechſtens, zu einer allgemeinen Klage worden, daß durch die hin und wieder angelegte Endten Pfühle und auf denen Wieſen, bey

noch ſtehendem Graß vorgenommenen Schnepf-fen-Fang denen anſtoſſenden durch ohnnöthige Anſchwellung des Waſſers, und darniedertrett- und Verſchleppung der Wieſen empfindlicher Nachtheil zugewachſen, und der ein oder dem andern Privato den Publico zur Laſt zugehende Gewinn in Ermäſſigung deß daraus nothfolg-lich entſpringenden nahmhaften Verluſts in gar keine Betrachtung zu ziehen iſt. Dahero wer-den alle geſtemmte Endten-Pfühl und Schnepf-fen-Fäng, ſie mögen an der Altmühl ſtehen oder vorgenommen werden, wo ſie wollen, vollkommen aufgehoben und abgeſchafft; Wür-de ſich aber ein-oder mehrere erfinden laſſen, die ſolcher Verordnung widerſetzlich nicht nach-lebten, oder nach denen gegenwärtig abgetha-nen neue anzurichten, oder anzufangen ſich ver-meſſentlich unterziehen wollten, dieſem oder dieſen wird eine Straffe von fünf **Gulden** hie-mit zuerkannt, und von jedes Orts Obrigkeit an dem Verbrecher zu exequiren ſeyn. Ferner iſt

Siebendens, durch die hier und dar vor-gefundene verſchiedene Stemmungen groſſes Unheil entſtanden, wie es der Augenſchein ſelb-ſten zeiget, da nemlich das vorhin faule und matte Waſſer an vielen Orten dermaſſen hoch-angetrieben und aufgeſchwellet worden, daß ſolches bey jeden auch nur geringen Regen eine ſchnelle Ueberſchwemmung verurſachet, welche eingeführte Stemmungen mit Anſetzung obiger Straff insgeſamt abzuthun, auszureiſſen und nimmermehr zu gedulten ſeynd.

Ach.

Achtens, ſollen alle Renß-und Laich-Fachen abgethan, und die letztere nur zur Laich-Zeit, nemlich vierzehen Tag lang zugelaſſen werden, die Schlachten aber abwärts des Fluſſes, damit das Waſſer abſtreichen könne und nicht gegeneinander übergeſetzet, auch über ſieben Schuh nicht bey kleinen Wäſſern in den Fluß eingerucket werden. Wie dann

Neundtens, die Müller je und allezeit ihre Wehr und Gräben ob-und unterhalb der Mühl von dem Geröhrig und andern anwachſendem Unkraut bey willkührlicher Straff wohl zu reinigen haben, da immittelſt die Ausſchneidung des Hauptfluſſes jedesmahl vorzunehmen ſeyn wird.

Wann und wie oft aber die Bey- und Neben-Graben ausgehoben werden ſollen, ſolches wird der Beamten Aufſicht in ihren Bezircken überlaſſen, welche das Jahr **viermahl**, nemlich zu denen vorgeſetzten Ausſchneidung-Terminen ſorgfältig nachzuſehen haben, ob der vorgeſchriebenen Ordnung in allem die ſchuldigſte Folge geleiſtet worden, und keine weitere Hülfe vorzukehren übrig ſeye.

Zehendens, wird das Flachs-Röſten, Einſenkung vieler Stein und Waſen und die andurch verurſachende Stemmung gänzlich aufgehoben. Dann

Eilfftens, das ſchädliche Fiſchen, mit zubereiteten Kugeln, als eine ohnzuläſſige und vorhin ſchon höchſt verbottene Sache bey Straff **ſechs Gulden** ein-vor allemahl abgeſtellet, und

und in denen Gemeind-Waſſern nur Donnerſtags Nachmittag von zwölf Uhr bis Abends, und Freytags Vormittag bis zwölf Uhr, in der Faſten hingegen Montags Nachmittags zu fiſchen erlaubet, nicht minder das Angeln in dieſen ſowohl, als allen andern Ban-Wäſſern mit Vorbehaltung willkührlicher Leibesſtraff gegen die Uebertrettere gänzlich verbotten und abgeſchaft. Nachdem auch

Zwölftens, dieſer üble Gebrauch bishero eingeriſſen, daß man die Hecht und andere guten Fiſche nur nach dem Gewicht ohne Unterſchied der Länge oder Gröſſe verkauft; Als hat man ſolches keineswegs vor nützlich, dahingegen aber vor weit beſſer und rathſamer befunden, wann die Gröſſe der Fiſch und Krebs dem Gewicht nach genommen und geſetzet wird.

Sollen demnach ins künftig bey Straff **fünf Gulden**, keine Hechte, Orffen und Karpfen, noch andere gute Eß-Fiſch von denen Fiſchern auf den Markt gebracht, oder ſonſten aufbehalten und verkaufft werden, welcher nicht zum wenigſten ein halb Pfund, ſodann ein Rupp oder Bratfiſch einen Vierling, desgleichen unter den Perſching, Weißfiſchen und Rothaugen, acht Stück ein Pfund machen, und alſo das kleinſte einen halben Vierling wägen. Von denen Krebſen aber ſollen wenigſtens **zehen** auf ein Pfund gehen, und die Docken aufzufangen ganz verbotten, auch ein jeder Fiſcher gehalten ſeyn, alle Fiſche und Krebs,

Krebs, ſo das vorgeſchriebene Gewicht nicht vollkommen erreichen, wieder ins Waſſer zu werffen. Dafern aber deme zuwider dergleichen bey ein und andern gefunden worden, ſollen ſie dem Verbrechen nach, der darauf geſetzten Straff à **fünf Gulden** ohnnachläſſig gewärtig ſeyn, und wird zu deſſen beſſerer Veſthalt und Beobachtung jedem Amtknecht zukommen, der Fiſcher brauchende Lägel oder anders Geſchirr zu viſitiren und zu ſehen, ob die gefangene Fiſch und Krebs das erforderliche und vorangeſetzte Gewicht haben, und darinnen kein ſträfflicher Exceſs begangen werde. Zumahlen ſich nun auch

Dreyzehendes, viele unterſtanden, wann bey überflüſſigem Regenwetter und Güß-Zeiten die Altmühl groß worden, und über das Geſtad in die Wieſen getretten und ſolche überſchwemmet, mit Bern und andern Zeugen, wie ſie gekönnt, allerley Fiſch, fürnemlich aber die kleinen Hechtlein und andere Eß-Fiſchlein tauſendweiß aufzufangen, und vor Taupel Fiſch zu verkauffen, dadurch dann, wie leichtlich zu erachten, die Waſſer nicht wenig eröſſiget werden.

Als ſoll ſich ein jeder ins künftige bey Straff **fünf Gulden** ſolchen höchſt-ſchädlichen Fiſchens gänzlich enthalten, und niemand auf angeregten Wieſen und Aeckern ſo weit ſich der Fluß erſtrecket und der Fiſcher mit dem Schiff fahren kann, zu fiſchen Macht haben, als derjenige welcher in den Altmühlfluß ſolches auf

ſeinen Waſſer berechtiget iſt, doch, daß die Fiſch in alleweg das vorbeſchriebene Gewicht und Maaß haben, dafern aber das Waſſer wieder gefallen, und in den Löchern, Gruben und Altwaſſern noch etliche Fiſchlein übrig verblieben, ſo ſolle denenjenigen welchen der Grund oder Boden gehörig, zu fiſchen berechtiget, und ihnen ſolche heraus zu nehmen vergönnet und zugelaſſen ſeyn, doch daß dieſelbe keines vorſetzlichen Betrugs ſich gebrauchen.

Vierzehendens, und ſchlüßlichen haben einige Fiſcher verbottene Fiſchzeug, darunten die Bern, Breitgarn und Schubhammen billig zurechnen, zu Schulden kommen laſſen. Dieſe jetzt angezeigte Inſtrumenta werden dann vor das künftige bey Straff zehen Gulden abgethan und verbotten. Und gleichwie dieſe Verordnung zum beſten der Unterthanen und nutzbaren Erhaltung des Altmühlfluſſes einzig und allein abzielet, alſo zweiffelt man keineswegs, es werde jeder ſein eigenes Beſtes bedencken, und ſolcher getreulich nachzukommen, von ſelbſten wiſſen. Damit aber niemand davon einige Unwiſſenheit vorſchützen, und ſich im Fall des Uebertrettens damit entſchuldigen möge, ſo wird nicht nur allein dieſe Verfaſſung allen Unterthanen, Fiſchern und Fiſchwaſſer Innhabern und Beſtändnern zu unverbrüchlicher Nachachtung innerhalb acht Tagen ohnfehlbar zu publiciren, ſondern auch alle Jahr wenigſtens einmahl ſothane Verkündigung zu wiederhohlen ſeyn. Deſſen zu wahrer Urkund

haben

haben die von geſamten Herrſchafften hiezu Specialiter bevollmächtigte Deputirte und Abgeordnete ſich eigenhändig unterſchrieben, und ihr gewöhnliches Petſchafft fürgedrucket. So geſchehen Ohrnbau, den 6. Sept. 1735. ꝛc. ꝛc.

Wie nun den Eigenherren ihre inhabenden Weyher, und der darinnen befindlicher Fiſche halber jetzt gedachtermaſſen in den Fiſchordnungen hin und wieder gewiſſe Geſetze vorgeſchrieben ſind, (wie wir bereits einige gezeiget haben,) nach welchen ſie ſich richten müſſen; alſo ſoll ihnen auch kein Eintrag in ihrem Eigenthum oder habender Gerechtigkeit, geſchehen, noch weniger aber der Nutzen, ſo ſie daraus hoffen, muthwilliger und gefliſſener Weiſe entzogen werden. Daher können wir auch noch anzuführen nicht unterlaſſen, **auf welche Art die Fiſch- und Krebsdiebe zu beſtraffen ſind.**

Es iſt demnach zur Aufrechthaltung der Fiſcherey in einem Lande ſehr nöthig, daß man auf die Fiſch- und Krebsdiebe fleiſſig Acht habe, und ſolche nach ihren Verbrechen Juſtizmäſſig beſtraffe, wobey aber nachfolgender Unterſcheid zu halten iſt:

1) Diejenigen, welche aus Teichen, Weyhern, Behältern und andern beſchloſſenen Waſſern, Fiſche ſtehlen, werden wie andere Diebe, nach Gelegenheit des Diebsſtahls, mit dem Strange, Staupenſchlag und ewiger Landesverweiſung, oder wie ſonſten auf die Diebe geordnet, beſtraffet.

Vid. Ord. crim. Carl. V. Aet. 169. ubique *Blumbacher* Conſtitut. Elect. Sax. 8. inter conſtitut. non editas. §. fin in verb. So viel aber die Teiche und Hälter ꝛc. *Carpzov*. Pract. rer. crim. Part. II. quæſt. 84. num. 78. Berlich Part. V. concl. 57 num. 15.

Dann weil die Fiſche in den Weyhern und Behältern uns eigenthümlich zuſtehen; ſo wird daran ein wahrhafter Diebſtahl begangen, und kann dahero bey bewandten Umſtänden, wann zumal der begangene Diebſtahl den Werth der fünf Ducaten überſteiget, auch ſogar die Lebensſtraffe appliciret werden.

L. 3. §. 14. in pr. ff de Acquir. poſſeſſ. L. 8. §. 1. ff famil. bercisc. *Berlich* Part. V. concl. 51. num. 16. & 20. Carpzov. Pract. rer. crim. Part. II. quæſt. 84. num. 78.

Und ob ſchon das Sächſiſche Landrecht einen ſolchen Dieb frey ſpricht, wenn er dreyſig Schillinge bezahlet;

Vid. **Kurfürſtl. Sächſiſches Landrecht** Libr. II. Art. 28. vers. **Fiſchet er aber in Teichen** ꝛc.

So iſt doch ſolche Verordnung durch die vorangeführte Conſtitution. Elect. quae eſt. 8. inter *Conſtitut.* non editas, hinwiederum aufgehoben, und in derſelben auch die Lebensſtraffe auf ſolche Diebe geſetzet worden, da es §. fin. alſo heiſſet:

So viel aber die Teiche und Helder anbelanget, wenn aus denſelben Fiſche geſtohlen, laſſen wir es bey der Straffe verbleiben, ſo unſere Schöpfenſtühle ohne das zu erkennen pflegen, nemlich, daß ſie nach Gelegenheit des Dieb-

Diebſtahls mit dem Strange, oder ſonſten wie es auf die Diebe verordnet, geſtraffet werden ſollen ꝛc.

Nach welcher Conſtitution demnach heutiges Tages geſprochen wird.

Vid. Carpzov. Pract. rer. crim. Part. II. quæſt. 84. num. 79 & 84.

Hiermit kommt auch die **Kurbayeriſche Maleſitzordnung** überein, als worinnen hiervon alſo conſtituiret:

Welcher aus einem verſchloſſenen Behalter oder Weyher Fiſche ſtiehlet, der iſt auch nach Gröſſe und Vielfältigkeit ſeiner Verbrechung, als obſtehet, wie ein Dieb zu beſtraffen ꝛc. ꝛc.

Vid. **Kurbayeriſche Maleſitzordnung** Tit. XII. Art. II. Rubr. **von Fiſchdieben.**

Desgleichen conformiret ſich damit die Reformation der Stadt Nürnberg. Libr II. Tit. 24. rubr. **Straffe derjenigen, die Fiſch ſtehlen.**

Wegen der Fiſche enthält die Gothaiſche Landesordnung de an. 1653. Part. II. Cap. IV. Tit. XIIX. von Beſtraffung des Feld-, Garten- und Fiſchdiebſtahls keine beſondere Diſpoſition, ſondern beleget einen wie den andern, nach Beſchaffenheit der Umſtände, mit ziemlicher Gefängniß oder Geldſtrafe, oder Arbeit, oder Stellung an das Halseiſen, oder Werfen ins Waſſer durch den Korb, oder Landesverweiſung, auch wohl auf vorhergehende Rechtsbelehrung, mit Leibesſtraffe, worinnen, um Erhaltung guter Sicherheit willen niemanden nachgeſehen werden ſoll.

2) Wann

2) Wann aber einer in einem flieſſenden ungefangenem Waſſer, das einem andern zuſtehet, Fiſche fänget, ſo hat eine Poena arbitraria ſtatt.

Vid. **Peinliche Halsgerichtsordnung** Art. 169. *Carpzov.* Pract. rer. crim. part. II. quæſt. 84. num. 83. *Blumblach* ad ordinat. crimin. pag. 349.

Und wenn ein ſolcher Dieb auch unzähligemal alſo in fremden unbefangenen Waſſern gefiſcht hätte, ſo würde doch die Straffe auf das Leben nimmermehr extendiret werden können.

Vid. *Berlich.* Part. V. concluſ. 51. num. 13.

Weilen die Fiſche in ungefangenen Waſſern noch nicht in unſern Eigenthum ſind, folglich an denſelben, als unbeſeſſenen Sachen, eigentlich weder ein Diebſtahl begangen, noch eine ordentliche Straffe appliciret werden kann.

L. 3. § 14 vers. ſed eos piſces. et de acquir. poſſeſſ. *Berlich.* part. V. concluſ. 51. num. 14. Carpzov. Pract. rer. crimin. Part. II. quæſt. 84. num. 82.

Wann demnach im Kurfürſtenthum Sachſen einer in des andern, oder auch herrſchaftlichen flieſſenden und gehegten Waſſern, er ſey ein Unterthan, oder ein Ausländiſcher, zum erſtenmal fiſchet, und ſo viele Fiſche ſtiehlet, daß ſie auf **zehen Gulden** werth ſich belauffen, der wird mit der Landesverweiſung, oder Tratto di corda auf einen Sprung beſtraft. Wenn er aber mehrmal ſolches practiciret, und vor ſo viel Fiſche bekommen, wird er zur Staupe geſchlagen, und des Landes auf ewig verwieſen,

oder

oder mit der Tratto di corda auf einen, zwey drey oder vier Sprunge, nach Gelegenheit der Verbrechung, beleget. Da auch der Dieb, ungeachtet ſeiner geſchwornen Urphede wieder ins Land käme, und abermal aus ſolchen gehegten herrſchaftlichen oder andern Perſonen zuſtehenden flieſſenden Waſſern Fiſche ſtehlen ſollte, wird er zur ewigen Gefängniß, oder auf die Galeeren, in die Bergwerke, oder ſonſt zur ſtetswährenden Arbeit, zum Exempel, in die Arbeitshäuſer, verdammet.

Vid. *Carpzov.* Pract. crimin. quæſt. 84. num. 85. 87. & 89.

Die **Kurbayeriſche Maleſitzordnung** diſponiret hierinn folgendes: wann aber ſolcher Diebſtahl in verbottenen und verbannten flieſſenden Waſſern und Bächen wiſſentlich und gefährlicher Weiſe geſchiehet, ſo ſoll der Thäter nach Gröſſe und Viele ſeines Verbrechens an Gut, Ehr, auch am Leib mit dem Pranger, Verweiſung des Landes, oder mit Ruthen aushauen, geſtraft werden.

Vid. **Kurbayeriſche Maleſitzordnung**, Tit. XII. Art. II. rubr. **von Fiſchdieben.**

Ingleichen iſt in der Nürnbergiſchen Reformation verordnet: daß derjenige, ſo aus einem flieſſenden uneingefangenen Waſſer, das einem andern zuſtünde, Fiſch gefangen, dem Herrn oder Innhaber des Waſſers, zur Pön und Erſetzung ſeines Schadens, für jedesmal zween Gülden Rheiniſch bezahlen, und nichts deſtoweniger eine willkührliche Straffe an ihren

ren Leib oder Gut, nach Gelegenheit des Fiſchens und der Perſonen, ausſtehen müſſen.

Vid. Add. *Wurffbain* indifferent. Iur. Civ. & Reform. Noric. pag. 203. & ſeqq.

In dem Hochſtift Würzburg wird derjenige, ſo in fremden Bächen oder Waſſern nach Forellen, Aeſchen, oder anderer Gattung von Fiſchen, wie die Namen haben mögen, zu fiſchen, oder auch zu krebſen, ſich unterſtehet, wenn man ihn bey Tage darüber ertappet, mit zehen Guiden auch nach befinden, und oft wiederhohlten Verbrechen, denen Wildprets-dieben gleich, nebens Erſtattung des Diebſtahls und aller Koſten, abgeſtraffet.

Vid. **Hochfürſtl. Würzburgiſche der Wildpretsdiebe halber**, ſub dato **Würzburg**, den 4ten Novemb. 1720. emanirte Verordnung, art. 16. von Beuſt de Iure venandi & Banno Ferino. Cap. XIII. §. 17.

Alles was bishero von den Fiſchen geſaget worden, das hat auf gleiche Art auch von den Krebſen Platz. Und dieſes iſt überhaupt von dem Fiſchrecht nach unſern Plan genug.

Vid. *Matth. Steph. Zieriz & Blumbach.* ad art. 169. Ord. Crim. in fin. *Speidel* voc. **Fiſch.** verſ. notandum. Carpzov. d. quæſt. 84. num. 92. ſeqq.

Endlich wird **drittens** unter der Fiſcherey, der eigentliche Fiſchfang verſtanden, wovon wir gegenwärtig reden werden. Zu erſt aber wollen wir, wie wir bey den andern Thieren gethan haben, die mehreſten bey uns bekannten Arten der Fiſche folgender Weiſe beſchreiben. Wir wollen den Anfang machen:

Von

Von den Aalen.

Die Aale ſind ſehr ſchlank, glatt und ohne Schuppen, und haben dem Leibe nach faſt die Geſtalt einer Schlange, daher auch der Aal im Lateiniſchen, den Namen Anguilla, (von Anguis eine Schlange) bekommen hat. Er iſt etwas länglichtrund, und nicht allzu ſtark; ſein Kopf hingegen iſt etwas zugeſpitzt. In dem Maul hat er ſcharfe und ſpitzige Zähne. Der Schlund iſt ziemlich weit, aber die zwo Floßfedern, die ihm zunächſt an den Kiefern, und gleich bey den Ohren ſtehen, ſind kleiner als bey den meiſten andern Fiſchen. Er hat ſeinen Aufenthalt ſowohl in hellen als trüben meiſtens nur in ſüſſen Waſſern, Flüſſen, Teichen und Seen. Er iſt indeſſen nicht in allen Flüſſen zu finden, wie er denn weder in der Donau, noch in allen andern Flüſſen, die in dieſelbe fallen, angetroffen wird. Hingegen wird er in der Oder, beſonders von Schweed bis Stettin, gar häufig gefangen; und man hält davor, daß er vom April bis zum Junio hin am beſten ſey. Er wird gemeiniglich unter die Flußfiſche gezählet, aber deſſen ohngeachtet begiebt er ſich doch im Frühjahr in das Meer hinab, da er dann ſonderlich an den ſüdlichen Ufern der Oſtſee in Menge gefangen wird, und von dem Salzwaſſer einen reinern Geſchmack bekommt. Seine Stärke und Gröſſe iſt verſchieden, am höchſten wird er der Länge nach über zwo Ellen, und in der Dicke über eines Armes Stärke gefunden, ſo daß er bis

auf zwanzig Pfund an, Gewichte betragen kann. Man will von dieſem Fiſch als etwas beſonders anmerken, daß er keine gewiſſe und ordentliche Laichzeit halte, noch auch ſeine Brut aus dem Roger zeuge; daher es auch unter den Aalen weder Milchner noch Roger geben ſolle, indem er ſeine Jungen gleich lebendig von ſich laſſe. Doch behaupten andere, daß er, wie die übrigen Thiere, aus Eyergen fortgepflanzet werde, und daß er ſeine Streich- und Laichzeit im October habe, und alsdann, weil er aus der Tieffe hervor gehe, deſto leichter gefangen werde. Um dieſe Zeit findet man auch in den Aalen ihren Rogen in Geſtalt eines ſehr kleinen Rogens, wie bey den Forellen; wiewohl man von Milchnern, oder den männlichen Geſchlechte noch nichts entdecket hat, noch auch wie die Eyergen fruchtbar gemachet werden. Wir wollen uns alſo mit Muthmaſſungen nicht aufhalten. Genug, daß er aus Eyergen, wie andere Thiere, ſonderlich aber an ſchlammichten Oertern, wie ſchon **Plinius** angemerket, fortgepflanzet wird. Die Nahrung der Aale beſtehet in Schlamm und Moder, doch gehen ſie auch den Krebſen gerne nach. Denn wenn ſich dieſe mauſen, und die junge Haut haben, liegen ſie ebenfalls meiſtens in Schlamm und Moraſte, woraus ſie die Aale ſchön vorzulangen und zu verzehren wiſſen. Daher auch an den Orten, wo man viele Aale fängt wenig Krebſe anzutreffen ſind. Eben ſo rauben ſie auch die kleine Fiſchbrut. Sie nähren ſich über

dieſes von Kräutern und Wurzeln, Aeſſern, Würmern und Fiſchen, ſowohl von todten, als lebendigen. Sie lieben auch die Junge Saat, und wenn, ſonderlich Weitzen, Haber und Erbſen aufgegangen, ſo hebt der Aal im Waſſer den Kopf empor, und reucht, wie die Fiſcher reden, wo die Saat dem Ufer am nächſten ſtehe, vornämlich wenn ſie zur Blüte gekommen iſt; da er dann auf das Land heraus gehet, und ſeine Nahrung darinnen ſuchet, wobey er aber öfters ſeine Luſt mit den Leben bezahlen muß, wenn der Ackermann ſolches gewahr wird, und eine Furche gleich vor dem Acker zeucht, über die er nicht nach dem Waſſer zurücke kommen kann, und ſich alſo gefangen geben muß. Sonſten lieget er ordentlich bey Tag ſtille, und erhebet ſich hingegen bey der Nacht, und ſucht ſeine Nahrung; wie er ſich denn auch gerne von andern Fiſchen abgeſondert hält.

Der ſüſſe Geſchmack ſeines Fleiſches iſt dem Gaumen ſehr angenehm; aber wegen ſeiner Fettigkeit iſt er eben keine geſunde Speiſe, und wird inſonderheit der Kopf und Schwanz, wie auch das weiſſe Rückgradsäderlein vor ſehr unverdaulich gehalten, überhaupt iſt ſein Fleiſch ſüſſe und fett, und mit vielen ſchleimichten Weſen verſehen; daher es zwar viele Nahrung giebt, aber auch einen guten Magen erfordert, wenn man es verdauen will.

Was aber die **Bewahrung** und Aufbe-haltung der gefangenen Aale anbetrift; ſo iſt dieſelbige leichtlich zu bewerkſtelligen. Der Aal hat ein ſo hartes und zähes Leben, daß er nicht nur viele Stundenlang auſſer allem Waſſer dauren kann, ſondern auch auſſer ſeinen ordentlichen Waſſer ſich auf etliche Tage und Wochen erhält, zumalen, wenn der Wind von Norden gehet. Indeſſen muß man ihm doch dabey zu Hülfe kommen, und in das Gefäß, darinnen er verwahret wird, etwas Erde thun, auch über das Waſſer breitblätterig Gras oder Schilf ſtreuen. Ja man kann die Aale weit und breit lebendig verſenden; und wenn ſie auch in Stücken zerſchnitten werden, ſo ſpühret man doch noch ein Leben und Bewegung in den zerſtückten Theilen. Gleichwohl hält er ſich in Fiſchbehältern nicht zum beſten, und ſchickt ſich nicht zu zahmen Fiſchen. Seine Farbe iſt auf dem Rücken grau, dunkelblau, und ſchwärzlicht, an dem Bauche aber gelblicht, oder wie er meiſtens gefunden wird, weißlicht. Die Zeit und Art den Aal zu fangen, werden wir weiter unten zeigen.

Von der Aalraupe.

Die Aalruppe, Ohlruppe, Quappe, Aalraupe, Roſelcke, Ruppe, Rutte, Treuſch, Truſche, (Gadus Lota. Linn.) iſt ein Fiſch, der wegen ſeiner gleichmäſſigen, glatten und ſchlüpfrigen Haut wie auch in An-ſehung der Farbe, den Aal ſehr nahe kommt;

woher

woher er auch dieſen Namen mag erhalten haben. Er hat aber einen breitern Kopf, und ein weites Maul, wie ein Froſch, an welchem einige Flechſen heraus wachſen. Der Augapfel iſt blau, und deſſen Zirkel gelbfärbig. Zu beyden Seiten am Maul hat er einen Bart, wie die Barmen, an den Kiefern vier Floßfedern, desgleichen auch von Rücken zum Schwanze hinaus, und unten am halben Bauche auch bis zum Schwanze Floßfedern, welche in dem Schwanz zuſammen kommen. Auf dem Rücken iſt ihre Farbe grau, an den Seiten etwas heller und am Bauch ganz weiß. Auf der dunkelgrauen Haut des Rückens aber hat die Aalraupe zierliche ſchwarze und gelbſchattirte Flecklein, welches gar ſchön läßt. Der Vorderbauch, nahe hinter den Kiefern iſt ſtärker als in der Mitten und hinten. Auch hat ſie nach Proportion eine ziemlich groſſe Leber, die als eine groſſe Delicateſſe gehalten wird. Als etwas beſonders iſt bey ihr anzumerken, daß ſie inwendig auf ihrem Magen und Gedärm ein fleiſchicht Gewächſe liegen hat, welches der völligen Geſtalt eines Kröten oder Froſchfuſſes gleichet, und beym Zurichten mit dem Gedärme weggeworfen wird. Im Maul hat dieſer Fiſch kleine ſcharfe Zähne, womit er die kleinen Fiſche raubet. Daher er unter die Raubfiſche gezehlet wird. Und man darf nur die Probe machen, und etliche in einen Streich, oder Brut-Teiche ſetzen, ſo wird man finden, wie ſie im Stande ſeyen einen ganzen Teich

von ſolchen noch kleinen Fiſchen rein zu machen. Allzugroß werden die Aalruppen nicht; doch findet man zuweilen welche die ein bis anderthalb Pfund am Gewichte betragen. Sie haben mit den Aalen gleiche Nahrung und halten ſich meiſtens in den Flüſſen auf, wo ſie Schlamm und fetten Boden haben; wie man denn deren in der ſchwarzen Elſter, Spree und andern Flüſſe eine groſſe Menge antrift; in harten Quellwaſſern aber werden ſie nicht gefunden. Ihre Streich- und Laichzeit iſt im Hornung und Merz, und ſie werden eben ſo wie die Aale, gefangen.

Von den Aſchen.

Die Aſche, Aeſche, oder Iſer (Salmo thymallus. Linn) iſt ein Fiſch, der faſt die Geſtalt, den Geſchmack, und die Natur der Forelle hat. Der obere Kiefer iſt länger, als der untere, die Kiemenhaut hat zehn Stralen. In der Rückenfloſſe ſind ein und zwanzig bis drey und zwanzig, in der Bruſtfloſſe funfzehn bis ſechzehn, in der Bauchfloſſe zehn bis zwölf, in der Afterfloſſe vierzehn bis funfzehn, und in der Schwanzfloſſe neunzehn Finnen.

Die Aſche unterſcheidet ſich aber von der Forelle darinnen, daß ſie auf den Rücken hinaus grau oder aſchenfahl, woher ſie auch im Deutſchen Aſche heiſet, und am Bauche weiß iſt. Sie hat auch einen breiten und gedruckten Kopf; und iſt etwas leibigter und groß bauchigter. Die Schuppen ſind gröſſer, als an

des

den Lachsforellen, anbey hart, und aſch⸗ oder ſilberfärbigt, auf den Seiten aber bey dem Schwanz glänzet er wie Meſſing. Die Floßfedern ſind blaulicht mit rothen Punkten, ein Paar bey den Kiefen, zwo am Bauch, und zwo auf dem Rücken, davon die eine ziemlich groß, die andere aber kleiner iſt; der Schwanz iſt geſpalten. Ihr liebſter Aufenthalt iſt in friſchen und harten Quellwaſſern, die an felſigten und ſteinigten Orten entſpringen. An ſumpſichten Orten kommen ſie gar nicht fort. Hiernächſt wollen ſie auch gerne ſchattichte Bäume, deren Wurzeln in das Waſſer reichen, und hohl gewachſen ſind. Und da die Aſche ein Raubfiſch iſt, ſo kommen ihr die in den Bächen befindliche, kleine Fiſchlein, als Elleritzen, Kaulköpfe und dergleichen, ſehr zu ſtatten. Sie verzehret auch allerhand Gewürme, daß ſich im Waſſer findet, ingleichen Fliegen und Waſſermücken. Ihre Laichzeit iſt im October und November, wie bey den Forellen, wie ſie denn auch, wie dieſe in kieſigten Sand ihre Eyer hinſtreichen. Allzu groß werden ſie nicht, und es iſt ſchon viel, wenn ſie bis auf zwey Pfund erwachſen. Es iſt auch die Aſche auſſer Waſſer ein gar weichlicher Fiſch, welcher bald abſtehet. Ihr Fleiſch iſt eben ſo wohlſchmeckend, derb, und appetitlich, ja faſt beſſer als der Forellen; immaſſen das Aſchenfleiſch, wegen ihres beſondern Fettes, ſo ſie viel mehr, als die Forelle bekommt, eines angenehmen und ſüſſen Geſchmacks iſt, und alſo von einigen

Liebhabern der Fiſchſpeiſen der Forelle noch vorgezogen wird. Die Oeſterreichiſchen Fiſcher nennen dieſen Fiſch, wenn er noch gar klein iſt Sprätzling; wenn er ſpännigt wird, Mailing; ſo er ſich etwas mehr ſtrecket, Aeſchling; endlich aber, wenn er ausgewachſen iſt, aber Aeſche.

Von den Barben.

Die Barbe, Barme, Rothbart, (Cyprinus barbus. Linn) iſt ein Fiſch, der ſeinen Namen daher bekommen, weil er vornen an dem Maul zwo Floſſen hat, die wie ein Bart geſtaltet ſind. Es iſt ein dicker und ſchuppichter Fiſch, welcher auf drey bis vier Pfund ſchwer wird. Er hat einen kleinen und ſpitzigen Kopf, und iſt faſt ſo ſchuppigt, als ein Karpf. Auf dem Rücken ſiehet er dunkelbraun, an den Seiten aber fällt ſeine Farbe etwas ins gelblichte, und an dem Bauche weiß. Der Floßfedern ſind zuſammen ſechſe, zwo an den Kiefern, zwo am Bauche, eine am Ausgang, eine auf dem Rücken, und der Schwanz iſt geſpalten. Die zwote Finne der Rückenfloſſe iſt an beyden Seiten gezähnelt oder geſäget, ſonſt aber befinden ſich in dieſer Floſſe zehn bis eilf, in der Bruſtfloſſe ſechzehn bis ſiebenzehn, in der Bauchfloſſe neun, in der Afterfloſſe ſieben bis acht, und in der Schwanzfloſſe, ſechzehn bis ſiebenzehn Finnen. Der obere Kiefer iſt etwas länger als der Rücken. Der Rücken geht einigermaſſen krumm oder meſſerförmig; und die Schuppen ſind von mäſſiger Gröſſe.

Er

Er wird von einigen vor einen Raubfiſch gehalten, weil man kleine Fiſche in denſelben gefunden. Doch hat er keine Zähne, und nähret ſich vom fetten Boden, Gras und Kräutern, Würmern, Waſſerſchnacken und Fliegen, wodurch er auch zur Sommerszeit mit der Angel vielfältig gefangen wird. Man hat die Barben zwar auch mit in den Teichen; ſie ſind aber mehr ein Strom- oder Flußfiſch, und wachſen auch darinnen beſſer, weil ſie nicht nur friſch Waſſer lieben, ſondern ſich auch gerne in Tiefen, und unter den hohlen Ufern, auch zwiſchen den Steinen aufhalten, da ſie auch meiſt ihre Retirade im Winter haben. Von ihrer Laichzeit hat man unterſchiedliche Meynungen. Einige wollen, ſie ſtreichen nur dreymal, als im dritten, vierten und fünften Jahr, und bleiben fernerhin unfruchtbar. Andere aber meynen, ſie ſtreichen gleich andern alten Fiſchen auch alle Jahre fort; welches nun mehrere Unterſuchung erfordert, indem man ſie um des Streiches willen nicht in den Teich ſetzet; ſondern in Flüſſen fängt, und nur zum Wachſen in die Teiche ſetzet. In den Flüſſen aber iſt nicht zu entſcheiden, wie lange und oft ſie laichen. Ihre Streich- und Laichzeit iſt im Merz und April, da ſie jedoch nach der Laichzeit ſich bald wieder erhohlen, und im Junio, Julio und Auguſt ziemlich fett und wohlſchmeckend werden. Im Herbſt aber iſt nicht viel daran, indem ſie innwendig ſolche Zwirnſtriche, wie die Krebſe bekommen. Es hat auch die Barben

unter allen Fiſchen dieſe beſondere Eigenſchaft, daß ſie im May, und alſo nach ihrer Laichzeit einen Auswurf vom Geblüte hat, als ob ſich die Natur von ihren Laichen reinigen wollte, wie ſolches öfters alſo befunden worden; daher auch ſelbige zu ſolcher Zeit vor ungeſund gehalten werden; wie denn auch um dieſe Zeit ihr Fleiſch weichlicht und nicht, wie ſonſten, wohlſchmeckend iſt. Es wird auch der Barbe zugeſchrieben, daß beſonders in ihrem Fleiſch eine innerliche vermiſchte Vielheit des Geblütes ſich befinde, indem ſich die Blutigel an ſie machten, und anſaugeten, welche ſie denn an den Steinen, und tiefen kieſigten Gründen abzuſtreichen ſuchen. Sie pflegt auch ihren Laich an den Steinen abzuſtreichen, und iſt alſo ein ordentlicher Stromfiſch, zwar nicht in kleinen Bächen, ſondern in groſſen Flüſſen, vielfältig zu finden. Wovon die Fiſcher auch an ſolchen Strömen mit ihrem Fang viel Profit machen. Diejenige Barmen, die in ſteinigten und reinen Strömen gefangen werden, ſind wohlſchmeckend, leicht zu verdauen, und ſaftig, und ihr Fleiſch iſt weiß und zart. Den Kopf hält man vor das beſte Stück, wiewohl ſie dabey voller Gräten ſind. Die Kälte können ſie nicht wohl vertragen; daher ſie im Winter allezeit matt, im Sommer aber friſch, rein und viel geſünder ſind. Der Rogen dieſer Fiſche ſoll ſtark laxiren, und wenn er häuffig genoſſen wird, groſſe Gefahr anrichten, daher er auch gemeiniglich weggeworfen wird.

In

In den Flüſſen wo man waten kann, werden die Barben unter den groſſen Steinen, und in den hohlen Ufern mit den Händen erhaſchet. Sie graben an dem Geſtade gerne in die Erde, faſt wie die Schweine und bleiben oft ſo darinnen ſtecken, daß ſie entweder erſticken, oder doch leicht gefangen werden.

Von den Bleyen.

Die Bleye, Blicke, (Cyprinus ballerus) iſt ein Fiſch, der unter die Arten der Weißfiſche gerechnet wird, da nämlich die Braſſen, als die groſſe, die Bleye als die mittlere, und der ſogenannte Weißfiſch als die kleineſte Gattung angeſehen wird. Es gleichet die Bleye der äuſſerlichen, breiten Geſtalt nach den Braſſen, iſt aber von Leibe viel kleiner und dünner als dieſe.

Es hat dieſer Fiſch einen kleinen Kopf, runde zarte und weißlichte Schuppen. Die oberſten Floßfedern ſind dunkel, die unterſten ſamt dem Schwanze röthlicht, der Bauch hingegen weiß, und das ganze Fleiſch ſonderlich aber der Schwanz voller Gräten. Man zählet in der Rückenfloſſe eilf, in der Bruſtfloſſe ſechzehn, in der Bauchfloſſe zehn, in der Afterfloſſe vierzig, und in der Schwanzfloſſe neunzehn Finnen. Dieſer Fiſch hält ſich zwar in kleinen Flüſſen und Strömen auf, doch lieber in Landſeen und Teichen, da er häuffig gefangen wird. Seine Streich- und Laichzeit iſt im April und May, da er ſich in die Fläche

des

des Waſſers macht. Er vermehret ſich ziemlicher maſſen, und in Teichen wo keine Hechte und Bårſche ſeyn, zuweilen mehr als einem lieb iſt, allermaſſen die viele Brut denen etwa dabeyſtehenden Karpfen und Schleyen die Nahrung ſehr ſchwächet, weil die Nahrung der Bleyen, gleich dieſen, vom fetten Boden, Würmern und Fliegen genommen wird. Sie nehmen auch beſonders den Karpfen manchen guten Biſſen weg, weil ſie zur Sommerszeit ſehr flach und hoch im Waſſer gehen, und paſſen, wenn etwas zu ihrer Nahrung hineingeworfen. Sie werden auch vielfältig mit den Angeln gefangen, wobey aber zu merken, daß ſie im Sommer nicht ſo gut bey Leibe ſeyen, als im Winter, ſonderlich kurz vor der Laichzeit, da ſie am allerfetteſten befunden werden. Ihr Fleiſch iſt weiß und wohlſchmeckend, und wird meiſtens gebraten; doch bleibet es ſowohl im Sieden, als im Braten weich. Vornehme Leute, die ſonſt andre Fiſche haben können, machen nicht viel von den Bleyen, weil ſie ſo gar voller Gräten ſind. Für den gemeinen Mann aber iſt es ein ſättigender Fiſch. Und weil ſie nicht theuer im Preiſſe ſind; ſo können auch die Armen derſelben theilhaftig werden.

Von den Elritzen.

Die Elritze, Birterling, Reißlaube, Weidenbiar, (Cyprinus Phoxinus. Linn) iſt ein kleiner faſt jedermann bekannter Fiſch, noch kleiner, als die Schmerlen. Ohne Zweifel hat

hat er ſeinen Namen von dem Ellern = oder Erlenſamen, welchen er gerne zu ſeiner Nahrung hat; wie er denn auch an allerhand faul Zeug, und unter den Ufern an lettichten Boden ſeine Speiſe ſuchet. Es lieben dieſe Fiſche ein rein flieſſendes Waſſer, ſo zugleich einen kieſigten Grund hat. Sie haben gar zarte Schüpplein, ſind etwas ſchwarz getipfelt und mit vielen Floßfedern verſehen. In der Rückenfloſſe ſind acht, in der Bruſtfloſſe funfzehn, in der Bauchfloſſe acht, in der Afterfloſſe acht, und in der Schwanzfloſſe neunzehn Finnen. Zur Sommerszeit iſt ihre Hauptfarbe ganz grünlich, das Männchen am Bauche roth, und das Weibchen weiß. Gegen den Herbſt und Winter aber werden ſie bleichfärbiger. Sie ſind gerne in Bächen, da ſich Gründlinge aufhalten. Allein ſie laſſen ſich bey ihnen unter den Steinen und auf dem Grunde ſelten finden; ſondern in ſandigten Orten der Flüſſe und mitten oder oben auf dem Waſſer; da man ſie denn in kleinen Körben oder Reuſſen zu fangen pfleget. Ihre Laich = und Streichzeit iſt im Monath May. Ob es gleich ein gar kleines Fiſchgen iſt, etwan nur ein paar Zoll lang; ſo vermehret es ſich doch ſehr häuffig, wie man ſolches beſonders aus ihren vielen Rogen ſehen kann, da ſie zu ſolcher Zeit ſo voller Rogen ſind, daß ſie im Sieden davon aufberſten. Einige ſind zwar der Meynung: ſie laichen den ganzen Sommer; es iſt aber dieſes ungewiß, und auch nicht wahrſcheinlich, inmaſſen zu keiner Zeit ſo viel

viel Rogen bey ihnen anzutreffen iſt, als in der vorbemerkten Laichzeit. Wie ſie in Flüſſen oder Bächen, die kein reines Waſſer haben nicht ſtehen; alſo auch nicht in Teichen. Sonſt iſt es ein weichlicher Fiſch. Wenn ſie gefangen, und in ein Gefäß mit Waſſer geſetzt werden; ſo ſchwimmen ſie gleich alle oben mit den Köpfen. Wenn des Sommers warme ſchwülichte Tage ſind, oder Gewitter an dem Himmel ſtehen; ſo legen ſie ſich hauffenweiſe auf die Drollen und Abfälle. Es iſt ein recht wohlſchmeckender Fiſch, und hat gegen andern Fiſchen hierinnen was beſonders, daß er einen bitterlichen, und doch zugleich angenehmen Geſchmack hat. Uebrigens iſt er gar ſehr den Raubfiſchen unterworfen, indem er ſo klein iſt, daß wenn halbwege ein mäſſiger Raubfiſch kommt, dieſer denſelbigen überwältigen und verſchlingen kann.

Von den Forellen.

Die **Forelle**, **Fohre**, **Fore**, (Salmo fario. Linn) iſt ein edler Fiſch, welcher wegen ſeines wohlgeſchmackten Fleiſches auf Herrentafeln ſehr äſtimiret wird, und ſeiner leichten Verdauung halber von Geſunden und Kranken genoſſen werden kann. Er kommt dem Hecht an Geſtalt ziemlich gleich, nur am Kopf und Maul iſt er kleiner und ſpitziger, und iſt entweder mit rothen und gelben oder ſchwarzen Flecken geſprenget, wovon die erſten denen letztern, weil dieſe ein weicheres Fleiſch haben, als jene, vorgezogen werden. Der untere Kie-

fer

ſer iſt an der gemeinen Forelle etwas länger, und die Bauchfloſſen ſind nebſt den Schwanzfloſſen mit einem weiſſen Rande eingefaßt. Man zählet nur zehn Stralen in der Kiemenhaut, die Rückenfloſſe hat dreyzehn bis vierzehn, die Bruſtfloſſe zehn bis vierzehn, die Bauchfloſſe neun bis zehn, die Afterfloſſe zehn bis eilf, und die Schwanzfloſſe achtzehn bis zwanzig Finnen.

Sie halten ſich entweder in ſteinigten, hellflieſſenden und ſüßlichten Berg- und Waldbächen auf, und bekommen daher den Namen, der **Wald- oder Bachforellen**; oder ſie ſtehen in Seen, oder beſondern Forellenteichen, und werden deswegen **See- oder Teichforellen** genennet. Die Fiſcher machen noch einen Unterſchied, indem ſie die groſſen Forellen, ſo auf dem Grunde ihrer Weide und Raub nachgehen, **Grundfohren**; diejenigen aber, welche ſich in der Höhe aufhalten, und von Fliegen, Mücken, Käferchen und andern auf dem Waſſer ſchwebenden Ungeziefer, ihre Nahrung finden, **Schwebfohren** heiſſen, ob ſie gleich einerley Art ſind. Dieß iſt gewiß, daß immer ein Bach oder Fluß edlere und beſſere Forellen bey ſich führet, als der andere, und daß die ſchwärzlichten ein weit körnichters und ſchmackhafteres Fleiſch haben, als die Weiſſen. Vor allen aber werden die ſogenannten **Lachsforellen**, am meiſten äſtimiret, welche ſich roth und wie Fleiſchfarb ſieden, davon, weil es ein Mittel zwiſchen dem Lachs und der Forelle,

und

und gleichſam ein beſonderer Fiſch iſt, an ſeinem Orte ſoll gehandelt werden. Weil ſie mit unter die Raubfiſche gerechnet werden, ſo pfleget man gemeiniglich Speiſefiſche oder Laichkarpfen in die Forellenteiche mit zu ſetzen, damit die Forellen von der Brut ihre Nahrung bekommen mögen.

Die See-Forellen, welche zu Zeiten vier bis fünf Pfündig werden, ingleichen die Teichfohren laichen erſt im November, dahingegen die Fluß- und Bachfohren ſchon im September laichen. Wo viele groſſe Steine im Waſſer liegen, und viel erlenen Stöcke oder Bäume an dem Ufern ſtehen, unter welche ſie ſich verkriechen, und ihren Bauch an die Wurzeln ſtreichen können, da ſind ſie gerne, wie ſie denn auch, wenn ſie an dergleichen Orten ſtehen, und man dieſelben mit dem Finger nur ein wenig unterm Bauche berühret, vor Wohlthun ſich um und auf die Seite legend mit den Händen ergriffen und alſo gefangen werden können. Sie ſind ſonſt ſehr ſchnelle Fiſche, welche wider den Strom wie ein Pfeil ſchieſſen, und über hohe Waſſerfälle unglaubliche Sprünge thun. Dabey aber erſchrecken die Forellen vor dem Donnerſchlag ſo ſehr, daß ſie zu ſolcher Zeit faſt unbeweglich ſtill liegen, und ohne ſonderbare Mühe mit den Händen gar leicht gefangen werden können.

Man fänget ſie mit Angeln, Hamen und Reuſſen; wer aber nach ihnen angeln will, der muß eine gute Angelruthe, Schnur und ſtarken

Hacken

Hacken haben, denn eine groſſe Forelle ſchnellt die Schnur oder Ruthe bald entzwey, gehet mit dem Hacken durch; darum muß ein Fiſcher, wenn er merkt, daß eine ſtarke Fohre angebiſſen, ſolche mit der Angel fein im Waſſer umher zu leiten wiſſen, bis ſie müde wird, und ſodenn ſchnell heraus auf das Land gerücket werden kann. Wenn es regnet, ſo beiſſen ſie gerne an, ingleichen wenn die Sonne heiß ſcheinet, allein ſie ſterben im Sommer bald, wenn ſie aufs Land kommen, und nicht gleich in friſches Brunnen oder Quellwaſſer gebracht werden.

Da aber dieſer Fiſch ſo allgemein beliebt iſt, ſo kann ich nicht unterlaſſen, auch von den **Forellen-Teichen** das nöthigſte hier anzuführen. Ein **Forellenteich** erfordert den allerkälteſten Ort, und wird am beſten da angeleget, wo gute Quellwaſſer in einem ſchattigten Thal, eine Strecke von ihrem Urſprung fortgelauffen ſind, daß man ſodenn ein ſolches Waſſer in einen Damm fangen, und zu einen Teich machen kann. Die Gröſſe, Dicke und Weite des Dammes muß nach Gelegenheit des Erdreichs beobachtet werden, worinnen jedoch hier keine gewiſſe Maſſe zu ſetzen, ſondern nur dieſes zu merken iſt, daß der Damm unten im Grund auf eine bis anderthalb Lachter tief eingegraben und geſetzt, auch mit Leimen und Thon feſt verrammelt werden muß. Iſt kein Thon oder guter Letten auf demſelben Platz vorhanden; ſo muß ſolcher herbey gefahren

werden. Denn mit Thon und Letten kann man die Waſſer verwahren, daß ſie nicht durchdringen; aber mit Sand und ſchwarzen Erdreich nicht. So iſt auch der ſandige Leimen nichts nütze dazu; welches bey allen Teichdämmen in acht zu nehmen iſt. Ferner iſt hier auch nöthig ein Flußgerinne, oder Flußbrete an einer Seite des Dammes, woſelbſt das Waſſer beſtändig ablauffen kann, wie auch eine Zapfenrinne durch den Damm zu machen. Und zwar muß ſelbige, auf zween bis drey Fuß tiefer liegen, als der Teich, damit das Waſſer ordentlich abgelaſſen werden kann. Auf der Zapfenrinne muß entweder ein Ständer, oder aber, welches noch beſſer, ein Grundzapfen oder Schießkulpen ſeyn. Die Verfertigung deſſelben muß der Teichmeiſter, ja faſt jeder Zimmermann und Müller verſtehen. Beſonders müſſen auch Rechen oder Reffen vor dem Fluß- und Zapfengerinne ſey, damit die Fiſche nicht mit dem Waſſer fort gehen können. Ueberdieſes müſſen an ſolchen Teichen auch **Forellenſprünge** gemacht werden, weil die Forellen, gleich einen Lachs, Mannes hoch aus dem Waſſer herauf und über den Damm ſpringen können, wie auch am Flußgerinne geſchiehet. Es werden alſo über den Teich auch ein oder zween Forellenſpringe gemacht, die alſo beſchaffen ſind: Es wird ſowohl über als unter dem Flutgerinne ein enger Rechen gemacht, doch nicht weit damit, daß ſo bald die Forelle überſetzt, ſie bald an den engen Rechen

chen komme, worinnen denn auch meiſtens am Grunde von hölzernen Stäben Einkehlen, wie an einer Fiſchreuſſe, vorne weit und hinten enge ſeyn müſſen, damit, wenn die Forelle hinein kommt, ſie nicht wieder heraus kann. Es müſſen aber auch die Einkehlen alſo gemacht werden, daß man ſelbige von oben in den Rechen hinein ſchieben, und wieder heraus ziehen kann, damit man die Forellen wieder heraus langen, und entweder wieder in den Teich werfen, oder zum Verſpeiſen mit nach Hauſe nehmen kann. Beſonders muß das Waſſer im Forellen Teich kleine Fiſche haben, daß die Forelle einen Zugang und Nahrung davon haben können; oder aber man muß ſowohl Bäche, als Teiche mit Gründlingen, Ellritzen, Häßlingen und dergleichen, beſetzen.

Sonſt iſt in der Erfahrung gegründet, daß an einem Forellenbach, oder Teich keine Schneidemühle gebauet werden darf, denn wenn ein einziger Sägeſpan der Forelle unter den Kienbacken kommt; ſo iſt ſie hin.

Die Forellenteiche welche man beſetzen muß, werden übrigens alle drey Jahre einmal gefiſchet, und mit Setzlingen aus den Forellen-Bächen wieder beſetzt. Zur Winterszeit müſſen dieſe Teiche, ſowohl, als etwan die Karpfen- und Hechtteiche, aufgeriſſen, oder aufgeeiſet, und täglich, mit Fleiß nachdem Ein- und Ausfluß, daß er allezeit offen bleibe, geſehen werden. Denn dieſe Fiſche wollen beſtändig ein friſches Waſſer haben.

 Von

Von den Grundeln.

Die Grundel, Gründling, Groppe, Göb. Kreſſe, Bachkreſſe, Greßling. (Cyprinus Gobio. Linn.) ſind die allergeſundeſten lieblichſten und ſchmackhafteſten Fiſche, welche ſowohl als die Hecht und Porſen, auch Kranken zu eſſen erlaubet ſind. Ihren Namen haben ſie daher, daß ſie ſich gerne im Grund der Ströme und Bäche aufhalten. In manchen Orten werden ſie auch Kreſſen genennet. Sie ſind aus der Zahl derjenigen Fiſche, ſo allezeit klein bleiben, indem die gröſten drey bis vier Zoll in die Länge haben. Er hat an jeder Seite des Mauls nur eine einzige Bartfaſer, die Schuppen an der Seiten ſind Silberfarbigt, mit etwas blau vermiſcht, der Rücken dunckel mit ſchwarzen Punkten, der Bauch iſt weiß, die Floßfedern an dem Kiefer ſind röthlich, am Bauch haben ſie noch ein paar, am Ende des Bauchs und auf dem Rücken ſtehet nur eine einzige, der Schwanz iſt Gabelförmig. In der Rückenfloſſe ſind acht bis zwölf, in der Bruſtfloſſe vierzehn bis ſiebenzehn, in der Bauchfloſſe ſechs bis eilf, in der Afterfloſſe ſieben bis eilf, und in der Schwanzfloſſe, neunzehn Finnen.

Es wollen auch etliche behaupten, daß dieſe Fiſche alle Monath einmal laichen ſollen, welches aber nicht leicht auszumachen iſt. Sie halten ſich gerne zuſammen, und gehen nicht einzeln, ſondern Haufenweiſe, ſie ſind faſt das ganze Jahr gut, und leben von ſandigen

Grund,

Grund, von Egeln, Würmerchen, Mooß, und andern Waſſergras. Es werden deren viel in kleinen Körblein über Nacht; ingleichen mit ein eigenen hierzu verfertigten Fiſchhamen gefangen. Wenn man im Merzen mit den Fiſchhamen am Ufer ſtehen will, ſo muß es früh geſchehen, denn ſobald die Sonne im Winter herauf kommt und das Waſſer erwärmet, ſo ſchwimmen ſie vom Ufer mitten in das Waſſer, da ſind ſie alsdenn in den Fluß Waſſern nicht gar wohl zu bekommen. Weil ſie gerne in kleinen Bächen ſind, darinn viel breite Steine liegen und darein das Quell-Waſſer fällt, ſo ergreiffen ſie die Kinder mit den Händen. Einige werfen Reiß-Gebünde in das Waſſer, darnach die Grundlinge gerne kriechen, und ziehen ſie eilends heraus, und werfen ſie aufs Land, oder man hält bald einen Hamen unter die Bünder, ſo fallen ſie darein; auch kann man ſie mit einem Sieb auf eine ſehr leichte Weiſe fangen.

Von den Giebeln oder Bratfiſch.

Der Giebel, Gibel, Döbel, Bratfiſch-Döbel, Sanddäbel, Geiſter, Thorn, Thurnfiſch, Dickkopf. (Cyprinus dobula. Linn.) iſt eine kleine Art Karauſchen, oder eine Zwergart der Karpfen. Mit der Proportion ihres Gewächſes gleichen ſie der Karauſche ſehr. Der Kopf iſt zwar dicker, als an dieſer, ſonſt aber auch ſo breitlich, doch etwas dickrückiger, und mit eben ſolchen Schuppen, dennoch aber

iſt ihre Farbe gelber. Man zählt in der Rückenfloſſe zehn bis zwölf, in der Bruſtfloſſe funfzehn bis achtzehn, in der Bauchfloſſe neun in der Afterfloſſe zehn bis drenzehn, und in der Schwanzfloſſe neunzehn Finnen. Er iſt ſo wenig, als die Karpfen und Karauſchen ein Raubfiſch, ſondern nähret ſich im Schlam und mooſigten, noch beſſer aber im lettigen Boden. Man mag ſie in Teiche, ſtehende Tümpel, Miſt- und ſchlechte Waſſerlöcher ſetzen, wie man will; ſo erhalten ſie ſich, und erſticken auch nicht leicht zur Winterzeit unter dem Eiſe. Es iſt daher für einen Hauswirth ein nützlicher Fiſch. Wenn er ſchon keine groſſe Teiche und Waſſer, ſondern nur mäſſige Waſſerlöcher hat, ſo kann er dieſe Fiſche gar leicht darinnen erhalten und erzeugen. Wenn ſie in Viehtränken geſetzt werden können, ſo bekommen ſie inſonderheit recht gut, und werden fett, auch recht angenehm im Geſchmacke, und bekommen nicht ſo leicht einen mooſichten Geſchmack, als bisweilen die Karpfen und Karauſchen, daher ſie auch von vielen der Karauſche vorgezogen werden. Ihre Streich- und Laichzeit iſt im April und May. Sie mehren ſich ſtark, werden aber nicht ſonderlich groß. Wenn ſie ein Viertel bis höchſtens ein halb Pfund ſchwer werden, ſo heiſſen ſie ſchon groß. Die Urſache davon iſt wohl dieſe, weil ſie ſo zeitig und ſchon im andern Jahre ſtreichen, und da folglich ihre Vermehrung ſo viel gleich unter einander iſt; ſo können ſie ſich auch in der Gröſſe nicht ſehr

er-

erſtrecken. Man ſetzet ſie eben nicht ſonderlich mit in die Teiche, ſondern nur in kleine Weyher, Tümpel und Lachen.

Von den Göſen und Järten.

Der Göſe, Jäſe, Rapen, Schiedt, Rappe, Aland, Raapſe, Raubaler, (Cyprinus. Rapax. Leſke.) iſt ein Stromfiſch, der in Sachſen in der ſchwarzen Elſter am häufigſten gefangen wird. In der Geſtalt kommt er dem Karpfen ſehr gleich, hat auch dergleichen groſſe Schuppen. Jedoch iſt er in der Farbe hierinne unterſchieden, daß der Göſe am Kopfe und auf dem Rücken, auch auf den Seiten etwas herunter, blaulicht ſiehet, und nach dem Bauche zu eine glänzende Silberfarbe hat. Die Kiefern und Floßfedern aber ſind gelbröthlich; daher er ungemein ſchön ausſiehet. Man zählet in der Rückenfloſſe zwölf, in der Bruſtfloſſe achtzehn, in der Bauchfloſſe neun, in der Afterfloſſe vierzehn, und in der Schwanzfloſſe neunzehn Finnen. Er wird einer Elle lang, und vier, fünf, oder wohl noch mehre Zoll breit und wiegt oft über drey Pfund. Er iſt ſo gut ſchmeckend, wie der Karpfe, und wird auch demſelbigen von einigen noch vorgezogen. Sein Fleiſch wird im Sieden ganz gelbröthlicht, faſt wie aufs Lachsart, doch wird er meiſten gebraten, und daher auch von einigen Bratfiſch genennet. Ihre Streich- und Laichzeit iſt im May, da ſie auch am fetteſten ſind, und der beſte Fang geſchiehet. Beſon-

ders wenn die Stromwaſſer voll uferig werden, und an etlichen Orten übergehen; ſo fängt man ſie recht gut mit den Wathen, auch in den Abfällen in Garnſäcken. Einige verſpäten ſich auch, auf, an dem Fluſſe liegenden Wieſen, da ſie denn recht wohl zu fangen ſind. Es iſt kein Raubfiſch; ſondern er nähret ſich von der Fettigkeit des Waſſers; und er wird auch in der Oder und Spree ſehr häufig gefunden.

Die Jarter ſind eine Art Fiſche, welche faſt wie die Göſe geſtaltet aber ſchmäler, läng- lichter, und dünner ſind, auch kleinere Schup- pen haben. Die Floßfedern ſind blaulicht, die Augen gelb wie Gold. Ihr Fleiſch iſt ſehr fett und ganz ſonderbar von Geſchmack, vornehm- lich aber gut zu braten. Und weil ſie meiſten- theils in der Oder gefangen werden, ſo brätet man ſie in denen an ſelbigen gelegenen Städ- ten, ſonderlich zur Herbſtzeit, ſchlägt ſie häuffig in Fäſſer, und überſendet ſie an andere Oerter, weil ſie ſich auf dieſe Weiſe ziemlich lange halten können, und ein bereitetes Eſſen abgeben.

Von den Hechten.

Der Hecht (Eſox Lucius. Linn.) iſt ein bekannter Fiſch, welcher ſich in ſüſſen Waſſern als Seen, Teichen und Flüſſen aufhält, und wo er nur genugſamen Unterhalt finden kann, vor andern Fiſchen am leichteſten über ſich kommt, auch ſowohl zu einer anſehnlichen Stärke, als auch zu einen hohen Alter gelan- get,

get, wo er anders Friede hat. Zeiler gedencket eines mehr als zwo Ellen langen und eine halbe Ellen breiten Hechtes, der Schneeweiß geweſen, und im Jahr 1525 bey Wollin in Pommern gefangen worden. Lehmann aber behauptet, daß man im Jahr 1497. bey Heilbronn in einen See einen Hecht gefangen, der neunzehn Fuß lang geweſen, und wie man aus der Schrift des angehångten kupfernen Ringes erſehen, von Kaiſer Friederich des zweyten im Jahr 1230. in dieſes Waſſer geſetzt worden, folglich darinnen zwey hundert ſieben und ſechzig Jahr geſtanden. Er ſoll dreyhundert und funfzig Pfund gewogen haben, und dem damaligen Kurfürſten zu Heidelberg geſchickt worden ſeyn.

Es iſt aber der Hecht ein gewaltiger Raubfiſch, der ſonderlich in Teichen groſſen Schaden thut, ſich auch wohl an junge Gånschen macht, ja wohl gar in dem Fiſchbehålter nach Menſchenbeinen ſchnappet, daher er von etlichen mit Recht ein Waſſerwolf oder Fiſchwolf genennet wird, weil er eben ſo im Waſſer mit den Fiſchen, wie der Wolf im Walde mit den Thieren umgehet. Er kann groſſe Karpfen zu drey bis vier Pfund verſchlingen und verdauen. Er hat einen flachen Kopf, weiten Rachen, lange ſpitzige Zåhne, einen ſchmalen und rahnen Leib, genau geſtreifte Seiten und einen weiſſen Bauch. Der untere Kiefer iſt långer als der obere, und hohl, wie ein Löffel. Er gehöret mit unter die ſchuppigten Fiſche, und hat ein

geſundes und ſchmackhaftes Fleiſch, ſo auch den Patienten zu eſſen verſtattet wird. Man zählet in der Rückenfloſſe achtzehn bis ein und zwanzig, in der Bruſtfloſſe eilf bis funfzehn, in der Bauchfloſſe neun bis eilf, in der Afterfloſſe funfzehn bis achtzehn, und in der Schwanzfloſſe neunzehn Finnen oder Stralen.

Der Gröſſe nach werden die Hechte eingetheilet in **groſſe und Haupthechte**, in **mittel oder Schüſſelhechte**, und in **kleine oder Grashechte**. Unter dieſen wird die Mittelgattung am meiſten äſtimiret, und ſolcher im Hornung da die Hechte vor andern Zeiten am fetteſten und wohlgeſchmackteſten zu ſeyn pflegen, auf das ſorgfältigſte nachgetrachtet. Am ſchlechteſten aber ſind ſie im Merz in ihrer Laichzeit, welche manchmal auch bey einem ſtarken Nachwinter bis in den April ſich hinaus verſchiebet. Daher man ſie, wie alle andere laichende Fiſche, zu ſolcher ihrer Brutzeit in Ruhe laſſen ſoll. Die Fiſcher nennen ſie alsdenn **Merz-** oder **Poggen-** oder **Paddenhechte**, weil ſie um dieſe Zeit ſchon Poggen oder Fröſche fangen. Die aber früher und eigentlich im Hornung laichen, heiſſet man **Hornungshechte**, welche um ein ziemliches beſſer ſind, als die andern.

Den Ort ihres Aufenthalts nach werden ſie in **See- Teich** und **Stromhechte**, eingetheilet, und unter dieſen die, ſo in Flüſſen gefangen werden, den See- und Teichhechten, gleichwie die Milchner allezeit den Rognern vorgezogen wird. Wo

Wo dieſer Fiſch in Menge gefangen wird; dergleichen ſonderlich in Reuſſen, **Lemberg**, zu **Wriezen** an der Oder, und überhaupt wo viele Teiche ſind, geſchiehet, pfleget man ihn eingeſalzen in Tonnen zu ſchlagen, und weit herum zu verſenden, da denn dieſe Tonnenhechte, viel gekauft werden, wiewohl ſie bey einigen, den friſchen noch vorgezogen werden. Im ganzen aber werden die Friſchen doch höher geachtet. Die Hechte werden mit Wathen, oder Zuggarnen, Hamen, Wurfgarnen, Reuſſen, ingleichen mit Angel, und Nachtſchnüren, gefangen, wiewohl ſie auch Winterszeit unter dem Eiſe mit dem Eisnetze herausgelanget werden. So kann man ſie auch im Merz, da ſie hoch und ſtille ſtehen, leicht mit Kugeln ſchieſſen, oder mit einer Schlinge an einer langen Stange herausrücken. Aus den Beinen des Hechtkopfs will man die vornehmſte Werkzeuge, ſo bey der Kreuzigung Chriſti vorgekommen, herausbringen, wozu aber eine ſtarke Einbildungskraft gehöret.

Man legt auch an einigen Orten Hechtteiche an, und dieſe pflegt man den Hecht als einen beſondern Aufenthalt einzuräumen, weil er in denen Karpfenteichen, ſowohl mit der Brut und den jungen Satz, als auch mit den Karpfen ſelbſt gar ſchlechte Nachbarſchaft hält. Man nimmt darzu gern kalte Teiche, darinnen man ſonſt keine Karpfen einſetzen kann. Nachdem aber der Hecht nicht, wie die Karpfen, vom Schlamm, ſondern von Fiſchen ſeine

Nah-

Nahrung hat; alſo muß in dergleichen Teiche aus einem nahe gelegenen Bach oder Fluß, durch Gräben oder genugſam weite Rinnen, das Waſſer geleitet werden, damit es kleine Fiſche den Hechten zur Nahrung mit hineinführen könne. In Ermanglung dergleichen Gelegenheit, muß man, wenn andere Teiche gefiſchet werden, etwas von den Speiſefiſchen zu den Hechten einſetzen, damit, wenn jene laichen, dieſe von der Brut zu leben haben mögen. Daher ſetzt man auch gerne in die Streckteiche Hechte, welche aber kleiner ſeyn müſſen, als die darinnen befindliche Karpfen, damit nämlich die Speiſefiſche, welche ſonſt den Karpfen die Nahrung wegnehmen würden, von den Hechten aus dem Wege geräumet werden. Wenn man aber keine Speiſefiſche haben kann, muß man an deren Statt etliche Laichkarpfen hineinſetzen, auf daß die Hechte von derſelben Brut ihren Unterhalt haben. In dieſen Teichen ſtreichen auch die Hechte ſelbſten. Weil ſie aber, wenn ſie groß, und derſelben zu viel werden, ihre ſelbſt eigene Brut auszutilgen pflegen; ſo iſt es nöthig, daß alle Jahr die gröſten herausgefangen werden.

Endlich iſt noch zu merken, daß man obberührter maſſen Hecht- und Karpfenſatz in einen Teich nicht zuſammen ſetzen dürfe, weil der Hecht wegen ſeines geſchwinden Wuchſes ſo mächtig wird, daß er der groſſen Karpfen nicht mehr ſchonet, ſondern in Ermanglung anderer Nahrung auch dieſe angreift; es wäre denn, daß

daß man Hechte und Karpfen aus einer beſon-
dern Abſicht duldete, nämlich, damit die Men-
ge unnützer kleinen Fiſche gemindert, und denen
Karpfen, ſo zur Zucht wachſen ſollen, mehr
Raum gemachet würde. Oder wenn der
Grund und Boden des Teiches alſo beſchaffen
wäre, daß dieſer auch Karpfen zugleich trüge,
da alsdenn ſo groſſe Karpfen einzuſetzen, welche
der Hecht unangefochten laſſen muß. Wo aber
der Teich künftig wird abgelaſſen, und die
Hechte neben den andern Fiſchen herausgefan-
gen werden; ſo muß man zuſehen, daß ſich kein
Hechtlein darinnen verhalte, weil ſonſt die
Brut, ſo künftig hinein geſetzet werden ſollte,
nicht wohl möchte zu rechte kommen können.
Zu verwundern iſt, wenn man bisweilen Hechte
in Teichen findet, dahinein man doch keine
geſetzet hat. Man giebt insgemein vor, daß
die Endten in denen Flüſſen die Hechte mit den
Rogen verſchlucken, und hernach dieſen Hecht-
laich in den Teichen manchmalen wieder aus-
ſpeyen. Wenn ſich nun etwas davon, wenn er
noch friſch iſt, an dem Graſe oder Geröhricht in
den Teichen anleget; ſo wird es bey erfolgendem
Sonnenſchein lebendig.

Von den Karpfen.

Der Karpfe, Karpe, (Cyprinus Carpio.
Linn.) iſt ein bekannter Fiſch, der ſich in ſüſſen
Waſſern aufhält, einen breiten dicken Leib,
ſchwärzlichten Rücken, dunkelgelbe Seiten,
und einen weißgelben Bauch, groſſe und dicht
auf

auf einander ſchlieſſende Schuppen, und fünf Floßfedern hat. Er hat keine Zunge, wie ſonſt insgemein geglaubet wird, ſondern dasjenige, was man für ſeine Zunge, und einen herrlichen Bißgen hält, iſt der ſtarke fleiſchigte Gaumen; wie den der Augenſchein zeiget, daß dieſe vermeynte Zunge am obern Theil des Mundes anhängig, und mit dem untern Theile ganz nicht verbunden, auch keineswegs von den Gaumen, wie eine Zunge ſeyn ſoll frey und abgelößt zu ſehen iſt. Die Zähne hat er im Rachen, und in dem Kopfe, am Rückgrade einen dreyeckigten Stein, welcher unter dem Namen **Karpfenſtein** bekannt iſt. Dieſer Fiſch hat in der Rückenfloſſe vier und zwanzig Finnen, davon die zwote an der hintern Seite ſägeförmig iſt, in der Bruſtfloſſe ſechzehn, in der Bauchfloſſe neun, in der Afterfloſſe neune, und in der Schwanzfloſſe neunzehn Stralen. Am Maul befinden ſich vier Bartfaſern.

Die Karpfen werden unterſchieden 1) **nach den Ort ihres Aufenthalts**, in **Fluß und Stromkarpfen**, in **Seekarpfen** und in **Teichkarpfen**. 2) **Nach der Gröſſe und Alter**, als da ſind: **Samkarpfen**, welche noch in ihrem Wachsthum begriffen ſind, und zwar die jährigen nennet man **jährigen Strich**, oder **Setzlinge**; hernach kommt der **zweyjährige** und **dreyjährige Strich**; im vierten Jahr, werden ſie erſt Karpfen, und endlich Hauptkarpfen, von welchen allen die Fluß- oder Stromkarpfen die geſundeſten und ſchmackhaf-

teſten

teſten ſind. Nächſt dieſen folgen die Teich-karpfen, wenn ſie nehmlich in ſolchen Teichen ſtehen, die von klaren friſchen Bächlein, und von den Armen ausflieſſenden Waſſern ihren Zugang haben. Die Karpfen in ſtehenden Seen aber ſind mehrentheils eines faulen, mo-derichten und moraſtigen Geſchmacks, und dannenhero von den guten auszuſchlieſſen, wo-ferne die Seen nicht geſalzen ſind. Hingegen werden die Karpfen von mittelmäſſiger Gröſſe, etwa von zwey bis drey Pfunden, vor die be-ſten gehalten, zumal wenn ſie warm gegeſſen, mit andern Speiſen nicht überladen und ein paar Gläßgen Wein darauf geſetzet worden. Kranken Leuten inſonderheit aber denen die zum Stein oder zur Kolik geneigt ſind, pflegt man den Genuß der Karpfen zu unterſagen.

Die **Spiegelkarpfen**, ſind eine beſondere Art von Karpfen, obſchon verſchiedene behaup-ten wollen, daß die gemeinen Karpfen, wenn ſie über vier oder fünf Jahr alt wären, zu Spiegelkarpfen würden. Denn zu geſchwei-gen, daß auch Samen und Setzlinge von den Spiegelkarpfen gefunden werden, welche denen Alten vollkommen ähnlich ſind; ſo zeiget auch der Augenſchein, daß die Schuppen an denen-ſelben nicht allein weit gröſſer und goldfarbiger ſind, ſondern auch vom Kopfe bis zu dem Schwanze beyderſeits nur zwo Reihen ſolcher Schuppen gehen, der übrige Leib aber über und über ganz glatt iſt. Und auch dieſe weni-ge Schuppen verlieren ſie mit der Zeit, alſo

daß

daß man alte Spiegelkarpfen findet, die keine einzige Schuppe mehr haben, und ſo nackend als eine Schleye ſind. Der Spiegelkarpfe, hat auch in der Rückenfloſſe ſechs und zwanzig, in der Bruſtfloſſe ſiebenzehn, in der Bauchfloſſe neun, in der Afterfloſſe ſieben, und in der Schwanzfloſſe neunzehn Finnen. Sie haben ein fetters und delicaters Fleiſch, ſollen aber wegen ihrer Zärtlichkeit in Ermangelung desjenigen ſchuppigten Panzers, womit die gemeinen Karpfen bekleidet ſind, zu keinem hohen Alter gelangen, wie dieſe, von denen man beglaubte Nachrichten hat, daß ſie funfzig, ſechzig, ja hundert Jahre erreicht haben.

3) Dem Geſchlechte nach werden ſie in **Milchner** und **Rögner** eingetheilet, davon jene männlichen, dieſe aber weiblichen Geſchlechts ſind.

Diejenigen, welche zu Erzeugung des Samens in die ſogenannten Streichteiche ausgeſetzt werden, heiſſen Streich- oder Laichkarpfen, und ſollen dieſelben von guter Gattung vollkommen von Schuppen und Floßfedern, unbeſchädiget und unzerſtoſſen, auch nicht gar zu fett, ſondern fein proportionirlich, jedoch etwas dick und großbäuchig, voller Rogen und Milch, über vier oder höchſtens fünf Jahre nicht alt ſeyn. Denn wenn ſie gar zu groß und fett, oder zu alt in einen nahrhaften Teich kommen, ſo ſtreichen ſie nicht gern. Dergleichen Karpfen werden im Herbſte wenn man die Teiche gefiſchet hat, ausgeleſen und den Winter

ter über in einen nicht allzugroſſen Behälter, oder Einſetzteichgen, damit ſie fein beyſammen ſeyn, und ſich nicht ſonderlich ergehen, oder allzuſehr abarbeiten können, und darinnen man auch allezeit Waſſer genug haben kann, erhalten. Wenn ſie alſo den Winter über im Gedrängen erhalten, und hernach im Frühling wiederum ins friſche Waſſer ausgeſetzet werden; ſo werden ſie auch um ſo viel deſto eher ſtreichen. Es geſchiehet aber ſolches Ausſetzen, der Streich- oder Laichkarpfen gar langſam im Frühlinge nach Oſtern, etwa um Georgii im vollen Monde, oder auch wenn die Aepfelbäume blühen, und das Gras ſchon hervor gekommen iſt, damit ſie alſobald Weide finden, und ſich derſelben gebrauchen können. Die Anzahl der Laichkarpfen muß nach der Gröſſe des Streichteiches eingerichtet, und allezeit einem Milchner zween Rogner beygeſellet werden; man ſoll ſich auch nach etlicher Meynung, fremder Streichkarpfen befleiſſigen, und dieſelben zum Streichen ausſetzen, weil ſie beſſer auf anderm Boden, als auf einheimiſchen ſtreichen ſollen.

Wenn nun ſolche Karpfen den erſten Sommer geſtrichen haben, ſo wird derſelbe Same, die Brut oder der Strich genennet. Wenn dieſer Strich zween Sommer und einen Winter geſtanden hat, und ſelbiger auf den Herbſt gefiſchet wird; ſo heiſſet er nicht mehr Strich, ſondern er wird alsdenn zweyjähriger Same oder Satz genennet, welcher folgendes Jahr zu Ende des Aprils und zu Anfange des

Mayen, im zunehmenden Monden, wenn das Waſſer gleichſam ein wenig lau oder warm geworden iſt, und das Gras hervorzuwachſen beginnet, ausgeſetzet wird. Hat dieſer ausgeſetzte zweyjährige Satz wieder einen Sommer geſtanden, und ſich erſtrecket, ſo wird er auf den Herbſt gefiſcht, und iſt alsdenn ein **dreyjähriger Satz**, welcher hiernächſt in die zum Gewächs beſtimmte Teiche ausgeſetzet wird, damit er darinnen ein oder zween Sommer ſtehe und wachſe, und rechte Karpfen daraus werden; nach welcher Zeit die, ſo nur einen Sommer geſtanden, **einſömmerige**, die andern aber, ſo zween Sommer darinnen geweſen, zweenſömmerige genennet werden.

Es hat aber ein Oekonom, wenn er ſeinen Erſtreck- oder Streckteich im Herbſt fiſchet, ehe er den zweyjährigen Satz in die rechten Karpfenteiche austheilet, ſogleich einen Ausſchuß zu machen, und die gröſten Setzlinge auf einen Sommer, das iſt auf ein Jahr; die von mittelmäſſiger Gröſſe, auf zwey Jahr, und die kleinſten auf drey Jahr zu verſetzen. Denn wenn man obbemeldete drey Gattungen Setzlinge auf drey Jahr in einen Teich zuſammen thut; ſo geſchiehet es leichtlich, daß die gröſten ſtreichen (welche Brut man **Baſtarte** nennet) wodurch man aber die Karpfen verderbet, daß ſie nichts oder gar wenig zunehmen werden; ſowohl auch, wenn man die gröſten Satzkarpfen, welche nur einen Sommer zu ihrem Wachsthum, und zu ihrer völligen Gröſſe zu

gelan-

gelangen, erfordern, mit den kleinen auf drey Sommer ausſetzet, iſt ſolches ein groſſer Schaden, weil der Gewinn, den man von den groſſen Karpfen in einem Jahre hätte, erſt in drey Jahren davon zu nehmen iſt. In der groſſen Sommerhitze, welche gemeiniglich in dem Monathe Julio einfällt, ſoll man die Karpfen, wenn man Gelegenheit dazu hat, öfters mit friſchem Waſſer erfriſchen. Bey harten Winterfroſt aber, da ſie leichtlich unter dem Eiſe erſticken, Löcher darein hauen, oder wie die Fiſcher reden, Wuhnen machen, damit die Karpfen Luft bekommen mögen. Sonſt iſt unnöthig, die Karpfen in einem Teich zu ſpeiſen. Denn es gehet gemeiniglich mehr dabey auf, als es Nutzen bringet. Sie gewöhnen ſich an die ihnen gegebene Schleckerey, und nehmen hernach die natürliche Weide nicht mehr an, daher ſie im Wachſen mehr gehindert, als befördert werden; es wäre denn, daß es mit feiſtem Koth, auch andern guten Erdreich oder kurzen Miſte geſchehe. So ſoll man ſie auch mit dem Brodte nicht verwöhnen, weil ſie hernach mehr ab-als zunehmen, wenn ſie ſolches nicht beſtändig haben können. In den Fiſchhältern aber will es allerdings eine Nothwendigkeit ſeyn, ſie zu füttern, und giebt man ihnen darinnen insgemein geſchroten Malz, Träber, Brod, und dergleichen. Etliche thun ſolches in ein Faß das mit vielen Löchern durchbohret iſt, davon das Waſſer trübe gemacht wird, und die Fiſche alſo ihre Nahrung haben; oder man

pfleget ihnen auch wohl aus Leimen, Kleyen und Schafmiſt geknetete Kugeln von Zeit zu Zeit vorzuwerfen. Die Güte eines fetten Karpfen wird daran erkannt, wenn er fein hart, und gelb am Bauche, einen kurzen, kleinen, käulichten Kopf hat, und fein ſchwarz über dem Leibe iſt.

Da wir in dem angeführten, ſowohl der Karpfen-Behälter, als auch der Teiche derſelben ſehr oft gedacht haben, ſo wollen wir auch dieſelben kürzlich beſchreiben.

Ein **Karpfenbehälter** wird entweder zur Winterung, oder zur täglichen Nothdurft und Küchengebrauch angeleget.

Bey dem **erſten** iſt folgendes in Acht zu nehmen: Es werden ſehr nahe an Hof, Schloß oder Dorf kleine Teiche von einen halben, ganzen bis anderthalb Morgen groß erwählet, welche vor das **erſte** guten fetten Boden haben, vor das **andere** im Winter über wenigſtens zwo Ellen und nach dem Stich und Grundzapfen zu zwo und drey viertel bis drey Ellen tief Waſſer halten, ſo daß ſelbe in den ſtärkſten Wintern nicht ausfrieren können. **Drittens**, in welche keine Gräben oder Gerinne von andern groſſen Teichen ihren Flutbetten gehen, damit keine Hechte hineinkommen. **Viertens**, welche mit einem fein breiten Stich und gut Waſſerhaltenden Gerinne und Grundzapfen verſehen, damit ein ſolcher Teich reine abgelaſſen werden kann. Dergleichen Teiche ſchicken ſich nun vollkommen, die jungen Karpfen

pfen auszuwintern, und müſſen alſo deswegen mit der gröſten Sorgfalt Teich verſtändig tractiret, nämlich alle Jahre der Hauptdamm mit lettichtem Erdreich erhöhet, und in der Mitten beſonders nach dem Stich zu, ausgetieft, der Stich aber beſonders, auch die Inſerirgraben nach dem Stich zu, ausgeräumet werden, damit dergleichen Teiche ihre beſtändige Tiefe behalten. Die beſte Winterungs-Teiche ſind dieienigen, ſo warme Quellen haben, unten an der Sohle einer Anhöhe liegen, wo gemeiniglich dergleichen Quellen hervorſpringen, da, ſagen wir, kann man einen Morgen groß, einen fein breiten und hohen Damm herum aufführen, und ſelbigen mit einem Abzugsgerinne verſehen, und wenn denn, wie gedacht, vom Dorfe oder Gütern dahin geſehen werden kann, damit nicht die böſen Buben im Winter Löcher hauen und des Nachts Fiſche rauben können; ſo iſt es beſſer, als wenn die Winterungen weit vom Dorfe ab, oder entfernet liegen.

Wenn nun um Martini die andern und groſſen Zuwachs-Teiche gefiſchet werden ſollen; ſo werden dieſe Winterungen, worinn den Sommer über ebenfalls Karpfen nach der Einſatzregel geſtanden, anförderiſt reine abgelaſſen, und reine ausgefiſchet, das Gerinne und der Grundzapfen wohl mit Thon und Letten beſtampft, mit Waſſer wieder völlig angeſpannet, und alſo alles beſorget. Sind die andern zu Zuchtsteiche abgelaſſen und aus-

gefiſchet; ſo werden nach Martini ſämtliche Karpfen, welche ausgewintert, und auf das Frühjahr wieder in andere Teiche geſetzt werden ſollen, hierein geſetzet. Wir ſagen aber nur lauter Karpfen und abſolut kein anderer Fiſch. Weilen auch dieſe Karpfen, ſie ſeyen klein oder groß, von dato an den ganzen Winter durch nicht ſo, wie in denen Sommerteichen, herumſchwimmen, auch viel Platz und Nahrung erfordern, zumalen ſechs bis acht Butten oder Zuber voll Karpfenbrutſatz, pfündig, zwey und drey pfündige Karpfen, in zwey Morgen groſſe Winterungsteiche ſich in wenig Tagen ihr Lager ſuchen, und den ganzen Winter darinn ganz ſtille ſtehen, ſo ſagen wir, ſo bald nach Martini die Karpfen, ſie ſeyen groß oder klein, aus den groſſen Sommer- und Wachsteichen in die tiefen Winterungen kommen, ſo ſuchen die gröſſeſten Karpfen, ſogleich die gröſſeſte Tiefe des Teiches, und zwar meiſtentheil den Stich nahe vor den Grundzapfen, wohin ſich denn auch der zarteſte und fetteſte, dünne Schlamm aus dem ganzen Teiche nach und nach hinziehet. In dieſer Tiefe legen ſich die Karpfen ſo nahe beyeinander, als wenn ſelbe mit Gewalt zuſammen geſchichtet wären, und zwar wie Heringe in einer Tonne, die kleinern nach Proportion der Gröſſe im̃er neben dieſe, und die allerzarteſte Brut am Rande dieſes Lagers, ſo, daß man bey recht ſtillem Wetter, ehe der Teich zufrieret, dieſes ganze Karpfenlager wahrnehmen und ſehen kann, daß ihr

Bauch

Bauch völlig im Schlamme, die Schnauzen aber ein klein wenig über dem Schlamm vorragen, und daß ſich kein einziger reget, ausgenommen die Floßfedern, welche beſtändig wie ein Uhrwerck ſich bewegen. Auf dieſen Punkt müſſen wir ſcharf ſehen, indem hierauf alles Wohl und Weh der Karpfenzucht beruhet.

Wenn es nun frieret und der Teich völlig mit Eis beleget wird; ſo iſt es nicht erlaubet, eine Wuhne oder Oefnung über den Stich, oder wo der Teich am tiefſten iſt, zu machen, anſonſt ſich viel Gefahr und Nachtheil ereignen könnte, ſondern viel weiter über die Mitte des Teiches hinauf, und zwar im Drittel, wird nur ein Loch eine Elle groß durch das Eis gehauen, und ein Bund Weitzen oder Haberſtroh, annoch oben unten am Sturzende nochmalen mit einem Strohſeile, oder aber noch beſſer mit einer gedreheten Wiede, ganz feſte zuſammen gebunden, hineingeſtellet, ſo daß die Sturzenden auf den Boden des Teiches zu ſtehen kommen, jedoch das Bund Stroh über dem Eiſe faſt eine Elle hervorraget. Kann man Teichrohr haben, ſo iſt es noch beſſer, und alſo länger. Wenn dann gleich noch ſo ſtarker Froſt kommt, ſo haben die Fiſche hierdurch Luft, mehr Löcher aber dürfen nicht in Winterungen gemacht werden, und wenn, die Winterungen warme Quellen, und oben an einem Orte einen kleinen Auslauf, als wie ein klein Flutbette haben, welches ſich öfters ereignet; ſo braucht man keine Oefnung, kein Stroh oder

Rohr, ſondern die Winterung bleibet ſo ohne-hin in ihrem guten Stande.

Gleichwie nun die Eigenſchaft der Karpfen im Winter abſolute in ihrem Winterquartiere eine Tiefe, welche nicht ausfrieret, einen dünnen ſchlammigten Platz in ihrem Lager, und hauptſächlich, wenn ſich die Karpfen einmal ordentlich gelagert, dato an bis aufs Frühjahr eine ungeſtörte Ruhe haben will; ſo müſſen wir ſolchem nachdenken, und vielmehr dazu behülflich als hinderlich ſeyn. Das iſt: In ſolche enge Winterungsteiche, darf keine andere Art von Fiſchen mit eingeſetzet werden, ſintemalen andere Fiſche dieſe ſtille Winterlagerung nicht lieben, und dieſe Eigenſchaft derer Karpfen nicht haben. Schleyen und Karauſchen, Pertſche und Hechte ſtehen den ganzen Winter durch nicht einen Augenblick ſtille, oder halten Lager, ſondern ſind beſtändig beſchäftiget. Die Karauſchen und Schleyen wühlen und arbeiten im Moraſt, und ſuchen, nach ihrer Eigenſchaft, was ihnen nöthig iſt, und wohlgefället. Die Hechte ſchieſſen wie die Pfeile ſo ſchnell hin und her, und lauren nur auf die junge Karpfen und gute Fiſche, um ihren Rachen und Leib ſtündlich zu füllen. Desgleichen auch die Pertſchen, welche alles kleine Brutweſen ruiniren. Wann nun dergleichen Fiſche in einer Karpfenwinterung mit eingeſetzet werden; ſo wird das Karpfenlager verunruhiget, und die Karpfen müſſen abſolute aufſtehen. Da nun wege Enge

des

des Teiches, die Karauſchen und Schleyen das Waſſer ganz trübe machen; ſo ergiebt ſich, daß die Karpfenbrut, auch der Karpfenſatz, für Tumult und Angſt in die Fläche ſchieſſen, um ſich in Sicherheit zu begeben; mit denen Rückenfloßfedern aber an das Eis kommen und anfrieren. Bey ſolchen unordentlichen Veranſtaltungen liegen im Frühjahre, bey Ablaſſung ſolcher Winterung, ich ſage, ſobald das Eis aufthauet viele Butten voll, todte Fiſche auf dem Waſſer, und werden denen Krähen auch Raubvögeln zu Theil, ohne was die Hechte zuletzt gefreſſen, welche, wann der Winter faſt vorbey, wegen Mangel des Platzes und beſtändig trüben Waſſer auch krepiren. Dahero, wie gedacht, Ordnung gehalten werden muß.

Zum andern, werden die Karpfenbehälter zum täglichen Küchen gebraucht, entweder in den Gärten, oder an andern denen Landhäuſern nahe gelegenen Orten, nachdem es das Terrain leidet, etliche nach einander gebauet, damit das Waſſer von einem in den andern lauffen könne, hiernächſt auch, damit das Waſſer das Erdreich darinnen nicht ausſchwemmen, noch viel weniger von denen Karpfen Löcher darein gegraben werden mögen, auf den Seiten mit Brettern wohl verwahret, doch ſoll man in dergleichen Hälter, wenn ſie noch neu ſind, nicht bald Karpfen ſetzen, denn das Waſſer wird von dem neuen Holze gleichſam vergiftet, ſo daß die Karpfen ſehr darinnen ſterben. Die Karpfenbehälter ſollen unten am

Boden leimigten Grund haben, als wovon die Karpfen eine gute Nahrung bekommen: iſt es aber ein anderer Grund, ſo muß man den Hälter deſto tiefer graben, und einen leimigten Grund ohngefähr einer Ellen dick, darauf ſchlagen; man kann auch unter den ein wenig Malz nehmen, damit ſich die Karpfenbehälter, wenn ſie anders gehörigermaſſen gebauet ſind, jährlich wenigſtens zweymal, im Frühling und Herbſt, wenn keine Fiſche darinnen, ganz und gar ablaſſen, mit ſtumpfen auf langen Stangen gebundenen Beſen ſauber auskehren, wieder ein wenig Waſſer einlaſſen und ausſpühlen, auch dieß ſo lange bis das Waſſer ganz helle heraus flieſſet; damit aller Schleim und Geſtank mit hinaus komme, ſo bleiben die Karpfen deſto lieber darinne, kann man ſie aber nicht ablaſſen; ſo müſſen ſie mit Waſſerſchnecken, oder andern Waſſermaſchienen, ausgeſchöpfet, und gleichermaſſen gereiniget werden.

Wir haben oben ſchon erwähnet, daß der Karpfenteiche dreyerley ſind; nämlich der **Streich- oder Laichteich**, der **Streck- oder Erſtreckteich**, und der **eigentliche Karpfen- oder Setzteich**, welche beyden letztere auch Zuwachsteiche genennet werden.

1) Zu **Streich- oder Laichkarpfen**, ſind kleine Feldteiche welche zween bis fünf Morgen halten, mitten in freyen angebauten Feldern oder Wieſen recht in der Sonne liegen, in warmen Sommertagen ihren Spiegel, faſt zu zween bis vier Morgen groß, und ein bis anderthalb

derthalb Elle tief Waſſer behalten, hauptſächlich aber fetten oder leimigten Boden haben, nächſtdem mit einem behörigen Stich und wohl verdeckten und verlutirten Gerinn und Grundzapfen verſehen ſind, damit um Martini ein ſolcher Teich völlig abgelaſſen, und alſo im Stiche der Grundzapfen reine ausgefiſchet werden kann, die allerbeſten. Es müſſen aber ſelbige abſolut dazu alle Jahre gebrauchet, und mit nichts anders beſetzet werden. Wir ſagen dergleichen Feldteiche, wo keine Gräben oder Bäche hinein lauffen, damit man vor den Hechten ſicher ſeyn kann, und wo ſich die geilen Feldgewäſſer nach und nach einſenken, und dabey einige natürliche Grundquellen haben, um einen beſtändigen Spiegel zu erhalten, ſind für einen Karpfenliebhaber viel Geldes werth. Es kann damit die Karpfenzucht mit Gewalt in Menge gezwungen werden. In Ermanglung deſſen, und in ſehr tiefen, groſſen, kalten und ſandigten Teichen, wo allerley Bäche herein gehen, darf abſolut auf Karpfenbrut nicht gedacht werden, weil die Hechte mit dem Bach- und Grabengewäſſer häuffig darein kommen, und alle zarte Karpfenbrut ohne Unterſcheid wegſchnappen, auch auf groſſen Teichen von dreyſig bis funfzig Morgen, bey mittelmäſſigem Winde und Sturm ſich Mannesdicke Wellen ereignen, und das Gewäſſer an die Ufer ſchlagen, welches den friſchen Karpfenteiche höchſt ſchädlich iſt.

Dem

Alle diejenige, ſo zur See in die auswärtigen Länder gefahren, und an denen Seeufern, und beſonders wo öfters allerley kleine und groſſe Ströme, Bäche und Gräben ſich in die See ergieſſen, bekannt ſind, werden geſtehen müſſen, daß kein einziger Seefiſch in der Tiefe der See ſtreiche und laiche, auch kein Strich wegen denen wütenden und oft brüllenden Wellen geneſen oder gedeyhen kann, ſondern, daß die Fiſche in der Streich- und Laichzeit Winterflächen, ſtille Gegenden ſuchen, ſich in Ruhe mit einander zu begehen, auch nachgehends die Rogner ihren Laich in ſolche flache ſtille Gegenden häuffig auslaichen, ſo daß man öfters dergleichen Flächen mit Laich häuffig angefüllet findet. Wenn nun der Wind nur vierzehen Tage bis drey Wochen von ſolchen Gegenden nach der See zu fortdauret, ſo hat ſämtlicher Laich gewonnen, und wimmelt alsdenn dieſe Gegend von kleiner Brut. Dergleichen klein Gezeuge bleibet genug, ſo lange in der warmen ſtillen Fläche und wächſet zuſehens, bis der Wind endlich einmal von der See hier nach der Fläche zu die Wellen aufſchwellet, da denn ſämtliche Brut mit fortgehet, und ſich ſo lange, als bis ſelbige von andern räuberiſchen Fiſchen und Seethieren gefreſſen oder gefangen werden, erhalten.

Dergleichen Bewandniß hat es auch mit den Karpfen, daß dieſelben, nämlich in der Streichzeit eine Fläche ſuchen, auf welche der Milchner mit dem Rogner heraus gehen, wo das

das Waſſer kaum vier, zween, ja oft nur einen Zoll hoch iſt, und in die Sonne ſich mit den Bäuchen zuſammen legen, und ganz merkliche Streichbewegungen machen, nachgehends ſich wieder in das Waſſer vermittelſt Krümmungen zurücke ziehen.

Es bleibet alſo feſt geſtellet, daß auf dieſe Art gelegene Teiche, lediglich zum Streichen und Laichen mit groſſen Streich- und Laichkarpfen alle Jahre beſetzt werden ſollen. Nun müſſen wir, wenn die Beſatzung recht oekonomiſch und fruchtbarlich geſchehen ſoll, wiſſen, wie alt die Streichkarpfen, und wie ſchwer ſolche seyn müſſen, wann recht geſunde junge Brut folgen ſoll, auch wie viel dergleichen Karpfen auf einen Morgen groß eingeſetzet werden ſollen. Nachdem aber die langwierige Erfahrung gelehret, daß ein zwey bis drey pfündiger Karpfe wohl Streichbewegungen machet, von erſtern aber gar nichts, und von leztern nur wenig kleine Brut gefangen worden, nächſtdem, das ſechs bis acht, ja neun bis zehen pfündige Karpfen geſtrichen, und vielen Laich von ſich gelaſſen, die Brut aber kaum ein bis anderthalben Zoll lang geworden, auch ganz weiß und mager, als eine Rothfeder oder Weißfiſchgen ausgeſehen, und ſo klein geblieben, wenn ſie gleich das folgende Jahr in die fetteſten Feldteiche geſetzet worden, in dem das Alter und ſchwere Unvermögen des Milchners den Rogner nicht recht begeiſtern, noch kräftigen Samen zur Belebung mittheilen können. Hin-

Hingegen haben ſich die vierpfündigen Milchner und Rogner jederzeit legitimiret, ſo daß per fractionem von einem Rogner fünf und zwanzig Schock recht geſunde Brut zwey gute Zoll lang, auf dem Bauche gelb, und auf dem Rücken ſchwärzlich, um Martini gefangen worden, und daß ſothane Brut im andern Jahre zu gutem Satzkarpfen ſechs oft ſieben Zoll lang gewachſen. Dahero ſtellen wir zur Grundregel: alle Frühjahre keine andre, als vierpfündige Karpfen, zum Streichen oder Laichen einzuſetzen, dieweil ſie in ſolchem Jahre am lebhafteſten und geſchickteſten ſind, einen Teich mit ihren Laichen zubeſamen. Es dörfen aber auf einen Morgen-Teich, von ein hundert und achtzig Quadratruthen, mehr nicht als aufs höchſte ſechs Rogner und zween Milchner in den Monath Merz eingeſetzet werden, und muß abſolut nicht eine Gräte von andern Fiſchen dazu kommen, wir ſagen nicht ein ander Fiſchgen, wenn es auch nur ein Stichling oder Schmerling wäre, ſondern nur dieſe ſechs Rogner und zween Milchner, damit ſelbige ihre Bequemlichkeit recht alleine haben können, auch die über hundert und funfzig Schock kleine Brut ungeſtöret, alle Nahrung des Teiches alleine zu ſich nehmen, und ihren Wachsthum haben können. Hauptſächlich iſt zu wiſſen, daß alle dergleichen Sommerteiche an Martini abgelaſſen, ausgefiſchet, die Fiſche in ihre Winterungen gebracht werden, und die abgelaſſenen Teiche, ſo mit offenen Gerinne liegen bleiben und aus-

ausfrieren müſſen, bis in Monath Merz, da denn der Stich ausgetieft, und der Grundzapfen mit Thon und Letten waſſerhaltend befeſtiget; und wann denn der Teich mit Waſſer angeſpannet, und ſeinen gehörigen Spiegel hat, regelmäſſig beſetzet werden muß.

Wann nun ein Landedelmann nur einen ſolchen Streich- und Laichteich hat, welcher, wie hiebevor erwähnet, gelegen iſt, und nur ein oder zween Morgen von hundert und achtzig Quadratruthen hält; ſo kann darinnen ſo viel Brut alle Jahre erzogen werden, daß man alle andere Teiche nach Proportion ihrer Lage und Brutſatz, ein und zweypfündigen Karpfen beſetzen, und alſo jährlich mehr als hundert Centner Karpfen verkauffen kann.

Die **Streck- oder Erſtreckteiche**, worein der zweyjährige Same geſetzet wird, damit er ſich darinnen erſtrecke, und zur gehörigen Gröſſe des Satzes wachſe, müſſen gröſſer und weiter ſeyn, als die Streichteiche, und an ſommerichten und ſonnenreichen Orten liegen. Zu dieſen gehöret ein guter, fetter, und mehr lockerer als harter Grund, nächſt dieſem aber iſt der ſandige, kaltſteinigte, und kieſige, mit fetten Erdklöſſen vermiſchte Boden nicht ſo böſe, als der magere, ſteinige und unfruchtbare. Es ſoll auch kein flieſſendes Waſſer oder ein Fiſchbach hindurch gehen, noch auch der Teich ſelbſt mit Geröhricht bewachſen ſeyn. Denn im erſten Fall wird der eingeſetzte Samen von den Hechten, die mit dem Fließwaſſer gerne in den

Teich

Teich kommen, gefreſſen. Im andern Falle aber, und da er Geröhricht hat, leidet der Samen von den Enten, Reihern und andern Waſſervögeln leichtlich Schaden. Sie wollen ferner einen fetten und leimigten Grund ſowohl, als die ordentlichen Karpfen, oder ſogenannten Setzteiche haben. Wo man den zweyjährigen Samen oder Brut in die Streckteiche bringet, ſoll man auch zugleich etliche Schleyen mit hinein ſetzen. Denn dieſe gehen gerne in den Grund, öfnen und durchwühlen denſelben, daß ſich die geringe Brut auch deſto leichter in den Grund einſchlagen, und ihre Nahrung ſuchen könne. Ihre Beſetzung geſchiehet am beſten im Frühlinge und um das Ende des Merzen, bis längſtens im May, bey ſtillem Wetter, im Herbſt werden ſie wieder gefiſchet, und der nunmehr dreyjährige Same in die rechten Karpfen- und Setzteiche zum völligen Wachsthum ausgeſetzet. Die Streckteiche ſollen endlich auch nicht mit allzuvieler Brut überſetzet werden, weil ſolches eine groſſe Verhinderung an ihrem Wachsthume verurſachet.

Gleichwie nun oben erwähnte Streichteiche nothwendig im Felde und in der Sonne liegen, auch guten Boden, beſtändig groſſen und wenigſtens eine und ein viertel oder anderthalb Elle tiefen Spiegel, reinen Stich mit feſt waſſerhaltenden Grundzapfen haben, und keine Hechte eingehen müſſen, alſo ſollen auch auf ſolche Art auch die Zuwachsteiche zur Brutſatz und pfündigen Karpfen beſchaffen ſeyn. Wenn nun

nun derer ſich viele und zwar kleine und gröſſere vorfinden; ſo iſt es deſto vortheilhafter, alldieweilen, alsdenn eine ordentliche Eintheilung gemacht, und ein jeder Teich zu ſeiner eignen Sorte Karpfen ausgeſetzet, und hingegen bey ſogeſtalten Sachen ein zuverläſſiger Nutzen geſchaffet werden kann. Zum Exempel die kleineſten, flächeſten, warmen Feldteiche von ein und zween Morgen groß werden in dem Monath Merz mit Waſſer angeſpannet und auf jeden Morgen von hundert und achtzig Quadratruthen groß, zwanzig Schock Karpfenbrut, welche gegen zween Zoll lang ſeyen, hinein geſetzt. Dieſe ſtehen bis Martini, unter welcher Zeit ſelbige ſechs Zoll lang und ſogenannte Satzkarpfen werden, auch ſo groß ſeyn, daß, wenn man einen in die Hand nimmt, an einem Orte der Kopf und an dem andern Orte der Schwanz hervorraget. Die werden alsdenn, wie gedacht, wenn der Teich abgelaſſen, völlig ausgefiſchet, und in die Winterung eingeſetzet.

Die andern Teiche von zween, drey, vier bis fünf Morgen groß, wann im Merz die Teiche wieder mit Waſſer angeſpannet, mit Satz-Karpfen, welche gegen ſechs Zoll lang ſind, und zwar auf jeden Morgen von hundert uund achzig Quadratruthen groß, drey und ein halb Schock auf das höchſte, wenn die Teiche recht fetten und guten Boden haben, aber vier Schock eingeſetzet. Dieſe ſtehen bis Martini und wachſen ſo groß, daß jeder ein Pfund wieget. Denn werden dieſe Teiche ab-

gelaſſen, und dieſe pfündige Karpfen, woran viel gelegen, mit der gröſten Sorgfalt in gute Winterung geſchaft.

Die dritte Art und noch gröſſere, reine Feld- und Wachsteiche, ſo fünf, ſechs, zehen und mehr Morgen haben, werden im Merz mit pfündigen Karpfen, und zwar auf jeden Morgen groß zwey Schock beſetzet, welche ebenfalls bis Martini ſtehen, und unter ſolcher Zeit juſt ein Pfund zunehmen, und zweypfündig werden. Dieſes ſind alsdenn die beſten Einſatzkarpfen in groſſe Teiche, und müſſen ſogleich nach der Ausfiſchung in gute räumliche Winterungen geſchaft werden.

Die vierte Art Teiche, welche zwanzig, dreyſig bis funfzig und mehr Morgen halten, gleichwohl mit einem tiefen Stich- und Grundzapfengerinne verſehen, und abzulaſſen ſind, anbey guten Boden haben müſſen, gegen Martini abſolut reine abgelaſſen, und von Hechten mit gröſſeſter Vorſicht geſäubert. Wenn nun alle Gewäſſer in den ſchmalen Rumifications-Graben nach dem Stich zu abgelauffen, auch der Stich wohl durchſuchet, daß keine Spure von Hechten darinnen iſt: ſo wird der Grundzapfen mit Thon und Letten feſte verrammelt, der Damm aller Orten ausgebeſſert, und wo ſelbiger zu ſeichte iſt, Letten, Leim und feſte Erde aufgetragen, und mit Raſen beleget, und wenn beſonders das Fluthbette genau ausgebeſſert und mit dichtem Geflechte verſehen, ſo wird der Teich mit Waſſer ſogleich wieder ange-

angeſpannet, und auf jeden Morgen von hundert und achzig Quadratruthen groß, ein Schock pfündige und ein Schock zweypfündige Karpfen eingeſetzt, welches aber gleich acht oder vierzehen Tage nach Martini geſchehen muß. Dieſer Teich, welcher der eigentliche **Karpfen**- oder **Setzteich** iſt, bleibet mit ſolcher Beſatzung, zwey oder drey Jahr ſtehen, bis um Martini herum, da denn ein-, zwey-, drey-, vier- und fünfpfündige Karpfen, nach der Ablaſſung des Waſſers ausgefiſchet, auch danebſt eine ziemliche Partey kleine, jedoch recht geſunde und gute Brut, welche die vier- und fünfpfündigen Karpfen geſchlagen haben, mit gefangen werden.

Eine ſolche Hauptfiſcherey giebt in der That einem groſſen Herrn oder Kavallier ein groſſes Vergnügen, und trägt dabey ein ganzes Kapital Geld ein, wenn zwey bis vierhundert Centner Karpfen verkauft werden können. Dahero unſer Dichten und Trachten lediglich bey der Fiſcherey auf reine Karpfenzucht gerichtet, und die hiebevor angeprieſene Ordnung zum beſtändigen Augenmerk genommen werden muß. Unſere Vorfahren haben ſchon vor Alters eingeſehen, daß dergleichen Feldertiefen und Quellgründe ſich zum Acker nicht ſchicken, weil ſowohl im Frühjahre die Schneegewäſſer, auch im Sommer Platzregen von allenthalben herum ſich darein ſammlen, und alle Feldfrüchte verſchlemmen würden, dahero dieſelben mit gutem Bedacht, um ſolche, oft groſſe Plätze

zu nutzen, mit groſſer Mühe und Aufwand dauerhafte Dämme aufgeführet, die Waſſer in einem beſtändigen Spiegel zu erhalten, um ſolche Teiche mit Fiſchen beſetzen zu können. Es müſſen denn auch dieſe mit der gröſten Sorgfalt ſofort, vermittelſt beſtändiger Dammauftragung und Ausräumung des Stiches, erhalten und recht oekonomiſch beſetzet werden, damit ſich ſolche Teiche oder Feldtiefen benebſt dem Vergnügen auch ganz gewiß, wann nämlich alles regelmäſſig traktiret wird, recht gut nutzen laſſen.

Von den Karauſchen.

Die Karauſche, Carauſche, Karautze, Karutzen, Garuſſe, Gareiſel, (Cyprinus Caraſſius. Linn.) iſt ein Fiſch, ſo hier in Franken, nicht ſehr bekannt iſt, welcher aufs höchſte einer ſtarken Spanne lang, und einer guten Hand dicke und breit wird. Er kommt faſt einem Satzkarpfen gleich, iſt aber weißlichter und breiter, auch hochrückigter und mit einem etwas kürzern Kopfe verſehen. Die jungen Karauſchen ſehen etwas bleicher, als die Karpfen, wenn ſie aber nur auf ein Pfund wiegen; ſo ſehen ſie noch rothgelber. Er hat ein geſundes und wohlgeſchmacktes Fleiſch, und tauget zum Sieden und Braten, nur iſt er mit ziemlich vielen Gräten verſehen. Wer daher nicht Gedult bey dem Fiſcheſſen hat, und die Gräten ausſuchen will, der achtet die Karauſchen nicht hoch, von einigen aber werden ſie für einen

deli-

delicaten Fiſch gehalten. Es würde auch dieſer Fiſch, wenn er ſo groß, als ein Karpfe wäre, ſowohl wegen ſeiner Güte, als auch wegen ſeines geſunden Fleiſches, denſelben, wo nicht übertreffen, doch ihm wenigſtens gleichkommen. Die zwote Rücken- und Afterfinne ſind an der hintern Seite mit einer doppelten Reihe Stacheln beſetzt. Man zählt überhaupt in der Rückenfloſſe zwanzig, bis ein und zwanzig, in der Bruſtfloſſe drenzehn bis funfzehn, in der Bauchfloſſe neun bis zehn, in der Afterfloſſe zehn, und in der Schwanzfloſſe neunzehn bis dren und zwanzig Finnen.

Man ſetzet dieſe Art Fiſche gerne in die Teiche, da Forellen und Hechte hinkommen ſollen, weil ſie ihnen ziemlich wohl zur Nahrung dienen, und ſich doch wegen der oft wiederholten Laiche nicht bald ausöden, auch wegen ihrer Geſchwindigkeit nicht ſo leichte fangen laſſen. Doch müſſen die Karauſchen ein Jahr vorher allein in den Teiche ſtehen, ehe obige Raubfiſche zu ihnen eingeſetzet werden. Hingegen ſind die in den Karpfenteichen wenig oder nichts nütze; ſowohl weil ſie gar zu ſehr überhand nehmen, als auch durch ihre Geſchwindigkeit den Karpfen die Weide entziehen. Ihre Laich- und Streichzeit iſt gemeiniglich im May und Junio, oder nach einigen im April und May, und ſtreichen ſie ſchon, wenn ſie auch nur zwey Jahr alt ſeyn; daher ſie ſich ſtark vermehren. Doch ſind ſie in ihrem Wachsthum nicht ſo ſtark, als die Karpfen, und

werden über anderthalb oder zwey Pfunde nicht ſchwer. Ihre Nahrung iſt, nebſt der Fettigkeit des Waſſers, Schlamm. Wo ſie leimichten Boden haben, da gedeyen ſie recht gut. Zur Winterszeit können ſie in den Teichen mehr ausſtehen, als die Karpfen, wenn ſie nur reines Waſſer haben; aber auſſer ihrem einmal gewohnten Waſſer dauern ſie wie die meiſten Fiſche, nicht lange. Wenn ihnen das Waſſer entgehet, ſtehen ſie auch bald ab; wo ſie aber dünnen Schlamm haben, ſo erhalten ſie ſich noch eine Weile. Im Verkauffe werden ſie auch an den meiſten Orten denen Karpfen und Bärſchgen gleich theuer bezahlt.

Unter den Karauſchen findet man auch zuweilen welche, die den Karpfen etwas mehr gleichen, als den Karauſchen, und von den Fiſchern für eine Baſtartart von den Karauſchen und Karpfen gehalten, auch daher **Karauſchenkarpfen** oder **Karutzenkarpfen** genennet werden. Sie ſind leicht von den andern zu unterſcheiden, indem ſie mehr gelblicht ſind, als die wirklichen Karauſchen, und auf beyden Seiten des Leibes vom Kopfe bis an den Schwanz einen geraden, durch und über die Schuppen weggehenden Strich haben.

Von den Lachſen oder Salmen.

Der **Lachs**, **Salm**, (Salmo Salar.) iſt ein den Strom aufwärts oder zurückgehender Fiſch, und der edelſte und köſtlichſte unter den Fiſchen, welcher aus dem Meer weit in die

Ströme

Ströme hinaufſteiget, und wenn er daſelbſt gelaichet hat, ſeinen Weg wieder zurück in das Meer nimmt. Sein Kopf und Maul ſind nicht gar groß; in dem letztern hat er viele und ſcharfe Zähne; er iſt ſtark vom Leibe, auf dem Rücken dunkelblau, an den Seiten aber lichter und glänzend, am Bauche ganz weiß und mit ſchwärzlichten Punkten hin und wieder beſprengt; er hat eine weiſſe und knochenharte Zunge; am Bauche, wie auch auf dem Rücken etliche ſtarke Floßfedern; am Kopf aber, auf jeder Seite, vier blutrothe Kiemen oder Fiſchohren. Die Anzahl der Kiemenſtralen iſt zwölf. Was aber die Zahl der Finnen betrift, ſo zählt man in der Rückenfloſſe funfzehn, in der Bruſtfloſſe vierzehn, in der Bauchfloſſe zehn, in der Afterfloſſe dreyzehn, und in der Schwanzfloſſe neunzehn Finnen. Sein Fleiſch iſt rothgelblicht oder Leibfarb, fett, wohlſchmeckend und nahrhaft, aber etwas hart zu verdauen; daher es für ſchwache und kränklichte Leute nicht dienlich iſt. Wenn es aber in einen jungen und ſtarken Magen kommt, und daſelbſt wohl verdauet wird, ſo giebt es reichliche Nahrung. Inſonderheit werden die jungen **Lächslein**, ſo nur etwas eine Spanne lang ſind, vor ſehr niedlich und geſund gehalten; hingegen ſoll der geſalzene Lachs, ſowohl, als der geräucherte, deſto ungeſunder ſeyn, wenigſtens erfordern ſie einen guten Magen.

Gegen den Winter gehen die Lachſe aus dem Meer, damit ſie laichen können, in die

ſüſſen Waſſer und Ströme, und zwar vornehmlich in die Weichſel, Oder, Elbe, bis über die Saale, und Mulde, unter welchen die Elblächſe vor die beſten und ſchmackhafteſten gehalten werden; ingleichem in die Weſer, in den Rhein, und in die Moſel, ja auch zu Deſſau in die Mulde, welche Ströme inſonderheit dem Lachſe einen angenehmen gedeyhlichen Aufenthalt geben; immaſſen die in ſolchen Flüſſen gefangene an gutem Geſchmacke alle andere übertreffen, dahingegen diejenigen, ſo in der Schelde, Themſe, Loire und Garonne gefangen werden, denenſelben an Güte bey weitem nicht beykommen. Wenn ſie laichen wollen; ſo machen die Weibchen in dem Sand auf dem Grunde des Stroms kleine tiefe Gruben, die ſie mit Steinen wohl verwahren, damit das Waſſer ihren Rogen welchen ſie in Erbſengröſſe in die Gruben legen, und mit Sande zudecken, nicht zerſtreue. Und obgleich die Waſſer fallen, auch die Gruben vertrocknen, ſoll doch derſelbige nicht verderben, ſondern im Frühlinge bey wachſendem Waſſer lebendig werden. Die Jungen, ſo daraus erwachſen, gehen, ehe ſie jährig werden dem Meere wieder zu, und kommen, wenn ſie zu einer ziemlichen Gröſſe gelanget ſind, von neuem, dem Strome entgegen, wieder zurück. Durch dieſes Austretten verlieren ſie ihren rohen Meergeſchmack, und ſind im May bis Johannis am beſten zu genieſſen; denn gegen ihre Laichzeit werden ſie magerer, und bekommen viele braune und gelbe Kupfer-

flecke,

flecke, welche von einigen vor eine Krankheit gehalten, welche mit den Finnen der Schweine verglichen, und daher das Verſpeiſen dergleichen Kupferlächſe zu ſolcher Zeit unterlaſſen wird.

Sie gelangen zu einer ziemlichen Gröſſe, ſo daß ſie zwanzig, dreyſig auch wohl bisweilen vierzig Pfund ſchwer gefangen werden, und ſind dabey eines ſo harten Lebens, daß auch das Herze etliche Stunden, nachdem es aus dem Fleiſch genommen worden, ſich noch beweget. Einige machen in Benennung dieſer Fiſche dieſen Unterſchied, daß ſie ſolche im Frühlinge und Sommer Salmen, im Herbſt und Winter aber Lachſe nennen. Ja etliche gar aus den Salmen eine ganz beſondere Art von Fiſche machen. Sie werden theils in Reuſſen und Garnen gefangen, theils zur Nachtzeit bey angezündeten Fakeln mit Geeren, Driſtacheln, oder Aalgabeln geſtochen, am beſten aber, und ohne die geringſte Mühe, bekommt man ſie in denen, vornehmlich dieſer Fiſche halber auf den Flüſſen gebaueten Wehren oder Fängen. Das iſt ein Gebäude, welches auf einem Fluſſe, wo der Lachs zu ſtreichen pfleget, wie im Frühjahre am ſtärkſten geſchiehet, und zwar meiſtentheils bey einem Mühlenwehre, angebracht iſt, darinnen ſich die Lachſe ſelber fangen müſſen. Es beſtehet ſolches aus gewiſſen Käſten, deren jeder eine Oefnung in Geſtalt einer Reuſſen hat. Durch dieſe ſchießt das Waſſer mit groſſem Brauſen. Wenn nun dieſem Geräuſche der

aufſteigende Lachs nachgehet; ſo fähret er entweder durch die Oefnung in den Kaſten, oder es geſchiehet auch öfters, daß er ſich aus dem Waſſer in die Höhe wirft und hineinſpringet, da er denn nicht wieder heraus kann, und alſo häuffig darinnen gefangen wird. Andere Oerter wie zum Exempel im Pommeriſchen, in der Stolpa und Wipper giebt es Schleuſſen, bey denen Pfähle enge an einander geſtoſſen ſind. Wenn nun der Lachs dahin kommt, und das Waſſer durch die Schleuſſen rauſchen höret, und nicht weiter hinauf gehen kann; ſo krümmet er ſich, ſetzet ſich auf den Schwanz, und thut einen Sprung über die Pfähle. Weil aber hinter dieſen noch eine andere Reihe hoher Pfähle geſchlagen iſt, ſo kann er weder für, noch hinter ſich kommen, und iſt alſo gefangen. Läßt man nun das Schlußbrett, welches an der Schleuſſe iſt, niederfallen; ſo ſiehet man, wie viel ſich Lächſe gefangen haben, und kann man ſolche heraus nehmen. Solchergeſtalten ſollen zu Küchenwalde allein in einer Nacht über dreyhundert Stücke hineingeſprungen, und alſo gefangen worden ſeyn. Denn es iſt dieſer Fiſch im Springen ſo eifrig, daß er, ob er ſchon etlichemal fehl ſpringt, und nicht darüber kommen kann, gleichwohl immer mit neuen Kräften wieder anhält, bis er ſein eigner Fiſcher wird, und ſich ſelbſten fängt.

An etlichen Orten haben die Fiſcher den Gebrauch, daß wenn ſie ein Weibchen in den Netze fangen, ſie ſelbiges an ein Seil binden,

da denn das Männchen welches wegen ſeines krummen Schnabels oder Hackens, den es am untern Maule hat, ein Hackenlachs genennet wird, demſelben bald nachfolget, und ſich ebenfalls fangen läßt. Lebendig läßt ſich der Lachs nicht fortſchaffen, ſondern es iſt ein Fiſch, welcher ſobald er aus dem Waſſer kommt, todt gemacht werden muß, ſonſt ſtehet er ab. Auch läſſet er ſich in Gefäſſen, oder mit andern Waſſer nicht wohl weiter bringen. Daher ſind an den Orten, wo er gefangen und eine Zeitlang aufbehalten werden ſoll, gleich in denſelben Strome groſſe Fiſchkaſten, oder Fiſchbehälter gemacht, darinnen, als in ihrem eigenen angenommenen Waſſer dauren ſie, ſonſt aber nicht. Wenn er aber gleich abgeſtochen wird, ſobald man ihn aus dem Waſſer bringet, und ihn in Stroh einpacket; ſo kann er viele Meilen, ohne zu verderben, fortgeſchaffet werden.

Von der Lachs-Forelle.

Die **Lachsforelle, Lachsfohre,** (Salmo trutta, Linn.) iſt eine Mittelgattung zwiſchen dem Lachs und der Forelle, gemeiniglich gröſſer als dieſe und kleiner, als jener, hat einen blaubräunlichten Rücken, grünlichte Seiten, mit ſchwarzen und röthlichen Punkten beſprenget, dergleichen auch in ihren obern Floſſen und auf den Schwanze zu ſehen; einen gelblichen Bauch, und groſſe ſchwarze mit einem gelben Kreis umfangene Augen. Sein Fleiſch iſt fett und röthlich, wie des Lachſes, jedoch zärter, auſſer dieſem

ſem aber an der Güte und am Geſchmack demſelben allerdings zu vergleichen. Man zählet in der Rückenfloſſe zwölf bis vierzehn, in der Bruſtfloſſe zwölf bis dreyzehn, in der Bauchfloſſe zehn bis zwölf, in der Afterfloſſe neun bis zehn, und in der Schwanzfloſſe zwanzig Finnen. Dieſer Fiſch ſtehet gerne in groſſen Seen, dadurch ein Fluß gehet, dergleichen in der Mark bey Neuwedel und Zehdenick zu finden. Es werden ihrer auch zuweilen, ſonderlich in dem Genferſee, wo der treflichſte **Lachsforellenfang** iſt, gefangen, die über anderthalb Ellen lang, und bey vierzig Pfund ſchwer ſind. Dieſer Fiſch ſtreichet im November, und wird von Michaelis bis Weihnachten mit Wathen und Setzgarnen gefangen. Er muß gleich denen Forellen friſch verſpeiſet werden, und kann am beſten aus Salz und Waſſer abgeſotten, und mit Eſſig genoſſen, oder ſonſt auf andere Art eben wie dieſelben zubereitet werden; wiewohl dieſe Fiſche viel zu edel ſind, als daß man durch vielerley Hinzuthun ihren natürlichen herrlichen Geſchmack verderben ſollte.

Von den Neunaugen.

Die **Neunaugen, Bricken, Pricken,** (Petromyzon fluviatilis. Linn.) ſind bey uns in Franken wenig bekannt, ihren Namen haben ſie daher, weilen ſie auf jeder Seiten neun nach der Reihe geſtellte Augen oder Röhrlein haben, dadurch ſie das eingezogene Waſſer wieder auslaſſen. Sie werden in der Oder gefangen,

gen, wie auch im Lüneburgiſchen, Bremiſchen, Mecklenburgiſchen, in Liefland und Pommern; ſie ſind insgemein ein Fuß lang, ſonderlich bey Hamburg giebts viel gröſſere, welche daſelbſt eingebraten, in Eſſig gelegt, und zu uns heraus unter dem Titul eingelegte Bricken in Fäßlein verſendet werden. Man kann ſie auch räuchern und alſo verſchicken.

Die friſchen ſiedet man entweder aus dem Salze, oder in einer ſchwarzen Brühe, oder man bratet ſie auf dem Roſte, welche Zubereitung denn die beſte und geſündeſte, wiewohl man dieſe Fiſche unter die Geſunden gar nicht zehlen kann. Daher kommt es, daß diejenigen, ſo einen kalten Magen haben, den Geſchmack der in Eſſig eingelegten Bricken bis auf den andern oder dritten Tag im Aufſtoſſen verſpühren; Hieraus iſt nun gar leicht zu ſchlieſſen, daß die Neunaugen, oder ſogenannten Bricken unverdaulich ſeyn müſſen. Man fängt ſie gemeiniglich an Ufern mit Reuſſen zwiſchen zwey Zaunen des Nachts, denn ſie wollen immerzu nach dem Ufer, da macht man ihnen Zäune vor, die vorne gegen den Strom weit, und hinten gegen dem Ufer an die Reuſſen liegen, und ſpitzig ſind, daß ſie alſo zwiſchen den Zäunen in die Reuſſen lauffen.

Von den Nörflingen.

Der Nörflingen giebts zweyerley Sorten; einige haben, wenn ſie gekocht ſind, ein gelblichtes andere aber ein weißlichtes Fleiſch. Sie

ſind

ſind am Rücken röthlich, und am Bauch weiß- licht, mit breiten Schuppen bedeckt, ſie freſſen Mücken und Fliegen, und werden bisweilen in die Teiche zu den Karpfen geſetzet. In Böh- men findet man ſonderlich dieſe Fiſche, aber hier zu Land ſind ſie rar.

Von den Orfen.

Die **Orfen, oder Urfen** (Cyprinus Orfus, Linn.) ſeynd an der Couleur zweyerley, rothe und weiſſe, die rothen werden gemeiniglich in Schloß-Gräben, Springbrunnen, und in der nähe an den Häuſern gelegenen Teichen zur Ergötzlichkeit der Augen eingeſetzt, die Weiſen aber werden mit denen Karpfen untermengt, die rothen ſeynd nicht ſo gewächſig als die weiſ- ſen. In der Rückenfloſſe ſind zehn, in der Bruſtfloſſe neunzehn, in der Bauchfloſſe neun, und in der Afterfloſſe dreyzehn Finnen.

Es iſt der Orf ein ſüſſer jedoch weicher Fiſch, und wird mit den Karpfen in der Güte, doch nicht in der Menge verkauft. Er nähret ſich bloß von Mücken und Schnacken, doch weilen er auch den Fiſch-Rogen angehet, ſo muß er von den Brutweyhern entfernet bleiben. Sonſt taugt er in alle Teiche, und kann darein geſetzet werden. Wann es ein wenig warm iſt, ſo ſtehen die Orfen gleich ab, dieſerwegen ſoll man ſie bey der Ausfiſchung gleich in friſchen Waſſer wohl auswäſſern, und nicht zu dicht zu Karpfen laden.

Zur

Zur Erziehung guter, junger Orfenbrut, ſollen abſonderlich bey der Herbſt-Fiſcherey ſchöne Rogner ausgeleſen werden, man darf aber ſolche über acht Jahre nicht brauchen, dann in ſolchen Alter laichet der Orfe nicht mehr, oder doch, welches ſelten geſchieht, wenig.

Von den Peißkern.

Der **Peißker, Beißker**, iſt ein Fiſch, von den man zweyerley Geſchlechte hat, nämlich die **Schlammbeißker** und **Steinbeißker**.

Der **Schlammpeißker**, iſt ein Fiſch, welcher in ſumpfigten Tümpfeln und Moräſten gefangen wird, allwo er ſich dergeſtalt in den Schlamm hinein wühlet, daß man ihn heraus graben muß. Man findet ihn daher am meiſten um die Spree, und deren Gegenden, um die ſchwarze Elſter, ingleichen um Leipzig, und andern in der Ebene liegende Gegend, auch bey uns in Franken werden ſie gefunden. Ueberhaupts an ſolchen Gegenden, wo es ſumpfigte Teiche und Seen giebt. Er ſiehet der Länge nach faſt wie eine Aalrupe, wegen ſeines ſchwachen Leibes aber wie eine Schlange aus, hat ſehr viel Rogen in ſich, und kann, wenn man ihn in ein breites Glas ſetzet, und nur ſchlechtes Waſſer darauf gieſſet, ohne andere Speiſſe zween bis drey Monathe leben. Wenn man ihrer etliche in einen Gefäß beyſammen aufbehält, oder ſie drücket, ſo quiecken ſie wie die Mäuſe. Sie haben ihrem Urſprung nach einen ſumpfigten

ten und moderichten Geſchmack, daher auch die Nahrung, ſo von ihnen kömmt, unrein, zähe und ſchleimigt iſt. Die Bauern beſtreuen ſie mit Salz, und laſſen ſie eine Zeitlang ſich durch einander winden, damit der äuſſerliche Schlamm in etwas von ihnen abgehe, alsdann richten ſie ſolche mit einer guten ſauren Zwiebelbrühe und mit Speck, oder auf andere Art zu, und eſſen ſie mit Appetit. Man kann ſie auch wie die Bricken, mit Eſſig, Pfeffer, Lorbeerblättern, und andern Gewürzen einlegen und mariniren. Sonſten iſt von ihnen merkwürdig, daß ſie in einem hellen Glaſe, darinnen Sand und Waſſer iſt, das Wetter anzeigen. So lange es helle und gut Wetter iſt, halten ſie ſich ganz ſtille; wenn es aber ungeſtümm und trüb Wetter werden will, ſo fangen ſie an, ſich zu bewegen, und das Waſſer trübe zu machen; Daher ſie auch von einigen Leuten die Wetterfiſche genennet werden.

Die andere, nämlich der **Steinbeißker, Steinpießker** oder **Steinbeiſſer**, iſt ein kleines Fiſchlein, der Schmerle nicht ungleich, aber etwas dünner, mit einer glatten Haut, dunkelgelb mit ſchwarzen Flecken, ohne Grät und Floſſen; daher er auch der Neunauge, nur die Gröſſe ausgenommen, in allem gleich iſt. Er hat ein ſpitziges Maul, und daran zwey Häcklein; wie er denn auch den Namen von ſeiner anbeiſſenden Art führet; denn wo er nur einen Stein antrift, ſo hängt er ſich daran, und ziehet ihn mit ſeinen Maul, wie ein Blutigel an ſich.

Er

Er hält ſich meiſtentheils in Quellen und Bächen unter den Steinen auf, und wird, wie die Schmerlen, zu welchen er ſich meiſtentheils auſſer der Laichzeit hält, gefangen. Allein im Frühjahr, wenn er ſtreichet, gehet er in groſſer Menge mit ſeines gleichen. Es iſt ein annehmlicher und ſchmackhafter Fiſch, der wenn man ihm mit einer guten Brühe vollends zu Hülfe kommt, vor was delicates geachtet wird, es wird aber ein guter Magen, und ein gutes Glas Wein erfordert. Er wird auch wie die Neunauge zugerichtet.

Von den Perſchen.

Der **Perſch, Barſch, Baarſch, Bärſch, Pärſch, Berſchling, Perſing** (Perca Linn.) davon es verſchiedene Arten giebt. Die erſte Art welche man den **Flußbärſch** Perca fluviatilis Linn. heiſſet, iſt ein Fiſch der einen etwas ſpitzigen Kopf, wie der Karpſe hat; er iſt kurz aber ziemlich breit und dickleibigt, und wird nicht über zwey Pfund ſchwer. Er iſt dabey mit harten und rauhen Schuppen verſehen, faſt wie der Seebarſch. Auf dem Rücken ſiehet er zwar ſchwärzlicht, an den Seiten aber ſtrichweiſe grau und röthlicht, und wieder weiß. Daher er auch wohl der **Buntbarſch** genennet wird. Er hat zween Rückenfloſſen, die Finnen ſtehen etwas weit aus einander, ragen mehrentheils mit ſcharfen Spitzen hervor, und ſind blaulich, aber am Bauche roth. An dem hintern Theile der erſten Rückenfloſſe befindet ſich

ein ſchwarzer Flecken. Die Farbe des Körpers iſt obenher blaulicht, weiter in den Seiten nach unten zu ſilberfärbig, in die Quere mit fünf, auch wohl ſieben dunkeln Bändern beſetzet. Die Kiemendeckel beſtehen aus zwey Beinchen, etwas krummen und vermittelſt einer Haut zuſammen verbundenen Platten, davon die obere gröſſer, und am Umfange gezähnelt, die untere aber kleiner und nur mit einer einzigen Stachelſpitze gewafnet iſt. In der Bauchfloſſen iſt eine, und in der Afterfloſſe ſind zwo ſtachlichte Stralen. Die Schwanzfloſſe iſt roth, ſo wie auch die Bauchfloſſen. Die Anzahl der Finnen iſt in der erſten Rückenfloſſe vierzehn, in der zwoten ſechzehn, in der Bruſtfloſſe vierzehn, in der Bauchfloſſe $\frac{1}{9}$, in der Afterfloſſe $\frac{2}{11}$, und in der Schwanzfloſſe ſiebenzehn. Doch trift man auch wohl hie oder da eine Finne weniger an. Sein Maul iſt klein, und er hat gar keine Zähne. In ſeinen Kopf ſind unterſchiedliche kleine Steine zu finden, welche Lapides Percarum oder Barſchſteine genennet werden, und die man wohl aufhebet, weil ſie in allerley Krankheiten gute Dienſte thun ſollen. Der ſchon erwähnten ſtachlichten Stralen ihr Stich iſt, eben ſo gefährlich, als der Biß eines Hechtes, denn er blutet ſehr, und heilet ſehr hart. Der Eyerſtock oder Rogen iſt einfach, lang, cylindriſch und groß, ſo daß derſelbe den ganzen Bauch ausfüllet, aber die Milch oder der Same des Männchens iſt gedoppelt, liegt gegen einander an, und iſt

unten

unten an der Spitze mit einander verbunden. Die Luftblaſe iſt einfach und groß, und ſitzt, ſo lang der Bauch iſt, gegen das Rückgrad angewachſen. Der Magen iſt weit, hat drey Wurmförmige Fortſätze, und unterſcheidet ſich von den Därmern deutlich. Das innere Bauchfell iſt ſilberfärbig. Der Barſch iſt ein ſehr geſchwinder Fiſch, der faſt ſo ſchnell als der Hecht fortſtreicht, aber wegen der Stachlichkeit ſeiner Finnen vor dem Hechte ziemlich ſicher iſt; wiewohl der Hecht die junge Brut der Bärſchling ſtark aufreibet, dahingegen der Barſch ſich ſo wohl an ſeine eigene Brut als an die Brut der Weißfiſche und andere Weichfloſſen macht, daher man in den Teichen wo Barſche ſind, wenig andere Fiſche, und auch wenig junge Brut antrift. Etliche ſind der Meynung, daß dieſer Fiſch von ſeinem Alter mancherley Namen bekomme. Wenn er jährig iſt, werde er **Hürling** oder **Heuerling** genennet, zum Zeichen, daß er heuer oder in dieſem Jahr gebohren ſey. Im andern Jahr werde er **Stichling** genennet; denn zu dieſer Zeit bekommt er erſt ſeine Stacheln auf den Rücken. Im dritten Jahr werde er **Egling** genannt; und wenn er älter wird, nennet man ihn einen **Rehling**.

Die andere Art nämlich der **Kaulbarſch**, (Perca Cernua. Linn.) iſt viel kleiner, rauh, und über und über ſtachlicht, von Farbe röthlicht und gelblicht mit harten Schuppen beſetzt. Der Kopf iſt zwiſchen den Augen

einigermaſſen platt, oben, unten und an den Seiten hingegen mit einigen Grübchen verſehen. Der Rücken iſt ſcharf, und der Bauch etwas flach, auch iſt er platter oder ſchlüpferiger, als der ordentliche Barſch. Die Zählung der Finnen iſt verſchieden, da man ſechs und zwanzig bis acht und zwanzig in der Rückenfloſſe wahrgenommen, davon funfzehn ſtachlich ſind; in der Bruſtfloſſe zwölf bis funfzehn; in der Bauchfloſſe $\frac{1}{6}$ in der Afterfloſſe $\frac{2}{7}$ oder $\frac{2}{8}$, und in der Schwanzfloſſe ſechzehn oder ſiebenzehn. Er hat gleichfalls in ſeinem Kopf unterſchiedene kleine Steine. Beyde haben zwar ein ziemlich hartes Fleiſch, ſind aber gut, und geſund zu eſſen, auch kranken Leuten und den Sechswöchnerinnen; ja auch ſelbſt den Febricitanten. Die Weibchen tragen eine groſſe Menge Eyer bey ſich, und gehen gerne nach hellen Waſſern. In Teichen thun ſie groſſen Schaden, den ſie freſſen die junge Fiſche faſt alle auf, daß man zu keinen Samen kommen kann. Werden ſie aber in einem Teich allein gehalten, ſo vermehren ſie ſich ſehr, und bezahlen ihre Herberge reichlich. So ſehr er andere Fiſche aufzehret, ſo wenig läßt er ſich ſelbſt gerne freſſen. Denn wenn ihn der Hecht, oder ein anderer Fiſch freſſen will, ſo ſträubet er ſich, und hebt ſeine ſtachlichte Federn, die er oben auf dem Rücken hat, auf, und ſticht fluchs um ſich, daß man ihn nicht packen kann. Wiewohl er ſonſt des Hechtes guter Freund und Arzt iſt. Denn wenn ein Hecht von einem

andern Fiſch, oder ſonſt von einen Menſchen verwundet wird; ſo wird er ſchwerlich wiederum heil; wenn er aber zu den Barſch kommen kann, daß er von demſelben angerühret wird; ſo werden ſeine Wunden geheilet.

Endlich giebt es drittens noch einen Barſch in der See, nämlich: der **Seebarſch**, (Perca marina. Linn.) genannt, welcher ſo groß, wie der Flußbarſch wird. Er ſiehet braunroth und ſchwärzlicht, der Rücken iſt mit Spitzen beſetzt, und mit kleinen Schuppen bedecket. Er hält ſich gemeiniglich um die Klippen auf, und nähret ſich mit kleinen Fiſchgen. Zum Eſſen ſoll er aber nicht viel taugen. Sein Kopf, wenn er verbrannt wird, iſt gut, die Wunden rein und trocken zu halten.

Die Streich- und Laichzeit der Barſchen überhaupt iſt im May. Sie ſtreichen auch gleich den Hechten, theils im andern gewiß aber im dritten Jahr. Doch ſtreichen ſie nicht in ſteinigten und leimichten oder kalten Teichen, wenigſtens nicht viel; deſto mehr aber in warmen Weyhern und Teichen, die einen etwas ſandigten Boden haben; und ſind auch, wo ſie eingewurzelt, faſt nicht wiederum zu tilgen. Wo auch Bäche in Teiche fließen, da gehen ſie bey auflauffenden Regenwaſſern häuffig in die Bäche hinaus, und ſuchen friſch und reines Waſſer; wie ſie dann das dicke und ſchlammigte Waſſer nicht wohl vertragen können, und leichte darinnen abſtehen.

Sie werden mit Netzen, Reuſſen und Angeln gefangen. Wer groſſe Barſchen in einem See oder Pfahl hat, der nehme eine Angel mit einen kleinen Häcklein, und mache einen Weißfiſch daran, und werfe ihn am Angel hinein, und rücke bisweilen damit; ſo ſcheußt der Barſch darnach, und verſchlinget den Weißfiſch ſamt dem Hacken; worauf man ihn denn hübſch heraus ziehen kann. Wenn man nur einen Fuß oder ein Bißgen vom Fuß eines Krebſes an die Angel macht, ſo fähet man die beſten und gröſten Barſchen damit. Man fähet ſie auch im Winter unter dem Eis mit Angel, da kann man auch in einer groſſen Tiefe zu ihnen kommen. Allein man muß im Sommer Regenwürmer im Keller in einem Topf ſetzen, und ſie mit Sand wohl beſtreuen, und im Winter an die Angel machen. Auch muß man am Hacken vorne die Schnur mit Bley begieſſen, daß ſie es nicht abbeiſſen, und ſie muß breit gemacht ſeyn; ſo ſiehet ſie faſt aus wie ein Weißfiſch, und man fängt ſie deſto leichter. Man muß aber die Angel nicht ſtill haben, ſondern umrühren; ſo ſcheußt er darnach, weil er ein begieriger Fiſch iſt.

Von den Schmerlen.

Der Schmerl, Schmerling, Bartgrungel, (Cobites barbatula. Linn.) iſt ein kleines Fiſchgen, und noch etwas kleiner als die Gründeling, ſo ſich in reinen, harten und ſteinigten flieſſenden Waſſern aufhält. Und da man dieſen Fiſch ſchon in kleine Teiche zu verſetzen pro-

probieret hat; ſo verlieret er doch darinnen ſeine Güte wegen des Schlammes, ſo daß allezeit die Bachſchmerlen dieſen vorgezogen werden. Er iſt nach mittlerer Gröſſe Fingers lang, auf dem Rücken ſchwärzlicht, und überall mit kleinen Flecken beſtreuet, am Bauche aber weiß. Von ſeinem Maule hängen ihm vier Bartfaden herab, welche er kurz und lang machen kann, faſt wie die Schnecken ihre Hörner; Er hat ſechs Floßfedern, und die an dem Schwanze iſt nicht geſpaltet. Er wird vor eine ſonderbare Delicateſſe, und vor geſund gehalten, ſo daß er auch kranken Perſonen und Wöchnerinnen gegeben werden kann. Die gröſten, welche doch nicht über eine Hand breit aufs höchſte erwachſen, hält man vor die beſten, und zwar vom November bis gegen den May. Denn nach Oſtern hin, gehet ihre Laichzeit an, da ſie viel ſchmeidiger, und wie alle Fiſche im Laichen, viel ſchmackhafter und unverdaulicher ſind. Sie werden am beſten in Senkreuſſen gefangen.

Man kann ſich auch Schmerlengruben, oder Schmerlen-Teiche bey einem Gute, wo man einen friſchen und ſteinigten Bach hat, alſo auf nachfolgende Weiſe anlegen laſſen. Man läßt in einem ſolchen Bach eine Grube machen, eines halben Mannes tief, vier Ellen lang und drey Ellen breit. Darnach läßt man eine Flechte mit ziemlich weiten Löchern machen, die ſo groß ſeyn, daß, wenn ſie in die Grube geſetzt wird, von allen Seiten einer Hand breit

Raum zwiſchen den Wänden der Grube, und der Flechte bleibet, welcher mit Schafmiſt wohl ausgefüllet werden muß. Den Boden beſchüttet man einer halben Handhoch mit Kieſelſteinen, und wirft etliche Stücke, von einem alten Mühlſteine, darzu, daß die Schmerlen ſich daran ſtreichen können. Alsdenn nimmt man zwo oder drey Kannen friſcher Schmerlen, die Rogen im Leibe haben, und beſetzet den Teich um Martini damit, daß ſie auf den Frühling laichen können. Speiſet ſie zuweilen mit Mahn, oder Leinkuchen, ſo werden ſie ſich unglaublich vermehren. Man kann auch der Gruben zwo oder mehr machen, und die Schmerlen in der einen laichen laſſen, in den andern aber ſpeiſen, und zum Genuß fiſchen.

Von den Sandern

Der **Sander**, **Zander**, **Sandbarſch**, **Nagmaul**, **Schindel** oder **Schiel**, **Sandat**, (Perca. Ludioperca. Linn.) iſt ein länglichter und mit ſcharfen Schuppen bedeckter Fiſch, hat einen ſchmalen Kopf, ſtarken Leib blaulichte Floßfedern, auf dem Leibe hin und wieder ſchwärzlich getippte Flecken, und Zähne zum Rauben; daher er auch unter die Raubfiſche gezählet, und dem Hecht verglichen wird. Welchem er doch aber an denen Schuppen nicht ſo, als was den Kopf anbetrift, gleichet, den Leibe nach hingegen ſiehet er wie die Bärſche aus. Seine Augen ſind weißlicht, die Schuppen rauh, das Fleiſch zart, wohlſchmeckend und geſund.

geſund. In der Oder oder Spree, mithin in der Lauſitz und im Brandenburgiſchen, Pommern und Preuſſen, giebt es dergleichen Fiſche viel, öfters einer Ellen lang, und ein gewiſſer Schriftſteller verſichert, daß die Sander auch in Sachſen an einigen Orten in Teichen, worinnen viel Schlamm, bey denen Karpfen fortgebracht und erhalten würden, damit ſie dieſen einen Weg zum Durchgehen im Schlamme machten, nachdem ihre Art ſeye, beſtändig wie die Schweine zu wühlen. Seine **Laichzeit** fällt in den April, da er eine groſſe Menge Brut bringet.

Von den Schleyen.

Die Schleve, Schleie, Goldſchleie, (Cyprinus Trinca. Linn.) iſt ein Fiſch, der ſich gerne in weichen, moderigen und ſumpfigten Waſſern, Teichen und Gräben aufhält. Er gelanget zu einer mittelmäſſigen Gröſſe; wiewohl er auch bisweilen zu zwey bis drey Pfund ſchwer wird, iſt etwas breit, ſchwärzlicht auf dem Rücken, und ſchwarzgelb auf dem Bauche mit blaulichten Floßfedern. Die Schuppen ſind ſo klein, daß man ſie ohne Vergröſſerungsglas nicht erkennen kann; und weil er noch dazu mit einen dicken Schleime überzogen iſt, ſo iſt ſolches Urſache, warum man ihn bis dahero ſowohl, als den Aal, unter die glatte Fiſche gezählet hat. In der Rückenfloſſe befinden ſich zehn bis zwölf, in der Bruſtfloſſe ſechzehn bis ſiebenzehn, in der Bauchfloſſe neun bis eilf, in der After-

floſſe eilf bis fünf und zwanzig, und in der Schwanzfloſſe neunzehn bis vier und zwanzig Finnen. Seine Nahrung beſtehet in nichts, als Schlamm und Würmlein, die im Schlamm und Moder wachſen. Er wächſet geſchwinde, und kommt bald zu ſeiner Gröſſe, wozu ohne Zweifel das meiſte mit beyträgt, daß es ihm niemals an erſt gedachter ſeiner Nahrung mangelt. Er laichet des Jahres zweymal, nämlich, einmal um Oſtern, oder im Merz, und das andere mal, wenn der Roggen oder Weizen blühet, im Junio.

Man hat ſie gerne in den Karpfenteichen, darinnen viel Schlamm iſt, damit ſie denen Karpfen einen Weg durch den Schlamm machen, daß ſie durchgehen können. Sie ſind beſſer mit dem Hahmen, als mit Garnen oder Reuſſen zu fangen, weil ſie, wenn ein Teich abgelaſſen wird, allemal dem Waſſer nach in die Hahmen gehen; doch kriechen ſie zur Laichzeit noch eher in die Reuſſen. Sie haben ein hartes Fleiſch und geben keine geſunde Nahrung, ſondern können gar leicht ein Fieber verurſachen, ſind auch daher meiſtentheils nur eine Speiß der gemeinen Leute, und werden auf groſſer Herrn Tafel nicht ſonderlich geachtet. Weil ſie ſehr nach Schlamm ſchmecken; ſo beſtehet ihre Zubereitung darinnen, daß ſie vorher, ehe man ſie kocht, in heiſſem Waſſer mit Aſche und Salz abgerieben werden, alsdenn reiſſet man ſie auf, nimmt ihnen das Eingeweide heraus, und ſchneidet ſie, wenn ſie groß ſind, in Stücke.

Von

Von den Welſſen.

Der Wels, Scheide, Wallerfiſch, Bockabliau, (Silurus glanis) iſt ein groſſer Flußfiſch, deſſen Haut unter ſeinen Schuppen, glatt, dicke, braun, und mit ſchwarzen Flecken gezeichnet. Sein Kopf iſt groß, die Augen ſind klein, der Rachen iſt gar weit, mit kleinen Zähnen beſetzet, und an dem Gaumen hat er kleine Beine, die ſo ſcharf, wie eine Feilen ſind; an der untern Lippe hangen vier kleine bleiche Haare, gleich als Bärte; an der obern aber ſtehen zwey ſehr lange und harte, von eben ſolcher Farbe. Sein Bauch iſt groß und ungeſtaltet, weißlicht, und mit braunen Flecken gezeichnet. Es hat dieſer Fiſch nur eine einzige Rückenfloſſe mit vier weichen Finnen. An der Bruſtfloſſe zählt man funfzehn bis achtzehn Finnen, davon eine ſtachlich iſt. Die Anzahl der Bauchfinnen beläuft ſich auf eilf bis dreyzehn, in der Afterfloſſe zählt man acht und achtzig bis neunzig. Die Schwanzfloſſe hält funfzehn bis ſiebenzehn, und iſt gerade abgeſtutzt. Dieſer Fiſch kommt zu einer ſo erſtaunlichen Gröſſe, daß ihrer geſehen worden, die über zweyhundert Pfund gewogen, und einen zehn bis zwölf Schuhe langen Wagen angefüllet haben. Er hält ſich in groſſen Strömen, Flüſſen und Seen auf, nur iſt er in der Donau, Elbe und Weichſel häufiger als im Rheinſtrom, und man fängt ihn gerne weg, weil er durch ſeine Gefräſſigkeit viele andere Fiſche wegräumet und die Gegenden leer macht.

Er

Er zerreißt alle Angeln, die ihm ſind gelegt worden, und führet ſie hinweg, daß es ſchwer wird, ihn zu fangen. Sein Fleiſch iſt hart, und wird mehrentheils eingeſalzen gegeſſen.

Von dem Weißfiſchen.

Die Weißfiſche, ſind jedermann bekannt, und werden auch mit unter die ſogenannten Speiſefiſche gerechnet. Es iſt derſelbige aber ein kleiner Fiſch, aus welchen nicht viel gemachet wird. Er hat in der Rückenfloſſe neun, in der Afterfloſſe zehn, und in der Schwanzfloſſe neunzehn Finnen. Er ſpielt auf der Oberfläche des Waſſers und giebt einen Glanz, wenn die Sonne auf ihn ſcheint. Man trift ihn in Engeland, Frankreich und Deutſchland ſehr oft an, er iſt aber zum Eſſen etwas weichlich, und ſein Fleiſch ſchmeckt gar fiſchenzend, es ſind viele Gräten darinnen, und hat einen weichlichen Geſchmack, daher dieſe Fiſche auch ſehr ſelten auf die Tafeln der vornehmen Herrn geſetzet werden. Die gemeinen Leute aber, welche die andern nicht bezahlen können, müſſen ſich an dieſen begnügen laſſen. Weilen ſich dieſe Fiſche erſtaunlich vermehren, ſo ſetzt man ſie gerne in die Perſch-, Forellen- und Hecht-Teiche, wo ſie denn dieſen Fiſchen zur Speiſe und Nahrung dienen müſſen.

Endlich wollen wir noch zum Beſchluß der Fiſche, einen zwar eigentlichen Seefiſch beſchreiben, nämlich:

Den

Den Stöhr.

Der Stöhr, Stör, (Acipenſer ſturio.) iſt ein von denjenigen Fiſchen, die ordentlich im Meere wohnen, aber aus demſelben in die Flüſſe und Ströme, und zwar nicht ohne Unterſchied in alle, ſondern nur in die gröſten, als in die Donau, Elbe, Oder, Weichſel und dergleichen, austretten. Sein Name, ſcheinet von Stöhren und Nachſuchen herzukommen, weil ſein Rüſſel lang, und zum Nachſuchen bequem iſt. Neben dieſen langen, ſtarken, und ſpitzigen Rüſſel, hat er auf jeder Seite vier, mit einem harten Deckel verwahrte Kiemen, und faſt unter den Augen, am Untertheile des Rüſſels, ein ſo kleines Maul, ohne Zähne, daß er allein ſaugen muß, wenn er ſeine Nahrung ſuchen will. Vor demſelben hängen gleichſam zur Beſchützung vier Zaſern, als ein doppelter Bart. Der Bauch iſt flach und weiß, die Haut etwas rauh, und die Augenringe glänzen wie Silber. Der Rücken aber eckicht und dunkelgrün, welche Farbe an den Seiten lichter wird. Die Floßfedern ſind weißlich; zwo ſitzen neben den Kiemen, zwo am Bauche, eine unterhalb des Bauches an dem Schwanze, und eine auf dem Rücken, nicht weit vom Schwanz. Der Rücken hat fünf Reihen von unbeſtimmter Anzahl ſtachelichter Buckeln, als eine, die mitten über den Rücken gehet, und zu jeder Seite befinden ſich noch zwo Reihen. Mitten am Bauche unter dem Nabel ſind gleichfalls ſolche Höcker. Der

Fiſch

Fiſch iſt mit dieſen knorrichten Schilden, dermaſſen verwahret, daß man ihn daſelbſt mit dem ſchärfſten Degen nicht leichtlich verwunden kann. Vom Kopfe lauft durch den Rücken bis an den Schwanz, zu Befeſtigung des ganzen Fiſches, eine Fingers dicke Senne, welche insgemein Stärke genannt, und von den Köchen bey ſeiner Schlachtung ausgeriſſen wird. Die Bruſtfloſſen ſind nach vornen zu mit einem ſcharfen Beine gewafnet. Die Bauchfloſſen ſtehen kurz am Nabel. Die Schwanzfloſſe iſt geſpalten, und der obere Theil iſt länger als der untere. Er hat in den Rückenfloſſen ein und dreyſig Finnen; in den Bruſtfloſſen dreyſig, in den Bauchfloſſen neunzehn, in den Afterfloſſen vier und zwanzig, und in den Schwanzfloſſen auch vier und zwanzig Finnen. Sein **Fleiſch** iſt weiß, gelind und nahrhaft, dem Mund lieblich, und dem Magen angenehm, aber darneben ihm faſt ſchädlich, weil ſein Fett etwas beſchwerlich iſt.

Obgleich dieſer Fiſch ein Seefiſch, und in den Tiefen des Meeres zu Hauſe iſt, ſo wird er doch nicht ſehr häuffig auf offenem Meere gefangen, ſondern in den Mündungen groſſer Flüſſe, denn er hat die Gewohnheit, ſich in die ſüſſen Waſſer zu begeben, und in groſſe Flüſſe weit hinauf zu ſchwimmen, wo er ſich denn ſo zahlreich verſammlet, daß an manchen Oertern der Störfang ſehr beträchtlich iſt. Es iſt aber doch ein Unterſchied in der Gröſſe. Man findet nämlich ſogenannte Lachsſtöre, die nur ein

bis

bis ein und eine halbe Elle lang werden, dann aber auch ſolche die über zwanzig Schuhe lang ſind, und über tauſend Pfund wiegen. Die erſte Art iſt ſchmackhaft und fett, die andere aber zähe, faſericht, wie Kalbfleiſch und ſchwer zu verdauen.

In **Norwegen** theilet man ſie ſogar in vier Gattungen ein, als **Lachsſtöre**, **Makreelſtöre**, **Heringſtöre** und **Schelfiſchſtöre**, welche Benennung ſie von derjenigen Art Fiſche erhalten, die ſie am liebſten freſſen; denn ſie richten als Raubfiſche unter dieſen Arten groſſe Verwüſtungen an, und daß ſie nicht etwa mit wenigen vorlieb nehmen, läſſet ſich aus ihrer Gröſſe ſchlieſſen, die oft ſechs bis zehn Ellen anwächſt. Sie ſind gefährlich zu fangen, weil ſie durch ihre Länge und Stärcke grauſame Schläge geben, die Stangen zerbrechen, und mit dem Schwanz Maulſchellen austheilen, daß die Fiſcher, welche ſie an der Harpune auf dem Strand ziehen, rechts und links umtaumeln. So bald man ſie aber in der Gewalt hat, werden ihnen Kopf und Schwanz zuſammen gebunden, daß ſie in einen halben Mond gekrümmet ſind, wodurch ihre Widerſpenſtigkeit bald vergehet, worauf ſie ſodann auf Karren zur Schlachtbank abgeführet werden.

Es iſt merkwürdig, daß ſie alle, wie die Gänſe, hinter einander ſchwimmen, und ſich oft mit dem Maule an die Schwänze der andern anhalten, wodurch ſie öfters eine ſehr lange Kette ausmachen, und dann wohl von

den

den Seefahrern leicht für die nordiſche Waſſerſchlange könnten angeſehen werden.

In Flüſſen fängt man ſie, mit in die Queere geſpannten ſtarken Netzen, oder mit einen wider dem Strom fortgeruderten Sacknetz. Wegen ihrer beſagten Stärke, ſo ſie im Rüſſel und Schwanze haben, müſſen die Fiſcher eben ſo ſtarke Netze, als man zur Hirſch- und wilden Schweinsjagd gebraucht, anſchaffen, wenn ſie auf ſeinen Fang ausziehen. In der See aber werden ſie mit Harpunen und Fiſchhacken, die an Schnüren befeſtiget ſind, gefangen.

Vor Zeiten machte man aus dem Stör ein groſſes Weſen, ja er wurde ſogar zu Severi Zeit durch gekränzte Diener, mit vorangehender Muſick, bey groſſen Gaſtmahlen zur Tafel getragen, allein jetzt macht man ſich bey der groſſen Menge anderer niedlichen Fiſche nicht viel daraus, ausgenommen wenn ſie Stückweiſe in Salz gelegt, oder ſonſt marinirt ſind; die kleinen Lachsſtöre bleiben indeſſen mit einer Senftbrühe ein gutes Eſſen.

Bey Gertrudenberg in Holland wurde in vormaligen Zeit oft in einem Jahre an die neun tauſend Störe gefangen, und es ernähret ſich dieſer Ort noch mehrentheils davon. Bey Bergen in Norwegen iſt der Fang der Seeſtöre noch ſehr beträchtlich, wie auch an den preuſſiſchen Küſten, wo ſie eingeſalzen, und von dem Landmanne verzehret, auch an entfernte Orte verſchickt werden. In Frankreich und Italien ſind ſie zur Faſtenzeit eine beliebte Abwechslung. Ein

Ein noch mit dieſem Fiſch ſehr nahe verwandte Gattung, iſt

Der Hauſen.

Der Hauſen, Hauſſen, (Acipenſer Huſo. Linn.) iſt ein groſſer Fiſch, deſſen rechter Aufenthalt die Donau und der Wolgaſtrom ſind, ob er gleich auch in der Elbe und im Meer ſelbſt gefunden wird. Er wird, wenn er recht ausgewachſen, bis zwölf Ellen lang, und vier, ſechs bis acht Centner ſchwer, iſt an der Geſtalt faſt wie ein Stör, aber gröſſer, hat eine glatte weißlichte Haut, ohne Schuppen, Beinen und Gräten, auſſer im Kopfe, von welchem bis zum Schwanz ein groſſer hohler Knorpel, anſtatt des Rückgrads, gehet. Der Hauſenfang hebt ſich an im Merz, und währet bis zu Ende des Monaths Julii. Im September fängt er ſich wieder von neuem an, und währet bis gegen Allerheiligen. Der Hauſſen, wenn er gefangen, läßt ſich mit Wein und Milch etliche Tage beym Leben erhalten. Sein Fleiſch iſt wohlgeſchmackt, und giebt an Güte dem Lachs nicht nach; er iſt überdieß fett, und hat zum öftern Speck, wie ein Schwein.

Das vornehmſte Product dieſes Fiſches iſt die ſogenannte Hauſenblaſe, welche ſehr häuffig aus Rußland in alle Welt verſchickt wird. Man ſchneidet nämlich die Haut, die Eingeweide, die Floſſen, den Schwanz, und vorzüglich die Luftblaſe, in kleine Stücken, läſſet ſie in warmen Waſſer erweichen oder maceri-

maceriren, kocht dieſe Maſſe über einem gelin-den Feuer, bis alles aufgelöſet und in einen Brey verwandelt iſt, ſodenn ſtreicht man dieſen auf Rahmen ganz dünne aus, und läſſet ihn faſt trocken werden, daß er wie Pergament wird, rollet darauf die Blätter zuſammen, und läſſet ſolche zum Verſchicken ganz trocken wer-den. Da nun die Ruſſen ihn am dünnſten, weiſſeſten, und faſt durchſichtig verfertigen, ſo iſt derſelbe vor allen andern berühmt.

Der Gebrauch der Hauſenblaſe als eines Leims iſt durch ganz Europa unbeſchreiblich groß. Ohne aber zu rechnen, wie viel damit überall geleimt, gekittet wird; ſo werden auch die falſchen Perlen daraus gemacht, man giebt, ſeidenen Zeugen einen Glanz damit; und die Weinhändler nehmen ihre Zuflucht fleiſſig da-zu, um unreine Weine klar zu machen, indem ſie etwas davon in Wein auflöſen, und ſolches in das Faß ſchütten, da denn die Hauſenblaſe eine dünne Haut im Faſſe macht, endlich durch die getränkte Schwere zu Boden ſinket, und auf dieſe Art alles Unreine auf einmal nieder-drückt. Ja es haben auch die Apothecker den-ſelben nöthig, um ein Diachylon magnum oder andere Heftpflaſter, wie auch die Gelatinam Ichthyocollae davon zubereiten zu können, und zuweilen vertritt es ſogar die Stelle des arabi-ſchen Gummi.

Da wir nun von der natürlichen Beſchrei-bung der Fiſche das nöthigſte angeführet haben, ſo wollen wir zum Beſchluß ihrer Na-

tur-

turgeſchichte noch die Beſchreibung der Krebſe mit beyfügen.

Von den Krebſen.

Der Krebs (Cancer) iſt ein Waſſergeſchöpfe, welches billig unter die Fiſche gerechnet wird, ohnerachtet ſie dem Augenſchein nach, ſowohl was ihre Geſtalt, als ihre Natur und Eigenſchaft betrift, weit von einander unterſchieden ſind. Wir tadlen hier keineswegs die Naturforſcher, welche die Krebſe unter die Inſeckten zählen, denn auch wir rechnen ſie nach der Naturgeſchichte, unter dieſelbigen. Allein man wird es leicht bisher haben einſehen können, daß wir uns bey den natürlichen Beſchreibungen, der hier vorgekommenen Thiere, bloß nach dem Plan dieſes Werkes gerichtet, ohne auf ein Naturſyſtem Rückſicht zu nehmen, und aus dieſen Grund rechnen wir die Krebſe zu den Fiſchen. Der Krebs gehöret alſo nach dieſen unter die Raubfiſche, indem er nicht nur Fiſche, Fröſche und Schnecken friſſet, ſondern auch das Aas und alle todte Körper, die er im Waſſer findet, angreiffet, auſſer dieſen aber ſich auch von Gras und Kräutern nähret. Viele halten dafür, daß er zu Nachts aus den Bächen und Krebswaſſern austrette, und in dem Gras und am Ufer ſeine Weide ſuchet, auch Grillen, Heuſchrecken und dergleichen freſſe. Er lebet in und auſſer dem Waſſer, im Meer, Flüſſen und Bächen, wiewohl ſie auch in Seen und Teichen, dahin ſie geſetzet werden, gefun-

den werden. Dannenhero zählet man dreyerley Arten der Krebſe, als Meerkrebſe, dergleichen die Krabben, Garnälen, Taſchenkrebſe und ſo ferner. Fluß- oder Bachkrebſe, und denn See- oder Teichkrebſe. Unter allen haben die Fluß- und Bachkrebſe (von welchen hier eigentlich die Rede iſt,) den Vorzug, welche wieder in rothſchaligte und Steinkrebſe unterſchieden werden. Jene bekommen durch das Sieden eine ſchöne rothe oder rothſchwärzlichte Farbe; dieſe aber ſehen, wenn ſie geſotten, weiß- oder bleichroth. Merkwürdig iſt von den Krebſen, daß ſie mit dem Mond ab- und zunehmen, und ſonderlich zu der Zeit im Jahr gut ſeyn, wenn der Monath kein R, hat, nämlich im May, Junio, Julio und Auguſto, ohne daß der arme Buchſtabe R den geringſten Antheil hieran hat, wiewohl ſie in der Weizenblüthe, am allerbeſten geachtet werden.

In den Bächen und Flüſſen, werden ſie von etlichen, ja wohl von denen meiſten mit den Händen gefangen, und unter denen ins Waſſer reichenden Stöcken und Wurzeln der Bäume, auch unter denen Steinen, aus ihren lettichten Löchern hervorgeſucht. Man bedienet ſich auch der Reuſſen und Körbe dazu, worein man ihnen einen Köder von geſchundenen Fröſchen, oder in Honig geröſteten Fiſchgedärme, oder gebratenen Schöpſenfleiſche, zu legen pfleget, weil ſie dadurch angereitzet werden, deſto lieber einzugehen. Etlicher Orten fänget man ſie in ſeichten Bächen, auf nachfolgende Weiſe:

die

die Breite des Bachs wird mit dicht an einan⸗
der geſtoſſenen Reuſſen beſetzet, die von einer
Seite zur andern reichen (wiewohl auch etliche
nur zwo oder drey in der Mitte nehmen) die
Fiſcher aber gehen mit langen Stangen, an
dem Ufer daher, und rütteln und bewegen da⸗
mit alle im Grund liegende Steine, ſtieren
auch wohl in die angetroffene Löcher; damit
nun die Krebſe ſich dieſer Verdrüßlichkeit ent⸗
ſchlagen mögen, gehen ſie aus ihren Höhlen
hervor, fallen aber in die eingelegten Reuſſen,
und werden alſo öfters in feiner Anzahl gefan⸗
gen. Sie werden auch abſonderlich an ſolchen
Orten, wo man wegen den Waſſerſchlangen
nicht gerne mit den Händen krebſen will, fol⸗
gender Geſtalt gefangen: Man nimmt näm⸗
lich ſechs oder acht kleine und übers Kreuze
etwan eines guten Schuh breites Garne, an
jedwedes derſelben bindet man einen Reif,
ſchneidet ſich auch ſo viel Schuh lange Stecken
ab, und bindet einen jeden Reif mit ſeinem
Garn zu dreyen unterſchiedenen malen und in
gleicher Weite von einander, alſo, daß, wenn
das Garn geradehin auf den Boden geleget
wird, der Stock nicht anderſt in die Höhe ſte⸗
hen muß, als wenn er in die Erde wäre geſtoſ⸗
ſen worden. Wenn dieſe Garne alle ſo ange⸗
bunden ſind, ſchnitzet man ſich ſchmale lange
Stäblein, die ſowohl den Grund erreichen,
als auch noch einer Spannenlang über das
Waſſer herausragen; an dieſe ködert man die
hintern Viertel von abgeſtreiften Fröſchen an,

und leget ſie nach einander an dem Ufer des Waſſers hinein, daß die obere Spitzen des Stäbchens herausſehen. Dieſen Aas werden die Krebſe, welche alldorten vorhanden, alſobald zugehen, und ſich daran hängen, welches man gar leicht an den Zittern des Stockes abnehmen kann. Wenn man dieſes vermerket; ſo kann man den Stab allmählich in die Höhe heben, und mit dem Garn oder Ketſchergen darunter haltend, den Krebs an die Luft bringen, welcher aber, indem er ſeine Retirade wieder ins Waſſer nehmen will, alsbald herab und in das Garn fällt.

Wenn man Krebſe in ſtehende See oder Teiche verſetzen will, muß man zu der Zeit, da ſie Eyer haben, etliche ſchöne in einen ziemlich weit geflochtenen Korb thun, und in das Waſſer ſetzen; es muß aber ein harter und kein moraſtiger Grund ſeyn; ſie müſſen auch Löcher oder Bäume am Ufer, oder groſſe Steine darinnen haben, ſo kriechen die Jungen aus dem Korb, bleiben in dem Waſſer und vermehren ſich darinnen. Wo aber der See groß iſt, muß man ſie an etlichen Orten alſo verſetzen. Man kann die an Stöcke gebundene Körbe, nach drey oder vier Wochen, wieder heraus nehmen. Wiewohl Krebſe in Karpfenteiche zu ſetzen, darum nicht für rathſam gehalten wird, weil ſie den Dämmen durch ihr Graben leichtlich ſchädlich ſeyn können; zu dem treiben ſie auch die jungen Karpfen von der Weide, und wenn ſie Brut in ihre Löcher bekommen, ſo freſſen ſie ſolche.

So

So bekannt als dieſes Geſchöpfe iſt, ſo können wir uns doch nicht enthalten, ſolches zu beſchreiben.

Der Körper eines Krebſes iſt mit einer nicht dichten Rinde überzogen, welche ihm ſtatt der Haut, Schuppen und der Beine die- net. Ob man gleich geglaubt, daß er weder Kopf noch Hals habe, ſo findet man doch einen Kopf an ihm, der zwar ſehr klein, aber doch von der Bruſt unterſchieden iſt. Vor den Au- gen und an der Stirn viele kleine, und zwey lange Hörner. Sein Maul iſt mit kleinen ſpi- tzigen Zähnen beſetzt, ſo wie bey verſchiedenen Arten der übrigen Fiſche, er hat viele Kiemen, welche bey ihm die Stelle der Lunge vertretten, dieſe Kiemen ſind mit einer Klappe bedeckt, damit er das Waſſer an ſich ziehen und von ſich geben kann. Bey den erſten Anblick ſiehet man zween groſſe Füſſe, die ihm ſtatt der Arme und der Waffen dienen, um ſeine Beute zu faſſen, und ſich wider ſeine Feinde zu verthei- digen, welche man die Scheeren zu nennen pfleget. Dieſe endigen ſich mit einer Spitze wie der Schnabel eines Vogels, und ſind in- wendig gezähnet. Mit dieſen Scheeren oder ſtarken Zangen hält er die Würmer, welche ſeine Speiſe ſind, und die, wie er, im Schlamm und Sand herumkriechen. Zehn andere Füſſe, die unten am Leibe des Thiers ſind, dienen ihm zum Kriechen und zum Schwimmen, wenn er ſchwimmt, ſo vertretten ſie die Stelle der Ru- der. Sein ſchuppigter Schwanz iſt mit Flügeln

eingefaßt, die ihm zum Steuerruder dienen, um den Körper, wenn er im Waſſer iſt, zu lenken.

Die Verminderung der Krebſe ſo lange ſie leben, verdienen die Aufmerkſamkeit eines Menſchen, der ſich unterrichten will, da er alle Jahre eine neue Schale bekömmt. Die weiche Materie unmittelbar unter der Schale des Krebſes wird alle Jahre gröſſer, aber die äuſſere Decke erweitert ſich nicht, und ſo bekömmt der Krebs jährlich ein neues Kleid. Im Monath Junius, Julius und Auguſt legt dieſes Thier ſeine alte Schale völlig ab, welche leer bleibt, und die alte Form ſo genau behält, daß dieſe leere Hülle ein wircklicher Krebs zu ſeyn ſcheinet. Dieſe Schale reißt ſich nicht ohne Gewalt los, das Thier kann ſich nur durch verſchiedene mühſame Bewegungen davon befreyen: (zuweilen ſtirbt es auch unter der Arbeit,) der Krebs iſt alsdann nur mit einer weichen Haut bedecket, welche in zween oder drey Tagen eine harte Schale wird, wie die abgefallene war. Die Zeit, welche der Krebs ohne Schale lebet, iſt für ihn ſelbſt gefährlich, denn wann andere von ſeiner Gattung auf ihn ſtoſſen, ſo wird er ihnen leicht zur Beute; er ſucht auch deswegen, wenn er ſeine alte Schale abſtreiffen will, die einſamſten Orte. Eine kurze Zeit vor dieſer Verwandlung gehet in dem Krebſe ſelbſt noch eine merkwürdigere Veränderung vor, als die mit ſeiner Schale; er bekömmt nämlich einen neuen Magen. Bey

dieſem

dieſem Thier iſt der Magen mit drey Zähnen verſehen, die auf drey Knorpeln ſtehen; und wenn die Zeit herbey kömmt, daß ſie die alte Haut abſtreifen wollen, ſo findet man an dieſem Eingeweide ſechs Zähne, anſtatt dreyen. In dem neuen Magen wird der Alte verdauet, wozu ihm die neuen Zähne behülflich ſind. In dem Magen befinden ſich auch Steine, welche uneigentlich Krebsaugen genennet werden. In einem jeden von dieſen Thieren, werden jährlich zwey erzeuget, welche nach und nach in verſchiedenen Schichten wachſen; ihr Urſprung und Wachsthum kömmt von dem verſteinernden Safte her, der aus den Gefäſſen dringt, mit welchen ſie umgeben ſind. Ueber den Nutzen dieſer Steine in dem Thiere iſt man noch nicht einig; einige behaupten, ſie dienen zur Bildung der Schale; andere haben geglaubt, ſie müſſen etwas zur Nahrung des Thieres beytragen, wenn ſie die alte Haut abgeſtreift haben. Der Nutzen mag nun beſtehen, worin er will, ſo hat die Natur den Krebſen dieſen Stein, der ſich jährlich erneuert, gegeben, und die Natur, welche nichts umſonſt thut, würde ſie nicht damit verſehen haben, wenn ſie ihn nicht nöthig hätten. Man hat geſehen, daß der Krebs viele Füſſe hat. Dieſer Menge ohnerachtet, hat er gar keinen angenehmen und ſchnellen Gang; er gehet nicht einmal gerade, ſondern ſeitwärts, und mehr hinter ſich, als vor ſich. Man ſollte glauben, der Krebs verliere nicht viel, wenn er eines Fuſſes beraubet

wird, und doch hat die Natur gewollt, daß dieſer Verluſt wieder erſetzt werde, und daß ein ähnliches Glied an die Stelle des verlohrnen käme. Man hat lange Zeit an dieſer Erſcheinung gezweifelt, aber nun kann man ihrer Richtigkeit nichts mehr entgegen ſetzen. Eine ſolche Erſetzung muß uns freylich in Erſtaunen ſetzen. Wenn die Füſſe, (die Scheeren nicht ausgenommen,) des Krebſes in vierten Gelenke gebrochen werden, nämlich nahe am Körper, ſo treiben ſie ſchneller wieder nach, als wenn ſie im andern oder dritten Gelenke zerbrochen ſind. Wenn man ihnen die Beine in dieſen Juncturen zerbricht, und beſiehet ſie nach einigen Tagen wieder, ſo findet man ſie im vierten Gelenke abgebrochen; denn das Thier hat die Klugheit, es ſo zu zerbrechen, um die Entwicklung des neuen Fuſſes zu beſchleunigen.

Wenn man die Krebſe lebendig und zum Gebrauch bey der Hand aufbehalten will, kann man ſie in den Waſſertrögen nur ſo frey herum kriechen laſſen, oder aber in einige aus weidenen Ruthen zuſammen geflochtene Fiſchreuſſen einſchlieſſen, und in die Waſſertröge legen, als auf welche Weiſe, ſie noch ziemlich lange, und zwar etliche Wochen, lebendig erhalten werden. Hat man aber keine Waſſertröge, ſo leget man ſie nur in einen leeren Zuber, und behält ſie alſo im Keller auf. Weil auch die Krebſe gerne ſterben, wenn es ſtarke Donnerwetter giebt, als ſuchen einige dieſelbe davor zu präſerviren, wenn ſie einen Stahl aus

einem

einem Feuerzeug, darauf man ſonſt Feuer zu ſchlagen pfleget, zu ihnen hinein legen. Man pfleget auch die Krebſe zu mäſten und fett zu machen, wenn man würflicht zerſchnittene gelbe Rüben denen Krebſen zur Speiſe in den Trog oder in den Zuber wirft. Andere geben ihnen abgeſottene Ochſenleber; wieder andere wollen, daß man ſie mit Bier täglich anſpritzen, oder mit Milchrahm beſchmieren, und beſagter maſſen in einem Zuber aufbehalten ſolle.

Nun wollen wir auch noch etwas weniges von dem Fiſchfang ſelbſt anführen, zu erſt aber die hierzu erforderlichen Geräthe beſchreiben.

Von den Fiſchzeug, oder Fiſchgeräthen.

So heiſſet man alles Geräthe, ſo man bey dem Fiſchen in flieſſenden und ſtehenden Waſſern nöthig hat. Dahin gehören allerley Garn und **Netze**, als **Fiſchwathen** oder **Zugnetze**, **Streichwathen**, **Eisnetze Lichte Treibgarne** oder **Keutelnetze**, **Wurfgarne**, allerley **Garnſäcke**, **Fallſäcke**, **Lichteſäcke**, **Mittelſäcke**, **Schleppſäcke**, **Gründlingsſäcke**, **Fiſchhahmen**, **Kernhahmen** oder **Beeren**; allerhand **groſſe Ketſcher**, **Krebsketſchergen**, **kleine Ketſchergen**, die Fiſche damit aus den Bottichgen oder Fiſchwannen zu heben, weil es nicht gut iſt, viel mit den Händen darinn umzugehen, indem die Fiſche davon gern matt werden; allerley **kleine** und **groſſe Reuſſen**, **Fachreuſſen**, **Senkreuſſen**, **Gründ-**

lings-

lingsreuſſen; allerley kleine und groſſe Angeln, Nachtangeln, Klitſchangeln, Grundangeln, allerley groſſe und kleine Fiſchkäſten, mit Löchern ſolche in das Waſſer zu hängen, und die gefangene Fiſche darein zu thun; Fiſchkörbe, die Fiſche darinnen auszutragen, und zu wägen; Flechten, die Fiſche darein zu ſammeln; Siebe zum Fiſchſatz und die Brut, damit man dieſelben deſto trockener angreiffen, abſondern und zählen könne; groſſe und kleine Waagen, die Fiſche Centner- und Pfundweiſe wegzuwägen; gute und kein Waſſer einlaſſende Kähne, die in auffließſenden Waſſern, Seen und groſſen Teichen zum Fiſchen zu gebrauchen; Senſen an langen Stangen, und Sicheln, das Gras und Geröhricht aus denen Teichen zu hauen; Fiſchhaacken, Trampen oder Störſtangen; Hahmen, Gabeln, Keulen, an die Wathen und andere Garne; Stricknadeln und Stiffelhölzer von verſchiedener Gröſſe, allerhand Arten von Fiſchgarnen damit zu ſtricken; und endlich das benöthigte Böttgerzeug an Wannen, Kannen, groſſen und kleinen Fiſchfäſſern, in jene die Fiſche bey dem Fiſchen zu ſetzen, und darinnen zu ſortiren, in dieſe aber ſolche über Land zu führen. Dieſes Fiſchzeug muß alles reinlich gehalten, inſonderheit aber die Netze und alles Garnzeug, nach vollendetem Fiſchen fleiſſig und ſauber gewaſchen, auf Pfähle und Zäune zum Abtrocknen aufgehänget, auch was etwa bey dem Fiſchen zerriſſen, wieder ausgeflicket; die Körbe und Siebe

mit

mit Waſſer fleiſſig ausgeſpühlet, das hölzerne Gefäſſe rein ausgeſcheuert, und endlich ein jedes an ſeinem gehörigen Orte aufgehoben werden.

Endlich kommen wir auf den **Fiſchfang** ſelbſt, welcher ſehr verſchieden iſt, nach Art und Gelegenheit des Orts und der Fiſche, die gefangen werden, und da wir oben ſchon den Aalfang zu beſchreiben verſprochen haben, ſo wollen wir damit den Anfang machen.

Solcher geſchiehet 1) mit **Reuſſen**, wenn man einen ausgewäſſerten Hering hinein leget. Noch mehr aber gehet dieſer Fang von ſtatten, wenn man auch etwas Queckſilber, mit einem oder etlichen kleinen Stücklein von faulen und bey der Nacht ſcheinendem Holze, in ein kleines Glas hinein thut, daſſelbe mit Wachs und Harz, feſt vermachet, und mitten in die Reuſſen hänget. Hernach nimmt man alt Schmeer und wilde Meliſſen, man röſtet beydes mit einander in einer Pfanne, man bindet es in ein dünnes Tüchlein und thut es in eben ſolche Reuſſen, welche nachgehends, wo viel Moos iſt, geleget, und alſo über Nacht darinne gelaſſen werden. Wiewohl man nach den neueſten Erfahrungen behaupten will, daß der Aal nicht in die Reuſſen gehe. 2.) Mit **ordentlichen und gemeinen Angeln**, oder auch mit **Nacht oder Legangeln**, wer ſich derſelben bedienen will, der darf nur kleine Weiß- oder andere Fiſchgen, oder Regenwürmer an die Angeln ſtecken, und bey der erſten Art, nämlich bey

den

den ordentlichen Angeln, und die Angelſchnur ein Büſchlein Binſen, welche im Waſſer wachſen, binden, da dieſelben unter dem Waſſer einen Schatten, als wie Moos oder Geſträuche, von ſich geben, welches die Aale ſehr lieben, hinzuſchwimmen, und bey Wegfiſchung des Geäſes ſich fangen, und hängen bleiben.

3) **Mit ſogenannten Aalgabeln oder Triſtacheln.** (Tab. IV. fig. 1.) Dieſes iſt ein Inſtrument von plattem Eiſen, wie eine dreyzackigte Miſtgabel geſtaltet, davon eine jede Zacke acht bis neun Zoll lang iſt; an der mittlern Zacke aber ſind Widerhacken angebracht. Die beyde äuſſere Zinken werden ausgebogen, der mittlere aber gerade eingeſetzt, und rundlicht zugeſpitzt. Damit ſie ſich nun nicht ausbiegen; ſo werden ſie nahe bey dem Hals mit einem eiſernen Band gefaſſet. In den Hals, der wie eine Schauffel rund ausgehöhlet iſt, wird eine lange Stange ungefähr funfzehn bis ſechzehn Schuh, geſtecket und mit Nägeln befeſtiget. Mit dieſer Gabel ſtoſſen die Fiſcher entweder an den Rand des Waſſers, wo man Aale vermuthet, oder auf einem Kahn immer auf den Grund, da es denn nicht ſelten geſchiehet, daß zween, drey und mehr zwiſchen den Zacken und Wiederhacken hangen bleiben, und alſo auf einen Zug heraus gezogen werden.

4) **Mit ſogenannten Aalpuppen** Dieſes ſind kleine Bündgen aus Steinbinſen mit einer Schnur und einem Anckelhacken verſehen. Der Hacken iſt ohngefähr eines Gliedes lang,

ſpitzig

ſpitzig ohne Widerhacken und kurz, auch enge zugebogen. Die Schnur iſt ein doppelt zuſammen gedrehter hänfener Faden, wie ihn die Fiſcher zu Hahmen und Netzſtricken brauchen, wenigſtens drey oder vier Klafter lang. Die Puppe aber daran die Schnur hanget, iſt ohngefähr ſieben bis acht Zoll lang, und vier Finger ſtarck; welche Puppe nur an dem einen Ende, wo die Schnur angeſchleift iſt, zuſammen gebunden wird, das andere Ende aber iſt ungebunden, ſo daß alle Binſenſtengel etwas aus einander ſtehen, und einer Roſen gleichen. Dieſe Aalpuppen werden von dem May bis gegen Johannis in groſſer Anzahl, mit angeſtecktem Aas, oder Speiſe, ſo ein Weißfiſch oder Grundling ſeyn kann, gegen Abend auf das Waſſer geworfen. Wobey aber zu merken, daß man bey dem Auswerfen nicht die ganze Länge der Schnur nehmen ſolle; ſondern man richtet ſich hierinnen theils nach der Tiefe des Waſſers, theils nach der Höhe oder Tiefe des Ganges der Aale. Das übrige der Schnur wickelt man um die Puppe ſo herum, daß ſie ſich nicht verſchleife, damit die Puppe, wenn der Lockfiſch verſchlungen, und ſich gefangen merket, nachgeben, und indem der Fiſch, der an der Schnur ziehet, ſich gemächlich abwinden kann, bis die Schnur ſich ganz entwickelt hat; und indem dieſelbe wenig widerſtehet, auſſer, daß ſie ſich nicht zu Boden ziehen läſſet, immer auf dem Waſſer daher tanzet; von welchem Tanzen der Name Aalpuppe hergenommen

men zu ſeyn ſcheinet. Dieſe auf dem Waſſer ſich bewegende und gleichſam tanzende Puppen geben bald zu erkennen, ob ein Aal daran angebiſſen habe, denn ſie gehen tiefer in Waſſer, als die andern, welche leer ſind. Spürt man was, ſo werden die Puppen ſo ſachte als möglich, heraus gezogen. Denn wenn man auf einmal einen ſtarken Riß thun wollte; ſo würde der Aal mit ſeinem Widerſtand die Schnur abreiſſen; oder, wenn er ſich an dem Angel nur ein wenig verbiſſen, das Maul ſchlitzen, und damit doch entkommen. Dieſe Aalpuppen pflegen bey geſchwülen Nächten und einfallenden Donnerwettern reichlichen Fang zu geben.

5) Mit Aalquäſten. Dieſes ſind oberwärts an lange Stangen befeſtigte, und faſt bis auf einen Fuß unter Waſſer geſteckte Faſchinenbünde von grünen beſonders weidenem Reiſer, welche einer Quaſte ähnlich ſehen. An dieſe Aalquäſten machen ſich die Weißfiſche häufig, vom May bis Johannis, da ſie laichen, als welches ſie am liebſten bey dieſen Reiſern verrichten. Dahin werden alſo die Aale durch dieſe Weißfiſche gelocket, und ihre Begierde, ihres Raubes bald theilhaftig zu werden, treibet ſie, daß ſie ſich ſogar in die Aalquäſte hinauf dringen, und ſich ſelbſten fangen. Des Morgens nähert man ſich dann ohne ſtarkes Geräuſch, auf einem Kahn, den Aalquäſten, und ziehet die ganzen Quäſte mit ſammt der Stange in die Höhe über das Waſſer, und ſchlägt an den zur Seite angehefteten Reißbund, daß

der Aal ſich herab laſſe. Damit er aber, indem er ſich herab läſſet, nicht entkomme; ſo hält ein anderer einen geraumen und tiefen Hahmen unter dem Reiſer, und hilft damit dieſen Quaſten halten. Wenn nun der auf der Flucht ſich aus dem Reiſer machen will; ſo fällt er in den untergehaltenen Hahmen, und wird alſo gefangen. Da befinden ſich oft in einer ſolchen Aalquaſte drey oder mehr Aale, wiewohl auch bey ermangelnder Behutſamkeit viele entwiſchen. Sonderlich bekommt man hier viele kleine Aale, die man mariniren kann.

6.) **Mit Aalwehren**, welche nichts anders, als unter Waſſer gebrachte, ſchlangenweiß aus Reiſen geflochtene Zäune ſind, die nach der Tiefe des Waſſers in der Höhe anzurichten. Die Zäune müſſen alſo, wie eine Schlange, ſich wenden. An denen zu beyden Seiten abwechslend entſtehenden ſtumpfen Winkeln wird eine gehörige Oefnung dem Fiſch zum Ein- und Ausgang gelaſſen. Unmittelbar vor, oder hinter ſolche, werden groſſe Körbe mit doppelten Fängen von verſchiedener Weite eingeſenket, ſo daß kein Aal ohne gefangen zu ſeyn, auf oder ablauffen kann. Die beyden Ende des Wehrs ſo gegen die Ufer auslauffen, müſſen ſo eingerichtet ſeyn, daß ſie den Schiffen freye Fahrt laſſen. Hier iſt der Fang öfters ſo reichlich, daß die Körbe wohl zweymal des Tages ausgehoben werden können.

7.) Endlich fängt man die Aale auch mit einem **Garn** oder **Sack**. Dieſes Garn ſtellet

man gemeiniglich an ſolchen Orten auf, wo man weis, daß es Aale giebet, oder an ein Waſſerloch oder an einen Mühlſchutz, oder mitten in einen Fluß. Wenn man dieſen Sack vor ein Waſſerloch leget, ſo muß man einige Steine wegnehmen, und ihn mit Stricken an den Steinen feſt anbinden, damit ihn das Waſſer nicht mit wegreiſſe. Wenn dieſes geſchehen, ſo läßt man den Sack die Nacht über liegen, und hebet ihn des andern Tages frühe auf, um zu ſehen ob der Fang gerathen iſt.

Die Zeit, da die Aale am beſten gefangen werden, erſtrecket ſich vom Merz oder April an, wenn die Ellern ihre Blätter treiben, bis in den Auguſt und September, ja bis in October. Sonderlich aber ſind die Aale im Sommer, wenn es geſchwülig iſt, und Donnerwetter kommen, gar leicht, und in groſſer Menge zu fangen. Denn pflegen ſie ſich zuſammen zu ringeln, und werden wie todt, mit dem Waſſer davon getrieben. Sonſten aber werden ſie am häufigſten gefangen, wenn die Waſſer austretten oder trübe ſind. So werden ſie auch, wenn ſie lauffen oder laichen und ſtreichen, nämlich im October, mit Reuſſen und Wehrkörben ſehr ſtark gefangen.

Die übrige Fiſcherey geſchiehet auf folgende Art. In groſſen Waſſern ſo flache Ufer haben, fiſchet man mit langen und breiten Netzen, oder Fiſchwathen, welche mit unten anhangenden Bleyſtücken oder Eiſengewichten beſchweret, und oben mit vielen eine Elle weit

von

von Pantoffelholz, dürren Weiden, oder Birkenholz, oder Pappelweidenen Rinden gemachten Flöſſen, welche das Garn in die Höhe halten, verſehen ſind. Dieſe Netze werden an lange Stricke gemacht, an beyden Seiten von den Fiſchern gezogen, und wenn man die Fiſche beſchloſſen, heraus an das Land geſchaffet. An tieffen Orten werden die Wurfgarne gebrauchet, welche unten bleyerne Kugeln haben, und ſich oben enge mit einem Seil zuſammen ziehen laſſen, dieſe werden alſo in das Waſſer geworfen, daß ſich das Netz in der Runde auf demſelben ausbreite, und mit Bley ſchnell zu Boden ſinke. Wenn man es nun in die Höhe ziehet, und zuſammen drehet, ſo fället es wegen des anhangenden Bleyes auch unten zuſammen, und beſchlieſſet, alſo alles, was von Fiſchen darinnen iſt, welche damit herausgezogen, und aus dem Garne an behörige Orte geſchaft werden.

Bey kleinen Flüſſen und Bächen, bedienet man ſich der ſogenannten Garnſäcke und Netze, welche von einem Rand des Fluſſes bis an den andern reichen, und alſo den ganzen Fluß in der Breite mit überſtellen, da denn vor dem Netze den Fluß aufwärts etliche in einem Kahn, die Fiſche mit denen Trampen, Strudeln oder Störſtangen, aus ihren Löchern und Höhlen in das Garn jagen, in welchem ſie ſich verwickeln und gefangen werden. Man fiſchet auch in den kleinen Flüſſen und Waldbächen mit groſſen und kleinen Tauchbeeren oder

Tauchgarn, auch Tauchperm genannt. Dieſes iſt eine Art Fiſchgarn, um damit Karpfen und andere, ſowohl groſſe als kleine Fiſche zu fangen. Es iſt viereckigt geſtricket, und drey Ellen oder ſechs Schuh lang, und auch ſo breit, es iſt oben offen, unten aber mit einem geſtrickten Boden verſehen, und hat groſſe, zween Zoll weite Maſchen. Dieſes Garn wird mit ſeinen Wänden an zween kreuzweiſe übereinander feſt gemachte hölzerne Bügel gebunden, und, wenn man es brauchen will, eine gute Hand voll groſſer Regenwürmer, welche in der Mitten dergeſtalt zuſammen gebunden ſind, daß ſie ſich mit dem Kopf und Schwanze regen können, oben an das Bügelkreuze dergeſtalt angehänget, daß ermeldete Regenwürmer in den Tauchperm oder Taupel einen halben bis ganzen Schuh hoch hinein hängen; darauf nimmt man eine lange Stange, welche ſich jedoch nicht gerne biegen läßt, bindet einen Schuh weit von ihrer äuſſerſten Spitze, den Tauchperm mit einem Stricke alſo daran, daß zwiſchen der Stangen, und denen kreuzweiſe über einander gehenden Bügeln, nicht mehr, als zween oder drey quer Finger breit, Raum bleibe, damit man den Tauchperm nach Belieben umdrehen, und denſelben alſo beſſer einſetzen könne. (Man ſehe Tab. IV. fig. 2.).

Wenn er beſagtermaſſen fertig iſt; ſo läſſet man ihn mit einem kleinen Geräuſche in das Waſſer unterſinken, da denn die Fiſche, die gerne wiſſen möchten, was dieſes ſey, gegen

dem Garne, und zwar die kleinen Fiſche zuerſt, hinzu ſchwimmen, und wenn ſie die in der Mitte derſelben hangende und ſich reugende Erd- oder Regenwürmer erſehen um ſelbige ſich herum verſammeln, und ſie anfreſſen; die Alten hingegen, die ſchon liſtiger ſind, ſtreichen etwas weiter davon herum, bis ſie ſehen, daß die Jungen ohne einige Hinterniſſe, ein Geäß gefunden, da ſie denn herzu ſchwimmen, die kleinen verjagen, und wenn ſie anbeiſſen, durch ſchleuniges in die Höhe rücken des Garns gefangen werden. Wenn etwas in der Taupel oder den Tauchpeeren iſt, kann man ſolches daraus abnehmen, wenn die Stange daran er hänget, ſich beweget; alsdenn muß man ohne Zeitverluſt, weil der Karpfe ſich nicht lange darinnen verweilen wird, dieſes Garn mit der Stange, ſo man in Händen hat, eiligſt in die Höhe heben, und an das Land bringen. Etliche binden ein wenig gebratene und mit Speck beſtrichene Leber, nebſt einem Stein mitten in den Boden der Taupel, daß ſie einen Sack machen, ſo ſollen die Fiſche deſto lieber darauf zu gehen.

Die ſogenannte Fünf-Pforte, iſt ein, in Frankreich erfundenes Fiſchgarn, welches daher alſo genennet wird, weil es fünf Eingänge oder Pforten hat. Es iſt aber dieſes Garn eigentlich aus ſechs Stücken zuſammen geſetzt, in deren Mitten ein Eingang gelaſſen wird. Jedoch geſchiehet ſolches nur an der Decke, und den vier Nebenſeiten, denn der Boden, welcher

das ſechſte Stück ausmacht, muß ganz gleich und falſch ſeyn. Dieſes Garn wird mit acht und vierzig Maſchen, eines Zolles weit angefangen, und bey vierzig Schuh lang fort geſtrickt, ehe etwas zu oder abgenommen wird, zumal ſo es acht Schuh ins gevierte, und vier Schuh in die Höhe, wenn es gerichtet wird bekommen ſoll. Hierauf kann man einen Bindfaden nehmen, und ihn durch alle Rand-Maſchen ziehen, auch die beeden Ende zuſammen binden, und um die vier in die Erde geſchlagene Stangen A. C. B. D. (Man ſehe Tab. IV. fig. 3. 4.) ziehen. Dieſe Stangen müſſen ins Gevierte ein, und acht Schuh weit aus einander geſchlagen werden. An dieſe Stangen, wird unte[n] bey E. F. G. T. ein Seil, und vier Schuh hi[n]her bey A. C. D. B. wieder eines angebunden. Alsdenn wird das Garn inwendig nach der Län[-]ge hinein gezogen und oben und unten ring[s] um die Seile angenehet, damit es wie ei[n] Würfel werde, wann nun dieſes Garn woh[l] angenehet und ausgeſpannet worden, ſo werden fünf Eingänge als Pforten darein geſetzet, welche in der Länge zween Schuh betragen, wovon der eine oben, die andern aber auf die vier Seiten kommen; und dieſe müſſen auch wohl ausgeſpreiſet ſeyn, damit ſie eine Rundung machen, und zuvor in die ausgeſchnittene Löcher feſt anzunehmen ſind. In übrigen läſſet man an allen Ecken des Garns, ſowohl unten als oben, zwey Stück von dem Seil, jedes anderthalb Schuh lang herab hängen, damit man da[s]

Garn,

Garn, wann es ſoll gerichtet werden, auf und an die Stangen binden mögen. Wenn man dieſes Garn nun richten will, ſo nimmt man vier ſtarke gerade Stangen, welche unten bey dem dicken Ende geſpitzt, und bis zehn Schuh lang ſeyn müſſen, über dem zugeſpitzten Theil, etwa, eines Schuhes breit muß eine Kerbe eingeſchnitten werden, alwo die untere Ecke des Garnes E. F. G. vier Schuh aber gegen dem dünnern Theil bey A. B. C. D. wieder eine Kerbe, und angebunden werden muß. Wenn es nun ſo feſt angebunden worden, ſo nimmt man es zu ſich in Kahn und ſetzet es an denjenigen Ort, wo man meynet daß es Fiſche giebt, ein. Iſt es in einem Fluß, ſo muß man den Kahn überzwerg des Fluſſes haltend machen, darauf läßt man das Garn hinunter, und ſtöſſet die Stange gerade in den Grund feſt ein, und zwar alſo, wenn A. E. eingeſtoſſen, ſo ziehet man B. F. gleichfalls gerade gegen ſich ſteiff an, und ſteckt es ebenfalls feſt ein, und ſofort mit denen übrigen, bis es gar ſtark halte, und viereckt worden. Damit aber weder die eingeſchlagenen Stangen, noch das Garn ſich durch das Anſtoſſen des flieſſenden Waſſers bewegen mögen, ſo kann man oben wieder andere Stangen anbinden, daß es unbeweglich ſtehe, und dieſe Stangen ſind durch die kleinen Buchſtaben a. b c. d. in den Figuren bezeichnet. Am ſicherſten aber iſt es, wenn die Stangen kreuzweiß gebunden werden, z. Ex. von A. a. zu D. d. und B. C. zu c. B. In einem See oder

Teiche braucht es dieſe Befeſtigung gar nicht, und iſt genug, wenn nur die Stangen wohl eingeſchlagen werden. Die Eingänge H. I. K. im Waſſer offen zu halten, geſchiehet mit den Bindfäden L. O. P. Q. R. T. wie die Figuren zeigen.

Hieher gehöret auch das Fiſchen noch mit den Reuſſen, die an ſolchen Orten in den Flüſſen auf dem Grunde geſencket werden, wo man weis, daß die Fiſche ihren Stich hin zu nehmen pflegen. Eine Fiſchreuſſe, iſt ein aus zähen Weiden geflochtener Korb, nicht gar weit, aber tief, welcher vorne am Mundloch die weiteſte Oefnung hat, am Hals aber enge, und in der Mitten noch enger, auch daſelbſt gleichſam wie ein Trichter geſtaltet iſt, der nur einen kleinen Durchgang hat, wodurch der Fiſch wohl hinein, aber nicht wieder heraus kann. Zuletzt kommt der Bauch, worinnen die gefangene Fiſche bleiben müſſen, welcher endlich ganz zu geſpitzt hinaus lauft. Sie werden in den Flüſſen an vorgeſchlagene Fache geleget, und an Pfähle befeſtiget, oder man ſencket ſie in Seen, Teiche, Flüſſe und Tümpel an ſolchen Orten wo man mit Netzen oder Garnſäcken nicht füglich zukommen kann. Jene heiſſen daher Fachreuſſen, und dieſe werden Senkreuſſen genennet. Die Krebsreuſſen, welche auf die Krebſe, und die Gründlingsreuſſen, welche eigentlich nur auf die Gründlinge gelegt werden, ſind von dünnern Weiden und auch kleiner gemacht. Damit aber die Fiſche deſto

deſto leichter hinein gehen, ſo legt man Aas oder Köder in die Körbe, oder bindet ſie in Tüchlein, hinein, und zwar hinten bey den kleinen Thürlein, dadurch man die gefangene Fiſche heraus nimmt. Die Reuſſen werden mit dem Mundloch nach dem Strom gelegt, weil die Fiſche gegen dem Waſſer, und nicht nach demſelben ihren meiſten Gang haben. Es werden aber alle Reuſſen des Abends geleget, und liegen alſo die Nacht durch; des Morgens hebt man ſie, und ſiehet was ſich gefangen habe. Dieß Fiſchwerk mit den Reuſſen währet aber nur bis aufs Frühjahr, wenn man Gerſten zu ſäen pfleget, auf Walburgis, weil bis dorthin die Fiſche laichen. Im Herbſt mag man wieder damit ſtellen. Sie gehen aber nicht ſo gut ein als im Frühjahr. Kleine Backfiſchlein fängt man auch in kleinen leichten, rauſchenden, ſteinigten Bächlein, mit kleinen Körblein aus Semden gemacht, item mit Reiß gebunden, ſonderlich die Schmerlen, da verlegt man den kleinen Fiſchgen auch den Weg, und hindert ihnen ihre Reiſe mit Steinen, die man auf einander, die Quere über den ganzen Bach legt, daß ſie nicht hinauf wandern können, und läßt auch etliche Löcher, da man die Reuſſen hinein leget. Bisweilen pflöcket man ſie auch hinten an, daß ſie das Waſſer nicht wegführet, oder leget einen Stein darauf, weil ſie ſonſt gar zu leicht ſind.

Endlich wollen wir zum Beſchluß der Fiſcherey noch der ſogenannten **Fiſchweide**, geden-

denken. Dieſe iſt ein in flieſſenden oder ſtehenden Waſſern alſo zugerichteter Ort, daß ſich die Fiſche häufig dahin verſammlen, und nachgehends in groſſer Anzahl herausgefangen werden können. Es wird aber dieſer Fiſchfang alſo angeleget: Man ſuchet ſich hierzu einen bequemen, und von Gras, Schilf und groſſen Steinen wohl gereinigten Platz in einem Teiche, See oder Fluß da ein ebener Grund, und eine ſolche Weite iſt, daß man dieſen zur Fiſchweide beſtellten Platz mit einem Netze oder Wathen von vierzig bis ſechzig Ellen lang völlig umſtellen könne; es ſey gleich ſolcher Platz mitten in einem Fluß, See oder Teiche, wo man nämlich mit einem Kahne verſehen iſt, und vermittelſt deſſelben dazu kommen kann, oder in Ermanglung deſſen, am Ufer des Fluſſes ꝛc. ꝛc. befindlich. Wenn man nun einen ſolchen Ort erwählet hat; ſo läßt man etliche zwanzig bis dreyſiz Faſchinen, oder drey bis vierthalb Ellen lange und Mannes dicke Reisbündel machen, ſolche an beyden Enden ſtark mit Weiden zuſammen binden, und an denjenigen Ort bringen, wo man die Fiſchweide anlegen will. Geſetzt nun, der Bezirk A. B. C. wenn man nämlich vorher, nach Fig. 1. Tab. IV. einen Riß auf das Papier verzeichnen will, ſeye der zu dieſem Fiſchfang beſtimmte Ort; ſo legt man eine Reihe Faſchinen nach einander in das Waſſer, dergeſtalt, daß zwiſchen zweyen derſelben jederzeit ſo viel Raum bleibe, als die Dicke einer Faſchine ausmacht. Auf dieſe Schicht, welche

auf

auf dem Kupfer mit D. E. angezeiget iſt, wird quer über die andere Lage F. G. mit gleich ſo viel Faſchinen, und auf eben ſolche Art gemacht. Ferner wird auf die andere Reihe die dritte H. I. gelegt, und mit dieſem kreuzweiſe gemachten Lagen ſo lange fortgefahren, bis das Waſſer etwa noch einen halben Schuh, oder eine viertel Elle hoch über dieſe Faſchinen oder Reißbündel gehe. Damit aber die Sonne nicht hindurch ſcheinen möge; ſo muß man auf die oberſte Schichte noch allerhand Geſträuchwerke kleines Gebüſche und Gras legen, und endlich dieſe ganze Maſchine mit Steinen beſchweren, damit alles deſto feſter auf einander haften und bleiben möge. Im flieſſenden Waſſer aber muß man mitten durch dieſe Bündel einen ſtarken hölzernen, unten mit einem ſpitzigen Eiſen beſchlagenen Pfahl in den Grund feſt einſchlagen, damit die Fiſchweide unbeweglich an ihrem Orte ſtehen bleiben, und nicht fortgeſchwemmet werden möge. Dieſe Maſchine kann nun in ſolcher Stellung bey vierzehn Tage lang in Ruhe gelaſſen werden, ohne darnach zu ſehen. Denn es fürchten ſich, wie leicht zu erachten, die Fiſche anfänglich vor dergleichen nicht gewohnten Veränderung, und ſtreichen nur von weitem um dieſen Ort herum, bis ſie ihn endlich gewohnen, und ſich darunter zu verbergen ſuchen. Nach Verflieſſung dieſer Zeit kann man erſtlich von weitem, und nach und nach in der Nähe dieſer Fiſchweide fiſchen, damit die Fiſche bey Vernehmung eines Geräu-

ſches

ſches ſich in dieſelbe retiriren, und ihren Aufent-
halt darinnen ſuchen mögen. Wenn nun das Werk drey bis vier Wochen ſo geſtanden, und die Fiſche ſich dahin gewöhnet haben; ſo kann man den Fiſchfang mit der Wathe anſtellen, und dieſelbe nebſt zwo Fiſchtrampen und dem Fiſchhacken zu ſich in den Kahn nehmen, folglich rings um dieſe Fiſchweide mit den Trampen auf das Waſſer ſchlagen, und immer näher an dieſelbe rücken, damit die Fiſche gezwungen werden, ſich darunter zu verſtecken. Wenn man noch zwey Ruthen lang davon entfernet iſt; ſo wird das Garn rings herum in gleicher Weite davon gerichtet. Man fängt nämlich, wenn dieſe Maſchine nahe an einem Ufer angelegt iſt, bey dem Buchſtaben A an, gehet hernach weiter fort bis an B, und endlich an C. denn A und C iſt das Ufer. Iſt aber dieſe Fiſchweide weit vom Ufer abgelegen, ſo werden die beyden Enden der Wathe (wie in dem Fig. 2. Tab. IV. befindlichen, und bald weiter zu erklärenden Kupfer angezeiget wird) hinter K dergeſtalt übereinander gezogen, daß keine Oefnung mehr zu finden iſt. Wenn nun alles dermaſſen umzogen iſt, daß kein Fiſch mehr entweichen kann; ſo ergreift man die Stange, und ziehet mit dem eiſernen Fiſchhacken erſtlich die zur Bedeckung gebrauchte Sträucher, und ſodenn eine Faſchine nach der andern heraus, und ſchaft ſie über die Wathe hinaus auf die Seite. Hernach ſtöhret man den Trampe hin und wieder, innerhalb der Wathe, auf dem

Grun-

Grunde des Waſſers, ſo lange herum, bis man vermerket, daß ſich alle mit dem Garne beſchloſſene Fiſche verſtricket haben, und ziehet endlich die Wathe wie gewöhnlich, an dem Ufer oder in den Kahn aus dem Waſſer, nimmt heraus, was darinnen befindlich iſt, und richtet die Faſchinen, wie ſie vormals geſtanden haben, wieder auf; da denn alle vierzehn Tage oder vier Wochen dieſer Fiſchfang auf beſchriebene Art wiederhohlet werden kann, weil der Fiſch immerzu ſeine Retirade dahin nehmen wird.

Eine **andere Art** einer **Fiſchweide**, welche in ſandigen aber doch fiſchreichen Flüſſen, und zwar an ſolchen Orten wohin die Sonne ihre Stralen in der gröſten Hitze ganz ungehindert werfen kann, angelegt und eigentlich eine **Fiſchporte** genennet wird, iſt folgende: Man muß ſich einen ebenen, und von Schilf und Hechtgras wohl geſäuberten Ort ausſuchen, und ſolchen mit einer guten Anzahl Steine, wie ſie Tab. IV. Fig. 2. mit L. bezeichnet ſind, belegen, welche die Gröſſe eines Menſchenkopfs haben, und ſo weit von einander liegen ſollen, als ſonſt ein ſolcher Stein Raum einnimmt. Auf dieſe eingeſenckten Steine leget man etliche zuſammen gelegte Bretter M, welche wie ein Thor, oder eine Thüre ausſehen, und in die Länge ſechs bis acht, in die Breite, aber vier bis fünf und eine halbe Elle austragen, und an denen Enden zwey oder drey Löcher N haben, daß man ſie mit einem eiſern Hacken, wenn man

man fiſchen will, aufheben könne. Damit aber dieſe Porte oder Pforte von dem Waſſer nicht hinweggeführet, noch von den Fiſchdieben geſehen werde, ſo bedecket man ſie mit Steinen und Sand, wodurch die Fiſche in währender groſſen Hitze deſto mehr angelocket werden, ſich zwiſchen die unter den Brettern befindliche leere Plätze im Schatten und in der Kühle zu verbergen. Der Ort, wo man dieſe Fiſchporte einſetzen will, muß bey der dürreſten und trockenſten Zeit wenigſtens noch vier Schuh tief Waſſer haben, und kann man dergleichen Fiſchgänge auch mehr und an unterſchiedenen Orten anrichten, damit man von Zeit zu Zeit, als von vierzehn Tagen zu vierzehn Tagen, oder von Monat zu Monat, etwas austrägliches zu fiſchen habe. Wenn man nun gerne wiſſen möchte, ob Fiſche vorhanden ſind, ſo darf man nur mit dem Kahne hinzufahren, und rings herum mit den Fiſchtrampen ein wenig aufſtohren. Wirft alsdann das Waſſer kleine Wellen, oder fahren Bläßgen auf; ſo iſt es ein gewiſſes Anzeigen, daß man keinen vergeblichen Fiſchzug thun werde. Es wird aber dieſer alſo verrichtet: Man nimmt eine ziemlich groſſe Fiſchwathe A. B. C. und richtet ſolche rings um die Porte herum, etwa drey oder vier Ellen weit davon. Das eine Ende von der Wathe aber muß über das andere Ende eine Elle lang übergehen, damit nichts davon kommen könne. Nach dieſem nimmt man einen ſtarken eichenen Pfahl O, welcher unten mit einem eiſern Schuh

be-

beſchlagen iſt, und ſtöſſet denſelben mitten an der einen langen Seite der Pforte ſtarck in den Grund, hebet hierauf die Bedeckung mit dem eiſernen Fiſchhacken, vermittelſt der oben gedachten Löcher N ganz gerade in die Höhe, richtet ſolche nicht anderſt, als eine Fallthüre, an den in den Grund eingeſchlagenen Pfahl an, und befeſtiget ſelbige mit einem durch ein ſolches Loch gezogenen Strick, an denſelben, daß ſie nicht umfallen kann. Endlich gehet man mit den zwey Enden der Wathe fort bis zu der aufwärts gerichteten und gleichſam verſchloſſenen Porte, ſtöſſet hierauf mit den Trampen bey den Steinen auf dem Waſſergrunde herum, treibet alſo die Fiſche in die Garnmaſchen ein, hebet alsdann, wenn man meynet, daß alle Fiſche in das Garn gejagt ſind, die Wathe in die Höhe, langet die darein verwickelte Fiſche heraus, und richtet letzlich die Fiſchporte wieder auf vorige Manier auf, damit man ſie zu gelegener Zeit von neuen ausfiſchen könne.

IV. Von der Forſtkenntnis.

Endlich kommen wir zur **Forſtökonomie**, von welcher ein Jagd-Liebhaber, ſowohl, als ein vollkommener Jäger eine gründliche Kenntnis haben muß, wenn er mit Nutzen dergleichen Wirthſchaft treiben will.

Wir wollen mit einer natürlichen Beſchreibung, derer in Deutſchland allgemein bekannten Bäume den Anfang machen; um aber eine beſſere Ordnung beobachten zu können, machen wir folgende Eintheilung. 1)

1) In Tangel oder Nadelbäume, ſo im gemeinen Leben, Schwarzholz genennet werden. Hierunter gehören die Fichte, Tanne, Kiefer, dieſe tragen Samenzapſen und ſind immer grün, der Wachholder träget Beere, und iſt auch beſtändig grün. Auch gehöret der Lerchenbaum noch hieher, welcher zwar auch Zapfen träget, aber jährlich ſeine Nadeln verliehret.

2) in Laubbäume, ſo im gemeinen Leben lebendiges Holz genennet werden. Dieſes ſind die **Eiche, Rothbuche, Hain- oder Weißbuche, Birke, Erle, Linde, Ahorn, Rüſter, Maßholder, Ulme, Eſche, Aſpe, Apfelbaum, Birnbaum, Aal- oder Heckenkirſchenbaum, Ebiſchbeerbaum, Pimpernüßlein. Haſelnuß, Hollunder, Pappelweide, Saalweide, Bruchweide, Band-** oder **Zäheweide, Faulbaum.**

3) **in Sträucher und dornichten Hölzer. Hierher gehören, der Schlehendorn, Schneeballen, Hartriegel, Rheinweide, Feldroſen, Kreuzdorn, Weißdorn, Brombeere, Himbeere, Reiſelbeere, Weißſchlingbaum, Pfaffenhütlein, Mäuſeholz, Miſtel, Ginſter, Heidelbeere, Heide.**

Unter den Tangel oder Nadelbäumen iſt alſo die erſte Art.

Die Fichte.

Die Fichte, Rothtanne, Bechtanne, Schwarze Tanne, Feuchtthane, Ficht-

thane,

thane, Rothfichte, Pechbaum. (Pinus Abies rubra. Linn. ſpec. Pl. 1411.) Dieſer Baum, welchen wir nach unſerer Mundart ſchlecht weg, Fichte nennen, hat kurze, ſchmale, harte und ſpitzige Nadeln, dieſe behält er mit ſeiner grasgrünen Farbe ſowohl im Winter als Sommer. Die Fichte kommt am beſten fort in kalten gebürgigten Gegenden, und beſonders da, wo ſich ein mit Letten oder Leim vermiſchtes Erdreich findet. Sie wächſet wie man an denen Zirkeln oder Jahrwüchſen auf dem Stamme ſiehet über anderthalb hundert Jahr, in ſolcher Zeit wird ſie öfters über hundert Fuß hoch und unten auf dem Stamme im Durchſchnitte, drey, vier bis fünf Fuß ſtark. Ihre Wurzeln breitet ſie flach in der Erde aus, es iſt daher auch nicht wohl thunlich, daß man ſie einzeln auf einem abgetriebenen Häue, wie Eichen und andere Bäume, zu Samen-Bäumen ſtehen läſſet. Denn die flach in der Erde liegende Wurzeln können der Gewalt, welche der Wind, an dem obern Theile des Baumes ausübet, nicht wiederſtehen; ſie wird daher leicht umgeworfen.

Ueberhaupt wachſen die Fichten am beſten, geradeſten und glatteſten, wenn ſie fein dichte und nahe bey einander ſtehen, ſie reinigen ſich alsdenn deſto beſſer von den unterſten Aeſten, ſie haben Schutz an einander, und der Wind kann ihnen weniger Schaden thun, der anhängende Schnee und Duft kann ſie im Winter nicht ſo leicht zerbrechen. Kurz! ſie gehen viel beſſer in die Höhe und breiten ſich nicht ſo ſtark in die Aeſte aus. Einige bleiben zwar gemei-

niglich zurücke und werden von den umſtehenden unterdrückt, ſo daß ſie endlich vertrocknen müſſen, was ſchadet es aber? Auch dieſe zurück gebliebenen befördern den Wachsthum der übrigen: man laſſe ſie ſo lange ſtehen, bis die umſtehende darüber hingewachſen ſind; alsdenn können ſie zu Hopfenſtangen und andern dergleichen Gebrauche ausgehauen werden. In einem gar zu naſſen, oder zu trockenen und ſandigen Boden wollen die Fichten nicht fort, ſie verbreiten ſich in ein ſtuppigtes Gebüſche, ſie treiben ſehr ſchlecht und ſterben bald wieder ab; dahingegen wachſen ſie in einem ihnen zuträglichen Boden, zumal wenn ſie erſt ſechs bis acht Jahre zurück gelegt haben, deſto ſchneller: eine ſolche junge Fichte treibt zum öftern im Sommer einen zween bis drey Fuß langen Quirl, da ſie doch nur von dem Monath May an bis in den Auguſt wächſet. Es kommt aber bey dem Wachsthume wie leicht zu erachten, vieles auf den Boden, auf die Witterung und auf den Ort an, wo ein Baum ſtehet. Alles Holz pflegt in den Thälern auf den Winter-Seiten und an ſchattigten Oertern etwas ſchneller, aber auch zugleich poröſer zu wachſen; dahingegen dasjenige, ſo auf den Sommer-Seiten, oder hohen Bergen ſtehet, wo es weit mehr der freyen Wirkung der Sonnenſtralen unterworfen iſt, etwas ſparſamer wächſet. Allein da das auf den Sommer-Seiten erwachſenes Holz zugleich derber und dichter wird; ſo werden auch die ſolchergeſtalt erwachſene Fichten zum Bau-Holze um deſto geſchickter

ſeyn.

ſeyn. Nicht allein aber zum Bauholze iſt die Fichte wegen ihres geraden und langen Stammes ein brauchbarer Baum; ſondern ſie iſt noch auf gar mancherley Weiſe nutzbar. Es werden die fürtreflichen Brettern oder Dielen daraus geſchnitten, deren vielfachen Gebrauch wir faſt beſtändig vor Augen ſehen: es werden Schindeln daraus gemacht, welche ſich die nahen Einwohner bey Tannen-Wäldern zur Bedeckung ihrer Häuſer ſtatt der Ziegeln bedienen; hierzu müſſen aber recht reine und glatte Bäume ausgeſucht werden, in welchen ſich ſo wenig Aeſte als Hartz-Gallen befinden. Denn in beyden Fällen würden die Schindeln bald Löcher bekommen, und alſo zu dem beſtimmten Zwecke unbrauchbar ſeyn. Wiewohl es weit beſſer gethan iſt, wenn man dieſen Gebrauch der Schindeldächer ganz abſtellet, und dargegen die Ziegel einführet, weil bey Feuers-Gefahr, der Brand, ſich viel weiter ausbreiten kann, und weniger Rettung iſt. Endlich ſo giebet auch das Fichten-Holz eine gute, und ſowohl bey den Schmelz-Hütten, Schmieden, und in der Wirthſchaft nützliche Kohle; nicht minder iſt es ein gutes und leicht brennendes Feuer-Holz, mit welchem in der Geſchwindigkeit, wenn es zuvor etwas trocken geworden, Waſſer und dergleichen zum Kochen gebracht werden kann. In dem Feuer pflegt es zu oft wiederholtenmalen zu knacken. Eben dieſes Knacken bekräftiget, daß das Fichten-Holz weite Zwiſchenräume hat, in welchen viele Luft ſtecket, die

durch den harzigten Saft, ſo lange eingeſchloſſen wird, bis ſie das Feuer ausdehnet und dergeſtalt elaſtiſch machet, daß ſie ihr Behältniß mit einmal zerſprenget; wodurch denn zugleich der Schall entſtehet.

Auch die Rinde der Fichte kann nutzbar verwendet werden, wenn ſie im Monath May, Junii, und Julii von den abgehauenen Bäumen geriſſen, und an die Loh-Gerber zur Bereitung der Häute verkauft wird. Aus dem Safte, oder Hartze der Fichten wird Pech bereitet, deſſen vielfältiger Gebrauch ſattſam bekannt iſt. Dieſer hartzige Saft flieſſet nun entweder von ſelbſt aus den Fichten, oder der Ausfluß wird durch das Verwunden der Rinden befördert. An denen Orten wo das Hartz-Sammlen verſtattet wird, ziehen die Harz-Reiſer, ſo hoch ſie mit ihrem dazu ſich bedienenden Inſtrumente reichen können, einige Fingerbreite Streifen Rinde von den Bäumen ab; nach der gemachten Wunde flieſſet das Hartz häufig aus, welches endlich abgeſchabet und zum fernern Gebrauche verwahret wird. Einige bilden ſich ein, daß das Hartz-Reiſſen den Fichten gar nicht ſchadete, und meynen, das balſamiſche Hartz diene dem Baume gleichſam zu einem Pflaſter, wodurch die gemachte Wunde wiederum geheilet würde: allein ſo können nur Leute dencken, die in ihrem Leben nicht viele Fichten geſehen haben, oder deren Denkungsart ſich in ſehr enge Schranken einſchlieſſet. Was iſt denn das ausflieſſende Hartz? Sonder Zweifel der Nahrungs-

rungsſaft des Baumes. Wenn nun dieſer dem Baume entzogen wird, wo ſoll denn die Kraft zum Triebe und Wachsthume herkommen? Es iſt alſo Sonnenklar, daß das Hartz-Reiſſen den Fichten am Wachsthume Schaden thut. Ueberdieſes, ſo giebt eine ſolche Wunde hernachmals zum beſtändigen Ausfluſſe Gelegenheit, wenn dieſes aber auch nicht wäre, und es bezöge eine harte Kruſte von Hartze die Wunde, welche den fernern Ausfluß verhinderte; ſo entſtehet doch leicht eine Fäulniß an dem verwundeten Orte, zum wenigſten wird ein ſolcher Baum zu Bau- und Nutz-Holze dadurch unbrauchbar gemacht werden. Bisher haben wir von dem Hartzreiſſen ohne Unterſchied geredet, und in ſo fern wird es auch nur als eine denen Wäldern nachtheilige Handlung zu betrachten ſeyn. Das Hartz oder vielmehr das Pech ſo daraus geſotten wird, ſind wir zu mancherley Gebrauche bedürftig, und man würde unbillig handeln, wenn man daſſelbe nicht zu gute machte, und zwar an ſolchen Orten, wo es geſchehen kann, ohne einen gröſſeren Schaden dadurch anzurichten; dieſes kann nun füglich geſchehen, an ſolchen Orten, wo kurz darauf das Holz gehauen werden ſoll. Denn was ſchadet es, daß der Wachsthum des Holzes durch das Abzapfen des Saftes in dem Jahre unterbrochen wird, da es gehauen werden ſoll? Der dasjährige Trieb kann ohnehin nicht genutzet werden, ja man erhält noch den Vortheil, daß das zu Bau-Nutz- oder Brenn-Holz ge-

 hauene

hauene Holz um deſto eher austrocknet, und dem Aufreiſſen weniger unterworfen iſt. Das Aufreiſſen des Holzes rühret insbeſondere daher: wenn von einem Baume die Rinde geſchälet wird, und er liegt in der freyen Luft oder Sonnenſcheine, ſo wird der Saft oder die Feuchtigkeit in der Oberfläche des Holzes ſchnell verzehret, inwendig trocknet es aber viel langſamer, das inwendige Holz wird alſo mit dem auswendigen oder mit der Oberfläche nicht in gleichem Grade trocken. Da nun das Holz ſich nach dem Grade der Trockenheit zuſammen ziehet, und einen engeren Raum einnimmt, ſo muß die Oberfläche des Holzes das inwendige zuſammen zwingen. Dieſes Zuſammenpreſſen kann aber nur bis zu einen gewiſſen Grade dauren, da denn die Oberfläche zerſpringet, oder aufreiſſet, und nach und nach immer tiefer reiſſet. Hieraus wird zugleich erhellen, je mehr ein gefällter Baum mit Safte angefüllet iſt, je länger dauret es bis er inwendig austrocknet; folglich kann auch das Aufreiſſen um deſto eher geſchehen. Wenn aber ein gefällter ſeine Rinde behält ſo kann das Aufreiſſen nicht ſo leicht geſchehen, weil die Luft ingleichen die Sonne wegen der Rinde nicht unmittelbar auf das Holz wirket, daher kann auch die darin befindliche Feuchtigkeit nicht ſo ſchnell ausgezehret werden, es trocknet alſo ganz gemach und zwar ziemlich gleichmäſſig; weil nun keine merklich Compreſſion vorgehet; ſo kann es auch nicht aufreiſſen.

Im

Im Frühlinge reinigen ſich die Fichten, das iſt, ſie verlieren viele abgeſtorbene Nadeln, indeſſen wird man den Abgang kaum gewahr, weil der alljährliche Zuwachs denſelben gleich wieder erſetzet. In eben derſelben Zeit findet man auf einigen Fichten rothe Zäpfgen, welche nicht ſowohl als Fruchtbringende Blüten, ſondern vielmehr als männliche Blüten anzuſehen ſind, die einen befruchtenden Staub enthalten, wodurch die Samentragenden Zapfen, dem Vermuthen nach gleichſam befruchtet werden. Dieſe jeztgedachte Zäpfgen, als die männliche Blüte, vertrocknen bald wieder. Die eigentlichen Samenzapfen, ſehen zwar auch im Anfange roth, ſie haben aber eine ganz andere Struktur: man ſiehet an denenſelben die Schuppen ganz deutlich, zwiſchen welchen mit der Zeit und bey zunehmenden Wachsthume der Same erzeugt wird.

Im ſpäteſten Herbſte gelangen dieſe Zapfen, und mit ihnen der darinnen befindliche Same zu ſeiner Reife, wiewohl er noch in denen Zapfen bis gegen den Frühling verſchloſſen bleibet: alsdenn thun ſich die Schuppen der Zapfen auf, der Samen fällt heraus, und wird von dem Winde umher getrieben, welches um deſto beſſer geſchehen kann, da ihm die Natur mit Flügeln verſehen hat. Der Fichtenſamen geräth, wie überhaupt aller Holzſamen nicht alle Jahre, und zwar, ſowohl in Abſicht der Vielheit, als auch in Abſicht der Güte. Indeſſen kann man den alljährlich be-

dürftigen Fichten-Samen, vorräthig einſamm-len; weil er vermöge ſeiner öhligten Beſtandtheile ſich einige Jahre unbeſchädigt erhalten läßt. Hier-bey müſſen wir bemerken: daß man ſich einem faſt unvermeidlichen Betruge ausſetzet, wenn man den Fichten-Samen von allen und jeden ſolcher Leute kaufet, die denſelben zum Verkaufe her-um zu tragen pflegen. Denn dieſe Leute ſehen zum Theil nicht ſo darauf, wie ſie den Käufer mit guten und taugbaren Samen verſorgen, ſondern ihre vornehmſte Abſicht iſt auch auf den Verdienſt gerichtet. Dahero binden ſie ſich auch bey den Einſammlen nicht ſo genau an diejenige Zeit, in welcher der Same zu ſeiner gehörigen Reife gelanget; hiernächſt bringen ſie noch wohl dazu die abgenommene Zapfen; worinnen der Same verſchloſſen iſt, in einen heiſſen Backofen, damit ſich die Schuppen der Zapfen aufthun, und den Samen heraus laſ-ſen. Wer begreift aber nicht, daß durch eine ſolche übermäſſige Hitze der Same, zumal, wenn er noch nicht recht reif iſt, gewaltig aus-gezehret wird, mithin von ſeinem Weſen vieles verlieren muß? Je mehr von dem Weſen eines Samenkorns verlohren gehet; je ſchwächer iſt die Kraft zum Triebe oder Wachsthume. Was Wunder! daß ſo vieler Fichten-Same entweder gar nicht aufgehet, oder bald hernach wieder vertrocknet. Dieſes gilt nicht allein von Fichten, ſondern von allem Tangel oder Na-delholz Samen: ja es wird ſich aus dieſer An-merkung eine allgemeine Regel herleiten laſſen,

die

die bey allen übrigen Holz-Samen ſtatt findet. Aller Holz-Samen muß erſtlich diejenige Vollkommenheit, deren er fähig iſt, das iſt, ſeine Reife erlanget haben. Zweytens darf er von der gehabten Vollkommenheit nichts verlieren, und drittens muß er in einen ihm zuträglichen Boden, wo er das zum Wachsthume bedürftige Nutriment findet, gebracht werden; wenn er gut aufgehen und wachſen ſoll. Würde aller zur Ausſaat beſtimmter Samen ſo gewählet, verwahret und geſäet, ſo bin ich völlig überzeuget, daß in den Wäldern wenigere vergebliche Arbeit geſchehen würde, als geſchiehet.

Bekanntermaſſen ſchlägt das geſammte Nadel- oder Schwarzholz auf dem Stamme nicht wieder aus; folglich muß ein abgetriebener Fichten-Häu ſich blos durch den Samen wieder zuziehen. Damit nun der abgetriebene Häu an dem benöthigten Samen keinen Mangel leide; ſo muß ein Forſtverſtändiger die Hauungen ſo einrichten, daß der Häu von dem umſtehenden Holze beſammet werden kann. Weil aber auch die mehreſten Winde vom Abend kommen; ſo müſſen die Hauungen von Morgen gegen Abend geführet werden. Indeſſen kann es doch leicht geſchehen, daß ein junger Häu der Lage wegen keinen genugſamen Anflug zu erwarten hat, oder die umſtehende Fichten bleiben einige Jahre nach einander unfruchtbar, unter dieſen Umſtänden würde es geſchehen können, daß der Häu ſtatt einer Menge junger Fichten hervorzubringen, mit Unkraute bewüchſe,

welches ſich nach und nach dergeſtalt auf demſelben verbreitet, daß der hernachmalige Anflug nicht einmal haften und aufgehen kann. Ein vorſichtiger Forſtbedienter zieht dergleichen zu befürchtende Umſtände bey dem Abholzen in reife Ueberlegung, er erwählet darnach die Mittel die erforderlich ſind, ein dergleichen anſcheinendes Nachtheil zu verhüten. In unſerem Falle kann das mit ſehr wenigen Koſten geſchehen. In einem abgeholzten Fichten-Häu lieget entweder ſchon Samen genug von denen darauf geſtandenen Fichten, oder er hat denſelben von den umſtehenden Fichten zu gewarten; wenn man davon überzeuget iſt, ſo hat man keine weitere Veranſtaltung nöthig. Wäre aber das Gegentheil zu befürchten, ſo darf man ja nur dem Häu beſäen laſſen, und zwar ſo bald als das Holz aus dem Häure weggeſchafet iſt. Denn zu der Zeit iſt der Erdboden noch nicht begraſet, der ausgeſäete Samen fällt alſo unmittelbar auf die fruchtbare Erde, wo er ſeine zum Wachsthume bedürftige Nahrung findet. Verſparet man aber die Arbeit bis nach einigen Jahren und läſſet es blos auf ein Gerathewohl ankommen: ob ſich der Häu von ſelbſt beſamen wird, und der Erfolg lehret hernachmals das Gegentheil, ſo beraſet der Häu indeſſen, die mit Beſäung verknüpfte Arbeit wird dadurch viel beſchwerlicher, und der Raſen wird, alsdenn wo nicht ganz, doch platzweiſe abgeſchürft werden müſſen, damit der Same friſches Erdreich faſſen und aufgehen kann.

kann. Können nicht viele Koſten erſparet werden, wenn das Säen zur rechten Zeit geſchiehet? Wie vielfach iſt der Schade, der auf der Nachläſſigkeit oder Unwiſſenheit eines Forſtbedienten beruhet.

Was die Zeit betrift, in welcher der Fichten-Samen am füglichſten geſäet werden kann, ſo dürfen wir nur auf den Winck der Natur ſehen; gegen den Frühling thun ſich die Schuppen der Fichtenzapfen auf, und der Same fällt heraus, bekräftiget nicht eben dadurch die Natur, daß dieſes die bequemſte Zeit iſt? Doch wir haben in dieſem Falle nicht nöthig, uns ſo genau an ihre Geſetze zu binden, die Erfahrung lehret uns, daß wir den Fichten-Samen einige Zeit ohnverletzt erhalten können. Da er nun von ſeinem Weſen in einer gewiſſen Zeit nichts verlieret; ſo können wir ihn bis zum nächſtkommenden Frühlinge aufbehalten, oder auch im Herbſte ſäen. Laſſet uns aber zugleich auf die Erfahrung unſer Augenmerk richten, ob nicht bey der Säung im Herbſte ſich einige Schwierigkeiten ereignen können. Der Fichten-Same liegt bey guter Witterung nicht über einige Wochen in der Erde, ſo gehet er auf. Wird nun dieſer Same gegen den Herbſt, und zwar ſo früh geſäet, daß er noch vor dem Winter aufgehet, ſo iſt eine ſo zarte Pflanze noch nicht dauerhaft genug, die rauhe Winde und eine ſtrenge Kälte zu ertragen, was Wunder, wenn ſie verletzet wird. Ferner ſind ihre Wurzeln ebenfalls noch ſehr klein, ſie ſind daher

daher mit ſehr weniger Erde verbunden, und dieſe Verbindung wird noch mehr gemindert, wenn das Erdreich frieret und wieder aufthauet. Wenn die wäßrigen Theile in der Oberfläche der Erde gefrieren, ſo dehnen ſie ſich, indem ſie in Eis verwandelt werden, aus; und durch dieſe Ausdehnung ſchwillet das Erdreich auf. Bey der Aufthauung ſchmelzen die gefrornen Waſſertheile, und nehmen wiederum einen engern Raum ein, folglich wird das Erdreich lockerer: der Zuſammenhang der vorhingedachten zarten Wurzeln mit der Erde wird alſo noch mehr gemindert, die Erde ſetzt ſich vermöge ihrer Schwere wiederum nach und nach; mit der gedachten Pflanze aber iſt ſie zu wenig verbunden, als daß dieſe ſollte eben wieder ſo tief in die Erde zu ſtehen kommen, als ſie zuvor geſtanden hat, die Pflanze bleibt alſo ſo zu ſagen nur auf der Erde kleben. Da nun deren Wurzeln nicht genugſam mit der Erde bedeckt ſind, ſo können ſie auch ihren bedürftigen Nahrungs-Saft nicht einſaugen, mithin den Wachsthum nicht fortſetzen; es kann demnach nicht anders ſeyn, die Pflanze muß vertrocknen. Mich dünket, dieß iſt die wahre Urſache, warum man im Frühlinge auf denen Plätzen wo junge Fichten ſtehen, ſo viele findet, die ſich umgelegt haben und beynahe vertrocknet ſind. Wenn aber der Fichten-Samen im Herbſte ſo ſpät geſäet wird, daß er wegen der bald darauf einfallenden kalten Witterung in der Erde nicht aufgehen kann, ſo bleibt er den Winter unge-

keimet

keimet in der Erde liegen: er gehet alſo nicht viel eher auf, als er aufgehen würde, wenn er im Frühlinge wäre geſäet worden; alſo wird es beynahe einerley ſeyn: ob man ihn im Herbſte geſäet, oder bis in den Frühling dem Schooſſe der Erden vorenthalten hätte. Eine junge Fichte, die alſo im Frühlinge aufgehet, wächſet beynahe den ganzen Sommer hindurch, es iſt daher ganz natürlich, daß ſie dauerhafter werden muß, die rauhen Winde und die Kälte in dem darauf folgenden Winter zu ertragen; ſie bekommt mehrere und ſtärkere Wurzeln, die ſich denn auch beſſer mit der Erde verbinden, ſo daß der oben gedachte Umſtand ihnen nicht ſo leicht begegnen kann.

Es wird endlich noch die Frage zu unterſuchen ſeyn: ob man mit Verpflanzung der jungen Fichten nicht etwa den Anbau des Fichtenholzes beſchleunigen kann. Die Erfahrung beſtättiget, daß die verpflanzten jungen Fichten fortkommen, wenn anders die zu verpflanzenden jungen Fichten rechter Art ſind und die mit dem Verſetzen verknüpfte Arbeit mit gehöriger Vorſicht verrichtet wird. Hieraus iſt klar, daß man zum wenigſten einige nicht gar zu groſſe kahle Plätze, durch die Bepflantzen in ein Fichten-Dicklich verwandeln kann. Da aber die zum Verpflanzen taugbaren jungen Fichten rar ſind, und über dieſes das Bepflanzen weit mehrere Koſten erfordert, als das Beſäen, ſo iſt offenbar, daß das Verpflanzen nicht der kürzeſte Weg iſt, das Fichtenholz anzubauen.

Es möchte nur nicht einem jeden wahr zu ſeyn ſcheinen: daß die zum Verpflanzen taugbaren Stämme wirklich rar ſind, weil die Menge deren jungen Fichten, welche man unter denen alten aufgeſchloſſen findet, leicht zu dem Gedanken Anlaß geben kann. Allein ich will einen ſo denkenden Forſt-Bedienten nur auf die Erfahrung verweiſen, er mag verſuchen wie viel er von denen unter den alten Holze aufgeſchoſſenen jungen Fichten fortbringen wird. Man möchte ferner antworten, daß dieß ja nicht der einzige Weg wäre, wie man zu jungen Fichten gelangen könnte. Denn auf denen jungen Häuen und freyen Plätzen ſtehen ſie ja öfters ſo dichte, daß viele unter denenſelben doch zurück bleiben, und endlich vertrocknen müſſen; könnte man daſelbſt nicht viele ausheben und dieſes mit guten Nutzen verpflanzen? Ich gebe das zu, aber mit wie vieler Behutſamkeit muß das Ausheben verrichtet werden, wenn es ohne Schaden geſchehen ſoll? Es iſt aus dem vorhergehenden bekannt, daß die Fichten am beſten, glatteſten und geradeſten wachſen, wenn ſie dichte ſtehen; wie leicht können alſo an einem Orte zu viel weggenommen werden? Wie leicht können bey dem Ausheben die Wurzeln der umſtehenden beſchädiget werden? Wer begreift hieraus nicht, daß es gefährlich ſey, auf einem jungen Häue Fichten zum Verpflanzen auszuheben, und daß es thöricht iſt, wenn man, um einen Platz anzubauen einen andern der ſchon bebauet iſt, verwüſtet. Meiner Einſicht

ſicht nach kann alſo das Verpflanzen der jungen Fichten, in Abſicht auf die Vermehrung des Fichten-Holzes, nur in ganz beſonderen Fällen ſtatt finden.

Ehe wir aber die natürliche Beſchreibung der Fichte beſchlieſſen, ſo wollen wir noch etwas von dem Samen derſelben, und ihren Wachsthume anführen. Der Same der Fichte, welcher zwar bereits den vorhergegangenen Herbſt ſeine Reifung erhalten, fliegt, wie ſchon oben gedacht worden, nach vorkommender Witterung im Februario und Merz ab.

Mit Erwachſung deſſelben hat es mit der Tanne gleiche Bewandniß, maſſen ſich der kleine Knoſpen an den Aeſten, der meiſte Theil an denen äuſſerſten anſetzet, und wächſet derſelbe ziemlich zahlreich. Im Monath May formiret ſich der Samenzapfen völlig, hat eine ſchöne röthliche Farbe, hänget ſich obwärts, und färbet ſich nach und nach grün, wächſet ſchleunig fort, wird gelblicht und gegen den Herbſt braun, da er denn im September und October ſeine völlige Reife erhält, alſo in ſeinem ſichtbaren Wachsthum und bis er auflieget neun Monath zubringet.

Nach hierzu bequemer Witterung im Februario und Merz, auch wohl noch etwas ſpäter, borſten die Zapfen und laſſen die ſchwereſten Körner zuerſt ausfallen, das beflügelte Samkorn umfaſſet die Erde, erweichet ſich durch die in dem Boden befindliche Feuchtigkeit und der Sonnen Wirkung bald, die Milch gerinnet, die

die kleinen machen die Hülſe berſtend, ergreifſen die Erde als Wurzeln, und theilen ſich in viele kleine dergleichen, welche aber nur ganz flach und nicht tief in der Erde fortgehen, auch keine Herz oder Pfahlwurzel machen. Gegen den Sommer treibet es ein grünes Stämmchen, einen Zoll hoch meiſtens mit neun Nadeln, welche einige Zeit von der Hülſe bedecket bleiben, bis ſie endlich abgetrieben wird. Im andern Jahr ſetzet es mehr im Wachsthum zu, und es bekommet der neue Gibel viele kleine ſtachlichte Nadeln. Im dritten Jahre erfolget ein gröſſerer Wachsthum und treibet auch ein Aeſtchen. Im vierten und fünften Jahre gehet es ſo merklich in die Höhe, als es Quirläſte zeiget, und überhaupt, da die Fichte ſchleunig wächſet, kann ſie von Jahr zu Jahr überaus hohe Sammerlatten im Gibel treiben.

Das Alter iſt gleichmäſſig an den Quirlen und innern Riegeln wahrzunehmen, wie es denn auch die nemliche Bewandniß, als bey der Tanne mit der Schale hat, nämlich, daß ſie im Alter borſtet. Das Wachsthum der jungen Fichte, gehet, wie wir ſchon gedacht haben, weit anſehnlicher in die Höhe, als Stärke fort, ſie verlieret meiſtens gegen das Frühjahr einige alte Nadeln, und die unterſten Aeſte ſtehen auch nach und nach ab, jedoch mehrentheils nach Beſchaffenheit des Bodens, reiniget ſich der Stamm von fünfzehn, bis in die zwanzig Jahre hinein am beſten, und nach Vollbringung dieſes, erhält derſelbe mehr Kräfte, auf den Schaft zu legen. Von

Von denen dichten Dickungen dieſer Art Holz, hat man die nehmlich gute Hofnung, als bey denen Tannen, weil ſie hierinnen mit einander völlig überein kommen. Zum Samen tragen kann ſie ſchon im zwanzigſten Jahr gelangen, auch wohl noch eher, zumal, wenn ſie in guten Boden frech und maſtig erwachſen: wie der Anſatz des Samen beſchaffen, davon iſt oben ſchon Erwähnung geſchehen. Die Fichte träget auch den ſogenannten Mayn, (welches kleine grüne und rothe Käzchen ſind, die bald reifen, und als ein gelbes Mehl abſtieben), welcher im Monath May ganz einzeln zwiſchen den Nadeln heraus wächſt; von der Gröſſe einer Bohne, und röthlichter Farbe, er wird in vierzehn Tagen reif, und flieget aus; und nach der Erfahrung der Naturforſcher iſt dieſes der befruchtende Blumenſtaub, der nämlichen Blüte; und ohne dieſen würde der Baum nur einen tauben Samen tragen, der nie aufgehen würde.

Das fortgehende gute Wachsthum bringet endlich die Fichte wohl in ſiebenzig Jahren zu einen anſehnlichen Bauſtammen, und möchte ſie bis in das achtzigſte, auch nach Beſchaffenheit des Bodens, bis in das hundertſte Jahr am beſten ſeyn. Wo man Holzreich mit andern Bauhölzern verſehen, und alſo nicht Urſache hat ſolche dazu aufzuheben, ſondern nur zu Feuerhölzern gebrauchet, kann vor dem Abtrieb, wie ſchon oben gedacht worden, ein dem Werthe des Holzes faſt gleiche, wo nicht übertreffende Nutzbarkeit, vorhero durch das Harz-

ſcharren gemachet werden, allein dieſes iſt nicht eher mit Vortheil, als bis der Stamm wenigſtens funfzehn Zoll im Durchmeſſer hält, zu unternehmen. Ein gar zu hohes Alter kann ſie an ſich ſelbſt nicht allezeit erreichen, jedoch nach Unterſchied der Erde und Lage, ſondern wird zuweilen bald ungeſund, zumal wenn ſie geharzet worden. Iſt dieſes zu frühzeitig geſchehen, findet ſie ſich ohnedem ſogleich in dem Wachsthum verkürzet, als ſie auch nur mehrentheils tauben Samen bringet. Die Fichte iſt auch denen Krankheiten am meiſten blos geſtellet, und eine recht alte geſunde Fichte iſt faſt ein Fremdling in manchen Gegenden, wenigſtens zeiget das Stammende, zuweilen in einer ziemlichen Höhe, wo nicht einen faulen jedoch matten und rothſtraligten Kern. Es finden ſich wohl hie und da, wo ſie nicht geharzet worden, friſche Stämme, indeſſen wird es nicht durchgehends wahrzunehmen ſeyn. Ferner iſt die Fichte der Dürrung gar leicht unterworfen, im Betracht ſie nach ihren flachgehenden Wurzeln, denen Sturmwinden, nur ohnmächtig Widerderſtand thun und ſtark beweget werden kann; werden nun die kleinen oder Nahrungswurzeln abgeriſſen, ſo iſt die Verdorrung nahe, welche ſich an dem Gibel bald ſichtbar machet. Bey dieſem Merkmal, als dem ſicherſten Kennzeichen des Abfalles, findet ſich die wirthſchaftliche Entſchlieſſung richtig veranlaſſet, den Abtrieb zu befördern. Deren Nutzbarkeit und vortheilhafteſten Gebrauch wird vermuthlich ein

jeder

jeder Oekonom in ſeinen Lande kennen, und den beſten Vertrieb zu erwählen wiſſen.

Endlich haben wir noch einige Anmerkungen, wie man mit dem Fichtenſamen verfahren ſoll, anzuführen. Sollte aber die Beſäung erfordert werden, möchte eine Unterſuchung der Erde ſtatt finden, ob ſelbige nicht zu gut und nicht etwa eine beſſere Art Holz tragen könnte, denn die Fichte nimmt vorlieb, wie anfänglich erwähnet worden. Der hierzu beſtimmte Platz wäre im Frühjahr etwa vier Zoll tief zu pflügen, um das Gras zu tilgen, ganz im ſpäten Herbſt aber würde es nur zu zween Zoll tief, entweder zu behacken, oder ſeicht zu überegen ſeyn. In Betrachtung, daß der Samen bereits den Herbſt ſchon zur Reifung gelanget, und nur durch die Kälte die Zapfen verſchloſſen geblieben, kann man hierbey nicht leicht zu frühzeitig, wohl aber zu ſpät kommen. Am beſten, jedoch nach vorkommender Witterung eingerichtet, ſind im Monath Februario: (wann ſich auch gleich die Jährigen noch nicht zur Oefnung anlaſſen) die Zapfen zu brechen, auf einen luftigen Boden, fleiſſig umzuwenden, und das Ausfallen der ſchweren Körner abzuwarten, an denen leichten iſt ohnedem wenig gelegen, und ſind noch einzelne gute darunter, wird der Samenzapfen ſie von ſelbſt auf dem Orte, wo er mit hin geſtreuet wird, ausfallen laſſen. Alſo fort nach dem Ausfallen, am allerlängſten aber in dem April wird die Ausſaat unternommen, mit Sägeſpähnen oder feuchter

Erde vermenget. Kann ein Regen abgewartet werden, ſo würde gleich nach demſelben die Saat beſonders gut ſeyn, weil die Körner ſich feſter auf den Boden anlegen, und nicht leicht von dem Winde weiter weggeführet werden können. Die Ausſtreuung geſchiehet ſo dichte als möglich, und wo etwa der Boden zu flach, kann er wohl mit einer eiſern Haaken ein wenig überſtrichen werden, nur aber, daß die Körner nicht in Erde kommen; denn es iſt bekannt: wie bey Fichten, Tannen und Kiefern, daß das Samenkorn nur in einem Schauer auf der Erde lieget, und wenn ſich das Hülschen öfne, mit denen keimenden Wurzeln erſt die Erde faſſet, dahingegen die Körner, welche nur einen halben oder ganzen Zoll tief unter der Erden verdummen oder gar verfaulen; wie oben gedacht, ſo können auch nächſt dem die Samenzapfen, in kleine Bündel gebunden auf vier ſchuichte Pfählen aufgeſtecket, oder nur hin und wieder zerſtreuet mit auf den Platz geworfen werden.

In Betrachtung, daß dieſes alles im Frühjahr vollbracht werden kann, wo man folglich Zeit genug dazu hat, und wenig Hinderung vorfällt, ſo wird es von ſelbſten wegfallen, den Samen bis zu einer andern Zeit aufzuheben; denn ob er gleich nicht gänzlich verderben würde, ſo dürfte er doch viel von ſeiner Güte verlieren, dahero das richtige Verfahren ſich nach der Eigenſchaft eines jeden Baumes einzurichten wohl den Vorzug behalten dürfte. Es iſt

alſo

alſo nicht zu zweifeln, daß die Wirkung guter Anwendung ſich veroffenbaren, und ſchöner Anwuchs ſich zeigen wird, es muß aber auch ſolcher ſehr genau in Obacht genommen, und verwahret werden, daß weder Vieh noch Wildpret ihn in der zarten Jugend verletze, denn in dieſem Fall dörften nichts anders als Kröpfe und Wetterbüſche gezogen werden.

Die Tanne.

Die **Tanne, Weißtanne, Silbertanne, Edle Tanne, Maſtbaum,** (Pinus Abies alba.) iſt einer der ſchönſten Bäume, mit ſeinen feinen Abänderungen unter unſern immergrünenden Deutſchen Nadelhölzern, welcher uns einer ſehr weitläuftigen Beſchreibung überhebet, da er mit der **Fichte** oder **Rothtanne,** welcher er am nächſten kömmt, ſehr viele Umſtände gemein hat; wovon vorher ſchon das Nöthige beygebracht worden iſt. Die Tanne liebet einen ſteinigten trocknen Grund, welcher weder moraſtig, noch ſonderlich gut und fett ſondern gemäſſiget iſt, an Hügeln und Mittelgebirgen. Auf rauhen und hohen Gebirgen, will ſie nicht Art haben, ſo wie ſie in ſehr kalten Orten ein überaus langſames Wachsthum zeiget.

Die Wurzel gleichet der **Fichte,** auſſer daß ſie etwas ſtärker iſt, tiefer unter ſich gehet, und ihren Stamm gegen die Sturmwinde, denen die Tannen ſonſt ziemlich unterworfen ſind, feſter hält, daß ſie folglich ſo viele Stämme

nicht umwerfen oder los machen können, als bey den Fichten geſchiehet. Die Stärke und Höhe dieſes Baumes iſt ſehr beträchtlich, doch gegen die Fichte etwas geringer. Er wächſet wie alles Nadelholz, aus dem Samen, und zwar die erſte Zeit ziemlich ſparſam, bis er zween oder drey **Quirl** geſetzet hat, alsdenn kömmt er nach dem gewöhnlichen Ausdrucke, erſt ins Wachſen, daß man hernach Schöſſe von ein, anderthalben und zween Fuß daran wahrnehmen kann.

Die Aeſte ſtehen aufwärts, haben einen ſchönen gleichen Wuchs, und geben dem Zopfe im Freyen ein angenehmes pyramidaliſches regelmäſſiges Anſehen. Sie verlieren ſich aber im geſchloßnen Holze, und laſſen den Stamm bis über die Hälfte ganz glatt. Wie denn ein guter Stamm nicht überall mit ſo vielen Aeſten durchwachſen iſt, als er ſonſt bey der **Fichte** befunden wird. An dem Stamme ſelbſt entſtehen in einem guten Boden, innerhalb der Rinde, kleine und groſſe **Beulen**, welche unter dem Namen der **Tannenblattern** bekannt ſind. Dieſe werden in vielen Gegenden, von den Landleuten beſonders geöfnet, damit das weiſſe oder weißgelbe Harz, oder vielmehr Balſam heraus flieſſen kann, der einen etwas Zitronenhaften Geruch hat, und als einer der ſchönſten **Balſame** und **Terpenthine** beſonders geſammlet wird.

Die Rinde der **Tanne** iſt weiſſer, als die an der **Fichte**, faſt wie bey der **Buche**, öfters

ters aber recht ſilbergrau, dabey glatt, dicke, ſpröder und zerbrechlicher.

Die immer grünenden **Nadeln** und deren Farbe, auch die Ordnung, in welcher ſie an Aeſten und an den äuſſern Zweigen ſtehen, unterſcheiden die Fichten und Tannen ſehr deutlich. Von der letztern ſind ſie platt, weicher, glatt, ſteifer, ſtumpf zugeſpitzet, und haben eine etwas geſpaltene Spitze. Ihre Farbe iſt dunkelgrün, unterwärts aber haben ſie eine dunkele grüne Linie, die mit zween tiefern weiſſen oder ſilbergrauen Streifen abwechſelt. Sie ſtehen auf zwo Seiten an den Zweigen, einander gerade über, aber ohne ſonderliche Ordnung und recht dichte, daß ſie demſelben ſo zu ſagen ein kammförmiges Anſehen geben.

Die **Tannen** treiben und blühen nach Art der Fichte, auch etwas weniges ſpäter. Die männlichen, oder **Staubblumenzäpfgen** ſind roth, und haben Anfangs zurück gebogene Spitzen. Insgemein ſtehen ſie zwiſchen den Nadeln einander gegen über. Der junge Trieb verträgt das Verbeitzen vom Wilde und dem Vieh eben ſo wenig, als das übrige Nadelholz; doch erholet ſich eine Tanne, davon noch weit eher, als andere Bäume.

Die **weiblichen Blumen** oder **Samenzäpfgen** ſtehen einzeln, und beſtändig gerade auf den Zweigen, in die Höhe, ſie ſind gröſſer als die vorhergehenden, werden länger, dicker und gröſſer, als bey den Fichten, auch faſt eyförmig. Ihre Schuppen ſind breiter, dicker

und gleichſam rauch. So bald ſie trocken werden, fallen ſie von den Zapfen ſelbſt ab. Es raget ſonſt zwiſchen einer jeden, eine kleine ſpitzige Zunge hervor, die am untern Ende der Schuppe befeſtiget iſt, auf beyden Seiten die einzelnen Samen ſitzen. Aus dieſen Zapfen traufet zuweilen ein ſchöner flüſſiger **Balſam.** So bald ſich im October die Schuppen an der Spitze der Zapfen im geringſten zu öfnen anfangen, iſt es ein Zeichen ihrer Reife; alsdenn können die Samen ausfliegen, die Zapfen gebrochen, und etwa vier oder ſechs Zoll hoch in luftigen warmen Orten aufgeſchüttet werden, damit ſie ſich nicht erhitzen. Wegen ihrer innern Säfte hingegen kann man ſie nicht wohl zeitiger ſammlen, aus Furcht der Fäulniß. Dergleichen recht fruchtbare und ſonnenreiche Zapfen aber tragen die Tannen erſt gegen das vierzigſte Jahr: auſſer ziemlich einzeln.

Die **Samen** ſind gröſſer, als an unſern übrigen groſſen Tangel- oder **Nadelholzarten**, dabey breit flüglich, eckig, braun, weich, öhligt, wohlriechend und bitter; auch eine ſehr beliebte Speiſe des **Kreuzvogels** (Loxica curviroſtra.). Bey dem bekannten Ausklingeln muß der Same, wegen des Oehles, in den Zapfen nicht erhitzet werden, ſonſt lieget er zu lange, ehe er auskeimet, gehet auch ſehr ſparſam auf. Da man ſich aber nicht immer, und bey aller Lage, auf Wind und Wetter, und folglich auch nicht auf das baldige Ausfliegen des **Samens** in die Gehaue verlaſſen kann, ſo

ſäet

ſäet man ihn im Herbſte gegen Martini. Hat man einzelne Saatbäume in Gehauen ſtehen laſſen, wie es ſeyn ſoll, um den ausfallenden Samen davon abzuwarten, ſo läſſet man ſie doch höchſtens den dritten oder vierten Winter darauf wegſchaffen, wenn etwa tiefer Schnee iſt. Kann man ſich auf das Ausfliegen ſicher verlaſſen, ſo iſt es etwas ſehr bequemes; wenn aber der erwünſchte Anflugswind, von Weſten her, auſſen bleibet, oder ein anderer widriger Wind, zur Saatzeit, unſere Erwartung vereitelt, muß man auſſer Zweifel ſelbſt ſäen.

Die erſte Saat iſt die beſte, und der verangerte Grund, wird vier, fünf Zoll dazu gepflüget, beegget, und beym bevorſtehenden Regen noch keinen halben Zoll tief beſäet. Das Rehe und Tannenwild gehen der Saatpflanze am ſtärkſten nach, wenn aber dieſe Stämme zu einer guten Manneshöhe getrieben ſind, hat man ſich nicht ſonderlich mehr zu fürchten.

Das flüſſige Harz der Tanne iſt ein wohlriechender Terpentin, vom bittern Geſchmacke, und wird im guten Holzboden, und bey gutem Wachsthume, häufig gewonnen. In der Bearbeitung kommt das Tannenholz dem Fichten in vielen Stücken gleich, wenn es feindräthig und gerade wüchſig iſt: ſonſt reiſſet es auch nicht ſo ſehr auf, auch hat es weniger Harz und Dauer, es iſt leichter, weich, weiß, glatt und ſehr gerade ſpaltig. Der Hieb in Schlägen trift das erſte Jahr Hopfen und Verbindungſtangen, Schal-Rohrholz, Ziegelſparren,

 auch

auch Unterzugbalken, Brettbäume, Wellen, und ſonſt alles ſtarke Bauholz; das folgende Jahr hingegen das übrige Nutz- Bren- und Kohlholz. In ſiebenzig, achtzig bis hundert Jahren findet man unter den Tannen noch das beſte Bauholz, Maſten und Balken, welches, wenn es im Winter gehauen worden, ſchwerer und dauerhafter, auch nach dem Kienbaume und der Fichte, unter den weichen Hölzern das beſte iſt.

Das naſſe Holz von dieſer Art, wird von einer Laſt ſehr krum, es bieget ſich auch ſonſt leicht. Da es aber auſſerdem nicht allein ſehr ſtark, ſondern auch geſchwinde eintrocknet, ſoll es eigentlich, ehe es etliche Jahr vorher recht ausgetrocknet worden, zum Bauen nicht leicht genommen werden. Denn ein grüner, zumahl ein junger Baum, von zwölf Zoll ſtark, trocknet dermaſſen zuſammen, daß man ihn hernach nur noch zehn und einen halben Zoll ſtark befindet.

Das gute Holz wird zu Röhren, Dachrinnen, Brettern, Fußböden, Schindeln, allerhand Böttcherholz, auch feinerer Tiſcher- und Drechsler-Arbeit, zu muſicaliſchen Inſtrumenten, Fabriquennutzungen und dergleichen genommen. Um gute Stämme zu ziehen, gelten hier alle Regeln, die man beym übrigen Tangelholze in Acht zu nehmen hat, und die wir im vorhergehenden ſchon gezeiget haben. An Zufällen und Schaden hat die Tanne mit der Fichte, vieles gemein. Den ſchwarzen Wurme

Wurme iſt ſie indeſſen ſelten oder gar nicht ſo unterworfen, wie die Fichte.

Das Kohlholz von der Tanne iſt, wie von andern Tangelarten merklich verſchieden. Wegen des Schwindens und Nachfallens in den Kohlenmeilern, hat man ſehr darauf zu ſehen, daß es nicht allein nicht zu grün oder getrocknet, ſondern auch weder zu jung noch zu überſtändig, nicht zu feſt oder zu weich, ſondern gerade, auch nicht etwa gar knorrig, faul, anbrüchig, ſondern überhaupt geſund ſey. Dergleichen geſundes und reifes Holz, giebt nach einer halbjährigen oder wenigſtens etlicher monatlichen Trockne, im Herbſt oder Frühling die beſten Kohlen.

Der Kiefer- oder Kienbaum.

Der **Kiefer, Wilde Fichte, Forren, Förling, Forenbaum, Forcheln, Forle, Fackel- oder Schleißfohre, Kienbaum, Kühfichte, Feurenfohre, Föhre, Harzbaum, Krähfichte, Grähnholz, Wirbel, Cirbel- oder Zirkelbaum, Kifferbaum, Feſtenbaum, Tälien, Kernholz, Kyferholz, Kienföhre, Kühnbaum, Füre, Forchenbaum, Ferche, Mädelbaum, Ziegenholz, Verge, Thäle, Spanholz.** (Pinus ſylveſtris. Linn. Sp. plant. 1418.) wird ein dauerhafter ſtarker und hoher Waldbaum, der bey uns, in dem allerſchlechteſten etwas feuchten Sandboden, in platten und hüglichten Gegenden nicht ſelten die einzige, oder mit Eichen ver-

vermiſcht, die vornehmſte Holzart ausmacht. Seine Wurzel iſt ſtark und feſte, ſie läuft in den magerſten elendeſten und etwas kalkigten Sandboden ſehr weit aus, nimmt aber in der Tiefe ſowohl, als in der Dammerde doch gerne mit etwas wenigen Leim, oder einer andern guten Holzerde vorlieb. In welchen vermiſchten gemäßigfeuchten Boden ſie alsdenn ſchneller als gewöhnlich wächſet. Auf hohen Felſen, im trocknen brennenden Sande, und an ſteinigen Orten, bleibt die Föhre kleiner und niedriger, als ſonſt, und im Torfe wird ſie faſt zu einem Zwerge. Sie wächſet höckericht, knorräſtig und ſehr krumm, ihr Holz aber iſt ungemein hart. In einem fetten ſchwarzen Acker will ſie nicht recht vorwärts, im thonigen Grunde wird ſie zuſehens ſchlechter, und in einer ſtark mit Kalk vermiſchten Erde verlieret ſie ihre dunkelgrüne Farbe, der Nadeln bleibet ſchlecht oder vergehet bald.

Wo ſie im dichten wohlgeſchloſſenen Holze ſtehet, erlanget ſie insgemein eine Höhe von etlichen ſechzig, ſiebenzig bis achtzig Fuß; zuweilen haben die Stämme eine Länge von hundert Fuß. Doch bleibet ſie gegen die Fichte immer etwas in der Länge zurück. Man findet dieſe Kiefer nicht ſelten an Wieſen und im Ackerlande, auch in ſolchen Niederungen, wo viel feuchter, friſcher und ein guter mittler Boden iſt, und wo ſie vom Samen angeflogen. Da ſie aber das viele Waſſer und einen beſtändig naſſen Grund nicht wohl verträgt, das

faule Waſſer auch nicht aushält, ſo zeiget ihr Holz alsdenn, einen gar merklichen ſchlechtern Zuſtand, wenige Dauer und groſſen Unterſchied gegen andere, in etwas trocknen, ſteinig- ſandigen oder einem Mittelboden erwachſenen Bäume.

Stehet dieſer Baum im Freyen, oder doch gleich faſt von Anfange ſeines Aufſchieſſens, in geraumer Heide, ſo wird ſein Holz ziemlich breit und grobjährig oder grobdräthig, der Stamm ſtark, viel niedriger und ſträuchiger, als ſonſt; da er hingegen im geſchloßnen Holze ſowohl höher, als feinjähriger befunden wird. Er erreichet wie faſt alle Harzbäume, ein hohes Alter, worauf man aber bey der Nutzung nicht immer zu warten Urſache hat: und es iſt genug, daß man weiß, daß er nach dreyſig bis etlichen vierzig Jahren erſt recht anfange, am ſtärkſten ſein Holz aufzuſetzen, nach etlichen ſiebenzig, achtzig Jahren aber erſt ſchlagbar zu werden, und daß er höchſtens im neunzigſten bis hundert und zwanzigſten Jahre am beſten ſey. Ob er gleich nach der Hand noch immer zunimmt, und nach Verlauf von hundert und funfzig Jahren im guten Grunde, am Holze auch noch ohne Fehler gefunden wird, oder gefunden werden kann, ſo hat man doch nicht Urſache, darauf zu trauen, oder mit dem Hiebe ſo lange zu warten: man müſte denn aus ſicherer Kenntniß, und Anzeige des noch merklichen Wachsthums, mit Fleiß einzelne recht geſunde Stämme, zu beſondern Abſichten

hin und wieder conſerviren wollen. Bey allen dem, was eben davon der Erfahrung zufolge angeführet werden kann, ſo machen hierbey Grund und Lage ihre beſtändige Ausnahmen, und weiſen uns zurechte. In einem ſehr kalkigt, brennenden kieſigten Boden, wird das Holz auch knorräſtig und dabey brandfleckigt.

Man findet die **Kiefer** in natürlichen Umſtänden, mit einem glatten geraden Stamme, und einer dicken gelbröthlichen Rinde überzogen. Man will einer ſolchen **Kiefer** in etlichen Gegenden, den Namen **Föhre** beſonders beygeleget wiſſen, und an andern Orten nennet man ſie alsdann eigentlich Heideholz. Wenn aber dieſe Rinde ſchon rauh, obenwärts am Stamme ſchuppich und von Farbe rothbraun iſt, ſoll ſie nur eine Kiefer oder Kienbaum heiſſen. Dieſe Abänderungen haben zwar ihre Richtigkeit, da man aber nichts weſentlich verſchiedenes dabey finden kann, und beyderley aus einem Samen mit einander aufwachſen, auch ganze Waldungen mit einander ausmachen, ſo muß man ſie vor zufällig veränderter Bäume halten. Alter und Grund machen daher, nebſt einer gröſſern oder kleinern Menge des Harzes, die von etlichen angezeigte **rothe** und **weiſſe Kiefer**, wie man aus gleichen Urſachen einen rothen und weiſſen Lerchenbaum finden wird.

Eben ſo wenig giebt es zweyerley natürliche Arten des groſſen **Tangel- oder Nadelholzes**, nämlich der **Föhre**, der **Fichte**, der **Tanne** und des **Lerchenbaumes**, davon die eine ein hartes

hartes; die andere ein weicheres Holz hätte, wie etliche Forſtmänner behaupten, deren männliche Blüten ſie noch dazu aus Unwiſſenheit, Afterzäpfchen, Afterblüte, blinde oder falſche Blüten nennen, und welche ſich durch die rothe, weißliche oder weißgelbliche Farbe zum Theil aber durch grün=röthliche oder aſchgraue Fruchtzapfen. Sie thun noch ein frühzeitigers oder ſpäteres Wachsthum, und eine verſchiedene Blütezeit hinzu, um gedachten Unterſchied feſte zu ſetzen. Die Farben der Blüte machen indeſſen an und vor ſich keine Geſchlechtsarten, ſondern bloſſe Abänderungen, nach Verſchiedenheit des Standortes, der Lage und des Grundes aus, und überhaupt geſagt, es bewirket unter andern Urſachen, die auf die Gewächſe überall gleich ſtark, ſchwach oder ungleich drückende äuſſere Luft, ein früheres oder ſpäteres Wachsthum derſelben. Dieſe Umſtände verändern ſich aber nicht nur mit jenem zugleich, ſondern ſie wechſeln auch ganz ſichtlich, ſie ſind auch in einem Reviere, ſowohl bald an der einem Baumart, als an deren einzelnen Theilen, nämlich in der Krone, auch nur unterwärts, oder im Wipfel, auch nur an der einen oder der andern Seite allein befindlich, und merklich.

Das Verpflanzen und Aushauen der dicht geſchloſſenen Oerter, und die Zufälle von der Witterung, ändern dabey vieles. Wer kann beweiſen, daß frühzeitiger wachſende oder blühende Bäume, vor den ſpäter ausſchlagenden

oder

oder blühenden deshalben ein weicher Holz, und die letzteren ein härteres hätten, oder haben müſten? Und worinnen lieget der Grund dieſes Beweiſes? Es giebt ein feſteres und härteres Holz bey alten Bäumen, bey jungen hingegen ein weicheres und ſchwammigeres. Man hat aber im gewiſſen Grunde und Lage, bey alten Bäumen, auch ein weiches ſchlechtes und ſchwammiges Holz, wenn ſie nämlich auſſer ihrem eigentlichen natürlichen Sandorte zu geil und zu ſchnell aufgewachſen ſind. Bey weit jüngern hingegen, welche ſparſam und in ihren natürlichſten Boden erwachſen, zeiget ſich ein viel feſteres, zäheres und dichteres Holz. Gegen dieſe Erfahrung läſſet ſich nichts gründliches einwenden. Der ſteinigte Grund und Boden, die Lage und Witterung zeigen ihren Einfluß deutlich genug.

Ob nun ſchon die **Föhre** oder **Kiefer**, welche von etlichen ein hitziger Baum genennet wird, mit ihren oberſten und ſehr vielen **Thauwurzeln**, überaus flach in der Dammerde ausſtreichet, ſo treibet doch die Herz oder Pfahlwurzel mit der Zeit ziemlich tief und gerade unter ſich. Sie läſſet ſich wegen dieſer Wurzel ſchwer, und nur friſch und ſehr jung mit Mühe verpflanzen, ſie bleibt aber hernach faſt eben ſo niedrig, als wenn die Herzwurzel durch Thon, Stein und Torf aufgehalten worden wäre, und ſich allzuſehr vertheilet oder ſonſt verändert hätte.

Das

Das Wachſen der jungen Föhren, welche aus den von reifen Zapfen abfliegenden Samen, von ſelbſt ausſchlagen oder auch geſäet werden, iſt anfänglich, im erſten Jahre ziemlich unmerklich, ſie kommen etwa im vierten Monathe im Junio bey uns, unter der Geſtalt einer ſtarken Nadel eines Gliedes lang zum Vorſchein. Ihre vier bis fünf überaus feine Nadeln oder Tangeln, haben an der Spitze noch die Hülſe des Samenkorns ſitzen, wodurch ſie eine Zeitlang zuſammen gehalten werden, bis ſie ſich endlich völlig herausziehen und davon frey werden. Im zweyten Jahre werden die Samenpflänzchen ſichtlicher, worauf ſich im dritten ſchon Zweige bilden, welche ſich mit den jungen Jahrtrieben, etwa im fünften, und ſechſten Jahre vermehren, bis die Pflanzen einen Fuß hoch und etwas darüber geworden ſind, da ſie alsdenn anfangen, immer ſtärkere und längere Schöſſe zu machen.

Die Vermehrung des Hauptſtammes und der Aeſte geſchiehet, wie bey allem Tangelholze, blos aus der Spitze, weshalben das Beſchneiden nicht wohl ſtatt findet, wenn zumahl unter dem Schnitte keine Zweige ſtehen, da auch das Harz häufig in die Wunden tritt. Der junge gerade Hauptſchuß hat unterwärts bey ſeinem Anfange dieſe Nebenzweige.

Einen jeden ſolchen neuen und abgeſonderten Jahrtrieb nennet man einen Quirl, beym ſämmtlichen Nadelholze. Dieſe Quirle wachſen über und auseinander, bis etliche zwanzig,

dreyſſig und vierzig Jahre überaus ſchnell, lebhaft, regelmäſſig und anſehnlich fort, in manchen Boden hören ſie zeitiger auf, wodurch die Bäume eigentlich ihre Höhe erreichen. Dieſe Höhe vermehret ſich in geſchloſſenen dichten Waldungen, aus natürlichen Gründen, ungemein. Man kann alsdenn aus gedachten Jahrwüchſen, und bis dahin, das erſte und jugendliche Alter derſelben ſicher erkennen, wobey die innern Holz= oder Jahrringe, wegen des ſchnellen Wuchſes in die Länge, etwas feiner ſind als hernach, da ſich die Stämme von ihren vielen Aeſten, in dem recht dicken Anfluge, oder Geſträuche gereiniget haben, und in der Stärke ſichtbarlich zunehmen, oder mehr Holz anlegen. Im natürlichen guten Tangelboden und recht geſchloſſenem Holze, iſt dieſe Reinigung ſchon insgemein in zwey bis drey Jahren geſchehen, und der Grund hat von den Nadeln bereits eine neue Rinde oder Lage erhalten. Wie denn auch viele junge Stangen Föhren ſchon von zwölf, vierzehn bis ſechzehn Jahren anfangen zu blühen, jährlich Zapfen zu tragen, und einen eben ſo vollkommenen Samen zu geben, als die vierzig, ſiebenzig, achtzig= jährigen ſtarken Baumſtämme; denen alsdenn Höhe und Stärke, nebſt einem oberwärts nicht allzuſchnell in der Dicke abnehmenden dünnen Schafte, einen recht vorzüglichen Preiß und Gebrauch verſchaffen.

Der Stamm kann ſeinen Wachsthum, wegen ſeines natürlichen Balſames, nämlich

des Oehles und Harzes, da er von einer lebhaf⸗ten Gewächsart iſt, nach vorbeſagtem guten Umſtänden, und in ſeinen natürlichen Stand⸗orten, bis in ein zweyhundertjähriges Alter fortſetzen, mit Erhaltung der Güte ſeines Hol⸗zes. Aber wie zeitig endiget ſich nicht der Wachsthum der Bäume, wenn ſie ihren rech⸗ten Boden nicht haben! Der ungeſtaltete, ausgebreitete ſtumpf⸗runde Wipfel, zeiget zwar öfters das abnehmende Wachsthum, und ehe man ſolche nahe Zeichen ſeiner Abnahme, zu weit kommen läſſet, wird ein ſolcher Stamm auch noch zwanzig, dreyſig Jahre vorher abge⸗trieben. Das ganze Leben einer **Föhre**, wird von einigen ſogar bis auf drey hundert und funfzig, bis vierhundert Jahre herausgeſetzt, in welchem höchſten Alter, die Nutzbarkeit des Holzes vielleicht nicht die .gröſte ſeyn dürfte, wenigſtens zu keinen recht guten Schiffbauholze. Denn das übernehmende Harz, in rechtmäſ⸗ſigen Grunde, welches ſich auſſerdem in Kühn (Taeda) verwandelt, läſſet die meiſten Stäm⸗me kaum bis zur Hälfte ſolcher Jahre kommen.

Die Nadeln der **Föhre**, ſtehen zwo und zwo, oder paarweiſe in einer kleinen Scheide beyſammen. Sie ſind dunkelgrün und glän⸗zend, bedecken übrigens das junge Holz, mit den äuſſerſten Zweigen, ohne Ordnung, und ſind unter den nordlich deutſchen Nadelholz⸗Arten, auf unſern Kiefern die längſten. Es verlieren ſich davon nach und nach allezeit die älteſten, wenn der neue Frühlingstrieb ins volle

Wachsthum kömmt; daher die Kiefer das ganze Jahr grün bleibet. In der Mitte des Maymonaths, bis zur erſten Hälfte des Brachmonaths, iſt bey uns die Zeit der Blüte in Kiefernheiden. Die Kiefer bringet ihre Blüte faſt alle Jahre häufig, und blühet von oben bis unten herunter, an den Spitzen der feinen Zweige, bey alten und jungen Bäumen. Da hingegen die **Fichte** mehr in den oberſten Wipfelzweigen Blumen und Früchte träget, als an den untern. Dieſe Blüte iſt zweyerley, nämlich wie ſchon geſagt worden, eine männliche und weibliche, auf beſondern Zweigen von einander abgeſondert. Die **männliche** oder die ſtaubende Blume, ſitzet auf den Spitzen der Zweige, in eyrunden Büſcheln, wo der neue Jahrtrieb oder Maywachs heraus kömmt. Sie iſt gelblich, und giebt eine groſſe Menge von Blumenſtaube, der die andere Art befruchtet, auch den Bienen häufigen Stoff zum Wachſe giebt, und in den Tangelhölzern eben ſo häufig ausfället; da er denn theils überall hinſtäubet, ſich an das Gras angeleget, und den Schafen nicht wohl bekömmt: daß auch die Schäfer, eine Zeit von vierzehn Tagen, oder ſo lange etwa dieſe Blüte dauret, dergleichen gern vermeiden. Er wird oft vom Sturm und Regen weit weggeführet, und kömmt auf dem Waſſer in den Städten und Dörfern zum Vorſchein, da ihn alsdenn die Einfalt des Pöbels vor einen mit Regen gefallenen Schwefel hält.

Die weibliche oder fruchttragende Blume, welche gleich unter dem neuen Jahrtriebe ſtehet, iſt anfänglich roth, und ſtehet in Geſtalt eines kleinen eyrunden Zapfens aufrecht, auf einem ſehr kurzen ſchuppigten braunen Stielgen; ſie bieget ſich hernach bey der Verlängerung der jungen Nadel unterwärts, und bekömmt eine graue Farbe. Sie kömmt, wie die vorige Blume, und der junge Jahrtrieb, oder **Maywachs**, aus Knoſpen, welche groſſe braune Schuppen haben, mit umgebogenen Spitzen. Im Grunde verkürzen ſich ihre Reihen, und ſcheinen durch ein zartes wolliges Gewebe verbunden zu ſeyn. Dieſe Knoſpen, die Hoffnung alles Zuwachſes, werden durch die überhandnehmenden Eichhörner jährlich in erſtaunender Menge zerſtöhret. Nachdem dieſe Blüte vorüber iſt, wachſen gedachte kleine Zapfen, in Zeit von eilf Monathen, nur ſehr langſam, daß etwa ihre **Samenzapfen** der **Schminkbohne** gleich kömmt. Wie man denn gewiß ſagen kann, daß ſich ihr erſter Wachsthum mit den erſten vier Monathen endige.

Im folgenden oder zweyten Jahre nimmt das Wachsthum mit dem neuen Ausbruche der folgenden Blüte und des **Maywachſes** wieder ſeinen Anfang, und gehet dermaſſen ſchnell fort, daß der ganze **Kienapfel** oder Zapfen, in Zeit von den ſechs darauf folgenden Monathen, nämlich bis October und Novembet, nebſt dem Samen zur vollkommenen Geſtalt, Gröſſe,

 Reife

Reiſe und grüner Farbe gelanget, und folglich ſchlechterdings, laut Erfahrung, ſiebenzehn bis achtzehn Monathe dazu nöthig hat. Dieſe Zapfen bleiben, von da angerechnet, den Winter durch, noch bis zum Ausgange des Merzens, und der Mitte des Aprils, im dritten Jahre, feſt geſchloſſen, da ſie denn ihre harte holzige Schuppen allmählig bey zunehmender warmen Luft öfnen, und den Samen abfliegen laſſen. Dieſen führet ein Wind, oder auch eine andere geringe Bewegung der Luft ſo weit, und ſäet ihn eben ſo aus, als wir ihn, wenn er nicht ganz verhindert worden iſt, hernach in ſchicklichem Boden auszukeimen, etwa in der Mitte des Junii aufgehen ſehen. Man kann alſo mit Gewißheit ſagen, daß der Kiefernſame in ſeinen Zapfen faſt drey und zwanzig bis vier und zwanzig Monate verborgen ſey, ehe ſeine natürliche Ausſaat erfolge. Dieſes lehret uns die Erfahrung.

Die harten rauhen höckerigen Zapfen, welche ſich aus einer eyförmigen Geſtalt, in eine etwas Kegelförmig, oder in eine noch ſpitzere verlängern, ſind kleiner, dicker, härter und harzigter, als die von Tannen und Fichten, aber gröſſer, als die vom Lerchenbaume. Sie haben an den Spitzen kleine harte Schilder, und geben Kohlen bey der kleinen Feuerung, auf den Heerden und im Ofen. Die Samen halten ſich darinnen länger und beſſer, als wenn ſie ausgeklingelt, und auſſer den Zapfen verwahret werden. Sie machen ſich etwas ſchwe-

rer

rer aus, als bey den übrigen Tangelarten. Doch aber fallen ſie bey einer trocknen Stubenwärme, wenn man ſie, in feinen Sieben, hoch ſetzet, eben ſo gut aus, wie an der Sommerwärme, wobey ſie zuweilen umgerühret werden müſſen. Die aus den unterſten Schuppenlagen des Zapfens ſind die beſten zur Saat, die übrigen aber öfters ſehr taub. Der kleine Same beſtehet in länglichen ſchwärzlichen Nüßgen, oder Körnern, welche einen weiſſen uneßbaren Kern haben. Sie haben unter unſern Nadelholzarten, bey den Kiefern, die längſten zugeſpitzten Flügel, die ſich mehr nach der einen Seite zu ausbreiten, als bey den Samen der übrigen Arten gefunden wird. Das **Eichhorn**, und der **Krünitz**, ſind den Samenzapfen ungemein nachtheilig, die mittlern Vögel, als Tauben, **Krähen**, **Elſtern**, und die kleinen Zugvögel fallen bey ihrem Rück- und Wiederſtriche gewaltig auf die beſamten Plätze.

Im May und Junio findet man an den **Föhren** öfters **dreyerley Zapfen**, von drey auf einander folgenden Jahren, beyſammen. Die erſten äuſſerſten und allerkleinſten ſitzen unten an dem **Maywachſe**, und haben alſo den neuen Trieb des gegenwärtigen Jahres über ſich. Die folgenden oder mitteiſten ſind vom vorigen Jahre, **welche grün** ſind, und ihre Samen, nun erſt im October und November ſelbigen Jahres reif machen. Die dritten oder **alten trocknen leere Zapfen**, aus welchen die Samen ſchon abgeflogen ſind, ſtehen hinter-

 wärts

wärts am weiteſten von dem jüngen Triebe. Die drey auf oder neben einander ſtehenden, und durch die Quirl unterſchiedene Jahrwüchſe, können jeden, an jungen Bäumen beſonders zurecht weiſen, um das Pflücken der tauben Zapfen zu vermeiden.

Bey trockner kalter Witterung werden oft gedachte Kienäpfel oder Zapfen, im December, Januar und Februar hindurch gebrochen, um nach der rechten Reife des Samens, dem Ausfallen derſelben zuvorzukommen. Man ſchüttet ſie an erhabenen Orten ganz dünne auf, wo ſie von der Luft beſtrichen werden, und recht abtrocknen und ausdünſten können, damit man ſie Partienweiſe, nach Gelegenheit, in der Stube, oder an der Sonnenwärme aufſpringen, und die Samen zu bevorſtehenden Saat ſammlen laſſen kann. Denn, da ſie die Kälte ertragen, kann man ſie alsdenn, um von der Winterfeuchten zu profitiren, ſogleich im Februar und Martio, in einer rein gemachten, und zweymal noch vor Winters, vier Zoll tief gepflügten, wieder zugeegten, oder ſonſt von Gras, Heide und Ginſter rein gemachten und behackten Heide oder Sandboden ſäen, und leichte eineggen. Will man dieſe Saat aber erſt den künftigen Spätherbſt verrichten, ſo kann ſie im November bey feuchter Witterung geſchehen, und der Samen darzu weit ſicherer in Zapfen als ausgemacht verwahret werden. Man kann auf einem Platz, auf welchen etwa ein Scheffel Roggen fällt, anderthalb auch zween Metzen

Kiefer-

Kieferſaat nehmen, die mit noch einmal, oder dreymal ſo vielen feuchten Sande, Aſche oder Sägeſpäne, ohne alle Getreidearten, vermiſcht iſt, damit die Körner ein paar Zoll aus einander zu liegen kommen.

Sonſt iſt die Beſamung unfruchtbarer ſandigter Gegenden mit Kiefern, ihrer Leichtigkeit halber, eine der vortheilhafteſten, und hat man etwa Urſache, ganze Schläge von Kiefern, nach Erforderung der Umſtände zu machen und abzutreiben, welche als Tangelholz aus den Stämmen, nicht wieder ausſchlagen, nebſt andern nahe gelegenen Blöſſen, nach der oben ſchon geſagten Vorbereitung des Bodens mit jungen Holze zu verſehen, ſo geſchiehet es durch die Holzſaat, am baldeſten, leichteſten, kürzeſten und wohlfeilſten. Wenn man eben einen ſolchen Schlag trift, der an einen jungen sechzehn, zwanzig oder vierzig bis ſechzig jährigen Buſch, oder an ein ſonſt gut geſchloſſenes Holz anſtöſſet, und welcher auch eben daſſelbe Spätjahr noch alle Hofnung zu einer natürlichen Beſamung geben dürfte, ſo könnte man den Frühling wohl abwarten, und im Falle dieſe natürliche Beſamung, als die allerbeſte, dennoch fehl ſchlagen ſollte, den folgenden Herbſt die Saat ſelbſt veranſtalten. Man kann dabey übrigens nichts anders thun, als einige gewaltſame Zufälle von dem jungen Föhrenholze beſtmöglichſt abzuwenden ſuchen, dergleichen durch Wild, zahmes Vieh, und durch Menſchen, etwa aus Frevel, oder Unverſtand und

Vorurtheil verurſacht werden könnte; das übrige aber, wie bey andern landwirthſchaftlichen Anſtalten mehr, muß man der Witterung ſelbſt überlaſſen. Wenn aber dergleichen Kiefernholz hernach zwölf, funfzehn, zwanzig, oder fünf und zwanzig Jahre erreichet, ſo muß man ſich nicht in Sinn kommen laſſen, wie bey andern Nadelholze, auch ihm durch Heraushauen der bereits erſtickten Stämme, oder der untern Zweige, bis zu der Hälfte der Stämme etwa auf einmal helfen zu wollen. Denn dergleichen dickes Holz erzeuget das beſte feinrindiges und adriges feſtes Stammholz. Es reiniget ſich ſelbſt von gedachten Zweigen und Stämmen, noch öfters vor dem zwanzigſten Jahre, genugſam. Unter dieſer Zeit iſt es im Stande, den Wildſchaden auch einigermaſſen ſelbſt abzuhalten, der beym Fegen des Gehörnes durch die Hirſche, und durch Schälung der Rinde an den obern Quirlen, ſo viel ſchadhaftes Holz macht; wenn er ſchon anfänglich dem Verbeiſſen der Rehe und der andern Thiere, wovon ſo viele wipfelloſe ungeſtaltete Sträucher entſtehen, entgangen iſt, denn um der Folge willen, die ſich bey den Hauptvortheilen in künftigen Zeiten erſt zeigen, muß man einen eingebildeten oder ſcheinbaren und vorgeblichen Nutzen in keine Betrachtung ziehen. Die falſche Forſtnutzungen verdienen noch immer eine nachdrückliche Erinnerung. Von **Windbrüchen** in nachfolgenden Zeiten und den Verdorren, dergleichen durch das Auslichten von geſchloſ-

geſchloſſenen Hölzern entſtehen hier nicht zu gedencken.

Und ob ſich nun auſſerdem das abgeſtorbene Holz von den Föhren gar wohl abnehmen lieſſe, ſo vertragen die doch den Schnitt nicht wohl; wenn ſie zumal im rechten Ernſt zu Stammholz gezogen werden ſollen, weil ſich in Splinte bald Brand und Faulflecken einfinden. Die Hecken welche man davon dennoch ziehet, und unter der Scheere hält, ſind loſe und ſchlecht, ſie wachſen ſparſam, und das Harz flieſſet in den gemachten Schnitt, daß er nicht ordentlich verwallen oder zuwachſen kann; es ſind alſo bloſe Garten- und Plantagenverſuche. Die Stämme der Föhren haben an der Mitternachtsſeite ſtärkere Holzringe, als gegen Mittag, wie alle hohe Tangelholzarten überhaupt: dieſer Umſtand hat einen Zuſammenhang mit dem vorigen: wovon an ſeinem Orte ein mehreres.

Was die Beſchaffenheit des **Föhren- oder Kiehnholzes**, in Abſicht auf die Nutzung und den Gebrauch betrift, ſo hat es die Erfahrung zu folge, zwar mit dem **Fichtenholze** einerley Gebrauch, nur iſt es bräunlicher, ſpröder und brüchiger, und deſſen Bearbeitung deshalben zwar bey den Zimmerleuten gut, wenn ſie gerade und friſche grüne Stämme haben, die wenn ſie nicht äſtig, wimmerig oder gedrehet, ſich deshalben wohl behauen, ſchneiden und hobeln laſſen: nicht aber, in vielen Fällen, bey den Tiſchlern und andern, welche das Holz

noch über dem trocken verarbeiten, und zu allerhand Blättern und Tafeln zuſammen fügen und richten müſſen. Das Holz von den geſunden und ſchaftig wachſenden **Föhren**, auch ſonſt **Heideholz** genannt, welche eine glatte und dünnere Rinde haben; iſt kleinjähriger, leichter, und etwas feſter; das Holz von der andern oder gemeinen Art hingegen iſt grobfaſeriger, ſpröder, und wegen der verſchiedenen Menge des vielen **Harzes** und der **Harzgallen**, auch zuweilen brüchiger, und ſchwerer zu bearbeiten. Es giebt deswegen öfters keine recht lange Balken, oder doch ſelten ſolche, welche eine groſſe Laſt zu tragen geſchickt wären. Denn ſie brechen viel eher, als ſie ſich biegen.

Das ſogenannte **Heideholz**, in den Sandheiden, und wo Feuchtigkeit iſt, giebt ein weicheres Holz zu Bauſtücken und gemeinen Brettern, es wird aber in ausgeleuchteten Waldungen mehr Stammfaul gefunden, als das fette Kienholz. Recht reifes kiehniges Föhrenholz, welches einen groſſen Kern hat, widerſtehet, zur gehörigen Zeit gehauen, der Witterung, Näſſe und Fäulung beſſer, als das Tannen- und Fichtenholz. Doch wird man bey recht harzigen, gutem Fichtenen Stammholze, öfters auch keinen Unterſchied merken. Wenn die **Stammenden** (beſonders das Zopfende,) der freyen Luft, ohne Bedeckung ausgeſetzet ſind, werden ſie ſpack, und ſind von der Zeit an, dem Wurmfraß ausgeſetzet, und dem um ſich freſſenden **Olme** (Caries) dermaſſen unterwor-

terworfen, daß auch das ſchönſte Holz, ohne ſtark und mit Schaden verſchnitten zu werden, beym Bau nicht angewendet werden kann. Sonſt kann das föhrne oder kieferne Bauholz viel länger in Waſſer liegen, auch in ſeiner Borke oder Rinde bleiben, als das von Fichten und Tannen. Es trocknet ebenfalls ziemlich ein, aber doch weit langſamer, als das von der letztern Art. Sonſt kommt es dem Gewichte nach, dem Fichtenholze faſt am nächſten, und wird der Kubikfuß davon, ingemein vor vierzig Pfund ſchwer angenommen.

Unter dem **Kieferholze**, giebt es ſogenanntes **Holländerholz** zu ſechzig, ſiebenzig, achtzig füſſigen Stammen, die zugleich zehn, zwölf, ſechzehn, achtzehn Zöllig gefunden werden, auch finden ſich darunter beſonders ſolche, die wegen ihren feſten etwas wimmerichten, aber vollkommenen Schaftes, eben die recht guten und groſſen Maſten geben, dergleichen die Franzoſen, ſonſt ſchon in etlichen nordiſchen Häfen vor andern zu ſuchen gewohnt ſind. In Rußland und Siberien werden dieſe reifen kronigten **Fohrenſtämme**, auſſer den Lerchenbäumen, oder mit dieſen zugleich, zu **Kähnen**, zu Kiehlen, und überhaupt zum Schiffsbau, vor das beſte Holz gehalten. Auſſerdem giebt die Kiefer in Ermanglung der Eichen, gute Wellbäume, oder Hammerwellen, auch ſonſt noch gute dauerhafte reine **Sägeblöcke**, mit einem groſſen kirnigten Kerne, zu Bohlen, Pfoſten und zu Diehlen, welche öfters weniger äſtig ſind,

als

als die von der Fichte. Sie giebt auch Baumſtämme, zu kurzen Ständern, Säulen, Bändern, Einzugsbalken, Riegeln, Schwellen und ſonſt recht ſtarke Pfähle, zu Gebäuden. Ferner wird das kieferne Holz mit Nutzen zu Pumpen, Stangen, zu hölzernen Bedeckungen der Schiffbrücken, zu Waſſertrögen und zu Brunnenröhren gebraucht. Alles Röhrholz oder Röhrſtämme muß an der Sonnenſeite gehauen werden, wo es kleinjähriger aber ſtärker vom Kern, und magerer gefunden wird: in welchem Zuſtande es nämlich mehr Waſſer anziehet, und dem Luftdrucke beſſer widerſtehet, als auſſerdem.

Aus allen Arten des Bau- und Schiffsholzes, müſſen die unreifen und ſogenannten ſonnenſchiefen Stämme ausgeſucht werden, als welche unter das Brennholz gehören, indem ſie im Gegentheil beym Bauen, noch einige Zeit darnach, wenn ſie ſchon wirklich im Verbande ſtehen, dennoch den Gebäuden groſſen Schaden thun können. Was die ſichere Dauer des Föhrenholzes endlich bey Waſſer- und Civilbau betrift, ſo iſt es gewiß, daß das an und auf den Bergen auch ſteinigten Anhöhen langſam erwachſene Stammholz das feſteſte und beſte ſey, auch die vorzüglichſten Maſtbäume in der Dauer gebe, und daß ſich die eingerammten Pfähle davon, im fetten Moorgrunde, Thon- und Leimerde, auch unter Waſſer, ſehr wohl conſerviren. In Gebäuden thun es die recht trocknen Balken, die mit fetter Erde bekleidet ſind, auch. Die Brückenpfähle hingegen von Kie-

ferholze

ferholze wollen über dem Waſſer, und wegen des beſtändig wechſelsweiſen Anſpielens, trocknens, Steigens und Fallens des Waſſers, dieſe Dauer nicht zeigen. Wenn aber der Sandgrund unter Waſſer ſtehet, erhalten ſich ſolche Pfähle auch ſehr gut. Der trockne brennende frey liegende Sand, verzehret hingegen gleichſam die Föhrere Pfähle, in einer ſehr kurzen Zeit dermaſſen, daß man die geſchwinde Verderbniß derſelben in ſolchem Stande, in der freyen Luft, gegen die Dauer im fettem feſten Grunde, ſo, wie etwa zehn gegen dreyſig, zu ſchätzen hat.

Das Beſte vom leichten, magern und feindräthigen wohl ausgetrockneten **Kiefernholze** kömmt zwar nicht immer vor die Tiſchler, es daueret aber auch nicht gar wohl im Wetter. Indeſſen wird das fettere wohl ausgetrocknete doch immer mit zu **Fenſterrähmen**, zu **Lattenwerke**, **Panelwerke**, zu allerhand **Fournierarbeit**, **Fußböden**, **Tiſchblättern**, **Tafeln**, **Kaſten**, **Kleider** - und andere **Schränke**, auch andern Sachen angewendet; da denn, von wegen der verſchiedenen Breite, beyder Seiten der Länge nach genau zuſammen gefüget, und an einander geleimet werden müſſen. Das gleichwüchſigſte und feinſte darunter, leſen die Orgelbauer, Klavier- und Inſtrumentenmacher aus, weil es ſich ſehr zart bearbeiten, und zu Reſonanzboden behobeln läſſet; die Bauern aber ziehen das fette kienigſte zu ihren Laden, und die Böttiger das mittelmäſ-

telmäſſige zu langen Stäben, **Faßtauben**, vor flüſſige fette Waaren, bey der Haushaltung und Landwirthſchaft vor. Allein wobey doch ſonſt noch manches zu ſparen ſeyn würde, hat das kieferne Holz einen weitläuftigern Gebrauch, als er ſeyn dürfte, wenn es zumal die verwüſtenden Artikel des jung⸗anwachſenden Holzes betrift, da ſich eine offenbare Verſchwendung nicht entſchuldigen läſſet, wie man denn das Stabholz ſchlagen auch gar bald zu weit treiben kann.

Was den Handel mit ſtarken Schiffbau⸗ und allerhand auserleſenen ſtarken und ſchwachem Nutzholze, an **Föhren**, **Fichten**, und **Tannen** betrift, nämlich in Betrachtung auf deſſen Beſchaffenheit, Länge, Stärke, Eintheilung und der Verrichtung, Güte, Auswahl, Kennzeichen, Preiſe und deſſen weitern Vertrieb: ſo richten ſich dieſes alles nach der Gelegenheit und Lage der Länder, und den abwechſelnden oder dauerhaften Umſtänden ihrer Nachbaren, auch die übrigen Gewerbes, in und auſſer Landes. Davon muß man ſich jedes Ortes eine beſondere Kenntniß erwerben, wenn man ſeinen Holzvorrath mit Vorſicht und einem vortheilhaften Beſtande anbringen will. Denn es iſt die Handlungs⸗ und Conſumptionsverfaſſung in vielerley Ländern, in und mit welchen der Holzhandel zugleich getrieben wird, oder werden könnte, in Abſicht auf die Vortheile ungemein verſchieden. Der Handel iſt bald ganz oder beſtändig frey, oder auch bald

auf

auf eine kürzere oder längere Zeit abwechſelnd, oder ganz und gar geſperret, und nach jedem hohen landesherrlichen Cameral-Intereſſe öfters ganz beſonders eingerichtet.

So bald indeſſen das zum Verkauf angeſchlagene und ausgezeichnete weiche oder harte Holz, nach ſeinen Sorten und vorwaltenden Contracten, ein wirkliches Kaufmannsgut zu werden anfänget, ſo geſchiehet der Hieb, das Räumen und die Abfuhre von den Gehauen, ſchlechterdinges unter guter Aufſicht der Forſtbedienten in ſeiner Ordnung. Die Zurichtung und Sortirung aber deſſelben Holzes, zu beſonderm Handelsgute, hänget blos von dem Gutachten und der Anweiſung des Kaufmanns allein ab, und wird durch die Nutzholzhauermeiſter ſo vortheilhaft eingerichtet, als es ſeyn, und ſonſt mit der Forſtordnung beſtehen kann. Ein anderes iſt es, wenn die Beſitzer eines Forſtes, als ihres eigenen Grundſtückes, Speculation machen, und auf dieſelbe ihre Vortheile noch beſonders, als Handelsleute, davon ſelbſt zu ziehen vorhaben, und deswegen nach gewiſſen bekannten eingeführten Modellen, ihre jährlich zum Verkauf beſtimmten Holzvorräthe aufarbeiten, und in Magazine fertig machen laſſen.

Da nun in ſolchen Gegenden, wo zu einem Vertriebe des ſtarken Bau- und Schiff-Holzes, gute Gelegenheit iſt, oder künftig noch gemacht werden kann, alles Nutz- und Bauholz, drey, vier, ſechs, achtmal höher zu nutzen ſtehet, und den Ländern doch eben ſo

unentbehrlich iſt, als das Brennholz, ſo ſtün-
de es nicht zu verantworten, wenn dergleichen
Stämme etwa zu früh vor der Zeit, ehe ſie
den beſten Nutzen geben können und ſollen, nach
was vor einem unlautern Vorgeben es immer
ſeyn mag, zu Brenn- und Feuerholz geſchlagen
werden ſollten. Es müſte vielmehr gar ein
wirkliches zartes Verbrechen ſeyn, ein ſtarkes
Schiff- und ſogenanntes Holländerholz auf eine
ſolche Weiſe verkennen zu wollen.

Das Brennholz von den **Föhren** oder
Kienbäumen iſt leichte, es fängt bald Feuer,
giebt eine helle Flamme, geſchwinde Hitze, und
verbrennet bald eben ſo geſchwind; auſſer bey
etlichen Abänderungen deſſelben in gewiſſen Ge-
genden, woran der Grund und das Wachs-
thum Schuld hat. Die fetten Wurzeln, mit
ſamt dem untern Stammende, enthalten das
meiſte Harz und Oehl, ſie geben uns den be-
kannten **Kien** zum Anzünden des Holzes, und
auf den Theerofen, das Kienöhl, das Pech
und den Theer, woraus die Wagenſchmiere
weiter zubereitet wird. Aus den unreinen
Ueberbleibſeln, und zuſammen geſcharrten, mit
Moos, Nadeln und Erden vermengten Harze,
wird hernach nach Ruß gemacht. Welcher
Kunſtverſtändige wird nicht weiter einſehen,
was noch vor nützliche Nebenprodukte bey die-
ſen Geſchäften ſelbſt abfallen, die uns unſern
Kiefer noch immer höher ausbringen lernen.

Die unter dem hohen Stammholze in den
dichten beſtandenen Revieren, nach und nach

ver-

verdämmte, erſtickte oder auch auf den Felſen, und in Moosbrüchen und Torf, verbuttete kieferne Pfähle und Stangen, haben wie bekannt, öfters ein Alter von dreyſig bis ſechzig Jahren, ohngeachtet ſie kaum zehn Fuß hoch, und zween und einen halben bis drey Zoll ſtark ſind. Dieſe haben zugleich ein ungemein hartes Holz zur Feurung wegen ihrer Feſtigkeit, und ſind zu Verfertigung einiger Arten von Geſchirr, und Geräthſchaft ſehr dauerhaft. Die **Föhre** hat ihre Krankheiten und fehlerhaften Umſtände in vielen Stücken mit den Tannen, Fichten, und in einigen Stücken mit dem **Lerchenbaume**, ſo wie manche Zufälle gemein, dergleichen unter andern von der Witterung, den Sturmwinden und Verletzungen der feinen Wurzeln und des Baſtes entſtehen.

Die Stamm-Kern und Schwammfaulen Bäume bey uns, die Rothfäule, das Vertrocknen ſind die bekannteſten. Sie ſind den Holzgerechten Forſtmännern öfters weit bekannter, als die Urſachen, wie man aus ihren ſchriftlichen Beurtheilungen zuweilen erſehen kann. Wegen des Schadens von beſondern Würmern, Raupen und Käferarten, wovon wir in der Folge überhaupt reden werden, und der häufige Anflug des Miſtels, oder Kinſters, auf jungen zwanzig, dreyſig und vierzig jährigen Kiefern, zumal in der Krone, iſt auch ein ſehr ſchädlicher Zufall. Wir wiſſen übrigens noch viel zu wenig von dem, was wir als gemeine Dinge vor uns zu ſehen gewohnt ſind, als daß

wir überall etwas gewiſſes beſtimmen könnten, und einem jeden Erzählenden, auf ſein Wort, ohne weitern Beweis, zu glauben, müſſen wir immer Bedenken tragen.

Der Lerchenbaum.

Der Lerchenbaum (Pinus Larix) welcher auch Rothbaum und Schönbaum genennet wird, iſt nebſt der Tanne, unter den hohen Nadelhölzern, der anſehnlichſte und ſchönſte, auch zugleich der nützlichſte. Die Schönheit des Baumes würde noch vorzüglicher ſeyn, wenn er ſeine Nadeln nicht im Herbſte fallen lieſſe. Man findet den Lerchenbaum in verſchiedenem Grunde, im Mittelgebürge, gleich über den Tannen, auch am Fuſſe der Gebirge, an mitternächtigen, kalten unfruchtbaren Hügeln, und in den Ebenen, wo er in verſchiedener Höhe und Lage, auſſer der Gröſſe, auch ein abwechſelndes Anſehen hat, und im Holze ſelbſt zugleich ſeine Unterſchiede zeiget. Nur einen kleyigten, fetten, ſehr ſchweren, oder auch einen naſſen Torfboden verträgt er, wie die übrigen Tangelarten, ebenfalls nicht, in welchen auch wohl die allermeiſten Gattungen des Laubholzes ſchlecht werden. Der Lerchenbaum treibet unter den Nadelhölzern, bey uns am ſtärkſten und früheſten, nämlich im Merz, und ſeine Wurzel hat mit der Tannenwurzel viele, und faſt die meiſten Eigenſchaften gemein, er treibet auch tiefer in den Grund als die vorhergehenden Arten, daß er auch

des-

deshalben vom Winde nicht leicht umgeworfen wird.

Der Schaft des Lerchenbaumes iſt insgemein ſehr gerade, auch etwas kürzer als die Tanne, doch nur nach Unterſchied des Grundes. Denn man ſiehet den Baum, wenn er etliche vierzig Jahre alt iſt, ſchon vierzig Fuß, hernach aber funfzig, ſechzig auch achtzig Fuß hoch. Letztere Höhe iſt etwas ſelten, und nur im geſchloſſenen dicken Holze zu ſuchen, dabey deſſen Stärke etwa ſechzehn, achtzehn, zwanzig bis ſechs und zwanzig Zoll befunden wird. In vielen Gegenden bleibet er niedriger und treibet unten an der Erde gleich lange Zweige, die wenn man ſie bey jungen zahmen Stämmen nach und nach abnimmt, dennoch wieder wachſen, und deſtomehr Aeſte geben. Der amerikaniſche ſogenannte **ſchwarze Lerchenbaum**, treibet einen niedrigen Stamm, er macht dunklere Triebe, und kleinere Zapfen. Es giebt auch dreyjährige **Saat-Pflanzen**, die ſchon fünf Schuh hoch ſind, und in manchen Gegenden ſogar in dreyſig Jahren die Tannen und Fichten überwachſen: ſonſt zeiget er eben ſo wenige Wunder beym Wachſen, als das übrige Nadelholz.

Der Stamm iſt nebſt der Wurzel recht feſte, und von dem beſten Harzbalſame überall durchdrungen, anbey auch den Windsbrüchen, wie ſchon geſagt, ſehr ſelten unterworfen. Ein ſtarker Schnee beſchweret oder zerbricht auch deſſen Wipfel nur ſelten oder gar nicht, und

von Inſekten vertrocknet er, ſo viel man noch zur Zeit bey uns weiß, auch nicht, weil das Holz dem Wurmfraß nicht unterworfen iſt. Wird aber dieſer Baum bey vorbeſagter erlangten Höhe und Stärke dennoch am Ende überſtändig, ſo verlieret er mit den Kräften, ſein harziges Weſen nach und nach auf eine gewiſſe Weiſe, die Gipfel werden dürre und kahl, das Holz korkig oder ſchwammig, im Kerne wird es rothfaul, und der Stamm verdirbet dermaſſen, daß er der Axt wiederſtehet, und Schwämme bringet, die unter dem Namen des Lerchenſchwammes bekannt ſind. Niemand ſollte glauben, daß ein ſolcher Baum, deſſen geſundes reifes Holz durch den Balſam ſonſt eine ſo unabſehliche Dauer erhält, auf dem Stamme ſich ſebſt ſo ſehr abnutzen könnte.

Die Rinde iſt röthlich, zuletzt mehr braun, ſtark, dicke, äuſſerlich riſſig und rauch. Dabey iſt ſie am Geſchmacke herbe, grob und zuſammen ziehend, wie die Fruchtzapfen und Nadeln ſelbſt, daß man ſie alſo in etlichen Gegenden längſt zum Gärben angewendet. Der Lerchenbaum treibet kürzere Aeſte, als die Tannen Sie ſind dünne, ſchlang, ſchwach, und über und über mit kleinen Knoten beſetzt, woraus im April die Nadeln büſchelweiſe hervor kommen. Die junge Zweige ſind ganz gelb, wie an den Fichten, ſie laſſen ſich ſchneiden, und hängen an den Enden, da ſie ſehr dünne ſind, auch noch mehr wegen der Schwere der Nadelbüſchel und Zapſen, ſehr weit herunter, faſt wie an den alten Birken. Im

Im April, ehe andere Nadelhölzer bey uns blühen, bringet der Lerchenbaum ſeine ſehr kleine eyrunde Blumenſtaubszäpfgen, die von feinen fadenförmigen Schuppen geſtützet werden, und die eigentlich die männlichen ſind, ſonder Stiele. Es giebt eine Abänderung der Lerchenbäume, deren männlichen Blüte weiß iſt, welche einige Schriftſteller vor eine beſondere Art gehalten wiſſen wollen. Die kurzen Samenzäpfgen, oder die weiblichen, haben mit jenen anfänglich faſt gleiche Gröſſe und Geſtalt, dabey eine rothe, violette oder grüne Farbe, und ſtehen gerade in die Höhe, auf feſten, recht ſteifen gebogenen Stielgen, an den Seiten der Zweige. Auf dieſen bleiben ſie, wie bey den Fichten, vom abgeflogenen Samen ganz leer, und bis ins dritte Jahr ſehr feſte ſitzen; da ſie in dieſem Zuſtande, an der, auf der einen Seite ſchwarzen, auf der andern aber etwas ausgebleichten Farbe recht kennbar ſind. Die äuſſern Schuppen dieſer Zapfen, ſind länglich, dreyſpitzig, ſie bleiben kürzer, als die innern, und haben einen aus der Mitte hervor, ragenden feinen Stachel, welcher den ganzen Zapfen rauch macht. Die innern Schuppen ſind ſtumpfrund, fleiſchig und ſehr kurz; ſie vergröſſern ſich aber faſt bis zur Reife des Samens, ſehr anſehnlich und werden grün.

Jeder Schuppe des Zapfens bedecket, wie bey der Kiefer, zwey kleine eyrunde, kurzgeflügelte, rauhe, innerlich weiſſe und ſüſſe Samen, welche ſich auf vierzig bis funfzig der

Anzahl nach belaufen; aber anfangs beym jungen Holze, auch ſonſt öfters ſehr taub gefunden werden. Dergleichen giebt der Lerchenbaum ſchon von ſeinen funfzehnten bis zwanzigſten Jahre an, welche in guter Nadelholzerde, und feinem kriechenden dünnen Bergmooſe, von ſelbſt anfliegen, und in ſechs bis ſieben Monaten keimen, daß man den Anflug an der Morgenſeite beſonders antreffen kann. Werden aber die Zapfen im November oder in der Mitte des Merzes gebrochen, und die alſo in October reif gewordener Samen, im April ordentlich, und kaum einen halben Zoll tief in einem ſandigſteinigen mäſſig feuchten Boden, dicke genug ausgeſaet, ſo gehet dieſer, wie bekannt, binnen ſechs bis acht Wochen auf.

Der Lerchenſamen iſt leicht, unter den Tangelſamen, aber der kleinſte und weit mühſamer auszuklingeln, als bey andern. Man kann ihn ſchon in Zapfen, Centnerweiſe aus Tyrol, und andern Ländern, vor mäſſige Bezahlung haben. Auf ein Morgen-Landes, hat man ein halb bis ein Pfund mit feuchtem Sande oder nur Erde vermiſcht, in einem nicht ganz brennenden todon Sand geſäet. Andere haben in ganz naſſen fetten Moorlande damit Verſuche gemacht, und wie ſie ſagen, mit gutem Erfolge vor den Anfang, welches wohl zu merken iſt. Der Boden muß wenigſtens auf fünf Fuß Tiefe, keine Unterlage, von Leim, Thon oder zähen Letten haben, oder etwas freſſend ſeyn, ob er ſonſt ſchon wild und unfruchtbar

ſeyn

ſeyn kann. Man muß ihm in ebenen und hügligten Landforſten, durch Pflügen, Eggen oder Harken, vom Unkraute, ſo viel möglich, ganz reine machen, darein ſäet man alsdenn ſchlechterdings dichte genug, um ein gutes Stammholz zu erziehen, und deshalben beyzeiten die vielen Unterzweige, bald vergehend zumachen. In einen mit vielen Sande wohl vermiſchten Thone wächſet die Saat, der die Zugvögel auch Anfangs ſehr gefährlich ſind, im erſten Jahre kaum zween, zween und ein halben, oder drey Zoll, das andere Jahr zehn bis dreyzehn Zoll, das dritte aber kaum fünf bis ſechs Zoll höher; und im ſtrengen kalten Thongrunde gehet er faſt gar nicht auf. Man hat die kleinen ſechs bis acht zölligen Stämmchen, auch gröſſere in Merz, zu vielen tauſend Stücken verpflanzet, und in Mooß gepackt verſchickt, welche recht wohl angeſchlagen ſind, wo ſie nur einige Wartung gehabt haben: wie es mit Tannen, Fichten, und auch mit den Föhren von ſtatten gehet.

Was das Bau- Nutz- und Brennholz betrift, ſo läſſet ſich bey uns davon noch wenig ſagen, da der Baum, in unſern Gegenden in den Forſten noch zu neu iſt, als daß man ihm in ſeiner rechten Reife hätte hauen und anwenden können. Alles was man in dieſer Abſicht davon weis und erfahren hat, iſt vor der Hand gröſtentheils noch von jungen und zahmen Holze. Die Plantagen und Waldungen, welche zum Ernſt und Nutzen der nordlich deutſchen Länder

hie und da etwa gemacht worden ſind, enthalten nur noch ein junges vier und zwanzig bis dreyſigjähriges Holz. Von Gärtnerkünſten und Erfahrungen aus Luſtgärten, iſt hierzu noch gar zu wenig anzuwenden. Wer weis, was inskünftige noch bey uns damit ſowohl, als mit der Ceder von Libanon zu thun ſeyn wird, da ſich leztere ebenfalls bey der Unterhaltung zeithero ſo gut angelaſſen hat?

Die allgemeinen und alleráltesten Erfahrungen in deſſen aus dem ſüdlichen Gebirge, und den nordöſtlichen europäiſchen Ländern, auch beſonders einem anſehnlichen Theile von Deutſchland, empfehlen uns den Anbau des vorzüglich nutzbaren Lerchenbaumes auf alle Weiſe. Nur müſſen wir die Früchte unſerer Anſtalten nicht vor der Zeit verlangen und erwarten, bis wir ſelbſt nach einem naturgemäſſen Wege, das Gehörige dazu beygetragen haben werden, dabey die Natur Zeit genug haben kann, ein ſo vortreſliches Holz gehörig auszubilden.

Das reife und recht geſunde Holz iſt unter den Tangelhölzern, das einzige harte, dabey roth, braun, roth gefaſert, auch zum Theil weiß oder weißlich, und zwar in verſchiedenen Ländern, nach dem Grunde der Lage und dem Alter. Es vergleichet ſich dem erſten Anſehen nach, dem Kienenholze etwas, und läſſet ſich in ſehr dünne und feine gerade Späne reiſſen oder ſpalten, wie die Tanne. Es iſt aber ſehr dichte, hart und feſter, als alles übrige hohe

Tangel-

Tangelholz, und macht in der Härte, beynahe das Mittel, zwiſchen andern harten und den weichen Hölzern. Sonſt hat es die vorzügliche Eigenſchaft, daß es ſich weder wirft, noch riſſig wird. Es iſt von ſeinem durchſichtigen flüſſigen Harze, oder Balſam überall häufig durchdrungen, welcher beſtändig herausſchwitzet, und daſſelbe zugleich bis zu ſeiner Reife erhält: nämlich indem es zu ſiebenzig, achtzig, neunzig, hundert Jahren gehauen, deshalben von allen Wurmſtiche frey bleiben, und ganz unverweßlich werden muß.

Das Holz, wenn es älter wird, macht ſogenannte Terpentingallen, Harzgallen, oder mit gedachten Balſam angefüllte Hohlungen, etwa ſechs bis acht Fuß hoch von der Wurzel, daß man deshalben alte überſtändige und ſehr ſtarke Lerchenbäume, niemals zu Schiff- und ſtarken Bauholze ausſucht, ſondern nur junge, mäſſig ſtarke und reine Stämme; als welche vor den Tannen und Kiefern in Waſſer, Luft und Erde recht vorzüglich dauerhaft ſind.

Der Lerchenbaum giebt, wegen der guten Eigenſchaften, ein vorzügliches Schiff- und Bauholz, an Balken, Sparren, Säulen, Mühlenwellen, Waſſerröhren, Rinnen, auch Fußböden und Brettern zu Kiſten, Kaſten, Behältniſſen und Verzierungen in Gewölbern und Kirchen, gegen die Fäulniß und den Wurm. Ferner giebt er Holz zum Bergbaue, wozu dieſes alsdenn beſonders geſchälet werden muß. Im Waſſer wird es hart, feſt, als wie Erlen-

und

und Eichenholz, und leicht zum Steine, wie man auch davon Erfahrung hat.

Bloſſe hölzerne Gebäude von dieſem Holze ſind doch, der Erfahrung zufolge gefährlich, weil es geſchwind Feuer fängt, und daſſelbe ſtark und lange hält. Seine Schwere beträgt ſonſt gegen das gute Eichenholz ungemein wenig, und die davon zugehauenen Balcken tragen, laut neuern Erfahrungen zehnmal mehr Laſt, als die Eichen ſelbſt.

Das recht harzige Lerchenholz, aus welchen niemals, der ſogenannte venetianiſche Terpentin ausgezogen worden, kann, wegen dieſes daraus ſchwitzenden Balſam, von Tiſchler, Drechslern und andern Handwerkern zu feiner Arbeit, beym Fourniren und Täfelwerke nicht wohl gebraucht werden. Aber wenn es etwas magerer iſt, und gleichwohl im guten Wachsthume ſtehet, und ſeinen Balſam noch hat, wird es von jeden beſonders zu ſeinen Abſichten ausgeleſen.

Von beſondern Arten des Nutzholzes aus dem Lerchenbaume läſſet ſich nichts weiter melden, als daß es zu Stäben oder Tauben zu Fäſſern, auch wegen der Dauer beſonders zu Weinpfählen gebraucht wird. Das junge unreife Holz des Lerchenbaumes iſt bey uns, in der Härte etwa dem Birkenholze faſt gleich, mit harten Adern und Aeſten; öfters aber iſt es auch weicher. Der Schlichthobel iſt dazu, wie zum Elſen, Linden und Fichten, als der

beſte

beſte befunden worden; die feinere Politur hingegen erfordert noch eine andere Bearbeitung.

Das Brennholz, wenn es ſeinen Balſam bey denen im Wachsthume ſtehenden Bäumen nicht zu ofte hergeben muß, iſt im Ganzen betrachtet, dichte und hart, es giebt eine ſtarke Hitze, brennet langſam, und wird mit Nutzen beym Brauen und Töpferöfen gebrauchet. Die Kohlen davon ſind hart und dauerhaft, weit ſchwerer, als die von den übrigen Nadelhölzern. Sie geben eine ſtarke und zugleich anhaltende Hitze, und ſind deshalben bey den Eiſenwerken vornehmlich im Gebrauche. Wenn man aber den Nutzen ſchon durch das Abzapfen gedachten Balſams viele Jahre lang daraus gezogen, ſo ſind beydes Holz und Kohlen davon allerdings leichter und ſchlechter, als die von andern.

Das flüſſige Harz iſt eigentlich der ſchöne, helle, durchſichtige Balſam, welcher durch das Anbohren des Stammendes jährlich daraus gezogen wird. Er bleibet lange flüſſig, hat die Conſiſtenz eines Syrups, und flieſſet vom Frühlinge bis zum September; da man alsdenn die Löcher zumachet. Man reiniget ihn, durch enge Haarſiebe, deſtilliret davon das Oehl, und erhält zugleich auch das Colophonium. Sonſt hat dieſer ſchöne Balſam, den Namen des venetianiſchen Terpentins, anſtatt, daß man ihn Lerchenbaum Balſam nennen ſollte. Er wird den wahren Cypriſchen, welcher eigentlich aus dem Terpentinbaume kömmt, weit vorgezogen, er iſt ſchärfer, als der von der Tanne, hat dabey

ben einen bittern Geſchmack und unangenehmen Geruch, der bey dem friſchen Balſam durchdringender iſt, und den Kopf einnimmt. Man erhält aus den ganz alten ſtarken Stämmen, in welchen ſich dieſes flüſſige Weſen, aus der übrigen Subſtanz, nach den vorgedachten Harzgallen oder Beulen zuſammen ziehet, die eine Länge und Breite von vier und mehr Zollen betragen, jährlich etliche Pfund dieſes ſchönen Balſams, welcher klar und weißgelb iſt, hernach dicker und Zitronengelb wird. Man misbraucht ihn oft zu Verfälſchungen. Der beſte iſt Lyoner Biſon, der ſich bey Verfertigung des Siegelacks, vor andern ſogenannten Terpentinen brauchbar macht.

Der Wachholder Strauch, und Baum.

Der gemeine Wachholder, deutſcher Wachholder Strauch und Baum, Wegholder, Weckholder, Reckholder, Rehbaum, Reckbaum, Rackholder Staude oder Baum, Machandel, Jachandel, Feuerbaum, Krametbaum oder Staude Krametsbeerſtaude, Kranewetbaum, Kraneweckenſtrauch, Cronwitt, Wegbaum, Kadig, Kanickbaum, Knickel, Kranzeritz, Kranzbeerſtaude, Clupers, Feldcypreß, Düyenſtaude, (Iuniperus Communis Linn. ſpec. Plant. II. 476.) iſt ſowohl ein immer grünender Strauch, als Baum, welcher unter die Nadeltragenden Holzarten gehöret. Bey uns aber wird er mehrentheils als ein hoher und niedri-

niedriger Strauch in den Forſten gefunden. Der Grund davon lieget wahrſcheinlich in den höchſt unfruchtbaren Boden eines daher rührenden ſehr ſchwachen und ſparſamen Wachsthumes, bey einer natürlich kalten Lage. Denn wenn er in einem guten, nahrhaftern, lockern Erdreiche unterhalten wird, macht ihm die wenige dabey angewendete Pflege zu einem ziemlich hohen Strauche und endlich zu einem ſolchen Baume, der ein überaus hohes Alter erreichet.

Da man nun in einigen Gegenden, oder auf gewiſſen Strichen an dem Wachholder ein gleiches Wachsthum, auch den vorigen ähnliche Umſtände wahrnimmt, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß ſich dergleichen auch ohne Pflege und Kunſt wirklich ereigne. Man findet demnach Sträucher von drey, ſechs bis zehn Fuß, und Bäume welche eine Höhe von achtzehn bis zwanzig Fuß haben. Die Höhe von dreyſig Fuß iſt die allerſeltenſte.

Der niedrige Wachholderſtrauch wird ſehr dichte und äſtig, er hat ſelten oder gar keine recht regelmäſſige Geſtalt, und ſeine auf der Erde geſtreckten Zweige verlängern ſich gleich anfangs dergeſtalt nach allen Seiten, daß der Hauptſtamm auch nur deshalben allein zu keiner rechten Höhe gelangen kann. Er verdienet indeſſen ſehr groſſe Aufmerkſamkeit, da er an den allerelendeſten Orten, an welchen nicht einmal die Kiefern recht aufſchlagen, doch mit Nutzen gezogen werden kann, und folglich keine andere Holzart fortzubringen, er dennoch die einzige aus⸗

ausmacht, welche man daſelbſt mit dem Reh⸗kraute ſäen kann.

Man findet ihn öfters in flachen und hüg⸗lichen wüſten Landſtrichen faſt allein, oder in den weitläuftigen ſandigen Kiehnheiden, gleich⸗ſam als ein Unterholz, mit oder ohne das Pfriemenkraut und Heidekraut, in recht guten Wachsthume. Man beſäet auch öfters Sand⸗ſchollen alleine damit. Sonſt bekleidet er die harten, ſteilen, kalten Mittelgebirge, Klippen und nackenden Felſen, auch rauhe, ſteinigte, unfruchtbare Anhöhen, wo er der allerhärteſten Witterung ausgeſetzet, auch die äuſſerſte Kälte verträgt. Die hohen, gebirgiſchen, kalten Wälder des äuſſerſt nordlichen Theils von Eu⸗ropa können dieſes bezeugen, und ſonſt alle kalte, unfruchtbare Oerter in Deutſchland, wo er ſeinen eigentlichen Stand hat, und ſich ſo häu⸗fig vermehret.

Unſer Deutſcher Wachholder bringt ſchwar⸗ze Beeren mit einem blauen Beſchlage, in de⸗nen von uns mehr gegen Morgen und Mittag gelegenen deutſchen Ländern, ſind dieſe Beeren dreymal gröſſer, länglicher und blau, die Blät⸗ter aber etwas länger. Dieſen Unterſchied ha⸗ben unſere Alten ſchon gewußt, und deshalben den Wachholder in den Deutſchen und den Windiſchen Wachholder getheilet.

Die Wurzel iſt ſtark, ſehr hart und holzig, auch noch härter als der Stamm ſelbſt, ſie greifet flach und weit um ſich, und treibet bey einem ſehr langen Wachsthume dennoch einen

Stamm

Stamm wie ſchon geſagt von zehn, funfzehn bis zwanzig Fuß hoch, auch ſechs, acht, zehn bis zwölf Zoll dicke, und an dieſen viele lange, verworrene, dünne, traubige Aeſte, worunter die jüngern Zweige einander gerade über ſtehen.

Die Blätter des Wachholders ſind ſchmale, platte zugeſpitzte, harte und ſtechende Nadeln, welche an der untern Seite weißgrau ſind. Sonſt ſtehen ſie insgemein ſehr auseinander, und drey und drey zuſammen, auch dreyfach einander faſt gerade über. Die Blüten bey den männlichen und weiblichen Pflanzen erſcheinen im May. Die männlichen ſtehen in kurzen, kleinen eyrunden Zapfen, welche an der Seite zwiſchen den Nadeln einzeln auf ſchuppigen Stielchen ſitzen. Es giebt Leute, welche dieſe zur natürlichen Befruchtung ſchlechterdings gehörige Blüte, Afterblüte, und die ſchuppigen Blumenzäpfen, Afterzäpfchen ſehr uneigentlich nennen. Bey der weiblichen Blüte, in der andern Pflanze, ſitzet ein tief getheilter dreyzähniger, kelchförmiger Rand, auf nur beſagter Weiſe und auf ſchuppigen Stielchen.

Dieſe Art von Blüte bezeuget noch auſſer den Blättern, daß der Wachholder eine wahre Art des Nadelholzes, aber des kleinen ſey. Er trägt dieſelbe alle Jahr, wenn er noch ſo alt wird, ob er wohl nicht mehr im Stande iſt, ſeine Früchte zur Vollkommenheit zu bringen, daß er alſo dieſe Blüte vorher abwerfen muß. Sonſt wird die Frucht vor dem zweyten Jahre nicht reif, daß man alſo zur Zeit der Reife im

October die unreifen mit den reifen zugleich an den Sträuchern antrift. Die reifen ſind ſchwarz, ſüſſe balſamiſch gewürzhaft, etwas bitterlich, auch harzig, und bleiben ziemlich lange hängen.

Die Samen vermehren den Wachholderſtrauch ſehr häufig, aber in acht Wochen, wie etliche gemeldet, gehen ſie hier im Lande nicht auf, da ſie vielmehr, wie es auch bekannt iſt, bis ins dritte Jahr in der Erde liegen. Andere glauben, daß ihre Saat vergebens ſey, weil ſie nicht aufgiengen, wenn man auch halbe Winſpel Beeren ausſäete: allein, wenn dieſe Beeren nicht befruchtet ſind, können ſie freylich nicht auskeimende Samen geben, welches aber dennoch in natürlichen Umſtänden allerdings geſchiehet.

Das Wachholderholz iſt weiß, ſehr wohl und ſtark riechend, mit bräunlichen, öligen Adern, klein jährig und einem gelblichen Kerne, dabey ſchwer, dichte, mittelmäſſig hart und zähe, doch iſt das Oehl in den Zweigen häufiger. Weil das Holz ſehr äſtig iſt, die Adern aber öhlig ſind, läſſet ſich daſſelbe ſchwer bearbeiten, oder ſauber polieren, und reiſſet zu oft ein. Wenn es im May gehauen wird, wie es ſeyn ſoll, iſt es anfangs grau, wenn es aber recht ausgewachſen und trocken geworden, iſt es öfters hellroth, auch gelbbraun, und von einem recht angenehmen Geruche. Es wird aber alsdenn recht knochenhart, daß es dem Eiſen ſtark widerſtehet. Sonſt hat es mit dem Cedernholze

holze vieles gemein, oder es iſt ſelbſt vielmehr ein wahres faſt unverweßliches Cedernholz.

Zwiſchen Holz und Rinde ſammlet ſich an den Knoten, ein helles wohlriechendes Harz, dergleichen in wärmern Landen unter den Namen Sandarac daraus geſammlet wird.

Wegen des Oehles und Balſames, mit welchem das harte Wachholderholz durchdrungen iſt, wird es unverweßlich. Die Kunſttiſchler bedienen ſich deſſen zum Auslegen; die Mechanici bey Verfertigung allerhand dauerhafter Maſchinenſtücken, und die Drechsler zu Tellern, Löffeln, Bechern und Kannen, der Ackersmann zu dauerhaften Geſchirrholze, und des Strauchwerckes zur Feuerung und zum Räuchern.

Die Pfähle davon haben eine unabſeheliche Dauer, und das Holz hat den Werth des Cedernholzes: Wenn man nun deſſen Anbau und Schonung nur mehr beſorgt ſeyn wollte, um recht gerade und ſtarke Stämme zu ziehen. Aus dem Samen iſt die beſte Zucht, welcher aber recht dichte geſäet werden muß. In den tiefen und ſchmalen Thälern, zwiſchen ſteilen Felſen, würde er das beſte Wachsthum haben. Die Pflege würde bey dem langſamen Wachsthume dennoch hohe und gerade Stämme verſchaffen, wenn man einzelne Striche ausſäete, und gleich anfangs den fünf, acht, zehnjährigen Samenlohden, die ganz unterſten Zweige abnehme, ehe ſie ſtark würden, ſich verlängerten, und dem Hauptſtamme das Wachsthum benehmen.

Weiter iſt der Gebrauch der Beeren, zu den ſo nützlichen Safte oder Muſſe, zur Brauerey und andern hauswirthſchaftlichen Nahrungszweigen und Artikeln, ſo wie der Nutzen des Gummi Sandaracs, bey etlichen Fabriken gewiß, und von dem in Frankreich zubereiteten oleo de Cade, bey den Schmieden bekannt. Der Nutzen in der Arzeney iſt eben ſo weitläuftig, als vorzüglich.

Endlich wollen wir auch noch die heimlichen Verwüſter unſerer vortreflichen Nadelhölzer beſchreiben, denn um dieſe im Ernſte kennen zu lernen, machen wir hier eine Anzeige, von denjenigen Arten des Ungeziefers, welches ſeinen Stand, abwechſelnden Aufenthalt und die Nahrung auf dieſen hat. Die Abzüge ſind zum Theil ſchleichend, in manchen Jahren hingegen ſtark und offenbar, und in einem halben Jahrhundert, in ganzen Revieren, ſo beträchtlich, daß man in der Hauptforſtwirthſchaft, bey einer bloſſen Verwunderung ſtehen zu bleiben nicht Urſache findet. Die Anzeige davon, wird uns zu denjenigen Schriftſtellern führen, die in ihrer Geſchichte weitläuftiger geweſen ſind. Die Aufmerkſamkeit aber, wird uns dazu in den betrübten Folgen, den beſten Unterricht in den Waldungen ſelbſt geben. Nur müſſen wir bey der Forſtwirthſchaft, denjenigen Gebrauch von der Kenntniß ſolcher heimlichen und öffentlichen Holzverwüſter, überall im Ernſte machen, wo ſich bey der Anwendung in den Geſchäften,

alle Spielwerke von dem Weſentlichen und Nutzbaren am beſten unterſcheiden laſſen.

Bey uns trift man in den Harzwäldern zu verſchiedener Jahrszeit, in gewiſſen Jahren und aus mancherley Urſachen, nachfolgende neunzehn Arten von Ungeziefer an, worunter neun Gattungen ganz ungemein ſchädlich ſind, als

1) Sphinx pinaſtri (et Piceae) Linn. Syſt. Nat. editio XII. No. 22. die ſpitzflügliche Fichtenmotte. Eine Abbildung davon. vid. Röſels Inſect. Beluſtigung. I. Nachtvögel 1 Klaſſe pag. 41. tab. 5. Eſpers Schmetterlinge II. tab. 12. Schäffers Icon. tab. 110. Fig. 1. 2.

Der Schmetterling dieſer Gattung, wird an den Stämmen und Zapfen der Fichte, und auf der Föhre, im Junio und Julii häufig angetroffen. Er flieget in der Morgen- und Abenddämmerung. Seine Flügel ſind grau und haben einen weiſſen Rand, und die Oberflügel ſind dunkelgrau geſtichelt: Deſſen grün gelb, und blau geſtreifte Raupe zeiget ſich im Auguſt und September, und unterſcheidet ſich noch an ihrer braunen hinterwärts gebogenen Schwanzſpitze.

2) Phalaena Bombyx Pini. Linn. Syſt. Nat. No. 24. die Fichten- und Tannenmotte. Abbildung. vid. Röſels Inſ. Bel. I. Nachtvögel 2 Klaſſe pag. 297. tab. 59. Friſch. Inſect. 10. Tab. 10.

Dieſe anſehnliche Phalene wird man an den Zacken und Stämmen, der Fichten, und Kiefern im Junio und Julio häufig gewahr. Ihre Flügel ſind bald aſchgrau, bald braun,

 und

und am Rande, mit einem doppelten geſchwungenen Streife verſehen, und in der Mitte der Oberflügel ſiehet man einen weiſſen eckigten Fleck. Die Raupe dazu findet man im Auguſt und September, ſie iſt haarig, aſchgrau und blaß orange gelb, auch braun und grau, mit weiſſen Zeichnungen, und führet zween ſchwarz-violette Queerſtreifen am Halſe.

3) Phalaena, Noctua: quadra. Linn. Syſt. Nat. no. 114. Die Stahlmotte. Abbildung. vid. Röſels. Inſect. I. N. v. 2 Klaſſe. pag. 110. tab. 17.

Im Junio und Julio findet man auf den Eichen, Weiden, und Fichten die beyderley groſſe Phalenen ziemlich häufig, und zwar auf dem jungen Laub und Zweige. Die männliche Phalene iſt graugelb, mit einem blauen Vorderrande an den Flügeln, und die weibliche ſtrohgelb, mit zween ſtahlblauen Flecken. Ihre Raupe lebet auf denen drey ſchon angezeigten Baumarten im Julio und Auguſt ſehr einſam. Sie iſt haarig, auf den Rücken ſchwarz und gelbgeſtreift, auf den Seiten aber ſchwarz und weißſprecklich, und noch mit Zinnoberrothen Wärzgen beſetzet.

4) Phalaena Geometra Pinearia. Linn. ſyſt. nat. no. 210. Der Wildfang. Abbildung. vid. Gladbachs, Schmetterlinge pag. 36. tab. 17. Fig. 1 – 6.

Dieſe braune, etwas ins gelbe fallende ſeltene Phalene mittlerer Gröſſe, ſpühret man im Julio und Auguſt, auf den Fichten und Föhren, wie ihre bräunliche Raupe im Junio

und

und Julio. Die weibliche Phalene iſt etwas mehr gelbbraun, als die männliche.

5) Phalaena Geometra Neuſtriaria, Berliniſches Magazin IV. Band pag. 520. No. 32. der Fichtenmeſſer. Linn. Syſt. Nat. no. 216. Phalaena Geometra faſciaria. Der Bondling. Abbildung. Röſels Inſ. I. Nachtvögel 3 Klaſſe pag. 15. tab. 3.

Die Phalene iſt röthlich-grau, ſie hat auf den Oberflügeln eine dunklere Binde, und wird insgemein im Junio, aber doch nicht häufig, auf den Fichtenſtämmen und Zacken angetroffen.

6) Phalaena Geometra angulata, die Fichtenrinde, Berliniſches Magazin IV. Band. pag. 6c4. no. 61.

Die Oberflügel dieſer Phalene haben eine Aſchgrau Grundfarbe. Mitten durch dieſelben gehet eine ſehr breite dunkelgraue Querbinde, die faſt die Hälfte derer Flügel einnimmt. Der vordere Rand dieſer Binde iſt gerade, und mit einer deutlichen bräunlichgelben Linie eingefaßt, der hintere Rand derſelben aber iſt geſchwungen, und läuft in der Mitte in einem ſtarken Zacken aus. Dieſer Rand iſt mit einer weiſſen Linie eingefaßt, die aber nach unten zu ebenfalls gelblich iſt. Dieſe breite Binde iſt gegen die Einſenkung etwas heller, und in deren Mitte befindet ſich ein kurzer ſchwarzer Strich. An der Spitze derer Oberflügel ſtehet eine kurze, ſchrege, dunkelgraue Linie. Die Unterflügel ſind gänzlich bräunlichgrau. Das Männchen dieſer Phalene iſt pectinicornis, und ſie ſollte daher Phalaena Angularia heiſſen. Ihren deutſchen Na-

Namen, hat ſie von der äuſſerlichen Gleichheit mit der Fichtenrinde, wo ſie im Julio ſich eben ſo, als auf den Kiefernzacken, und jungen Tangerſträuchen eben nicht ſelten finden läſſet.

7) Phalaena, Tortrix: Piceana. Linn. Syſt. Nat. no. 299. Der Pechflügel, der Nadelwickler, Abbildung. vid. Clerk Phal. tab. 1. Fig. 9.

Im Julio und Auguſt wird dieſe Phalene in den Harzwäldern angetroffen, wo ſie ſich in den Fichten und Tannenſträuchen aufhält. Ihre kahle und grüne Raupe, hat ſechzehn Füſſe, ſie bewohnet die Zweige gedachter Holzarten, im Junio und Julio, woran ſie die jungen Nadeln zuſammen ziehet und verwirret.

8) Phalaena Tinea: Pinella. Linn. Syſt. Nat. no. 358. Die gelbe Fichtenmotte. Abbildung. vid. Knochs. Beyträge. I. *pag.* 69. tab. 4. *Fig.* 7.

Dieſe Phalene iſt im Auguſt nicht ſelten in den Harzwäldern, auf Fichten und Kiefern. Ihre gelben mit einem doppelten ſilberfarbenen Flecke beſetzten Flügel unterſcheiden dieſe Phalene ſehr deutlich von andern ähnlichen.

9) Phalaena Tinea: Strobitella. Linn. Syſt. Nat. no. 402. Die Tannenzapfenmotte. Abbildung. vide Clerk. Phal. tab. 12. fig. 10. und Degeers, Geſchichte der Inſekt. II. Theil. I. B. pag. 362. no. 9. fig. 15.

Die Phalene bewohnet im Julio die Tannen, auch findet man ſie ſchon etwas früher, bey heiſſern Tagen. Sie hat braune und ſilberfarbige gewäſſerte Flügel, wovon die untern,

mit

mit einen gewiſſen Rande verſehen ſind. Die Larve oder Made ſteckt in den jungen weichen Tannenzäpfchen, die ſie ſehr fehlerhaft macht oder gar zerſtöhret.

10) Phalaena Tinea: Turionella. Linn. Syſt. Nat. no. 403. die Anflugsmotte, oder die Lichtgraue Maywachsmotte. Abbildung. vide Clerk. Phal. tab. 12. fig. 15.

Eine glänzende grauweiſſe Phalene, im Julio auf den vornehmlich noch jungen Kiefern, mit einem gelben Bruſtſtücke, deren Larve oder Made zu Ende des Maymonates ſchon den noch weichen Maywachs auf den Kiefern verwüſtet, an welchen, oder in welchen ſie inwendig wohnet.

11) Phalaena Tinea: Dodecella. Linn. Syſt. Nat. no. 404. die lichtgraue und braunſtippliche Maywachsmotte. Abbildung. vide Degeers Geſchichte der Inſeckten. I. *Theil* 3. Quartal. tab. 22. fig. 22 — 24. und Ledermüllers, Augen und Gemüths-Ergötzungen, pag. 112. tab. 64. fig. 1.

Sie hält ſich im Julio, auf den jungen Fichten und Kiefern, in den Schonungen auf, und unterſcheidet ſich von andern, durch die Lichtgrauen mit blaſſen Bändern gezierten Flügeln, auf denen die braunen Punkte paarweiſe zu ſehen ſind. Die Larve oder Made wohnet in den Maywachs der Fichten und Föhren, welcher dadurch verdorret, oder in ein Misgewächſe ausartet.

12) Curculio Pini Linn. Syſt. Nat. no. 19. Abbildung. vide Friſch. Inſeckt. XI. Theil pag. 30. no. 29. 3 Pl. tab. 23. fig. 5. und Schäffers *Icon.* tab. 25. fig. 7. der Rüſſel-

 Käfer

käfer des Nadelholzes, der Harzrüſſelkäfer.

Von dieſen Ungeziefer hat man beym Forſtweſen eine ſchlechte Kenntniß, daß man ihn mii dem nachfolgenden No. 13. nur gar zu oft verwechſelt. Man kann deshalben gute auch ſchlechte ganz confuſe Nachrichten in den Forſtſchriftſtellern ſelbſt nach ſehen, wer ein Belieben daran findet. Es gehöret indeſſen dieſer Rüſſelkäfer unter die langſchnäblichten, die ſich in den Tannen- und Fichtenrinden verſteckt aufhalten, auch wohl zwiſchen Baſt und Splint, oder wie etliche kleinere ſeiner kurzſchnäblichten Geſchlechtsart, in ausgetretenem Harze und Harzbeulen ſelbſt. Seine Farbe iſt bald dunkel, bald licht grau, zuweilen zeiget ſich dabey ein roſtfarbener Fleck, insgemein aber findet man ſtatt deſſen nur zwo Binden. Man will den auf den Tannen befindlichen Rüſſel- oder Harzkäfer, von dem in den Fichten wohnenden unterſchieden wiſſen, und dieſes mit recht; obgleich beyde viele Aehnlichkeit zeigen, und ſonſt die Rinden, den Splint, und Baſt verwüſten.

13) Dermesſtes piniperda. Linn. Syſt. Nat. no. 11. Abbildung. vide Degeers Geſchichte der Inſeckt. V. Band. pag. 337. tab. 6. fig. 8. u. 9. **Der fliegende ſchwarze Wurm, der haarige ſchwarze Fichten und Tannen Wurm.**

Eines der ſchädlichſten Ungeziefer-Arten, in den Harzwäldern beſonders vor die Fichten, welches die Rinde zerſtöhret. Man will einen Unterſchied unter einem **weiſſen** und **ſchwarzen Wurm** feſt ſetzen. Er iſt indeſſen gefährlich

lich genug, und faſt ein Schrecken vor einige Forſtbediente, bey gewiſſen Jahren, und in beſondern Gegenden, wenn er überhand genommen hat: welche dieſen kleinen dunkelbraunen Käfer mit einem ſchwarzen Kopfe, der Geſtalt und Farbe nach, am meiſten aber aus den üblen Folgen, die ſeine Zerſtöhrungen an den Fichten, vornehmlich in ganzen Revieren hinterlaſſen, faſt haben kennen lernen müſſen; da die Folgen davon zu ſehr in die Sinne fallen. Man hat bey den neuern Forſtſchriftſtellern einige recht ſichere und brauchbare Nachrichten, nach welchen man dieſen Holzverwüſter im Frühlinge bald entdecken kann. Die wahren Mittel zu ſeiner Verminderung oder Vertilgung, werden uns ſo lange immer ſchwer und verborgen ſeyn müſſen, als wir nicht die Feinde dieſes Ungeziefers, als unſere eigentliche Mithelfer ausfinden, und andere Mittel damit verbinden, welche denen Holz- und Rindenmaden überhaupt, bey allen Holzarten nachtheilig ſind. Die kleine weiſſe Made oder Wurm hält ſich in den untern Zweigen der Fichten auf, und durchbohret ihre Rinden und einen Theil des Splints, von welchen er ſeine Nahrung durch den Saft erhält: wie zuletzt an den Stämmen, daß man aus den kleinen Oeffnungen überall, die feinen Harztropfen heraus quellen ſehen kann. Die Triebe bleiben zurücke, die Nadeln fallen nach und nach ganz ab, die Bäume vertrocknen ganz oder zum Theil. Dieſes verdorren betrift zuweilen die anſehn-

anſehnlichſten Striche in den Revieren. Und ſo oft man die rechte Zeichen dieſes Uebels gewahr wird, ſo iſt es Zeit eine baldige Unterſuchung anzuſtellen, und noch zu rechter Jahreszeit, ehe ſich vor der Frühlingswärme die Menge der Maden entwickeln kann, das angeſteckte Holz zu hauen und weg zu ſchaffen. Im friſchen Windbruche, und in jungen wachſenden Fichtenholze findet ſich dieſes Ungeziefer nicht ſelten. Auch das Föhrenholz leidet öfters ſehr groſſen Schaden davon, wie wir leider erſt vor kurzen in unſern Waldung erfahren haben. Es hat uns auch die Erfahrung gelehret, daß ſich dieſes Ungeziefer beſonders bey dürren Jahren am erſten in den Windbrüchen am liebſten zeiget, von da aber ſich auch in die geſunden Bäume ſehr geſchwinde ausbreitet und groſſes Unheil anſtiftet, daher wollen wir einem jedem Forſtbedienten, wohlmeynend rathen, die Windbrüche ſo bald als möglich aus den Forſten zu bringen, um nicht ſelbſt durch Unterlaſſung ſolches Anlaß zu dieſen Uebel und deſſen ſchlimmen Folgen zu geben.

14) Cerambyx nebuloſus. Linn. Syſt. Nat. no. 29. der graue Holzbock, Holzkäfer Holzwurm, oder der graue Tannenkäfer. Abbildung. Sulzers Inſeckten. *tab.* 4. *fig.* c.

Dieſer Käfer hat, wie der nachfolgende ein ſtachliches Bruſtſtücke, ſehr lange Fühlhörner und dabey zugeſpitzte Flügeldecken, die mit ſchwarzen Punkten und Streifen bezeichnet ſind. Seine Made wohnet in alten und kranken Tannen-

nenbäumen und ihren Wurzelſtücken, wo ſie das Holz gleich andern ihrer Art ſtark durchſchrotet. Im vernachläſſigten **Windbruche, Lager- und andern abgeſtandenen Holze** hält ſie ſich auch auf.

15) Cerambyx Aedilis Linn. Syſt. Nat. no. 37. Abbildung. vid. Friſch. Inſeckt. 13. Th. pag. 18. tab. 12. und Schaeff. Icon. tab. 14. fig. 7. Sulzers Inſeckt. *tab.* 4. *fig.* 27. **der Baumeiſter oder Ruſſiſche Holzbock.**

Der **Käfer** iſt grau mit einem ſtachlichen **Bruſtſtücke** und ſehr langen **Fühlhörnern** und ſtumpfen **Flügeldecken** verſehen. Die Made wohnet in den Stämmen der Harz- und anderer Bäume, deren Holz ſie zerſchrotet.

16) Aphis pini. Linn. Syſt. Nat. no. 25. Abbildung. vide Degeer Geſchichte der Inſeckten *III.* Band. tab. 6. fig. 1—18. **Die Kiefer oder Fichtenlaus.**

Wohnet auf den **Kiefern oder Tannenſträuchen**, und hat ihre Eigenſchaft mit den Blatläuſen anderer Gewächſe gemein, die Süſſigkeit des jungen Triebes ausſaugen, wieder von ſich geben, alles damit beſchmiehren, Bienen und anderes Ungeziefer ſtark an ſich locken.

17) Chermes pini, piceae & Abietis. Linn. Syſt. Nat. no. 13. Abbildung. vide Friſch. Inſeck. Theil. 12. pag. 10. tab. 2. fig. 3. **Der Fichtenſauger.**

Ein Ungeziefer, welches die neuen weichen Enden oder Spitzen des Maywachſes, beſonders an den Fichten, dergeſtalt zerſtöhret, in welchen es ſich aufhält und nähret, daß ſie unterwärts gleich zu Anfange ausgedehnet, verkürzet

kürzet und aufgetrieben werden, und eine ſchuppige ſtacheliche Frucht vorſtellen, welchen einem jungen ſtachlichen Zapfen gleichet. Die Nadeln welche ſehr verkürzet, ſehr dünne und hart werden, ſtehen als feine Stacheln überall hervor. Dieſer Zufall thut im jungen Saatholze und Anfluge, in den dickbewachſenen Schonungen, in manchen Jahren, einen erſtaunenden Schaden, und macht lauter Misgewächſe, Krüpel und Stauchholz, von recht elender Beſchaffenheit. Da nun in einem Jahre, faſt alle oder doch ein groſſer Theil der Spitzen an den Trieben, auf einmal in dergleichen Misgewächſe ausarten, ſo trocknen die jungen Zweige auch nach und nach zurücke, ſie laſſen die braun werdenden Nadeln fallen, und der gute friſche und unentbehrlich regelmäſſige Holzwuchs, worauf bey der Erziehung des Bau-Schiff- und ſtarken Holzes doch alles ankömmt, iſt dadurch geſtöhret oder gar aufgehoben. An Kiefern und Tannen, haben wir dieſen ſchlimmen Zufall bey uns zur Zeit noch nicht wahrgenommen, deſto häufiger aber, die von der Phalaena Tinea: Turionella, Dodecella, und Strobitella. no. 8. 9. 10. entſtehenden Folgen.

18) Tenthredo Abietis. Linn. Syſt. no. 18. Abbildung. Friſch. Inſeckten 2. Theil. tab. 1. fig. 21 – 24. **Die ſchwarze Blattweſpe der Fichten.**

Iſt ſchwarz, hat feine und ſteife Fühlhörner, und am Hinterleibe vier dunckelgelbe Abtheilungen. Sie hält ſich zwiſchen jungen Blumenbüſcheln, Fruchtſtielen und Sproſſen

in

in den zuſammen gezogenen Nadeln auf, wo ſie ſich nährt und ihre Zerſtöhrung anrichtet.

19) Tenthredo, Erythrocephala. Linn. Syſt. Nat. no. 40. Abbildung. vide. Sulzers Kennzeichen der Inſeckten *tab.* 18. *fig.* 113. Schaeff. Icon. tab. 96. fig. 9. Degeers Geſchichte der Inſeckt. 2 Theil. 2 Band, *pag.* 290. *no.* 33. *tab.* 40. *fig.* 19. Die blaue rothköpfigte Blattweſpe der Harzbäume.

Das Männchen iſt ganz ſchwarz, bis auf das Maul und die Vorderfüſſe, welche beyde gelb ſind: das Weibchen aber iſt blau und hat einen rothen Kopf. Sie bewohnet die jungen Triebe der Fichte und zerſtöhret dieſelben. Ein mehrers hiervon kann man in der Naturgeſchichte der Inſeckten weiter nachſehen.

Wenn man die Menge des Waldungeziefers bedenket, wovon uns ein guter Theil noch nicht gehörig bekannt iſt, ſo werden uns deſſen ſchädliche Wirkungen ſonder Zweifel dahin bringen, daß wir darauf mehr Acht haben, als wir ſonſt zu thun gewohnt ſind. Der Nutzen, den wir bey den Anſtalten in der Forſtwirthſchaft davon haben können, iſt gar zu einleuchtend. Vielleicht lernen wir dadurch wieder andere Feinde von unſern eigentlichen Holzverwüſtern beſſern kennen, das wir vor deren Erhaltung und Vermehrung ordentlich ſorgen können, dergleichen es wirklich giebt. Vielleicht lernen wir die kleinen und mittlern Singevögel, und andere zu dieſem Endzweck nutzbare auch kennen, beſonders ſolche, die ihre Jungen vom May bis im Julium hinein ſchlechterdings

und

und gröſtentheils mit Inſeckten, deren Puppen, Larven und Eyern auffüttern müſſen. Vielleicht werden ihre Neſter nicht mehr ſo zerſtöhret, dieſe Vögel nicht aus Muthwillen überall ſo vergebens weggeſchoſſen. Vielleicht macht man auch deshalben beym Rück- und Wiederſtriche, ſonderlich der kleinen Vögel, in gewiſſen Gegenden eine andere Einrichtung, und überläſſet nicht alles den Zufällen, was man nicht nöthig hat. Es lieget hieran mehr, als manche denken oder verſtehen, welche auf nichts aufmerkſam ſind, und nichts zu wiſſen verlangen, auch ſogar es faſt übel nehmen, wenn es andere wiſſen und anwenden wollen. Denn das iſt gewiß, alle üble Zufälle die einen geringen unmerklichen Anfang nehmen, und hernach leicht überhand nehmen können, müſſen, wo möglich in der erſten Inſtanz, vor oder bey ihrem erſten Ausbruche erſticket, oder doch wenigſtens vermindert werden. Der einzige Raupenfraß, der in gewiſſen Jahren oder gar kurz auf einander in ganzen Revieren, einzelne Holzarten oder mehrere zugleich betrift, kann uns hier, von dem was geſagt iſt, zu einer Erläuterung dienen: wenn wir zumal dabey etwa anmerken, daß dieſer Zufall nur von einer einzigen oder wenigen Arten der Raupen entſtehet, welche ſonſt gewiſſe Vögel zur nothwendigen Speiſe vor ſich und ihre Brut bedienen, und die ſich entweder gewiſſer Urſachen wegen etliche Jahre von uns entfernet und anders wohin gezogen haben, oder etwa allzu leichtſinnig und vorſetzlich ausgerottet worden ſind. Die

Die zwote Abtheilung enthält das Laubholz, welches auch im gemeinen Leben unter der Benennung der lebendigen Holz bekannt iſt; und deren Arten wir auf gleiche Weiſe beſchreiben werden. Wir machen alſo den Anfang mit

Der Eiche.

Es giebt dreyerley Arten der Eichen, nämlich. a) **Die Steineiche, Turkeiche, Traubeiche, Wintertraubeiche, Knoppereiche, Spatheiche, Bergeiche, Wintereiche, Dürreiche, Harzeiche, Eiseiche, Eisholzeiche, Winterſchlageich.** (Quercus Linn.) b) **Die Gemeine Eiche, Eich- oder Aeckerbaum, Früheiche, Sommereiche, Auſteiche, Groſſe breitblättrige Eiche, Stieleiche, Langſtielige Eiche, Waldeiche, Rotheiche, Loheiche, Haſeleiche, die rechte Maſteiche, Viereiche, Ver- oder Verkeleiche** c) **Die Raſeeiche, die Fein und ſchmalblättrige Eiche.**

Dieſe Hauptunterſchiede der **Eichen** bey uns, machen zuſammen eine einzige natürliche Gattung der Eichen aus, welche aus einem und eben dem abfallenden Samen, nämlich der **Eichel**, hervorgekommen ſeyn ſollen. Wie ſie denn weiter unaufhörliche und faſt bis ins unendliche gehende Abänderungen erzeugen, daß ſie auch deshalben, ſo wohl als aus andern Urſachen, ſo viele Namen erhalten haben. Sie ſind zeither von allen vor eine Art erkannt worden. Was die erſte und dritte Eiche betrift,

ſo iſt gar kein Zweifel. Da aber der groſſe Unterſcheid unter der **Sommer- und Winter-eiche**, auch ſeine Richtigkeit hat, welchen ſo viele Kennzeichen zuſammen genommen, feſt ſetzen, daß man darinnen das gewiſſe, das allgemeine und beſtändige überall finden kann: bey denen durch ſo viele Jahre hinter einander vorgenommenen ſtarken Eichelſaaten, noch niemand gewiß bemerken können, daß aus den Eicheln der Wintereiche die Sommereiche entſtanden wäre, ſo iſt der Umſtand wohl werth, bey Gelegenheit auf eine ſo äuſſerſt unveränderlich bleibende Pflanze acht zu haben. Die aus der Saat hervorkommenden jungen Pflanzen, zeugen ſchon von dem Unterſchiede. Sie ſind alſo bey der Forſtwirthſchaft recht wohl zu unterſcheiden, da ihre Eigenſchaft, der Nutzen, Gebrauch und Werth nach den Himmelsſtrichen, in vielerley Ländern, bey einer Abwechſelung der Lage, des Grundes der Nahrung, des Alters, und der Zufälle gar ſehr verſchieden ſind, daß folglich dieſe ihre genauere Erkenntniß beym Forſtweſen von beſonderer Wichtigkeit ſeyn muß. **Die natürlichen Geſchlechtskennzeichen der Eichen** aber, die man wegen der nöthigen Beſtimmung ihrer Gattungen, und denen davon weiter entſtehenden Abänderungen, und ſo vielerley daraus hervorzuleitenden nützlichen Folgerungen halber voraus ſetzen muß, ſind folgende:

Die **Eichen** ſind ſolche **natürliche Zwitterpflanzen, welche männliche** und **weibliche**

che Blüten zugleich, aber ganz von einander abgeſondert, hervor bringen.

Die männliche Blüte ſitzet auf dünnen fadenförmigen, lockern und hangenden Blumenzapfen, der Länge nach beyſammen.

Der Kelch iſt ein einzelnes Stück, mit vier bis fünf tiefen Einſchnitten, welche ſpitzige unterweilen aber wieder geſpalten ſind.

Die Blumenkrone fehlet.

Die Staubträger ſind zahlreich von fünf, acht, zehn und mehrern. Sie beſtehen in überaus kurzen Faſern, mit groſſen gedoppelten Staubhülſen.

Die weibliche Blüte, befindet ſich in einer beſondern Knoſpen, oben über der mänlichen beyſammen.

Der Kelch, iſt ein hartes, rauhes, ſchuppiges und halbkugelrundes anfänglich nur wenig beträchtliches Stücke mit einem Rande ohne alle Einſchnitte, welches ſich mit der Frucht nach und nach erſt vergröſſert, und ſeine bekannte Geſtalt erhält.

Die Blumenkrone fehlet.

Der Blumengriffel hat einen ſehr kleinen ovalen Eyerſtock, mit einem über den Kelch hervorragenden Fruchtröhrchen, das ſich in fünf verſchiedene und beſtändige Narbenſpitzen endiget.

Das Samenbehältniß fehlet.

Der Samen iſt eine längliche oder auch kürzere eyförmige Nuß, welche eine harte Schale hat, und am untern Ende, mit wel-

chem ſie in ihren napfförmigen tiefen Kelche befeſtiget iſt, einen runden gleichſam ausgeſchabten oder geraſpelten Flecken zeiget.

So wie uns die alten Schriftſteller überhaupt, von den Eichen ſehr viele ſehr unbeſtimmte oder auch gegen einander lauffende Nachrichten hinterlaſſen, ſo müſſen wir dieſes auch insbeſondere von denen beyden Hauptabänderungen unſer **Landeiche**, nämlich der Winter- und der Sommereiche ſehr genau bemerken. Denn ſie widerſprechen unter einander ſich ſehr oft, und kehren die Kennzeichen, welche ſie von der Geſtalt und Farbe des Laubes, der Feſtigkeit, dem Wachsthume und der Farbe des Holzes hergenommen, völlig um, daß man bey Erkenntniß der geringſten Eigenſchaften, zuweilen zweifelhaft bleiben würde, wenn man nicht ſelbſt eigene und vieljährige Erfahrungen zu Hülfe nehmen kann.

Unſere **Landeiche** iſt eine der anſehnlichſten, höchſten, ſtärkſten, auch nutzbarſten und ſchönſten Bäume, unter dem **Laubholze**, welche nebſt der **Buche**, in vielen Gegenden die anſehnlichſten Froſtrevier ausmacht. Sie wird unter allen hier bekannten Holzarten am älteſten, ſo daß ſie ihr vornehmſtes ſehr langſames Wachsthum, vor den erſten hundert Jahren in einen guten Grunde nicht endiget, auch von da an, noch eben ſo lange ſtehet, und ihr Stammholz dabey gut erhält, daß ihre Dauer bis in das dritte Jahrhundert, und wie einige wollen, noch viel weiter hinreichet: ob ſie

ſchon

ſchon alsdenn nur in die Dicke wächſet, ſo lan-
ge ſie lebet, auſſer in ſchlechtem Boden, wo ſie
freylich bey ihren verminderten Lebenskräften
zuweilen ſchon im funfzig, ſechzig- oder ſieben-
zigſten Jahre zu wachſen aufhören muß.

Das natürliche Wachsthum der Eichen iſt
ſehr langſam, als es bey irgend einer der Hoch-
ſtämmigen oder groſſen **Laubholzart** nur im-
mer ſeyn kann, daß ſich ſogar manche auf die
gegenwärtige Holznutzung allein vorzügliche
Geizige, von ihrer nützlichen Zucht und Anlage
abhalten laſſen. Das Holz hat aber auch in
der Feſtigkeit, Dauer, Alter und Nutzung,
vor allen andern einheimiſchen Laubhölzern den
gröſten Vorzug. Denn in den Waldungen
ſelbſt, macht die Eiche ja alles aus, was man
von einer nutzbaren Holzart beynahe vortrefli-
ches ſagen, oder daraus verfertigen kann. Und
noch hat ſie keine andere Art des Holzes bey
uns völlig entbehrlich machen können.

Wenn wir alſo von denen wohlbekannten
edlern Holzarten, noch etwa acht bis zehn aus-
nehmen, ſo verdienen die übrigen in unſern Ge-
genden, ſo weit man ſie bis jetzt kennet, und
zu nutzen verſtehet, niemals deswegen, ſo müh-
ſam gezogen zu werden, als es unſere Landei-
chen erfordern, da ſie faſt alles ſtarke und groſ-
ſe **Zimmer- Schiff- und Nutzholz**, nämlich
eines der vorzüglichſten Produkten der Waldun-
gen als Kaufmannsgut zu geben im Stande ſind.

Es haben indeſſen auch die Eichen weit
mehrere Zufälle, bey ihren natürlichen ziemlich

langweiligen Veränderungen zu überſtehen, als irgend eine andere Holzart, und ſie erlangen demohngeachtet, doch vor allen hier bekannten, ihren feſten Stand und das allerhöchſte Alter; daß man deshalben gut gefunden hat, ſie zu Grenzbäumen zu erwählen. Da ſich aber auch die Eiche aus den Samen jährlich vermehret, ſo darf man ſich über die mannichfaltigen guten und ſchlechten, oder auch manchen im Forſtweſen ziemlich gleichgültigen Abänderungen derſelben, gar nicht wundern, welches zuweilen ſehr weit gehet, oder doch gewiß ſo weit, daß es nicht ſelten etwas ſchwer will, unter den Saatpflanzen, die Sommer- und Wintereiche aus der Aehnlichkeit richtig zu unterſcheiden. Der rothe Trieb welcher nur ſonſt wie man ſagt, von der Steineichen gelten ſoll, iſt eben deswegen ſo wenig beträchlich, als die Farbe, die Feſtigkeit und andere Eigenſchaften, die ihnen der Grund, Lage, Alter und der Himmelsſtrich abwechſelnd geben. Nicht alle und jede Veränderungen können uns indeſſen in Abſicht auf die vernünftige Anwendung und Nutzung des Holzes ſelbſt, überall gleichgültig ſeyn.

An den ausgewachſenen Maſttragenden Eichen, hat man noch gewiſſe Unterſcheidungszeichen, welche zuſammen genommen, die Beſtändigkeit der Hauptabänderung, bey der einen, vor der andern, feſt ſetzen. Der ſpätere Trieb der einen Eiche vor der andern, zu gleicher Jahreszeit und bey einerley Witterung ſcheinet etwas gewöhnliches zu ſeyn, das Laub, wird

im

im Spätherbſte, an der ſogenannten Steinei-
che welck, und erhält ſich an den Zweigen ſo
lange, bis das neue wieder ausbricht: welches
an der Sommereiche ſchon ſelten oder gar
nicht bemerket wird. Wie es aber ſcheinet, ſo
machen Grund und Lage, zuweilen eine Stein-
eiche der Aehnlichkeit nach, aus den Samen
der Früheichen, ohne daß ſich die eine in die
andere etwa verwandelte, und beyde werden, in
manchen Gegenden ſich gewiſſermaſſen wieder
ſo ſehr unähnlich, daß man ſie auſſer der Frucht-
zeit, faſt aus nichts andern, als aus der äuſ-
ſerlichen Geſtalt und dem Wachsthume des
Stammes und der Krone, nach einer Gewohn-
heit mit Gewißheit unterſcheiden kann.

Sonſt erfordert die Eiche eben keinen ganz
beſondern Boden. Der naſſe niedrige und gu-
te Mittelboden, giebt einen maſtigen freyen
Wuchs, und ein zähes Holz, von gehöriger
Härte: iſt er aber zu ſehr, brüchig und fett,
ſo erhält man an vielen Orten, faſt bloſſes
Schlage-und überhaupt das ſchlechteſte Holz.
Iſt der Boden zu thonigt, leimig, ſtrenge,
und dabey trocken, auch wohl nur in einer ge-
ringen Tiefe von zween Fuß, darunter ſich gan-
ze Lagen von Steinen befinden, ſo wächſet lau-
ter geringes Buſchholz, das man an einigen
Orten Eichenquaſt oder auch Hörſeleichen zu
nennen pfleget, mit einzelnen geringen niedri-
gen und ſchwachen Stämmen. Dieſe endigen
ihren Wachsthum in den erſten ſiebenzig oder
achtzig Jahren ſogleich, und eben deswegen

 ſterben

ſterben ſie ab, weil ihre Haarwurzeln in den zähen Thon- und Steinlagern, ſchimmeln und ſtocken. Eine vernünftige Unterſuchung der Beſchaffenheit und Tiefe des Holzbodens, bey der Anlage der Eichenwälder, könnte hier vieles abwenden!

Die Berge, welche bey einer guten Lage, zugleich einen mäſſig feuchten, groben und feinen Sand, oder auch einen ſteinigten mit etwas guter Erde und wenigen Thone vermiſchten Grund haben, wie auch ſolche, deren Erdlagen aus einem tiefgehenden recht ſandigen Leime beſtehen, bringen gute Stämme, und ein viel zäheres und härteres Holz, als die allzuſchattigen feuchten Tiefen und Thäler. In den letztern haben die Eichen zwar Stämme von einem ſchönen Gewächſe, und einer beträchtlichen Höhe, das Holz aber iſt immer weicher, als das aus freyen ſteinigten und erhabenen Orten. Ein magerer zäher, oder auch bröcklicher, gelbbrauner und ſtark eiſenſchüſſiger und kalter Grund, und ein ganz todter Mehlſand, ohne alle Beymiſchung von nahrhafter Erde, taugen vor die Eichen nicht viel. Doch da die Samen durch Zufälle, ſehr oft auſſer ihren natürlichen Standort gerathen müſſen, ſo giebt es in allen angeführten Arten des Bodens, ſowohl Frühe- oder Sommereichen, als Winter- oder Steineichen, die ſich dahin nicht immer ſchicken. Dahero ſowohl die eine, als die andere, ein ſchlechtes Holz bringen kann, und zwar ein weiſſes, mürbes und brüchiges Holz, von weniger

niger Dauer. Die Holzarbeiter nennen an manchen Orten dergleichen Holz, unter dem Titel der Raſeeichen. Kalte und dabey naſſe, oder auch ſehr trockne Oerter, geben dem Holze, wie ſchon geſagt ein ſchlechtes Wachsthum.

Ein feuchter mit ſchwarzer Lauberde, auch etwas Leim und Steinen vermiſchter Sand, der, wenn ſeine Schichten vier, fünf bis eilf Fuß, ohne Abänderung, in die Tiefe ſetzen, dabey eine weder zu warme noch zu kalte Lage hat, giebt überhaupt gute Stämme, zu Zimmer- und Schiffholze, von funfzig, und in den dichten Oertern und engen Thälern, von sechzig, ſiebenzig bis achtzig Fuß hoch, mit einem reifen feſten Kerne. Denn in einem ſolchen Boden, können die jungen Wurzeln, ohne Hinderniß, überall durchdringen, und die Pfahlwurzel gleich von ihrem allererſten Anfange an, weit tiefer, als ſie auſſerdem unter ſich zu gehen im Stande iſt. Iſt ein ſolcher Grundkieſigter, giebt er ein gutes Brennholz; hält er aber mehr Näſſe, ſo bringen die Bäume zwar mehr Maſt, aber vor das Stammholz taugt er ſehr wenig.

Man wird ſowohl hieraus, als aus denen kürzlich berührten Umſtänden leichter ſehen, wie nützlich, nöthig, oder gar, wie unentbehrlich ein leichter Erdbohrer bey Unterſuchung des Grundes, vor eine Haupteichelſaat ſeyn könne, wo man nämlich ein gutes feſtes, ſtarkes, hohes, gleiches und reines Bau- und Schiffholz zu ziehen vor hat. Denn es giebt Forſten, wo

 be-

beſagter guter Holzboden in einer mäſſigen Tiefe, mit kalten, zähen Thonlagern abwechſelt, oder durch Steinlage abgeſchnitten wird, auch ſehr auskältende oder ſcharfe Waſſer wechſeln und ſteigen. Dergleichen Umſtände aber ſollen billig vorher beſtimmet ſeyn, ehe man auf ein gerathewohl, eine ſehr vergebliche Anlage unternimmt, die ſich erſt nach zwölf, zwanzig, dreyſig oder vierzig Jahre durch die Zufälle entdecket, und nach einer ſo beträchtlichen Zeit doch ſchlechterdings vereitelt werden muß.

Die Eiche macht lange und ſehr tief gehende Haupt- Herz- Spieß- oder Pfahlwurzeln, welche zwar öfters, oder auch anfangs nur einfach, aber hernach auch zwey, vier, und fünffach werden, die auch ſie mögen geſtutzet ſeyn oder nicht in guten Boden wieder recht anſehnliche Zweige geben, und als Hauptthteile der Wurzel, den meiſten Saft einſaugen. Wie man denn ſchon an jungen ſechs bis acht Zoll hohen Saateichen in lockern Grunde, einen bis anderthalben Fuß lange Herzwurzeln auch längere finden kann. Deswegen die Eichen durch den Sturm nicht ſo leicht umgeworfen werden, ob ſchon die in der Tiefe ſtehenden faulen oder ſtark eiſenſchüſſigen Waſſer dieſe Wurzeln um deſto leichter verderben: welcher letztere Umſtand bey dem Anpflanzen der Eichen, auf dergleichen niedrigen Blöſſen, immer von groſſer Wichtigkeit bleiben wird. Es müſte denn ſeyn, wenn gedachte Pfahlwurzel durch Steine und Gras, oder ſtarke Thonlager verhindert

hindert würde tiefer zu gehen, daß dieſe alsdenn gleich anfangs mit einer Menge Seiten-Wurzeln ganz flach ausſtreichen, und ſich öfterer theilen müſte, da ſie ſonſt wie die **Rothbuche**, ſo gar weit nicht immer um ſich greift, und alſo im **Unter**- oder **Schlageholze**, ſo vieles anderes junges Holz neben ſich nicht erſticket als jene: Welcher zweyter Umſtand in den Schonungen und dem Unterholze, in manchen Boden, eben ſo beträchtlich iſt, als der vorige. Es iſt indeſſen auſſer Widerſpruch, ſowohl bey der natürlichen als künſtlichen Baumſaat, daß nicht jedes Korn eben allezeit auf einen guten Acker fällt, und folglich auch nicht alle und jede Eichen immer ihren natürlichen Stand haben. Denn alles geräth nicht ohne Ausnahme, und bey den beſten Umſtänden findet ſich manches zufällige, aber insgemein unvermeidlich fehlerhafte zugleich.

Eine **Eiche** welche ihrer Pfahlwurzel durch Zufälle beraubet worden, wenn dieſe zumahl nicht gleich in dem erſten zarten Alter geſchehen, ſie mag nun geſäet oder verpflanzet ſeyn, giebt in den meiſten Arten des Grundes, niemals einen recht hohen, ſchönen und geraden ſtarken Stamm, zum Bauholze, zumahl wenn nicht dabey einige Mühe beſonders angewendet wird, und die jungen Eichen wieder ſo dichte gepflanzet werden, daß ſich ihre Kronen noch ſtärker ausbreiten können, als es ſchon in wohl geſchloſſenen Orten von den Saatpflanzen geſchehen kann. Sonſt geſchiehet es eben ſo wenig,

nig, als daß im Unterholze, die aus dem abgehauenen Stumpfe oder Stocke aufſchieſſende Stangen zu recht ſtarken und hohen Stämmen werden, oder dabey ein recht geſundes Holz lange erhalten. Von dem nach und nach faulenden Holze des Stumpfes vielmehr angeſteckt, werden ſolche mit demſelben auf einmal abſterben, auſſerdem aber wegen Mangel einer eigenen Herzwurzel, vom Winde leicht abgebrochen und umgeworfen werden. Im Verfolge dieſer Materie, wird unter den Saat nnd Pflanzungsgeſchäften weiter das nöthige erinnert werden.

Was den Stamm- oder Schaft betrift, ſo hanget auſſerdem, ſowohl deſſen Höhe als Stärke und eine kernmäſſige Dauer des Holzes, vom Grunde, von der Lage und dem Alter gröſtentheils ab. Die Höhe der Eichen auſſer der Gröſſe ihrer Kronen, iſt bey beyden Arten derſelben immer beträchtlicher, wenn ſie in tiefen, ſchmalen und fruchtbaren Thälern, wie vorgeſagt, und in dicken, geſchloſſenen Waldungen erwachſen ſind; nur das Holz iſt alsdenn etwas weicher und mürber. Aber ihre Kronen können alsdenn recht beträchtlich oder niemals ſo ſeyn, als wenn die Stämme ganz frey ſtehen; denn im leztern Zuſtande, da der Stamm kürzer iſt, wird die Krone allezeit anſehnlicher, ausgebreiteter und maſttragender gefunden. Die Steineiche hat überhaupt einen viel langſamern oder ſparſamern Wuchs gegen die Maſteiche, dabey insgemein einen niedrigern aber ſtärkern Stamm.

Denn

Denn ihr Wachsthum richtet ſich überall nach der Länge und Strenge des Winters. Eine junge Eiche, welche ſo einzeln ſtehet, daß Luft, Sonne und Regen von allen Seiten fein gleich darauf wirken, die alſo recht Platz zu wachſen hat, und im beſten Boden im Kerne recht geſund gefunden wird, iſt in einem Alter von ſechzig, achtzig bis hundert Jahren etwa zehn, zwölf, vierzehn bis ſechzehn Zoll ſtark. Man findet ſie ferner nach den erſten hundert Jahren, als unter andern im hundert und funfzigſten bis zweyhundert Jahren vierzig bis funfzig Zoll im Durchſchnitte, am untern Stammende. Die Güte des Grundes, welcher die Witterung verſchiedene Jahre nach einander beträchtlich zu ſtatten kommen, oder auch entgegen ſeyn kann, hat ihre Grade, folglich werden die Ausnahmen wohl auch ihre Richtigkeit behalten: man mache aber ſeine Unterſuchungen und Anmerkungen allezeit in ganz verſchiedenen Forſten ſelbſt, und vornehmlich man bleibe auch bey keinen oder den erſten Erfahrungen und Verſicherungen einzelner Perſonen oder in einzelnen Gegenden ſtehenden. Von einer auſſerordentlichen Dicke einzelner ſehr alten Stämme im guten Grunde, welche von einigen Schriftſtellern von acht, ſechzehn, zwanzig bis zu dreyſig Fuß dicke zuweilen angegeben worden, läſſet ſich auf andere mit Beſtändigkeit nicht ſchlieſſen. Man muß ſich auch ohnedem nicht über alles allzuſehr verwundern, nicht leichte glauben, auch nicht an allem zweifeln, was man etwa

nicht

nicht ſelbſt erfahren hat. Man entziehe ſich nur nicht den Unterſuchungen in den Forſten ſelbſt, die man von Jahr zu Jahr behutſam fortſetzen muß. Hier wird man gewiß mehr und einen gewiſſern Unterricht als in Gärten und in Büchern finden.

Das Verpflanzen der Eichen im Kleinen, strichweiſe auch zwiſchen den Saatpflanzen, in den Lücken, und zwar auf kleinen verangerten Blöſſen, zu Maſt und Brennholze kann an den ſchicklichen Orten, mit einer dazu erforderlichen Ueberlegung, ſchon zu vier, ſechs bis acht Fuß hoch geſchehen, aber beym Anbau der Waldungen, zu Bauholze, dazu die Saat doch allezeit das beſte Mittel bleiben wird, müſſen die Pflanzen höchſtens etwas drey bis vierjährig und klein, auch ohne alle Verletzung ſeyn; und doch iſt man nicht immer gewiß. Die Stamm oder Pfahlwurzeln, als der beträchtlichſte Theil der jungen Pflanzen, in der Erde, zu einer ſolchen Zeit, da der übrige Theil derſelben auſſer der Erde, noch zu gering gegen dieſelbe iſt, und viel zu wenig Nahrung an ſich ziehet, als daß ſie zu dieſem Hauptgeſchäfte hinreichend ſeyn könnte, werden am Ende etwas abgekürzet, daß ſie wieder überall von neuen etliche Hacken in die Tiefe ſchlagen, und ihre häufigen Zweige deſto früher treiben können. Denn die Pfahlwurzel, als den Haupttheil der Wurzeln gröſtentheils wegnehmen, und alsdenn doch Seiten- oder Thauwurzeln verlangen, wäre ganz widerſprechend. Denn wo kommen die

Seiten-

Seitenwurzeln her, und woher ſollen ſie als- denn kommen, wenn ich vorher die Pfahlwurzel abnehme, da ſie die erſte und das Hauptſtück iſt, aus welchen alle übrige nach und nach ent- ſtehen. Dieſes iſt beym Pflanzen zu überlegen, wenn nämlich die Eichen hohe Stämme, und viele Seiten- und Thauwurzeln treiben ſollen, wozu auch noch ein ganz friſcher, reiner und lockerer Grund erfordert wird.

Das Schneideln in Forſten macht die Stämme insgemein leicht fehlerhaft und zu guten Bau- und Nutzholze untauglich, es leget den Grund zu Wurm- und Faulflecken, zumal bey untauglichen ſtarken Zweigen, und zwar eben ſo gewiß, als wenn groſſe Zacken oder ſelbſt die Stämme durch das Fällen anderer Bäume ſtark geſtreiffet, gequetſchet oder abge- ſchlagen werden. Und da das Ausputzen der Stämme im dichten Holze, nach und nach von ſich ſelbſt geſchiehet, ſo iſt es unnöthig, koſtbar, und immer von zweifelhaften Folgen; wenig- ſtens giebt es knorrige Stämme, und gehört folglich auch nicht unter die wahren Forſtnu- tzungen, ſo vielen Anſchein es ſonſt dazu immer haben mag.

Die Eichen werden, wann ſie vergehen, nach und nach von oben her langſam abſtändig, oder Zopftrocken. Der äuſſerſte Trieb ihrer Zweige, wird immer geringer, überall ſchwächer, und bleibet zuletzt bald auſſen. Man findet als- denn nach und nach immer mehr knorrige, ſtumpfe und entblößte Zweige. Wird aber der

Haupt-

Hauptſtamm unterwärts dergeſtalt angehauen, daß er gar nicht, oder doch nicht recht wieder überwallen kann, ſo wird es alsdenn bald roth, faul und trocken, er bekommt den Wurm und Schwämme. Wie denn auch ein ſolcher Stamm, der von oben her trocken und faul wird, nach und nach, unten oder auch auf der einen Seite eine Röthe und noch verſchiedene Farben in der Mitte im Holze zeiget, wenn dergleichen Beſchädigungen und die Schwämme dazu Gelegenheit geben. Der ſtrenge Froſt macht ferner manche Stämme eisklüftig, welche nämlich ſehr ſaftreich ſind, bey geſchwinder Veränderung der gelinden Witterung, da die Säfte ſchon verdünnet waren, oder noch in voller Bewegung ſtehen. Dieſe verwallen zwar äuſſerlich, aber öfters ſchlecht, der Saft flieſſet alsdenn ſehr ſtark, aus den überbleibenden Zwiſchenräumen, und man hat nichts, als bloſſes Brennholz davon. Ein ſolcher Zuſtand läſſet ſich wegen eines beſtändigen Zufluſſes des Saftes, nicht uneigentlich mit einem offenen Schaden oder einer Fiſtel bey den Thieren vergleichen.

Die Borke an den Eichen iſt roth auch dunkler, ſehr dicke, grob, rauch und voller Riſſe, ſonſt aber zum Gerben, die gröbſte und beſte, die man weis, welche hernach noch Lohkuchen, Dünger, auch Erde giebt. Sie kann nur in der Saftzeit eigentlich geriſſen, und folglich von recht gutem Bauholze, das auſſer der Saftzeit gehauen werden muß, nicht genommen werden, ſondern nur vom Brennholze: weil

weil es ſonſt dadurch zu viel von ſeiner Härte und Dauer verliehret.

Die Blätter ſtehen an den Zweigen abwechſelnd, ſie ſind lang, von verſchiedener Gröſſe, bald tiefer, flächer, ſpitziger oder ſtumpfer, wellenförmig gezackt und ausgeſchweift. Bey der Sommereiche ſind ſie etwas hellgrüner und weicher, bey der Winter- oder Steineiche, viel dunkler und härter. Doch alle dieſe Umſtände ſind zum Anfange an den jungen Triebe, und hernach an dem Laube ſehr veränderlich, daß ſie zuweilen eine ganz fremde Geſtalt annehmen, zumal an den Sommertrieben, welche den fremden, auch morgenländiſchen und andern Eichenlaube nicht ſelten ähnlich, und gegen einander ſehr unkenntlich werden. Die Farbe des jungen, zumahl des Sommertriebes, iſt mit ſamt dem Laube, bald hellgrün, bald rothbraun, nachdem die Witterung, Lage, Grund, Alter, Schatten, Jahreszeit, und die Dichte der Oerter in den Waldungen dergleichen Veränderungen veranlaſſen oder unterhalten. Bey bereits erwachſenen maſttragenden Eichen, iſt man aus mehrern Umſtänden zuſammen genommen, etwas gewiſſer.

Die durch das Ungeziefer fehlerhaft gewordenen Knoſpen, entwickeln ihre Triebe zuweilen in recht wunderliche, rauhe, ſchuppige, und bärtige, faſerige, ungeſtaltete Gewächſe, beſonders an den jungen Strauch- oder Hörſeleichen. Die Blätter junger Zweige, die Blatt- und

Blumenſtiele und Blütezapfen, erzeugen wieder ganz verſchiedene Arten von Galläpfeln, als Arbeiten von differenten, oder mehr ähnlichen Inſektenarten. Wie man denn mit denen bey uns bekannten Raupenarten auf das wenigſte etliche funfzig verſchiedene Gattungen von Inſekten an den Eichen wahrnehmen kann. Der viele Honigthau, Mehlthau, Froſt, und das verſchiedene Ungezieſer, richten nach einander in den Frühlingsmonaten an dem jungen Laube, der Blüte, und auch ſogar noch im August an den Früchten, in groſſen und allgemeinen und bey der Eichenzucht insbeſondere, einen erſtaunenden Schaden an, welchen in den Folgen noch vielmal wichtiger iſt, als man davon weis: weil man ſo viele unangenehme Folgen von lauter ſolchen Dingen und mitwirkenden Urſachen auf einmal vor ſich hat, die einen ſo unmerklichen und unbekannten Anfang nehmen, worüber man ſich wundern muß.

Mit dem ſpät ausbrechenden Laube, kömmt die gelbliche Blüte der Eiche, und manchmal bey uns, noch in der Mitte des Maymonaths; wie ſie vorher nach Anleitung der Geſchlechtskennzeichen, ordentlich beſtimmet worden iſt. Die aus den dicht geſetzten Seitenknoſpen entſtehende männliche Blüte, welche gleich anfangs, und am meiſten in die Augen fället, beſtehet aus dünnen fadenförmigen lockern hangenden Zäpfgen oder Kätzgen, welche man zuweilen den Dreſch nennet, deren in einem Auge etwa zwey, drey bis vier beyſammen ſtehen,

zen, und wovon ſich die kleinen **Blumenbü-ſchelchen** oberwärts dichter beyſammen befinden, als am untern Ende, wo ſie öfters etwas weiter von einander abſtehen. Dieſe Blumenzäpfgen erſcheinen zuweilen der Länge nach, ganz mit Erbſenförmigen Gewächſen, oder auch gröſſern Galläpfeln beſetzet, welche zuſammen gekettelt ſind, oder auch einzeln ſtehen. Aus den äuſſerſten und oberſten Winkeln der Blätterknoſpen, und zwar an den Spitzen der Zweige, entſtehet die Anfangs ſehr unkenntliche weibliche Blüte, welche blättrige Kelche hat, die ſich hernach in die kurzen bekannten napfförmigen Knoppern verändern und feſte verwachſen. Sie zeigen ſich anfangs daſelbſt als ſehr feine röthliche und rauhe Kügelchen, die mit langen, feinen, faſerigen und hervorragenden purpurfarbenen Röhrchen verſehen ſind. Dieſe zeigen ſich ferner bey der nachfolgenden Ausbildung auf kurzen Stielchen, von fünf bis acht dichte beyſammen, an der Stein oder Wintereiche, aber an der Sommereiche auf längern Stielchen, wo nämlich zwo, drey bis fünf zarte Früchtgen dergeſtalt bey einander ſitzen, daß etwa zwey bis drey Stück beyſammen ſtehen, und die übrigen an der Spitze nur einzeln.

Die **Eichel, Ecker** oder **Aecker** iſt eine vorher ſchon beſchriebene **Nuß** unter einer harten, dünnen, zähen, hornartigen braunen und rothbraunen Schale von verſchiedener Geſtalt. Wegen Froſt und Inſekten-Schaden, ſowohl in der Blüte, als auch nach derſelben, misräth

ſie nicht ſelten, daß man unter vier bis fünf Jahren, auf eine gute und volle Maſt, der dieſe Jahre über häufigen Blüte ohngeachtet, doch nicht wohl rechnen kann. Die Eichel wird gewöhnlich vom Ausgange des Septembers, bis durch den October bey uns reif. Man findet ſie in manchen Jahren und auf manchen Bäumen nur einzeln, aber ſehr groß und vollkommen; wie unter andern, bey der Sprengmaſt. In andern Jahren, Gegenden, und auf einzeln Bäumen, welche halbe oder auch eine volle Maſt zeigen, ſitzet ſie ſehr häufig, ſie iſt alsdenn aber auch kleiner, daß man öfters einen Baum in andern gerechnet, oder von einem einzeln Baum im guten maſtigen Grunde wohl zwey, auch zwey und einen halben bis drey Scheffel Eicheln erhalten kann. In etlichen fruchtbaren Gegenden, giebt es unter der Menge der anſehnlichſten Eichen, hin und wieder einzelne Stücken, deren Früchte eine drey und vierfache Gröſſe und einen beſſern Kern haben. Wenn man künſteln wollte, ſollte man dergleichen durch leichte Mittel in den Forſten zu vermehren ſuchen, da ſie durch die Saat ohnedem ausarten.

Aus der Menge und Beſchaffenheit der Blüte im April, kann man zwar auf die Naturkräfte ſicher ſchlüſſen, nach welchen gewiß jedesmal eine gröſſere oder geringere Menge von Früchten zu hoffen ſtehet. Allein Witterung, Ungeziefer und andere Zufälle können alles vereitlen; wie es auch geſchiehet. Denn wenn zur

Zeit

Zeit der Blüte, das iſt, vom April, bis gegen Ende des Maymonates ſtarke Fröſte einfallen, wenn anhaltender Regen das Blumenmehl, ſo wie es beym Obſte und Getreide geſchiehet, beſtändig abſpühlet, oder auch, wenn viel und ſtarker Rauch durch den Wind, in ſolche Oerter, getrieben wird, wo blühende Eichen und andere Bäume Früchte tragen ſollen, ſo verderben die zarten Blüten. Denn durch dergleichen und ein ſo wenig geachtete Kleinigkeit, wofür die letztere nämlich der Rauch gehalten wird, bringet man ſich leicht um dieſe Erndte: dergleichen von angemachten Hutfeuern, oder angeſteckten häufigen Kohlenmeilern, Hütten, rc. wenn ſie nicht gut gelegen oder angeleget worden, oder nur der Wind zur Blütezeit ſchlecht ſtehet, allerdings geſchehen muß. Hiervon zeuget die Natur der Blumen, ihre Befruchtung und die Eigenſchaft der befruchtenden Blumenſäfte.

Im hohen Gebirge, wo die Winterknopper, oder Steineichen wachſen, auch eigentlich vor den Sommereichen dahin gehören, wird die Eichelſaat, des frühzeitigen Froſtes, und des ſpätern Frühlingstriebes halber, nicht immer reif; deshalben ſchicken ſich die Eicheln von der Sommereiche, wie geſagt nicht ins hohe Gebirge, und wenn ſie ja daſelbſt wachſen, zeugen ſie doch nur ſchlechtes und niederſtämmiges Brennholz; aber kein ſolches hochſtämmiges vollkommenes Bau- und Nutzholz, wie in den Vorgebirgen und Landforſten.

Die Steineiche bringt die kleinen runden kurzen Eicheln ohne Stiele, von zwo, drey, fünf bis acht in einem kurzen Traubenbüſchel beyſammen, welche vom Geſchmacke ſchlechter und etwas bitterer ſind, auch zur Maſt vor ſchlechter gehalten werden. Die Sommer- Früheiche hingegen trägt groſſe, oder doch allezeit gröſſere Früchte vor jener auf langen Stielen, und zwar zwo oder drey zuſammen, von allerhand Geſtalt, als eyförmige, ſehr groſſe, lange, walzenförmige auf beyden Enden zugeſpitzte ſüſſere Eicheln. Die erſten ſind in vielen Gegenden, unter dem Namen der **Harzeicheln** oder **Bergeicheln**, die letztern aber, als Dachs oder lange **Eicheln** und als die beſte **Maſt-** und **Vereichel** oder Ferkeleicheln bekannt.

So wie die Sommereiche überall die beſten Eicheln zur Maſt giebt, die Wintereiche aber, die ſchlechten, eben ſo ſind die erſten im flachen Lande, an Hügeln, niedrigen Bergen und Vorbergen, zur Saat des hohen Stammholzes bey uns immer die beſten, die letztern hingegen in hohen rauhen Gebirgen gut und ſchicklich; ſonſt werden dieſe letztern auch bald naß und ſtocken leichter als jene.

Wenn nun Gehaue mit Eicheln angebauet, oder auch wüſte Flecke damit wieder hergeſtellet werden können, oder ſollen die nicht ſchon verangert ſind, wie dieſes Mittel nach der natürlichen Beſammung eines der allerbeſten und ſicherſten iſt, ſo wird man dabey vor andern, auf folgende Umſtände, als auf die wichtigſten

wohl

wohl Acht zu geben haben. Man ſiehet alſo hier nicht allein auf die Vermehrung und Vermehrungsart, die im Groſſen gewiß die allerleichteſte iſt, ſondern auch zugleich mit auf die wenigſten Koſten und Arbeit. Denn wenn man die Wichtigkeit des Eichenholzes, als eines der vorzüglichſten Produckte wohl überdencket, wird man geſtehen müſſen, daß dazu kaum weniger geſchehe, oder geſchehen könne, als man thut. Ferner iſt man auch bey einer guten Länge und einem tauglichen, ſo ſehr verſchiedenen Grunde, gleich anfangs mit auf die verſchiedenen Arten des nutzenden Holzes, welches in dem oder jenem Grunde vor andern gezogen werden können oder ſollen, höchſt aufmerkſam: als (erſtens) bald auf ein hohes ſtarkes und Mittelbau- oder Nutzholz, (zweytens) auf ein gutes ſtarkes Klafter- oder Scheidholz, (drittens) auf Stangen und auf Reißholz, ſo wie es der Verkauf und die Nothdurft in jeder Gegend beſonders erfordern. Man hat dahero ſeine Anſtalten ſogleich zum Anfange ein vor allemal darnach einzurichten.

Die Vermehrungsart durch Ableger der Stammlohden und Zweige bey der Gärtnerey, dem Baumhandel und Plantagenweſen iſt bekannt, und bey einer Holzart mehr, als ſonſt bey andern gebräuchlich, aber hier keinesweges in Forſten zum Anbau im Groſſen anzuwenden. Das Auspflanzen ganz junger friſcher zwey, drey und vierjähriger Saatpflanzen, iſt gut, aber im gröſſern etwas ſchwer, öfters ungewiß,

 müh-

mühſam, koſtbar, auch langweilig, wenn es aus der wilden Walderde obſchon wieder in dieſelbe geſchehen ſoll. Aus den Saatſchulen in die Baumſchulen und von da weiter in die Reviere zu pflanzen, iſt etwas anders, welches 1) nur in ſehr verangerten Strecken, 2) wie ſchon geſagt worden iſt, um Lücken auszufüllen, auch zwiſchen weitläuftigen Saat Ländern, nach ſchweren erlittenen Zufällen geſchiehet, 3) nur zu Unterhaltung des Brennholzes und der maſttragenden Bäume dienen ſoll. Doch ſtehet dieſes nützliche Geſchäfte nur nach den bekannten Vorſchriften und Ordnungen mit gewiſſer Behutſamkeit, unter groſſen Einſchränkungen, und zwar geſchicklich, auch nie als ein Hauptſtück alsdenn anzuwenden, wo nämlich Anfluß, Beſamung, und die künſtliche Saat vereitelt worden ſind. Allein, eine einzige gut und vernünftig im Groſſen unternommene und wohl angeſchlagene Eichelſaat, übertrift das Pflanzen, ihrer natürlichen Eigenſchaft halber, an vortheilhaften Folgen vor die Waldungen: beſonders wegen des ſtarken Bau und Schiffholzes, auf drey bis vier Menſchen Alter hinaus ſehr weit. Das Pflanzen richtet ſich indeſſen immer nach dem Grunde und denen verſchiedenen Abſichten der Nutzung.

Wenn man nun zum Anpflanzen der Eichen, in einem dazu ſchicklichen Boden, und bey einer ſolchen Lage, wo weder die Wärme, Hitze noch Kälte groſſen Schaden thun kann, junge zwey bis dreyjährige, oder noch ältere wilde Saatpflanzen

pflanzen im Forſte, ohne Beſchädigung der Pfahlwurzel, ich ſage, ohne ihre Beſchädigung, ſehr ſpät im Jahre, oder auch früh genug, auf niedrigen und hohen Orten aushebet, dieſe aber auch ſogleich friſch, in einen reinen, und dazu friſch aufgelockerten oder verluftetén, und gleich gemachten Boden, oder gar in ganz neues Land, gerade und dichte genug eingeſetzet, ſo wird man die Früchte ſeines mühſamen, obſchon mit Koſten verbundenen Fleiſſes, gewiß erfahren. So bald man indeſſen pflanzet, muß man ſich auch in eine neue Unterhaltung zugleich mit einlaſſen, welche man nicht von ſich ablehnen kann, man müſte es denn bey der Saat bewenden laſſen, ohne zu pflanzen. Wenn man aber pflanzet, ſo muß man eine wilde junge Saateiche, in dem Waldboden friſch zu verſetzen, eben ſo gut verſtehen, als aus den Saatbeeren und Schulen. Dieſe junge Stämme erwachſen ihrer unverletzten Pfahlwurzel halber, ohne Pfähle oder Baumſtangen und ohne weitere Künſte, zu einem geraden, kerngeſunden, hohen Stammholze. Alles Schneideln mit allen übrigen geldfreſſenden, weitläuftigen Planteurkünſten fallen hier weg, und bleiben nur in den Luſtwäldern vor reicherer Herren Beutel übrig, welche zuweilen Verſuche machen laſſen, weil ſie wollen, und niemand als ſich ſelbſt Rechnung ablegen. Die Natur bedienet ſich allezeit nur der nothwendigſten und weſentlichſten Mittel allein, und kömmt dennoch über lang oder kurz zu ihrem Zweck, welche man hier-

innen zuweilen ſehr wohl nachahmen kann, wo zumal koſtbare Einrichtungen keinen Eingang haben, und man bey allem, was man zu thun im Stande iſt, den Ausgang ſeiner Arbeiten einer Menge ungewiſſer Zufälle überlaſſen muß.

Wenn man dergleichen jungen Anwachs nur vor dem Schälen und Verbiß des Wildprets und Viehes, wie bey der Saat ſelbſt hüten kann, und ſonſt das Ungeziefer darinnen nicht überhand nimmt, ſo kann man die nachfolgende Bildung der zukünftigen Stammeichen, wie von mehrern Holzarten, die uns den höchſten Nutzen geben ſollen, ohne alles Ausputzen, der Natur ſelbſt überlaſſen, man müſte denn aus wichtigen Gründen und erweißlichen Erfahrungen, ein darunter befindliches ganz abgeſtorbenes oder ſehr verbiſſenes Holz und Zweige, durch einen recht ſcharf geführten Hieb, theils genauer am Stamme, theils ganz an der Erde, nach und nach zu reinigen, durchaus nöthig finden.

Es geſchehe indeſſen eine Eichelſaat oder Pflanzung, wenn beyde glücklich ausfallen ſollen, ſo muß der Grund dazu locker und tief genug, die Samen und Stämme aber müſſen wirklich geſund, und ja nicht etwa, was die erſten betrift, unreif, angelaufen, oder ſonſt die Stämme, an Wurzeln und Kern ſchlecht ſeyn. Der Herbſt hat bey beyderley Anſtalten ungemein viel voraus. Iſt der Winter gelinde, ſo laſſen ſich die Arbeiten fortſetzen; iſt er aber kurz, ſo muß die Saat noch im Februar, nach

Erfah-

Erfahrung und Vernunft, wie das Pflanzen noch vor dem Triebe geſchehen. Das iſt vor derjenigen Zeit, zu welcher ſich die Säfte in dieſen zu verdünnen anfangen. Denn es werden ſodann gewiß drey Theile Samen und Pflanzen mehr auskeimen oder anwachſen, als auſſerdem. Doch würde ich nicht ſo dreiſte ſeyn zu behaupten, daß dieſe beyderley Geſchäfte nur ſo und nicht anders geſchehen müſten. Da uns die Erfahrung ſelbſt öfters belehret, daß das Pflanzen und Säen im Frühlinge in den Forſten eben ſo gut gerathen, als das im Herbſte. Die Vorzüge und Gewißheit bleiben indeſſen immer auf Seiten der erſtern. Man kann aber doch leicht bey einer ſolchen Anlage ſo viel verſehen, wovon vorher das nöthige angeführet worden iſt, daß man ſchon nach dem zehnten, zwanzigſten, oder nach dem dreyſigſten oder vierzigſten Jahre gewahr wird, man habe Zeit, Mühe und Koſten umſonſt verſchwendet.

Vom nützlichen Anpflanzen der Eichwälder, zu Vermehrung der Maſttragenden Bäume, als auch den Vorzügen der **Eichelſaat**, hat man ſehr gründlich geſchriebene Anleitungen, auf die ich hier zu Vermeidung aller Weitläuftigkeit verweiſen muß. Da man aber gleich zu erſt bey Unterhaltung der Eichenwälder, nachdem man etwa abſtändig gewordene Oerter abgetrieben, auf die Wiederbeſammung derſelben vornehmlich zu denken hat, (als welche ſonſt durch keine künſtliche Anpflanzung mit gleichen Vortheilen ſo forſtmäſſig, und ſo guten

ten Folgen zu bewirken ſtehet,) ſo wird man doch auch die natürliche Wiederbeſammung durch die abfallenden Eicheln nach genauerer Unterſuchung der wahren Umſtände an und vor ſich ganz unzureichend befinden, wenn man nicht an Ort und Stelle ſelbſt nach hilft. So gut und vollkommen ſie ſonſt in einigen Fällen, bey einſchlagender Witterung, durch manche andere Holzarten geſchieht, oder geſchehen möchte. Zeit, Koſten und Mühe ſind indeſſen dabey gar nicht übel angewendet, und alles, was zum Vortheil der Zucht eines guten Bauholzes geſchehen kann, muß ohnehin ſchlechterdings in den erſten zwey, drey oder vier Jahren geſchehen.

Bey der künſtlichen Beſammung durch die Eicheln hat man erſtens darauf zu ſehen, ob man die Beſtellung im platten Lande, oder an und um niedrigen Hügeln und an Vorgebirgen zu beſorgen habe, wo man die Sommer- oder Stieleiche anbauet, und das Land noch mit Pflügen leicht tractiren kann, oder aber, ob zum andern, dieſe vielmehr in hohen, rauhen Gebirge, und an harten, ſteilen entblößten Orten, wo zuweilen aus einem ſehr groſſen Verſehen alles Holz ganz kahl abgetrieben worden, da man die Saat nur ganz kurz, durch Aufhacken eines guten, lockern Grundes, und die Beſtellung mit Stein- oder Harzeicheln anzuſtellen hat. Wenn im erſten Falle ein guter vier, fünf, bis ſechs Fuß tiefer gleicher und lockerer Boden, das Jahr vorher, zu dürrer Sommerszeit, recht tief gebrachet, hernach gewendet

wendet, wohl durch gepflüget, und auf ſolche im October, gleich vor der Einſaat ſelbſt, wieder gereiniget, auch ſo eben als möglich gemacht worden iſt, ſo werden die guten wohlgeleſenen Eicheln ſo friſch als möglich, und ſo dicke als nöthig geſäet, daß ſie entweder in die nämlichen Furchen fallen, oder doch ſonſt nur eine gute Lage erhalten, ohne in Furchen zu liegen, welches letztere der Wurzeln halber faſt beſſer iſt. Dieſe aber werden mit der Egge nur ſo leicht bedecket, daß ſie nicht tiefer, als anderthalb oder höchſtens zween Zoll tief in der Erde liegen. Sie ſchlagen alsdenn ſogleich und zwar noch vor Winters ihre Wurzeln, und bringen im Frühlinge ihre junge Pflanzen.

Froſt ſchadet dieſer bedeckten Saat wenig oder nichts, wenn das Land, des Eiswaſſers halber, nur fein eben gemacht iſt, und die Thiere noch weniger, wovon die gröſſern durch Aufſicht ganz wohl abgehalten werden können, und die kleinern, beſonders die Mäuſe, wenn ſie zu häufig kommen, in ihren Löchern durch Rüben und Mohrrüben, mit Arſenik und Mehl beſtreuet, und andere bekannte Mittel auch zu tilgen ſtehen. Der trockne etwas erhabene Grund wird die künftigen Eichen gegen ſtrengen Froſt einigermaſſen ſicher ſtellen, und wo man tiefen zu gewiſſen Zeiten manchmal ſehr naſſen Grund zu beſtellen hätte, iſt man genöthiget, die Saat ſchlechterdings bis zum Frühlinge, im Februar und Merz auf dem April zu verſchieben. Die Herbſteichelſaat, als durch welche der beſte

Bau-

Bauvorrath in Forſten angezogen werden kann, hat in deſſen hier alle Vorzüge, ſo wie bey allen Holzarten vor der Frühlingsſaat, ſie giebt in einem lockern friſch gelufteten Lande bald ſchoſſende, und in gehöriger Dichte geſäet, hohe gerade Stämme. Es können ſogar die von dergleichen friſch im Herbſte geſäeten Eicheln erwachſene einjährige Pflanzen, ſchon den künftigen Herbſt oder Frühling verpflanzet werden, wenn es nöthig ſeyn ſollte, und man ſeine Einrichtung darnach zu machen verſtehet. Man wagt auch zuweilen und gewinnet ſehr.

Die in gehöriger Dichte geſäete Eicheln haben ihren Abgang ſchon ſelbſt bey ſich, vor einiges Wild und Ungeziefer, die ſchlechten bleiben ohnehin zurücke, wenn man nicht erleſene Eichel zur Saat genommen hat, und die ungeſunden Stämmchen werden ſich das erſte zweyte, dritte, vierte Jahr ſchon von ſelbſt ausſchneiden. Denn die Eiche will anfänglich ohne dem dichte ſtehen, und hernach mehr Luft haben. Da der Boden aber im andern Falle nämlich bey der Eichelſaat in hohen Gebirgen, und auf ſolchen rauhen ſteilen Anhöhen oder harten Oertern, dennoch wie der Holz tragen ſoll, wo derſelbe weder gepflüget noch auf andere Art zubereitet werden kann, und wodurch ſtarke Windbrüche oder ein unvorſichtiges Abtreiben alles entblöſſet worden, daß nur das hin und wieder ſtehende Strauchholz von **Wacholdern, Eſpen und Saalweiden** noch einigen Schutz geben kann, ſo muß die ganze Beſtellung nur kurz verrichtet werden. Wenn

Wenn nur der Grund tief genug, und weder zu zähe noch zu ſtark beraſet iſt, ſo kann die Beſtellung mit den Eicheln auf nachfolgende Art geſchehen: Man ſtellet nämlich Linienweiſe etliche Leute an, welche im gleichen Abſtande von einander, herauf oder herunter gehen, und zwar daß der Einrichtung nach, ein Hacker ſeinen Säemann hinter ſich hat, der in dem Fuß weiſe, oder weiter von einander flach aufgehackten Boden, ſogleich etwa vier, fünf, bis ſechs Eicheln neben einander zween Zoll tief einlegen, und bedecken kann. Dergleichen Anſtalten wird man ſowohl aus Herrn Gleditſch (Siehe deſſen vermiſchte Abhandlungen I. pag. 69.) als Herrn Jacobi (Abhandl. von der vorzüglichſten Art die Eichbäume zu ſäen, 8. Halle 1761.) ſehr gründlich geſchriebenen beſondern Abhandlungen, mit mehrerm zu erſehen Gelegenheit haben, die ſich jeder Verſtändige an Ort und Stelle nach ſeinen Abſichten und Umſtänden am beſten abändern und einrichten kann.

Wenn man den jungen Saateichen an rauhen vom Stammholze ganz entblöſten Orten, vor den Anfang Schutz gegen die Fröſte verſchaffen will, ſo kann es faſt jedes Geſträuche thun, das ſich weder in der Wurzel noch Zweige, zu dichte ausbreitet, auch anbey nicht lange dauret, nicht ſonderlich ſtark und hoch wird, oder zu geſchwinde aufſchieſſet: ſonſt aber etwa alle ſechs, acht oder zehn Jahr, wie Hecken und Gebüſche, ohnehin zur Feuerung abgehauen werden muß. Soll aber dabey noch regelmäſ-

ſiger zu Wercke gegangen werden, ſäet man oben über die eingeegete Herbſt- oder Eichelſaat den Birkenſamen nur ganz dünne, welche Saatanſtalt aus der Erfahrung, als die beſte und wegen der (in vierzig bis funfzig Jahren) drey oder viermaligen Nutzung, vor die Vortheilhafteſte und dem Wachsthume der Eichen am allerunſchädlichſten gehalten werden kann; man iſt vieler weitläuftigen Anſtalten und Koſten dabey überhoben.

Aus der natürlichen Betrachtung der vollkommenen reifen guten Eicheln ſelbſt, wird man im ſchicklichen Grunde auf die Vorzüge der Herbſtſaat am beſten ſchlieſſen. Die Frucht wird zum Theil im Herbſte zum Ende des Septembers und Anfange des Octobers, zum Theil aber am Ende des letztern, ſowohl zur Maſt als Saat reif, und iſt zu der letztern am beſten, wenn die kühlen und längern Nächte einfallen, da man ſie etwa über den vierten Tag ordentlich leſen, oder auch wohl um den Fruchtzweigen des folgenden Jahres im Triebe nicht ſchädlich zu werden, ordentlich und nur gelinde klopfen läſſet. Die erſten und recht reifen Eicheln ſind immer wurmſtichig, nicht aber ſolche, welche zu früh abfallen, oder ſonſt immer geringer, und unreifer ſind.

Die wohlausgeſuchten Eicheln werden ganz dünne aufgeſchüttet, daß ſie ſich nicht erhitzen, nicht ſtocken oder zu ſtark auskeimen. Oder ſie werden auch wo möglich, noch friſch, wenn ſie fallen, bis durch den November und erſte

Hälfte des Decembers, mit größtem Nutzen in die Erde gebracht. Denn nach der bekannten natürlichen Eigenſchaft keimet eine Eichel gar bald, aber allezeit ſicher, noch vor Froſt und Winter aus, wenn ſie nur unter dem Laube etwas verdeckt lieget, oder im Schatten unter einem Strauche, wo ſie die freye Luft nicht bald trocknen kann. Wie viel Gefahr iſt ſie hingegen nicht unterworfen, wenn man ſie nur vier Monate aufbehalten will, da ſie in allem nicht viel über ſechs Monate zum Wachſen recht gut bleibet und aufbehalten werden kann. Im trocknen Sande kann ſie zwar ſchichtenweiſe, bis zum Merzmonate liegen, auch wohl ohne Schaden den Wurzelkeim treiben, aber wie leicht ſtocken oder vertrocknen ganze Schichten davon. Durch Fleiß und Kunſt läſſet ſich indeſſen manches bewirken, was auſſerdem nicht von ſtatten gehet. Die Einſichten bey der Anwendung zeigen uns alsdenn mehrere Vortheile. Geſetzt auch, daß die Eicheln Leben und Kraft behalten, ſo iſt letztere laut Erfahrung doch ungemein zum Wachſen verringert, und ihr Wachsthum natürlicher Weiſe etwas ſchlechter als bey ganz friſch geſäeten! denn das faſerige netzförmige Gewebe, und das in dem Herzkeime befindliche Mark, werden zäher, ſie trocknen zuſammen, der milchartige oder ſchleimig erdige feine erſte Nahrungsſaft, in den beyden Cotyledonen, oder fleiſchigten dicken Samenblättern, der der jungen Wurzel, und den weichen Stämmchen die erſte Kräfte geben ſoll, wird viel ver-

dickter und zäher, daß die nachfolgende freye und ſchnelle Entwicklung erſt nach einer Zeit von fünf bis ſechs Monate nimmermehr mit der natürlichen Leichtigkeit, und Lebhaftigkeit, wie es ſeyn muß und Anfangs in ganz friſchen Eicheln wirklich geſchiehet, vor ſich gehen kann. Wie denn im Frühlinge von der Saat mehr zurücke bleibet, als im Herbſte; ob man ſie ſchon vor der Ausſaat vier und zwanzig bis ſechs und dreyſig Stunden in einem Waſſer aufquellen läſſet. Man richtet ſich alſo nach dem niedrigen und naſſen, und dem hohen trocknen, derben oder lockern Grunde, und ſäet im Herbſte und im Frühlinge die Witterung wird beyderley Saat abwechſelnd zu ſtatten kommen, oder auch hinderlich ſeyn, und zuweilen wird kein Unterſchied wahrgenommen werden. Es lieſſet ſich von Eichen noch ſehr vieles ſagen, allein das meiſte davon gehöret zu ſolchen Geſchäften, die mehr bey Unterhaltung der Plantagen vorkommen, als im Forſten genutzet werden können.

Die Anmerkungen welche Forſt- und Bauverſtändige, nebſt verſchiedenen Handwerkern und Künſtlern, über die Eichen und die Unterſchiede des Eichenholzes, mit vielem Grunde, von je her gemacht haben, ſind nachfolgende: die Eiche iſt in unſern Forſten der vornehmſte Baum, zum Schiffbau, und andern ſtarken auch ſchwachen Handels, Nutz und Geſchirrholze, und hat im Handel insgemein den höchſten Preis. Die beſten, längſten und geradeſten

Stäm-

me, giebt die Sommereiche, etwas kürzere feſtere, knorrigte aber die Steineiche. Zuweilen werden die von ſelbſt krumm gewachſenen Eichen ganz beſonders geſucht, und alsdenn zu beſonderm Gebrauche, faſt theuer bezahlet, da ſie auſſerdem ſonſt nur als Brennholz gelten könnten.

Das junge angehende Eichenholz muß man vor andern, und bey allen Gelegenheiten, mit dem Hiebe möglichſt verſchonen, da es an und vor ſich ſchon vieler Gefahr ausgeſetzet iſt, und von dergleichen junges Holz beym Bauweſen und ſonſt, noch als unreif anzuſehen, oder vor ein ſolches, das die Dauer der Gebäude durch allzufrühzeitigen Gebrauch gar ſehr ſtark vermindert, und deshalben die Baukoſten in kurzem wieder verneuert: wodurch folglich der in unſern Wäldern ſehr wenige Vorrath, vor der Zeit zu Grunde gerichtet wird. Man hat dahero ſogar alles Eichenholz dergeſtalt zu ſchonen, daß man die abſtändig gewordenen Stämme ſehr wohl unterſuchen muß, um zu wiſſen, was daraus noch etwa von Nutzſtücken geſchnitten werden kann, obgleich unter dieſen und einen noch nicht abſtändigen, von Kennern, zu dieſer oder jener Nutzung noch ein Unterſchied gemacht wird. Wie man denn auch kein gemeines Mittel- oder kleines Nutz- und Geſchirrholz etwa aus guten einſtändigen Eichen machen laſſen ſoll, ſo lange man nur immer noch das vom Stämmen abgeſchlagene oder abfallende ſchlechtere, kürzere, und zum Theil nicht völlig

 mehr

mehr geſunde Holz dazu vorräthig anweiſen kann: beſonders kein ſolches, welches zum Theil unten am Stamme zwar ziemlich ſtarke Kröpfe hat, auſſerdem aber doch immer noch Maſttragend genug iſt.

Ob nun ſchon die alte Stein- oder Wintereiche im Stamme überhaupt, öfters ein weit härteres und mehr ins braune fallende Holz erzeuget, die Sommereiche hingegen ein etwas weicheres und mehr weißliches, ins graue ſpielendes Stammholz hat, ſo wird ſich doch auch finden, daß beyden Arten in ſehr ſchlechten Sandgrunde, ſehr oft ein mürberes brücheres Holz, in freyen offenen Orten und gemäſſigten Boden ein härteres, in dicht geſchloſſenen Orten ein weicheres, und in niedrigen naſſen Boden ein ſchwammiges und nicht Kernreines, oder auch recht dauerhaftes Holz haben. Wie denn auch die Erfahrungen darinnen mit einander überein kommen, daß die Weiche und Härte, die Zähe, und Mildigkeit, nebſt der Dauer, den Farben und übrigen Eigenſchaften des Eichenſtammholzes, wie bey andern Holzarten, vom Unterſchiede des Himmelsſtriches, der Gegend und Lage ſehr viel mit abhangen!

Das Holz an der Sommerſeite, im guten gemäſſigt feuchten Grunde erwachſen, iſt öfters hornfeſte, kleinjährig und ſehr dauerhaft; dagegen man es an der Mitternachtſeite viel weicher, milder und mürber befindet. Die Lage hinter dem Bergen, wo die Stämme weder von der Sonne noch von der freyen Witterung beſonders

ſonders getroffen werden können, iſt ihnen ebenfalls, wegen der Härte und Dauer nicht wenig zuträglich: auſſer, wo der Grund gar zu ſchlecht befunden wird. Die längſten und geradeſten Bauſtämme giebt die Sommereiche, in denen ſchattigten Kiefern-Revieren; nur nicht immer, und wie ſchon geſagt, wegen ſchlechten Grundes, kein ſo dauerhaftes Bauholz, auch dabey, eine weit kleinere Frucht.

Alles eichene Bauholz ſoll auſſer der Saftzeit gehauen werden, da ſonſt der darinnen verſchloſſene ſtockende Saft, das Aufreiſſen des Holzes, häufige Schwämme, Wurm und Fäule verurſachet; auſſer wenn es unter Waſſer gebraucht wird. Wie denn auch der weiche, weiſſe, lockere, etliche Zoll dicke Splint, aus gleichen Urſachen, und einer Verderbniß des Holzes und des Wurmfraſſes wegen abgehauen werden muß. Starke Säulen werden der Fäulniß halber, ſo weit ſie in der Erde ſtehen, gebrannt, daß ſie eine Rinde von Kohlen bekommen, ohne weiter beſchlagen zu ſeyn.

Da ſich indeſſen das ſonſt ſo harte und dauerhafte Eichenholz, wenn es ſich nicht immer in einerley Näſſe und Trockne befindet, vor andern ſehr leicht und ſtark verwirft, und ſich, wie bekannt, ſeiner eigenen Schwere halber, als ein ſehr ſchlechtes Schwellholz, nach und nach krümmet, ſo kann es zu Balken und Trägern in einer horizontalen Lage nicht wohl dienen. Denn es muß dabey vielfältig geſtützet werden, wenn es den Verband eines ganzen Hauſes

 nicht

nicht verderben ſoll. Eben dieſes Verwerfens wegen, müſſen die Bretter davon recht gut ſeyn, und die Pfoſten eher etwas ſtärker, als zu breit geſchnitten werden, wenn ſie zumal zu oberſchlägtigen Mühlen und Waſſerbau zu Rädern, Riegeln Schaufeln ꝛc. und überall, wo Waſſer und Luft ſtark und beſtändig wechſeln, gebraucht werden ſollen.

Unter die anſehnlichſten Nutzſtücken, die ein recht ausgewachſenes Kernfeſtes hohes und ſtarkes Eichenſtammholz liefert, gehören ſonder Zweifel die Wellen, von ſo verſchiedener Stärke und Länge bey Hütten und Hammerwerken, Mahl-Oehl-Papier-Säge und andern Mühlen, Kunſtgezeugen und Pochwerken, nebſt den Blaſebälgen Wellen und dergleichen insbeſondere, nebſt mehrern, wenigſtens zwölf bis funfzehnerley ſtarken, bey Hüttenwerken brauchbaren Nutzſtücken. Dergleichen reine ſtarke und vollkommene dazu ſchickliche Stämme, ſind ſehr ſelten geworden, und daher in einem ziemlichen Preiſſe. Denn die ſtärkſten müſſen gerade ſeyn, und wenn ſie nicht aufreiſſen ſollen, den Kern recht in der Mitte haben, auch ſonſt weder faulfleckig noch äſtig ſeyn.

Ihre Länge und Stärke iſt ſehr verſchieden, und die recht ſtarken ſind, immer die ſeltenſten. Zum Exempel bey Säge- und Mahlmühlen, da ſie von verſchiedener Länge, und am Stammende drey Zoll, am Zopfende zwanzig Zoll ſtark ſeyn ſollen; bey Pochwerken, wo Wellen von zwey und zwanzig, vier und zwanzig bis

ſechs

ſechs und zwanzig Fuß lang, wenigſtens dreyſſig Zoll unterwärts und zwanzig bis zwey und zwanzig Zoll oberwärts dicke ſind, und eine Länge von dreyſſig bis vierzig Fuß haben, ſonſt taugen ſie eigentlich zu keiner Welle. Die ſtärkſten Bäume zu Hauptwellen, vor Hammer- und Hüttenwerke, können leicht auf drey hundert Jahre geſchätzet werden; ſie ſind am untern Ende öfters drey, drey ein halb bis vier Fuß ſtark, oben aber nur zween ein halb bis drey und einen halben Fuß dicke.

Man wird hieraus leicht erſehen, warum man ſowohl junges im Wachsthum ſtehendes, als alles ſtarke und geſunde Eichenholz vor allen andern zu ſchonen, ſo viele Urſachen habe. Wenn man weiter bedenket, daß das geſunde Eichenholz zu naſſen Sachen ungemein dauerhaft ſey, und das beſte Stabholz zu Tonnen und Bottigen und andern groſſen und kleinen Gefäſſen von verſchiedener Länge und Stärke liefere. Die Stämme geben auch ſtarke Reifſtangen zu Bottigen, in die Brauhäuſer und Weinkeller, wie auch Dachlatten und ſtarke Palliſaden und Pfähle: Daß das Holz alſo von Groß- und Kleinböttchern, Tiſchlern, Rademachern, Sattlern, Kunſttiſchler, Drechslern und andern ſehr häufig verarbeitet werden kann; hieraus wird man ſich auch von der Nothwendigkeit und Vortheilen des Anbaues der Eichen ſattſam überzeugen können. Die Reifſtangen, welche mit aller Vorſicht im dicken Holze zu hauen angewieſen werden ſollen, ma-

chen in manchen Gegenden einen beſondern nutzbaren Artikel aus. Man wählet dazu Stangen dreyſig, ſechs und dreyſig bis vierzig Fuß in der Länge, unten vier bis fünf Zoll, oben drey bis vier Zoll in der Dicke. Bey der Land- und Ackerwirthſchaft, wird das Eichenholz ſonſt noch zu vielerley Nutz- und Geſchirrholze, beſonders zu Speichen, Pflugſtürzen, Streichbrettern und Pflugladen angewendet.

Als Brenn und Kohlholz betrachtet, iſt das Eichenholz faſt das ſchlechteſte gegen anders hartes Laubholz, da es keine recht friſche Flamme giebt, dabey ſpringet und praſſelt, ſonſt aber giebt es viel Aſche. Die Kohlen ſelbſt ſind wenig dauerhaft, geben eine matte Hitze, und verlöſchen bald, wo ſie nicht in einem beſtändigen ſtarken Luftzuge erhalten werden können. Auſſer den Stangenkohlen auf Eiſenhütten und hohen Oefen, wo dieſe im Gemenge noch brauchbar genug ſind, werden die andern bey Hüttenwerken wenige geachtet. Denn da ſie ſehr ſchiefrig ſind und ſehr zerfallen, ſo verſetzen ſie das Gebläſe gar bald, verſchlacken viel Erz, und verzehren dabey beſonders viel Zinn und Bley.

Die Nutzungen aus der Eichelmaſt, der Borke oder Rinde, den Knoppern, Galläpfeln und andern Stücken, ſind als abwechſelnde Nebennutzungen, beſonders die letztern an fremden Orten bekannt, worunter die erſtere in einigen Gegenden und Jahren ſehr beträchtlich werden kann.

Auſſer

Auſſer der Menge von vielfräſſigen Inſeckten (Inſecta polyphaga) die ſich, faſt ohne einen Unterſchied zu machen, vom Laube ſo vielerley Holzarten bey uns ernähren, und daſſelbe insbeſondere vom April an, bis zur Mitte des Heumonats in gewiſſen Jahren, in ganzen Revieren ſtrichweiſe zerſtöhren, giebt es noch andere, welche unter den Baumrinden oder in denſelben wohnen, und dem Baſte und Splinte dermaſſen ſchädlich ſind, daß ſich von ihrem Schroten, Laub und Rinde des jungen Triebes dermaſſen zuſammen ziehen, und ein ſo übles Anſehen bekommen, als ob ſie zum Theil verbrühet wären. Nicht zu gedenken derjenigen Gattungen, die ſich an unſere edelſten Holzarten machen, und durch ihr Bohren und Zerſchroten des Holzes die beſten Stämme verderben. Sämmtlich ſind ſie den Forſten zwar ſchädlich, ſie können aber bey gewiſſen Holzarten allein nicht angeführet werden, weil ſie ſich weder an einzelne noch beſondere halten. Die Eichen haben unter unſern einheimiſchen wilden Bäumen, die Weiden ausgenommen, faſt die meiſten Arten von Ungeziefer, von welchen man im eigentlichen Verſtande ſagen kann, daß ſie ihnen recht ſchädlich ſind. Denn nicht alles Ungeziefer, welches auf den Bäumen angetroffen wird, iſt ihnen des Aufenthaltes wegen allein oder nothwendig ſchädlich. Manche Arten könnte man im rechten auch gedoppelten Verſtande, vor die Forſtwirthſchaft nützlich nennen: 1) weil ſie die Bäume, Stauden

und Sträucher von andern Ungeziefer reinigen, und 2) in der Wildbahne zu Unterhaltung und Nahrung eines gewiſſen Antheils vom Federwildpret, und zwar gewiſſer Arten, das ihrige vornehmlich beytragen. Etliche und zwar nicht wenige unter den Inſekten, nutzen oder ſchaden, ſo viel wir davon wiſſen, den Holzarten gar nicht. Sie nähren ſich vielmehr von ganz andern Gewächſen, ob ſie ſchon gleichfalls ihren Aufenthalt einige Zeit auf jenen nehmen, ſo wie die Holzverderbenden, welche nämlich den Holzarten ſchädlich ſind, dennoch im Graſe oder auf andern Gewächſen, auch zum öftern in und auf ganz andern Dingen angetroffen werden.

Die Buche.

Die Buche, Bucke, Büche, Buchbaum, Rothbuche, Winter-Sommer-Berg-Thal-Tragebuche, Rauhbuche, Maſtbuche (Fagus ſylvatica. Linn.) iſt einer der ſchönſten, und in Wurzel Stamm und Krone, einer der anſehnlichſten, hochſtämmige, ſtarken Bäume in unſern Forſten, der uns ein faſt allgemein vorzügliches Nutz und Brennholz, oder auch Kohlen liefert. Ihre weit ausgebreiteten Krone, und der ziemlich flachſtreichenden Wurzel ohngeachtet, widerſtehet ſie, an den Gebirgen und Hügeln, den Stürmen ungemein, und liebet eine kühle Lage, an der Oſtnord-

nordlichen Seite vor andern: ohne, daß ſie ſelbſt, laut Erfahrung, eine ordentliche Kälte auszuſtehen, und in denen ſehr weit oder allzu hoch in Norden gelegenen Ländern zu wachſen im Stande wäre; ob ſie ſchon in einigen Theilen von Schweden noch befindlich iſt. Doch erfrieret ſie bey uns noch nicht, oder ſo leicht, auſſer den jungen Saatpflanzen, in den freygelegenen Schonungen, gleich Anfangs im Frühlinge. Vielmehr rühret ein recht ſtarker ſpäter Froſt den Stamm dermaſſen, zu eben ſolcher Zeit, daß er zuweilen der Länge nach berſtet, und eisklüftig wird.

Die **Buche** wächſet zwar aus dem Samen ſchneller, als **Tannen**, **Fichten**, **Kiefern** auf, wenn ſie ihren rechten Standort findet, doch wird ihr Wachsthum von den erſten ſechzehn bis zwanzig Jahren an, nicht immer ſehr beträchtlich; da ſie ſchon ein hartes Holz hat, und ſie endiget ihr ſtärkſtes Wachsthum, nach Verſchiedenheit des Bodens, mit etlichen ſechzig Jahren. So wie ſie nun Anfangs im vermiſchten Holze wo ſie Gelegenheit hat, Zweige und Wurzeln auszubreiten, nach vieljährigen Bemerkungen, alles Nadelholz verdrückt auch allen ſchwachen Nachwachs faſt von jeder Holzart, nebſt dem Graſe, dem Heidelbeerſtrauche, und dem Heidekraute völlig zerſtöhret, ſo wird ſie auch im Gegentheil nicht ſelten von dem recht dicht geſchloſſenen Nadelholze ſelbſt erſtickt.

Es

Es giebt indeſſen manche Blöſſen, und kleinere leere Flecke in den Forſten, und folglich viele Rauhbuchen, welche maſttragend ſind; ſonſt aber nur allein zu Brennholze taugen. Dabey wird die Buche doch ſehr alt und dauerhaft, doch lange nicht ſo, wie die Eiche. Man findet ſie vielmehr noch zeitiger ſtammfaul, als wozu das Abreiſſen und Abhauen ihrer Aeſte oder Zacken ſehr viele Gelegenheit giebt, daß die Näſſe eindringen, und die Fäulniß in etlichen Jahren ſich darinnen viel weiter verbreiten kann, als bey andern Holzarten, bis endlich die Spechte ſelbſt, und andere Thiere, ihre Wohnung darinnen nehmen.

Das junge Holz muß vor dem Vieh ſehr gehütet werden, da die jungen Haſen, ohnehin in den Winter- und Frühlingsmonaten, bey tiefern Schnee; ſtarken Thau- und Regenwetter, ſo vielen Schaden darinnen anrichten. Sie machen ſich zuweilen eben ſo wie durch das Getreide, Steige durch ganze Oerter, und wenden vieles Laub und Zweige zu ihrem Sitze oder Lager an. In ausgeleuchteten Waldungen, oder wo die erwachſenen Buchen nur auf anderthalb bis zwo Ruthen aus einander ſtehen, bleibet das Gras auf den hohen Triften doch noch ziemlich gut, wo ſie ſich aber ungeſtöhrt und ſtark aus dem abfallenden Samen vermehren, vergehet daſſelbe.

Einheimiſche Gattungen von der Buche ſind uns nicht bekannt. Das frühere oder ſpätere Ausgrünen der Stämme, die verſchie-

dene

dene Farbe des Holzes und der Rinde, nebſt der Gröſſe der Früchte, und die veränderlichen Umſtände des Laubes, ſind bloſſe Zufälle, an welchen das Alter, die Nahrung, der Boden, die Lage und Witterung ſehr groſſen Antheil haben, welche zwar wohl Veränderungen, aber nicht Gattungen erzeugen können. Demnach werden durch alle vorgeſetzte deutſche Namen, keine Arten angezeiget, ſondern ſie bedeuten ſämtlich eine und eben dieſelbe Pflanze, nämlich unſere gemeine **Rothbuche**.

Unſere Buche zeiget überhaupt wenige Abänderungen gegen andere Holzarten bey uns. Denn aus den Samen fallen zuweilen Buchen mit weiß und grün oder gelb geſcheckten Laube, deren Wachsthum geringer iſt als der gemeinen; aber man findet dergleichen eben ſo ſelten, als von der Eiche, die in der That ſehr ſchön ſind, und die Vermehrung wohl verdienen. Man hat eine americaniſche Buche, die kleinblätterich iſt, und kleine Nüſſe träget. Doch hat man eine einzige Abänderung der gemeinen Roth- oder Maſtbuche, die durch gute Unterhaltung beſtändig gemacht worden iſt. Man nennet ſie die **Blutbuche**, findet ſie wild unter der Buchenſäat aber ungemein ſelten, und noch ſeltner in den Sammlungen von Bäumen bey den Liebhabern. Sie hat ein dunkel kirſchbraunes, braun oder Blutrothes faſt halb auch wohl zweymal ſo kleines Laub als die gemeine. Ihre jungen Zweige ſind hellgrau, und die ältere hellbraun, überhaupt aber ſchwächer im Wachs-

thume,

thume, als die gemeine Buche. Die Blätter werden ſehr ungleich befunden, und ſind bald mehr ſpitz- oder ſtumpfzackig, bald glatt oder nur ausgezackt.

Die wahren und natürlichen Geſchlechtskennzeichen, wodurch die Rothbuche von allen Kennern, ſowohl von der fälſchlich genannten Weißbuche, als von allen andern ähnlichen unterſchieden wird, ſind nachfolgende, welche in ihrer Blüte vornehmlich enthalten ſind.

Die Buche iſt eine Zwitterpflanze, welche ihre männliche und weibliche Blüte von einander auf einem oder mehrern Zweigen abgeſondert hervor bringet.

Die männliche Blüte befindet ſich in einem lockern Blumenzapfen beyſammen, der an langen Stielen herunter hänget.

Der Kelch iſt ein einziges glockenförmiges Blatt, deſſen Rand fünf gleiche Einſchnitte hat. Die Blumenkrone fehlet. Die Staubträger ſind zwölf und mehrere, ſehr kurze Fäden, mit länglichen Staubhülſen.

Die weibliche Blüte ſtehet beſonders und aufrecht, zwar in einer gemeinſchaftlichen Knoſpe, aber in einem verſchiedenen Büſchel.

Der Kelch iſt ein Glockenförmiges einzelnes, etwas ſpitziges Blatt, deſſen Rand vier gleiche Einſchnitte hat.

Die Blumenkrone fehlet. Der Blumengriffel beſtehet aus einen Eyerſtocke, deſſen äuſſere Schale der Kelch ſelbſt ausmacht: Dieſer iſt mit drey ſpitzigen Fruchtröhrchen ver-

verſehen, die ſich in ſehr feine ungebogene Narben endigen.

Das Fruchtbehältniß iſt eine aus dem veränderten und zuſammen verwachſenen dicken Kelche beſtehenden einfache ſtachliche Kaſpel, die in vier gleiche Theile aufſpringet.

Die Samen ſind ein, zwey, drey, vier, dreyeckige ſpitzige, glatte Nüſſe.

Was den natürlichen Stand betrift, bey welchem die Buchen das beſte Wachsthum, nebſt einer längern, bis hundertjährigen Dauer zeigen; und bey ihrer Reifeheit vornehmlich ein reines Stammholz bringen, ſo muß er ſchon vorgedachte kühle Lage an der Nord-Oſtlichen Seite haben, auch in einem mit Grieß und Stein vermiſchten guten und gemäſſigt feuchten und lockern Boden, welcher zugleich einen geringen Antheil von Leim und Thon enthält. In einem ſolchen Grunde wachſen die beſten Eichen gleichfalls, in einem trocknen kalkig-thonigen ſtrengen Boden hingegen, wachſen die Buchen ſtrupig, ſtrauchig, und knotig: da im Gegentheil in der kurz vorher beſchriebenen Art des Grundes, die vielen äſtigen Zweige der ſtarken holzigen Wurzel, ohne Hinderniß ſehr weit und ſehr flach in der Dammerde ausſtreichen.

Nach Verſchiedenheit der Lage und Güte des Grundes, und der mit dieſem Holze, anfangs dichte genug bewachſenen Buchenörter, gelanget der Stamm oder Schaft mit der Zeit, zu einer faſt nie gewiß zu beſtimmenden Höhe,

von etwa funfzig, ſechzig oder achtzig Fuß, und zu einer Stärke von ein bis zwo Klafter. Er wächſet von den erſten zwanzig Jahren, am beſten zu, ſonſt aber wie ſchon geſagt, noch einmal ſo ſtark, als die Eiche. Er wird aber hernach ſchon hohl, auch von unten abſtämmig und faul; ob er ſchon dem ohngeachtet doch noch lange ſtehen kann. Indeſſen gebraucht man ihn bey allerhand Geräthe und Bauſtücken, unter andern auch bey den Schmelzöfen, wenn er nämlich ſechs und zwanzig, dreyſig bis vierzig Zoll ſtark iſt, und nach dem gewöhnlichen Ausdrucke, eine ganze Buche ausmacht, auch wohl ſchon als eine halbe Buche, von achtzehn bis zwanzig Zoll, in den Eiſenhütten.

Die Zacken oder Zweige bilden bey der Buche, bald eine offene regelmäſſige und weit ausgebreitete Krone, bald wachſen ſie ſchuppig und zwieslich. In dicht geſchloſſenen ſehr feuchten dumpſigen Orten, ſind ſie ſowohl mit den **bekannten langen Haarflechten**, Lichen filamentoſus barbatus; floridus; jubatus; und plicatus und andern überzogen, von welchen zuweilen etliche als Bärte und Pferdeſchwänze ſehr lang herunter hängen.

Die glatte Rinde des jungen Holzes und der Zweige, iſt etwas grau, und fället ins grüne, im Alter und an den Stämmen ſelbſt, ins dunckelgraue, endlich aber wird ſie heller und weißgrau. Wo aber die Stämme frey ſtehen, als etwa in ausgeleuchteten Revieren, ſo daß

ſie

ſie der Witterung ausgeſetzet ſind, ſo iſt die Rinde ſehr hell oder mehr weißgrau, als ſonſt, dagegen wird ſie tiefer im Holze, viel brauner, und wo ſie der Luft nicht frey ausgeſetzet ſind, noch weit dunkler. Dieſer Umſtand ändert ſich alſo, wenn die Waldungen nach und nach ausgehauen werden. Die Borke iſt indeſſen allemal ſtark zuſammenziehend und herbe, faſt wie die von der Eiche, doch etwas gelinder.

Das ausbrechende Laub der Buche, bringet die Blüte im May, auch manchmal ſchon im April mit ſich, wenn die Eiche blühet. Die Blätter ſind anfangs etwas wolligt und hellgrün, ſie kommen aus ſpitzigen Knoſpen; welche faſt eine Perlenfarbe zeigen, und äuſſerlich mit glänzenden harten dunkelgelblichen Schuppen bedeckt ſind. Die ausgewachſenen Blätter ſind von mäſſiger Gröſſe, eyrund und zugeſpitzt, am Rande nur weitläuftig und ſehr flach gekerbet; übrigens aber glatt glänzend, hart ſteif und von einer angenehmen dunkelgrüne. An den Zweigen ſtehen ſie wechſelsweiſe an Stielen.

Der Zufall macht das Laub, bey gewiſſer Witterung und Jahreszeit, zuweilen an einzelnen Buchen ziemlich roth, auch wohl weißlich, welches aber weder recht beſtändig, noch natürlich iſt, wie die auf den Blättern ſelbſt befindlichen bekannten Misgewächſe. Die jungen Blätter ſind ſäuerlich von Geſchmack, die alten aber ſehr herbe. Das Laub der Buchen ſtehet bis zum Winter, ehe es abfällt, es faulet alsdenn doch ſehr ſchwer und langſam, dabey deſſen

Lauge faſt alles umherſtehende Gras und Kraut gleichſam abbeitzet. Dem Ungeziefer iſt es indeſſen viel weniger unterworfen, als anderes Laub, doch iſt es davon nicht gänzlich frey, wie weiter unten erinnert werden wird. Die Blüte leidet zuweilen durch die ſpäte Nachfröſte ungemein. Die **männliche** hanget an langen, rauhen Stielchen, und beſtehet aus ſehr lockern, runden, fedrigen Büſcheln, mit wenigen Blumen, welche blaſſe oder dunkelgelbe Staubhülſen tragen: Die **weiblichen** beyden hingegen ſtehen gerade zuſammen, deren jede etwas dreyfedrige Fruchtröhrchen zeiget, welche auf kleinen ſtachlichten Früchtgen ſitzen.

Da der **Samen** der **Buche** ſchwer iſt, und nicht abfliegen kann, ſo fället er, wie die Eicheln. Deshalben er ſich, wie alle ſchwerere Samen, überaus ſelten oder faſt niemals ohne Beyhülfe über ein ganzes Gehau gehörig verbreiten kann. Die Saat iſt alsdenn gleichwohl die natürlichſte, die ſicherſte und wohlfeilſte Vermehrungsart. Denn wenn ſie im Spätherbſt, oder noch beſſer, zu Ausgange des Winters geſchiehet, unter und an den Hügeln und Bergen, wo etwas Schutz gegen die Witterung und mäſſiger Schatten iſt, daß die Fröſte, die Saatpflanzen nicht ſo häufig verderben, daß ſie davon verdorren, ſo ſtehen dieſe ſehr vortheilhaft, und geben in gutem Boden hernach ein gutes, reines, dauerhaftes Holz.

Wenn nun die Samen zur Maſtzeit ſtark fallen, und die Schweine, welche nicht hungerig eingetrieben werden dürfen, dieſelben etwas in die Erde gebracht und den Boden gut durchwühlet haben, ſo hilft man öfters mit der Harke nach, und wirft noch etwas Samen dazu. Oefters geräth der Samen in feinem dünnen Mooſe auch gut, wenn er ſelbſt dahin fället, wie es im Nadelholze nicht nur etwa zuweilen geſchiehet, ſondern in vielen Gebirgen gemeiniglich. Sonſt muß man die Samen mit eben dem Sande im Frühlinge, in welchem ſie dem Winter vorher Schichtenweiſe verwahret worden, im April recht dichte ohne weitere Miſchung ausſäen, und nur ganz leichte unterbringen. Dieſes kann zwar auch vom October an bis Ende des Novembers geſchehen, und zwar in einem recht rein gemachten verlüfteten Grunde zu welcher Zeit ſich dieſe Art von Natur überall in dicht geſchloſſenen Orten ſelbſt fortpflanzet; ob es ſchon auf unſerer Seite, wegen der Nachfröſte, im Frühlinge weit ſicherer ſeyn muß. Denn die Saatpflanzen werden im andern Jahre, wenn ſie vor dem Rindvieh wohl gehütet worden, mehr als im erſten und im dritten noch ſtärker als vorher wachſen, bis zum vorbeſagten funfzig bis ſechzigjährigen Zeitpunkt, da ſie im Wachsthume hernach merklich zurücke gehen.

Will man junge Buchen verpflanzen, als wovon die Handgriffe bekannt, die Abſichten aber ganz verſchieden ſind, ſo ſchneidle man ſie

in Forſten gar nicht; wenn ſie nehmlich ein geſundes, ſtarkes, dauerhaftes Nutzholz geben ſollen, oder doch ſehr ſelten, und mit bekannter Vorſicht, wenn man nehmlich vor hat, davon nur ein gutes feſtes Brenn- und Kohlholz zu ziehen. Bey Einrichtung der Gehaue, und dem Abtreiben des Holzes, ſehe man, wie bey allen andern Holzarten, mehr auf denjenigen Trieb welchen jeder Grund und Boden nach ſeiner Art ſchon gethan, und noch thun kann, als auf die Zeit und das bloſſe Alter des Holzes, und einer vieler Orten ohne Vorſicht, nur nach Gewohnheit eingerichteten pedantiſchen Ordnung. Wenn dazu das junge Buchenholz in den Schonungen recht geſchloſſen und dichte zu wachſen anfängt, ſo thut man überaus wohl, wenn man nach einer Forſtmäſſigen Einſicht, dieſen wegen der unter den übrigen zu ſehr verdeckt ſtehenden Lohden, Luft macht, alle Jahre mit dem Weghauen der dickeſten, wo man es nöthig findet, fortfähret, und dabey ſowohl einigen Nutzen zu ziehen, als den beſtändigen Zuwachs davon zu haben ſuchet. Bey andern Holzarten hat dieſes Verfahren nicht immer ſtatt.

So wie nun die Buchenſaat von ſelbſt ſehr häufig aufſchläget, und einen guten Zuwachs zeiget, eben ſo häufig und ſchön, ſchlagen die Lohden aus den Stämmen auf, wenn ſie nicht zu alt worden ſind, und machen ein ſehr dichtes und nutzbares Unterholz. Sowohl in ſolchen, als in vermiſchten Hölzern läſſet man von

rechts

rechtswegen, niemals einzelne erwachſene, noch weniger aber ſtarke Buchen ſtehen, wo man die Oerter wieder mit Holze ordentlich in Beſtand ſetzen will, weil ihre Wurzeln, Laub und Kronen, wenig neben ſich aufkommen laſſen; zumahl von ſolchen, deren Stämme etwas niedrig ſind.

Das Buchene geſunde, reife und zu rechter Zeit gehauene **Stammholz**, iſt ein gutes feſtes und hartes Holz, das man mehr oder weniger wimmerich, knotig, und knorrig findet, von einer bald röthlichen bald weißlichen Farbe. Deſſen Härte iſt verſchieden, und nachdem es Grund, Boden, Luft und Sonne gehabt, und zu ſeiner Reife gelanget, iſt es alsdenn dem ſogenannten **Weißbuchenholze** öfter ſehr gleich. Es iſt kein eigentliches Bau und Schwellholz, da es weder in der Witterung recht aushält, noch in dem innern der Gebäude, ſich dauerhaft erzeiget, ſondern vielmehr bald wurmſtichig wird, und deshalben nur zuweilen in Ermangelung der Eichen ein Nothholz wird.

Es läſſet ſich grün oder naß, ſehr wohl, recht rein und ſauber bearbeiten, hauen und ſchneiden, und ſogar zu ganz dünnen Spähnen und Buchbinder-Brettern: zu welchen es gehörig zubereitet werden muß. So bald es aber trocken wird ſtumpfet es das Werkzeug ungemein. In der Rinde dauert es am wenigſten, ſondern es gehet bald an, daß man nach Verſchiedenheit des Schnittes, allerhand Farben und ſeltſame Geſtalten darinnen finden kann.

Im Alter wird es leicht hohl, in Wetter aber brüchig und ſtockig, ſo daß man zumahl in einigen Revieren, ſehr viele Stammfaule Bäume findet, welche von innen nach auſſen zu, ganz verdorben ſind. Auch bey ſolchen finden ſich Faul- und Stockflecke, welche zu fleiſſig und widerſinnig in Forſten geſchneidelt worden ſind, oder ſonſt durch Sturm viele Zacken verlohren haben; daß man verſichert ſeyn kann, es faule in Zeit von drey Jahren weiter, als eine Eiche, deren Zacken ſeit acht oder zehen Jahren ſchadhaft geworden ſind, daß man ſtatt Nutzholz zu gewinnen, alles zu Feuerholze ſchlagen laſſen muß. So lange das Buchenholz noch etwas Saft hat, bricht es nicht, es reiſſet aber gerne auf; wenn es hingegen recht ausgetrocknet, wird es nach und nach brüchig. Wenn es ganz friſch unter reines Waſſer kommt, und darunter bleibet, ſoll es ziemlich dauren; nur Abwechſelung von Näſſe und Trockne richten es bald zu Grunde. Es iſt indeſſen bekannt, was man in England vor Zubereitung damit vorgenommen hat, um dieſes ſchöne Holz vor dem Wurm zu ſchützen, und es zu Schiffholz etwas dauerhafter zu machen.

Das ſtarke Nutzholz von Buchen, wenn zumahl der Saft der Dauer wegen, nach der bekannten Angabe und Behandlung daraus ordentlich gezogen worden iſt, wird bey Hütten und Pochwerken, bey Mehl- Wind- Oehl und Papiermühlen, auch bey Hammerwerken, Preßblöcken, Blasbalggerüſten, und andern Maſchinen,

ſchinen, Balken, Keil- und Stangenwerken mit Nutzen gebraucht. Ferner wird es zu Wagenholz, Schrauben, Oehlſtampen, Rollen, Keltern, Stühlen, Bettſtellen, gewiſſen Arten von Backtrögen, Molden und Kiſten nützlich angewendet. Die mit den Stöcken ausgenommenen Wurzeln, wenden viele zu Schlittenkufen an. Zu Kutſchbäumen aber iſt das **Eſchenholz**, und zu Kanonenlavetten, das gute Rüſternholz weit beſſer, beſonders von der kleinblättrigen Art und der **Haynbuchen Rüſter**.

Das ſchwächere Buchenholz hingegen, giebt allerhand gemeines Schirrholz, und zu Wurf- und Kornſchaufeln, Spaten, Flachsbrechen, Achſen, Felgen, wie auch allerhand dünne Bretter, Spähne, hölzerne Schuhe, das Abſatzholz, ferner Kummet- und Sattelholz, auch Handſchlitten und Handgriffe, worunter verſchiedenes Handwerkszeug, Waſſereymer, Teller, und endlich zu Degen- und Meſſerſcheiden.

Das Buchenholz als Brennholz iſt unter den harten Holzarte das beſte zum Heitzen, Kochen auch zu verſchiedenen Schmelzarten und Fabriquen, weil es eine helle Flamme giebt, die Glut und Hitze lange genug hält, ohne zu praſſeln, oder zu ſpringen. Die Kohlen davon ſind hart, ſchwer und im Feuer dauerhaft, ſie halten die Hitze ſtark und lange genug, und die Aſche iſt zur Potaſche eine der allerbeſten.

Da nun eine **Buche**, dem allen ohngeachtet, was man von ihrem Nutzen ſagen kann,

 doch

doch gegen die Eiche einen geringern Preis hat, und ſeltner Maſt trägt als die letztere, welche noch dazu wenig gilt, und vor ſich allein bekanntermaſſen, des ſchmierigen Speckes halber, zur Maſtung nicht ſo tauglich iſt, als die Eicheln, ſo wird die Eiche immer vor jener vorzüglich bleiben. Der Schatten der Buche iſt den Feldfrüchten und dem Graswuchſe nachtheiliger, und die Lauge des abgefallenen Laubes läſſet, ſo weit daſſelbige abfliegen und zuſammen getrieben werden kann, kein Gras unter ſich aufkommen, auch faſt keinen Anflug von irgend einem Unterholze gedeihen. Dahero dem ein Buchenwald von ſeiner Entſtehung an bis zu der Zeit, da er recht haubar wird, das wenige Auspländern der dichten Schonungen ausgenommen, ſonſt weder zur Graſung noch zur Weide, am ſeltenſten aber, wo er gut mit Holz beſtanden iſt, zur Maſt gehörig genutzet werden kann. Die dauerhafte Eiche rathen auch daher in einem guten fetten Grunde, den Vorzug auf alle Weiſe an, weil ſie ohngeachtet der obenher abſtehenden und trocken werden Zweige, oder wo ſonſt der Stamm etwa beſchädiget worden, und Löcher bekommen, doch noch immer etliche zwanzig, auch bis vierzig Jahre lang ſchadhaft ſeyn kann, und ſich, ohne weiter zu verderben, im Stammholze gut erhält. Dagegen eine ſo leicht durch Verletzung der Zweige oberwärts anbrüchig werdende Buche, in Zeit von etlichen Jahren ungemein weit einfaulen kann.

Die

Die **Kerne** aus den Früchten ſind eine bekannte Maſt der zahmen und wilden Säuen, welche nur alle drey bis vier Jahre geräth, deren Eigenſchaft beym Maſtvieh, durch Zuſatz von Erbſen und groſſen Bohnen, noch ſehr verbeſſert wird. Das daraus geſchlagene Oehl wird zwar friſch in der Speiſe genoſſen, hernach aber, wenn es älter geworden, auch in Lampen gebrannt, und iſt weder dampfend noch berauſchend, wenn nur die **Buchnüſſe** recht reif ſind. Die Fruchtſchalen werden zur Feurung beſonders geleſen, ſie dienen auch feines Leder zu gerben. Von dem Laube ſtopft man ſtatt des Strohes Bettſäcke, die ſich dreymal länger und beſſer halten, als mit Stroh, und aus den Rinden ſind ſonſt Trinkgeſchirre verfertiget worden, wie von Birkenrinden. Der **Schwamm**, welcher ein ſehr groſſer und zarter Pilz iſt, deſſen Vermehrung man ſo wenig in dem Forſte wünſchet, als vieler anderer Arten, da ſie eben nicht von der beſten Beſchaffenheit der Stämme zeugen, wird noch zu beſondern Abſichten geſammlet.

Die **Rothbuche** gegen die **Eiche** betrachtet, behält ein ziemlich reines Laub, und man bemerket auſſer den gemeinſchäftlichen Ungezieſer anderer Holzarten kaum etliche, die der Buche beſonders eigen ſeyn ſollten. Mit den Eichen und der Haſelſtaude hat ſie etliche gemein, die übrigen gehören unter die **Vielgefräſſigen**, welche die Blätter faſt an allen, oder doch an den meiſten Holzarten verzehren,

auch Holz, Splint, Baſt und Rinde nicht verſchonen. Doch ſind ſie wenigſtens auf geſunden und vollwüchſigen Buchen, weit ſeltener als auf andern: nur in manchem Grunde und bey gewiſſen Jahreszeiten werden ſie öfters angetroffen.

Die Hage-Hain-oder Weißbuche.

Die Hage-Haynbuche, Heckebuche, Haubuche, Hachenbuche, Haimbuche, Steinbuche, Weißbuche, Zaunbuche, Zwergbuche, (Carpinus betulus Linn). Dieſe nutzbare Laubholzart hat den Namen einer Buche, ſehr uneigentlich. Sie iſt ſo wenig eine Buche als eine andere Art von Rüſtern, ob ſie ſchon von den Alten bald mit den Linden und Ilmen, bald mit Ahorn und Aeſchen ganz ungegründet, und wie man gar wohl errathen kann, vom bloſſen Hörenſagen verwechſelt worden iſt. Man muß ſie auch nicht vor die ſogenannte weiſſe oder Silberbuche halten, deren Name weder ſonderlich bekannt noch angenommen worden iſt; welche eigentlich von der vorhergegangenen bekannten gemeinen Roth-oder Maſtbuche in keinen Stücke weiter abgehet, als ein munteres junges Pferd, von einem alten mehr abgelebten. Die Virginiſche ſogenannte blühende Weißbuche, bringet ein gröſſeres Laub, welches zeitiger abfällt als von unſerer Art. Ihr Holz iſt brauner und wird Hart-Holz von Canada genennet. Sie iſt übrigens von der gemeinen Haimbuche bey uns wenig

wenig unterſchieden. Nachfolgende natürliche Geſchlechtskennzeichen, werden den Unterſchied zwiſchen der **Rothbuche** und unſerer fälſchlich ſogenannten **Weißbuche** oder der eigentlichen **Hainbuche** auſſer Zweifel ſetzen.

Die Hainbuche iſt eine Zwitterpflanze, welche männliche und weibliche Blüten zugleich, aber auf von einander abgeſonderten Zweigen, oder auch nur Stielen hervorbringet.

Die **männliche Blüte**, ſtehet in langen hangenden Walzenförmigen gemeinſchaftlichen **Blumenzapfen** beyſammen, deren **Schuppen** ſich ganz weitläuftig decken und auseinander ſtehen. Jede einzelne **Schuppe**, iſt etwas hohl und mit einem haarigen Rande üerſehen.

Der **Kelch** fehlet. Die **Blumenkrone** iſt kahl und ohne blättrigen Rand. Die **Staubträger** ſind acht, zehn, zwölf, funfzehn, kurze, am unterſten Ende ganz rauhe **Fäden**, und ihre ebenfalls an der Spitze ſtehende rauhe **Staubhülſen**, ſind platt und gedoppelt.

Die **weibliche Blüte** beſtehet in einem beſondern hangenden, länglich traubigen **Zapfen**, welcher ſich anfänglich einer **Aehre** vergleichet, nach dem Verblühen aber, ſeine ganze Geſtalt und Gröſſe ſehr merklich verändert, und ſich noch mehr öfnet. Jede Zapfen **Schuppe**, welche einer andern gerade überſtehet, iſt ein dreytheiliges, verlohren und etwas unkenntlich gekerbtes Blatt, deſſen mittlerer Theil, ſich in Geſtalt einer Zunge ungemein verlängert.

Der

Der Kelch fehlet. Die Blumenkrone iſt kahl wie bey der männlichen.

Der Blumengriffel hat einen ſehr kleinen Eyerſtock, mit zwey feinen langen haarförmigen Fruchtröhrchen, mit den feinſten Narbenſpitzen. Das Fruchtbehältniß iſt eine einzelne platte, herzförmige, geſtreifte, harte und holzige Nuß, mit einem Kerne.

Wenn man dieſe Kennzeichen, mit den vorhergehenden, die von der Buche gegeben worden ſind, zuſammen hält, ſo wird man an dem Unterſchiede beyder Geſchlechter nicht mehr zweifeln.

Die Hainbuche wächſet in allerley Grunde, nur in einem beſtändigen naſſen, oder ganz feſten und zähen, iſt ihr Wachsthum ſehr ſchlecht. In einem leichten mäſſig feuchten, ſchattigen Orte wird ſie zu einem anſehnlichen Standbaume, wo ſie nämlich des geraden hohen Schaftes wegen, im dicken Holze ſtehet. Sie gehört indeſſen unter die mittlern Baumarten, welche eine verſchiedene Höhe, ſowohl in den Ebenen, als auf erhabenen freyen Orten, auch in dürren hügeligten Gegenden, bey aller Witterung, ein ſehr hohes Alter erreichen; daß man ſich alſo ihrer unterweilen, zum Schutz vorliegender Ländereyen, mit groſſem Nutzen gebrauchen kann. Wie denn dieſe Hainbuche, auf Triften und Angern, wo ſie des Schatten halber zwo Ruthen weit aus einander ſtehet, die Weide unter ſich nicht verderbet.

Die ſtarke äſtige **Wurzel** gehet ſowohl tief unter ſich, als weit um ſich, und wenn der Stamm alle zwölf, ſechzehn, zwanzig, dreyſig, oder fünf und dreyſig Jahre, nachdem man ſtarkes und feſtes Holz zu nutzen verlanget, gehauen wird, ſo iſt ſie im Schlag- oder **Unterholze**, eine der nützlichſten Holzarten. Denn ſie treibet nach Art der **Birke**, ungemein häufige Stammlohden aus, wie der Stock ſelbſt, die ſehr ſchnell aufwachſen, und binnen gedachter Zeit, ſehr ſtarke Stangen zu Brenn- und Kohlholz aufſetzen. In manchen Jahren leiden die jungen Lohden; auch ſelbſt die Stangen von Mäuſen Schaden; wie die neuern Schriftſteller des Forſtweſens, mit Recht anmerken.

Der **Stamm** wächſet der Härte ſeines Holzes ohngeachtet, doch ſehr geſchwind. Man findet ihn öfters nur zehn bis funfzehn Fuß lang, aber auch als einen mittelmäſſigen Bauſtamm von dreyſig bis vierzig Fuß hoch, und dabey ſechzehn, achtzehn bis zwanzig oder zwey und zwanzig Zoll ſtark, in geſchloſſenen Holze; doch bey einer ſolchen Stärke, auch bald ſchadhaft im **Stammholze**. Will man ihn mit Vortheil hauen, thut man wohl, wenn man ihn nicht tief, ſondern wenigſten laut der Erfahrung, etliche Fuß über der Erde weghauen läſſet. Soll aber ein Stamm, welcher einen recht ſchönen und geraden Wuchs hat, behauet werden, ſo verfähret man damit eben ſo wie mit den Birken. Man nimmt nämlich die

Aeſte

Aeſte von unten auf am Stamme nach und nach glatt weg, ohne dem Stamm zu köpfen. Die Aeſte wachſen an dieſem Baume öfters ſehr unregelmäſſig ausgebreitet, und der Zopf etwas windig. Die Rinde iſt weißlich etwas rauh und zähe, und der innere Theil derſelben, hat eine gelbe Farbe bey ſich.

Die Blätter, welche ſich dem glatten Rüſternlaube etwas gleichen, ſind eyrund und zugeſpitzet, am Rande ſehr ſcharf und ſpitzig gezackt, übrigens aber regelmäſſig gerippt und gefalten, auch unterwärts glätter und hellgrüner als oben. Sie kommen aus ziemlich ſpitzigen Knoſpen, die an den Zweigen wechſelsweiſe ſtehen hervor.

Die Blüte ſcheinet mit Anfang des Frühlings in kleinen grünen dicht beyſammen hangenden Kätzchen, und die harten Samen, in beſondern langen, hangenden traubigen offen und blättrigen Büſcheln.

Der harte holzige Same, iſt mit dem abfallenden Laube ſo vollkommen zeitig, daß er häufig und mit ſeinen ganzen traubigen Büſcheln abfället. Zu ſolcher Zeit, die bey uns im October einfället, muß er ſogleich geſäet werden, wie es auch von ſelbſt geſchiehet, da er denn in gröſter Menge aufgehet, ob er gleich ziemlich lange lieget. Wenn die Hainbuche etwa zwanzig Jahr erreichet ſäet ſie ſich ſelbſt häufig genug, als worauf man beym Schneideln und Hauen mit zu ſehen Urſache hat, wo man Samen verlanget. Wenn man ihn ſäet,

kann

kann er etwas, aber nur ganz leichte eingehar-ket werden, weil ihn ſonſt verſchiedene Thiere weg tragen oder freſſen, welchen er zum Theil, wenn ſie ihn zu häufig oder auch ohne andere Aeſung zu ſich nehmen, nicht eben zum beſten bekömmt; ob er ſchon ohne dieſe Arbeit von ſelbſt aufgehen würde. Nur müſſen die Sa-menlohden in einem tiefen Holzgrunde, und etwas dicke beyſammen ſtehen, wenn ſie hohe und gerade Stämme geben, und nicht ſtruppig und knorrig wachſen ſollen. Die jungen Sa-menpflanzen zeigen ihre erſten Samenblätter, faſt wie die vom Apfelbaume.

Die jungen Hainbuchen laſſen ſich faſt vor allen übrigen Arten, am beſten in Hecken bringen, leicht pflanzen und unter der Scheere halten, weil ihre Zweige dichte wachſen, wel-ches bey andern nicht ſowohl von ſtatten gehet, welche ihre Zweige lange und weit ausbreiten. Es können ſechs bis acht füſſige dazu aus den Forſten, wo ſie zu dicke ſtehen, zwar genom-men werden, man nimmt ſie aber höher und etwas ſtark. Allein man muß, da ſie ſchon ſo weit erwachſen ſind, daß man ſie etwa zum er-ſtenmahle ordentlich zu einem Gehaue einrich-ten könnte, den Gärtnern vor die groſſen Luſt-gärten, den Willen nicht zu ſehr laſſen, daß ſie etwa etliche Jahre nach einander allezeit jährlich bis ſechs hundert Schock aus einzelnen Revieren wegnehmen dürfen. Dieſes dürfte ohngefähr jedes Jahr von dem ſchönen Zuwach-ſe, leicht gegen ſechs und dreyſig tauſend Stü-

cke und mehr betragen: wie es wirklich geſchehen iſt, und ohne ſonderliches Bedencken, gegen geringe Bezahlung, ob ſchon in gemäſſigterer Menge, zuweilen noch wohl geſchiehet. Das ſchwere ſpaltige Nutzholz von der Hainbuche iſt ſehr weiß, und eines der feſteſten, härteſten und zäheſten, welches die Zimmerleute ſuchen, um im Trocknen zu verarbeiten: nur im Wetter und in der Erde iſt die Dauer nicht ſonderlich. Desgleichen verbrauchen es die Mühler, Stellmacher und Tiſchler, auch bey einigen Manufacturen, als Färber und andere zu Schrauben und Preßgeräthen überhaupt. Ferner dienet es zu allerhand feſten und dauerhaften Werkzeugen dieſer Handwerksleute, als wozu es hauptſächlich geſucht wird, und überhaupt zu vielerley Inſtrumenten, welche eine ſtarke Laſt und Stoß aushalten müſſen. Auch wird es eben auf dieſe Art, als wie die Roth-Buche zu verſchiedenen andern Geräthen, und als ein gutes ſtarkes Schierholz gebrauchet.

Das Herz oder der Kern, von reifen geſunden, völlig ausgewachſenen Stämmen, und beſonders den Stammenden, mit ſeinen braunen Streifen und Stellen, iſt in der Härte und Bearbeitung dem ſchwarzen Ebenholze nach Erfahrung der Tiſchler, in vielen gleich.

Das Brennholz von der Hainbuchen, iſt unter den harten Hölzern, eines der beſten, es giebt die ſchönſten Kohlen, welche die ſtärkſte Hitze am längſten halten; auch gute Aſche. Der Kohlen wegen, ſollten allen Hüttenwer-

ken höchſt daran gelegen ſeyn, zu jährlicher Erſpahrung ſo vieler tauſend Rthlr. am Fuhrlohn vor Kohlen, von dieſer ſo ſchnell wachſenden ſehr guten harten Holzart, überall und in der Nähe beſonders gute unv beſtändige Kohlengehaue einrichten zulaſſen.

Endlich hat die Hainbuche unter ſeinen verwanden Holzarten das wenigſte Ungeziefer bey uns, und ihr Laub hält ſich mit vielen am reinlichſten, daß man auch dieſe am liebſten in Gärten zu dichten lebendigen Hecken anwendet, die zugleich als die dauerhafteſten befunden werden.

Die Birke.

Die Birke, Birkbaum, Gemeine Birke, Berke, Weiſſe Birke, Rothe Birke, Waſſerbirke, Maye, Hangelbirke, Mutterbirke. Haarbirke. (Betula alba.) Welche, den Beynamen in neuern Zeiten, die **gemeine weiſſe Birke**, von den Gewächsverſtändigen, wegen einer in Nordamerika ſogenannten **ſchwarzen** oder **Zuckerbirke**, mit gröſſern ſpitzigen dunkelgrünen und klebrichten Blättern, und der ſchneeweiſſen Rinde, des im beſten Wachsthum begriffenen Hauptſtammes und deſſen Hauptzacken mit Recht erhalten hat; iſt einer unſerer allergemeinſten Bäume in verſchiedenen Grunde, der aber wegen der gewöhnlichen Höhe und Stärke des Schaftes nur unter die **Mittelbaumarten**, und des zähen harten Holzes halber, unter die harten Hölzer gezählet wird;

auch wegen des Laubes unter den harten Laubhölzern ſeine Stelle einnimmt. Da ſich die Birke, ſowohl wegen Unterſchied des ſchlechten, guten, naſſen und trocknen Bodens, und deſſen Lage, als zugleich der verſchiedenen Höhe halber, in den Gebirgen, von dem Meerufer angerechnet, auch in verſchiedener Geſtalt, und folglich in mancherley Abänderungen zeiget, welche aus dem Samen überall fallen; wozu noch überdem, mehrere mitwirkende Urſachen kommen, ſo hat man davon unter andern folgende Umſtände zu merken.

Die Schriftſteller haben darüber getheilte Meynungen. Es ſoll eine rothe von einer weiſſen Birke ganz verſchiedene Art ſeyn. Man ſchreibet von einer **harten** und **weichen**, frühen und ſpäten, einer **Mutter** oder **Hangel-** und **Haarbirke**, auch einer haarigen Gattung. Alle dieſe Birken entſtehen aus einem und dem nehmlichen Samen, den die gemeine Birke an verſchiedenen Orten ſäen, welche auf den Heiden befindlich ſind. Sie wechſeln oder verlieren ſich wieder allmählig im Samen, nachdem ſie etwa unter einem Himmelſtriche in verſchiedenen Grunde und Lage erwachſen ſind, und Samen tragen, ein verſchiedenes Alter erreichen, auch mit dieſen verſchiedenen Zufälle und Veränderungen überſtanden haben. Sie wachſen ſowohl in den allerhöchſten und niedrigſten, oder rauhen und kalten äuſſerſten Weltgegenden, wo ſie ſehr alt werden, als in wärmern gelindern, dürren auch ganz naſſen Grunde.

Sie lieben vor andern das Mitternächtliche rauhe Klima, einen unfruchtbaren Sand- und Heideboden, und ſolche Felſen und Klippen, die ſonſt auſſer dem Mooſe, wenig oder noch keine andere Gewächſe zu tragen im Stande ſind. Im ſteinigten Boden geben ſie das beſte Holz. Sie ſind indeſſen öfters auch in einem etwas beſſern und gemäſſigten Grunde anzutreffen, oder ſie können doch durch Verpflanzen, darinnen fortgebracht werden; wenn es nur nicht entweder ein allzuſtrenger Leim, ein allzuzäher, fetter und dichter Thon, Letten und Walkerthon, oder im Gegentheil der bloſſe ganz dürre, unfruchtbare, heiſſe, brennende Flugſand iſt, in welchem leztern ſie doch fortwachſen, wenn ſie anfänglich nur Schutz und ſo viele Zeit haben, ihre Wurzeln recht tief zu treiben, und Feuchtigkeit zu finden. Daß ſie aber faſt in allem Grunde, und zwar Anfangs ziemlich wachſen, aber doch deshalben zur Oekonomie nicht immer recht nutzbar werden, darinnen lange ausdauren, oder dazu die erforderliche Geſtalt, Höhe und Stärke des Stammes und die eigentliche Güte des Holzes erreichen, iſt durch Erfahrung, wie von mehrern Holzarten auſſer allen Zweifel geſetzet, welche ſich auſſer ihren natürlichen Standörtern befinden. Denn Bruch und Torf bringen auch Birken hervor, wie das trockenſte Heide Land, aber von ſehr unterſchiedlichen Eigenſchaften. Der beſte Boden iſt ſandig, oberwärts mit Wald oder Tangel- und Wurzelerde vermiſcht, der

eine ſehr mäſſige, aber beſtändige Feuchte hat. Daß alſo die Birke aus dieſen Grunde das Nadelholz liebet, wo ſie auch glatte, gerade und hohe Stämme treibet, welche bis vierzig Jahre wohl zu nutzen ſind, aber eben des Nutzens halber nicht viel länger ſtehen dürfen.

Nach nur erzählten abwechſelnden Umſtänden, trift man in freyen, naſſen oder trocknen Grunde, Birkenſträuche von vier bis fünf Fuß hoch an, oder auch mit ſchwachen Stangen zwölf bis funfzehn Fuß, und im geſchloßnen Holze, oder auch unter den dichten Nadelhölzern, öfters einen Baum von achtzig bis neunzig Fuß hoch. Der **Brocken** wie viele andere Gebirge, die ihm an Höhe, Lage und Grunde gleich kommen, bringet in einer gewiſſen Höhe einen überaus kurzen und ſchwachen Birkenſtrauch hervor, der ein beſonderes und ungewöhnliches Anſehen, gegen den in den Landforſten aufſchlagenden zeiget; ſo wie es mit den kleinen Samenweiden an den hohen und kalten Gebirgen gehet. Diejenigen Schriftſteller die aus jeder Kleinigkeit der Veränderung, die Gattungen der Bäume eben ſo zu vermehren geneigt ſind, als die Handelsgärtner mit ihren Blumenwercke befugt zu ſeyn glauben, finden hier einen Zuwachs. Die Forſtverſtändigen halten ſich damit nicht auf. So viel iſt von jetzt beſagter niedrigen und ſchwachen Abänderung der gebirgiſchen Strauchbirke wohl zu merken, daß man ſie mit der allerkleinſten rundblätterigen Birke, die wir in der Folge beſchreiben

den werden, nicht zu verwechſeln habe. Bey etlichen hangen die ſchwachen Ruthenzweige gröſtentheils herunter, wie beym Lerchenbaume, bey vielen nur zum Theil. Andere wachſen ſchnell, ſie haben im guten Grunde, gerade aufſtehende Zweige, und ein groſſes fettes wohlriechendes Laub, welches dem Viehe beſonders angenehm iſt. Ihr Holz iſt weiß, und dieſe ſind eigentlich die jungen Birken, die mit den vielen lang herunterhangenden Ruthen hingegen im Heideboden, ſetzen faſt kein Holz mehr auf. Sie haben kleinere dunkele ſehr bittere Blätter, welche das Vieh nicht gerne, oder gar nicht anrühret, und ein röthliches oder bräunliches Holz, dieſe ſind alte Birken. Manche ſchlagen früher aus, und blühen zeitiger, andere hingegen ſpäter, und die Reife der Samen beträgt etwa vierzehn Tage Unterſchied. Der weiſſe wilde Maulbeerbaum, wie er in verſchiedenem Grunde, aus dem Samen erzogen, gepfleget und genutzet wird, kann uns viele Umſtände bey den Birken erläutern. Die jungen Stammlohden der Birken, ſind zuweilen faſt weiß grau, auch mehr grün und ganz über und über mit ſamt den Blättern haarigt und wolligt; und gleichen den Lohden von Crataego Torminali überaus ſehr.

Die Wurzel der Birke, iſt ſtark und äſtig, ſie gehet aber nicht ſonderlich tief, daß man ſich aus dieſem Grunde, wo es eben kein tiefer Holzboden gefunden wird, um einhohes und ſtarkes Stammholz zu ziehen, der Birken mit

Nutzen bedienen kann. Ihre Saat iſt dahero dem jungen Eichen und andern, welche tiefe und ſtarke Pfahlwurzeln treiben, im Gemenge nicht nachtheiliger, als etwa die Wurzeln verſchiedener Sträucher, und rauher Waldgräſer ſeyn können. Wenn die Birke tiefer an der Erde abgehauen wird, ſchlägt die Wurzel ſehr gut wieder aus: auſſer in tiefen naſſen Gründen, wo das Waſſer zu gewiſſen Jahres-Zeiten ſteiget, und ſie folglich nicht allzutief abgehauen werden darf. In ſehr ſandigen Gegenden, findet man zuweilen an den Hauptwurzeln der Birken, kleine ſchwache und rauhe Zweige, welche etwa die Dicke eines Strohhalmes haben, ganz auſſerordentlich zähe, ſchlank und biegſam ſind, und wohl etliche zwanzig bis dreyſig Fuß flach auslaufen.

Der Schaft eine ausgewachſenen Birke, im geſchloßnen Holze und guten Grunde, iſt gerade, glatt, und ſiebenzig achtzig bis neunzig Fuß hoch, dabey wohl funfzehn bis achtzehn Zoll dicke. Er endiget ſein Wachsthum höchſtens in funfzig bis zwey und funfzig Jahren, wird aber ſchon in vierzigſten, auch wohl noch eher, zu mahl in den Tangelhölzern, zu einem mittelſtammholze haubar. Hernach wird er abſtändig. Das was eben geſagt wird, hat ſeine Ausnahmen im verſchiedenen Boden: welches man auf Ort und Stelle mehr allzu oft erfähret: denn das Holz treibt an dem einem geſchwinder, als an dem andern, er ſetzet ſein Wachsthum länger fort, oder endiget es früher,

her, wird alſo zeitiger abſtändig, oder hält ſich im Holze ſehr lange gut. Man richtet ſich alſo mit den Anſtalten nach dieſen Umſtänden. Im Unterholze wird die Birke, alle zehn bis funfzehn Jahre zu Reiſſe, zu guten Stangen, Brenn- und Kohlholze hingegen, erſt im zwanzig, dreyſig bis fünf und dreyſig Jahre gehauen; wobey der Hieb, wie ſchon geſagt, ordentlich geführet werden muß.

Die äuſſere dünne Schale an jungen Bircken und ihren Zweigen, iſt braun, und die innere Rinde ſchwarzroth oder dunkelbraun. Wenn ſie aber ſtärker werden, und noch im vollen Wachsthume ſtehen, iſt der Schaft und die Hauptäſte oder Zacken, mit einer ſchneeweiſſen glatten Rinde überzogen, welche zugleich zart, hart, dauerhaft und biegſam gefunden wird. Wenn ſich das ſtarke Wachsthum der Birke nach und nach endiget, wird ihre ganze äuſſere Borke nach und nach immer ſpröder, dunkler und riſſiger. Bey Birken von einem mittlern Alter hingegen iſt ſie zähe und dauerhaft, dergeſtalt, daß wenn das Holz endlich im Stamm und Wurzel wirklich ausfaulet, die Borke dennoch einige Zeit übrig bleibet. Sie verwahret ferner die Dächer vor der Witterung, auf eine ſehr lange Zeit, auch ſogar wenn ſie, wie es in Schweden geſchiehet, mit Raſen bedecket wird.

Die Zweige welche beym erſten ſtarken Wachsthume ſteif und aufrecht ſtehen, verlängern ſich nach und nach in ſchlanke und dün-

ne ſchwache Ruthen, welche von eben derglei- chen langen ſchlanken Seitenzweigen, von Jahr zu Jahr dermaſſen beſchweret werden, daß ſie ohne von Schnee und Eiſe niedergedrückt zu ſeyn, oder mit Blättern und Zapfen beſchweret, doch beſtändig unter ſich hangen, wie bey dem Lerchenbaume und der Babyloniſchen Weide.

Das Laub kömmt im Frühlinge, wenn aller Froſt vorüber iſt, aus langen, dünnen, ſpitzigen Knoſpen. Es iſt anfänglich faltig, krauß und haarig oder wollig, und hat wie je- ne, einen recht angenehmen Geruch, der ſich ſehr weit verbreitet, nebſt einer ſchönen glänzen- den grünen Farbe, und einem bittern, klebri- gen Weſen, welches dem Wilde und vielen an- dern Thieren, auſſer den Ziegen zuwider iſt, auch das Ungeziefer, noch ziemlich abhält, wenn es ſtark worden iſt. Auſſer das der Birke insbeſon- dere eigene Ungeziefer, welches in manchen Jah- ren ganze Birken Oerter vom Laube völlig kahl macht. Die jungen Saftreichen, geilen Waſ- ſerlohden hingegen, und die noch etwas weichen Blätter, ſind nicht ſo bitter, und werden ſo- wohl vom Wilde, als von andern Thieren ge- ſucht, daß man ſolche Oerter dagegen hüten laſſen muß. Wie denn aus dieſem Grunde ſo- gar unter den beyſammen ſtehenden Birken, nur immer einige vornehmlich verbiſſen werden. Die Blätter, welche auf ihren langen, ſchwa- chen Stielen ſtehen, ſind länglich, herzförmig, am Stande ſpitzzackig und zugeſpitzt. Sonſt verändern ſie ihre Geſtalt, Gröſſe und Farbe

an den geilen Stammlohden faſt eben ſo oft und ſo ſtark, als man es an den Eſpen gewahr werden kann.

Was die unanſehnliche gelbe Blüte der Birke betrift, welche im April und May, in beſondern Zäpfchen in ihrer Vollkommenheit ſtehet, ſo zeiget ſie ſo viel an, daß dieſes Geſchlecht unter diejenigen Zwitterpflanzen gehöre, die ihre männliche und weibliche Blüte auf den Zweigen von einander abgeſondert hervor bringen.

Die **männliche Blüte** befindet ſich in einzelnen, langen, hangenden, walzenförmigen, beſondern Zapfen beyſammen.

Der **Zapfen** ſelbſt iſt locker, und wird von lauter übereinander liegenden Schuppen gebildet, wovon jede mit zwo kleinern Neben- oder Flügelſchuppen verſehen iſt. Unter jeder Schuppe ſtehet ein zartes Blumenbüſchelchen, das aus drey verſchiedenen Blümchen zuſammen geſetzet iſt, welche auf die innere Fläche ihrer **Deckelſchuppe** befeſtiget ſind.

Der **Kelch** fehlet. Die **Blumenkrone** beſtehet aus einem einzigen ſehr feinen **Blättchen**, welches ſich in vier bis fünf gleiche Einſchnitte öfnet.

Die **Staubträger** ſind vier bis fünf überaus geringe Faden, und haben gedoppelte **Staubkölbchen**.

Die weibche Blüte befindet ſich in etwas kürzern, anfänglich gerade aufſtehenden Zapfen, welche nach dem Verblühen ſtärker werden, und ihrer Schwere halber herunter hängen.

Die Schuppen, welche dieſe Zapfen ausmachen, ſind hohl, und herzförmig, es ſtehen allezeit drey einander gerade gegen über, und führen nur zwo Blütchen beyſammen.

Der **Kelch** fehlet. Die **Blumenkrone** iſt faſt unmerklich oder fehlet gar. Der Blumengriffel beſtehet aus einem runden Eyerſtocke, mit zwey geringen haarförmigen Fruchtröhrchen, und feinen Narbenſpitzchen.

Das Samenbehältniß fehlet. Die **Samen** beſtehen in einem eckigten oder runden Kerne, das bald mit einer breiten häutigen zweyflüglichen Einfaſſung verſehen iſt, bald kaum, oder nur mit einer unmerklichen.

Nach dieſem natürlichen Geſchlechtskennzeichen macht die Birke mit der Erle ein Geſchlecht aus, ob ſie ſonſt gleich von einander unterſchieden ſind, wie in der Folge erhellen wird.

Es iſt eine gemeine Sage, welche auch mit einer ziemlich dreiſten Unanſtändigkeit zuweilen behauptet werden will: daß die Birke zweymal im Jahre Samen trage und abfliegen laſſe, welcher Umſtand aber ſich nach der Wahrheit folgendergeſtalt verhält: Wenn nehmlich die zarten weichen Fruchtzapfen anfangen zu wachſen, werden ſie von kleinen Käfern ſchon im Junio dermaſſen zerſtöhret, daß ſie ihre unreifen Samen, mit ſammt den Schuppen häufig fallen laſſen: wie dergleichen auch faſt bey allen jungen, unzeitigen und wurmſtichigen Früchten geſchiehet, welche zwiſchen der Blüte und der Reifungszeit abfallen. Man zeige uns

alſo die, vor unſern Augen und unter guter Aufſicht von ſolcher ausgeſäeten Birkenſaat erzogene Pflanzen; bis dahin wir alles das vor unwahr, und Zeichen einer ziemlich ſtarken Unwiſſenheit halten müſſen, was von einer doppelten Reife des Birckenſamens ſo zuverſichtlich iſt angenommen worden.

Der Birkenſamen geräth, wie alle andere Holzarten nicht immer, er iſt viel taub, ſonſt aber, wenn er reif worden, klein, zart, gelblich oder braun. Er wird erſt bey uns im September und October, und nicht im Junio reif, und ſeine Reife wird alsdenn deutlich erkannt, wenn er einzeln um gedachte Zeit abzufliegen anfängt. Man ſchneidet alsdenn die äuſſerſten Zweiglein mit den Zäpfchen die man trocknen läßt, oder man gewinnet ihn durch abſtreifen. Die Zapfen ſelbſt dürfen wegen des Schimmelns oder Erhitzens nicht hoch aufgeſchüttet werden. Der genommene Same wird hernach an kühlen oder luftigen, nicht aber an warmen trocknen Orten aufgehoben. In guten Jahren, wenn er vollkommen und überflüſſig iſt, führt ihn der Wind, der Leichtigkeit halber, Meilen weit, und weiter mit fort, und zum öftern an ſolche Oerter hin, wo ringsumher ſonſt keine Birke ſtehet, oder man keine zu ſehen gewohnt iſt. Er beſäet noch vor Winters ganze Blöſſen oder auch Heideplätze und ganze Gehaue von ſelbſt, welche ſonſt zu ganz andern Holzarten beſtimmt waren, daß auch daher manche Fabel entſtanden iſt.

Dieſer

Dieſer Same, da er zart und klein iſt, trocknet bald zuſammen, und hält ſich nicht lange. Wenn man alſo Urſachen hat, ihn zu ſäen, als unter andern in ein wüſtes ſandiges, ſteinigtes unfruchtbares Heideland, oder in einen bemoosten etwas feuchten Boden, um etwa ganz wüſte Gegenden damit anzubauen: vornämlich an ſolchen Orten, wo Holzmangel einreiſſet, und wenige oder keine andere Holzart anſchlagen wollen, ingleichen wenn dieſes auf ganz kahl abgetriebenen Bergen geſchehen ſoll, ſo ſäet man ihn ſogleich im November, mit etwas feuchter Erde, Sägeſpähne oder Sand vermiſcht, bey ſtillem Wetter. Er wird allemal ſo dicke und ſo flach untergebracht, als es ſeyn kann. Nach einen gemachten Ueberſchlage, kann man dergleichen Saat mit Nutzen anordnen, wenn man gutes ſtarckes Stammholz, Stangen, auch Kohlholz vor Hütten und Salzwerke ziehen will.

Die Saat, welche an ſich wenig Schwierigkeit hat, wird ſich in funfzehn, zwanzig, fünf und zwanzig bis dreyſig Jahren oder auch nach Unterſchied der Nutzung binnen vierzig Jahren mehr als einmal, und zwar reichlich genug bezahlen, und ſonſt einen anhaltenden Nutzen geben. Man hüte ſich aber, daß man eine ſolche Birkenſaat nicht in ſolchen Gegenden zu weit treibe, wo nach Anzeige der jährlichen Bedürfniſſe nothwendigere und einträchtlichere Holzarten angezogen werden können oder müſſen, wie es denn ſonſt leider geſchiehet, weil

ſie

ſie nämlich ſo leichte iſt, und faſt unmerklich geſchehen kann, auch faſt aller Orten anſchlägt, und ſehr ſchnell zuwächſet, daß ſie des öftern Misbrauchs halber, von einigen nur die Schanddeckel der Forſtbedienten genenntt wird. Man übereile ſich aber auch nicht, durch ein ſo vorſchnelles und recht bedrükendes Urtheil, beym erſtern Anſehen, ehe und bevor man den Zuſammenhang der vorhergehenden Zufälle in dieſem und jenem Forſte, oder deſſen einzelnen Revieren recht wohl kennen gelernet, und den gegenwärtigen Zuſtand mit dem vorhergehenden nach der Wahrheit wohl zu verbinden im Stande iſt. Da man auch bey Anlegung der **Eichwälder**, und Beſtellung der **Fichten**- **Tannen**- und **Kieferſaat** ſehr viel von Beſorgung der Gehaue, mit **Roggen**, **Hafer**, **Buchweitzen**, **Senf**, **Rübeſaat**, und andern ſpricht, ſo iſt es billig, der Birkenſaat, als der vorzüglichſten unter allen harten auch zu gedencken, weil ſie ſich faſt mit allen Holzarten verträgt, keinen Widerſpruch enthält, und doch immer vor vielen nach den meiſten Nutzen, zumahl im Unterholze geben kann.

Aus den feinen zarten Samen der Birke läſſet ſich auf die Gröſſe der Saatpflanzen im erſten Jahre leicht ſchlieſſen, als welche Unwiſſenden oder zu ſchnell Sehenden, anfänglich faſt ganz unkenntlich und unſcheinbar ſind. Sonſt iſt der Anflug und Wiederwachs der Birke, aus der Saat, der häufigſte und geſchwindeſte, welcher keiner ſonderlichen Vorſor-

Maſer zum einlegen, und das Holz zu Sieb- und Korbſtöcken, und mehrern Geräthe. Die Schlächter brauchen die harten zähen Stücken, zu Speilhölzern, und die Holzſchuhmacher, die dicken Stämme zu Verfertigung der Klumpen.

Endlich wird dieſes Holz, auch zu kleinen zähen **Mollen** und harten **Bergtrögen**, und ſelbſt zu vielen andern Maſchienen angewendet, welche Schlag und Stoß aushalten ſollen, und nicht brechen. Die Ruthen, Spitzgürten und Beſen-Conſumption, iſt beſonders bey groſſen Städten, jährlich eine der gewiſſeſten und ſtärkeſten, die aber, wenn ſie ohne Aufſicht, und ſonder Anweiſung, unter einen ſichern Pacht oder Verzinſung nicht geſchiehet, nebſt dem unnützen **Mayenhauen**, gewiß eine der gröſten Verwüſtung in guten Birkenheiden werden muß. Indem ſie alle beſſere Nutzungen vor das zukünftige mit den ſchönſten Sommerlotten zugleich vor der Zeit wegnimmt, und bloſſe Geſträuche mit zurücke trocknenden Zweigen zurücke läſſet. Der Gebrauch zum Nutzholze gehet indeſſen noch viel weiter, als es davon hier anzuführen nöthig iſt: weshalben ſich auch das Birkenholz an vielen Orten, noch in einem ziemlichen Preiſe erhält.

Das **Brennholz** von Birken iſt hart und gut, es giebt Scheite, Ruthen, Reiß und Knippel zu **Waſen** oder **Wellen** (**Büſcheln**) und das Klafterholz iſt eines der beſten in die Oefen, Brauhäuſer, und Ziegelöfen. Es muß aber

aber vorher völlig austrocknen, auch in der Rinde nicht lange, wenigſtens über kein Jahr, in allzu groſſen Haufen, an ſolchen Orten beyſammen liegen und ſtehen, wohin nämlich die trockne Luft nicht überall beſtändig ſtreichen kann: wenn es nicht ſtocken, mit Schwämmen beſchlagen, und von ſeiner Güte viel verliehren ſoll; als wodurch ſonſt unverſtändige Käufer und andere, öfters ſehr betrogen worden. Die **Birkenkohlen**, die der Stamm und deſſen Zacken geben, von recht reifen und geſunden Holze, ſind nach den neueſten und richtigſten Erfahrungen, dichte, und vortreflich zum Schmelzen, auch wegen ihres ſtarken beſtändigen und gleichen Feuers bey einigen Fabriquen und in der Chymie vorzüglich. Sie haben keinen ſo häuſigen und ſchädlichen Dampf, wie viele andere Arten. Man hat damit, laut Rechnung gefunden, daß von einem Centner reifen und geſunden Holzes, ohngefehr zwanzig bis zwey und zwanzig Pfünde, auch etwas mehr von guten Kohlen erfolgen, und der Ruß wird zur Buchdruckerfarbe vor den beſten gehalten. Das Birkenholz, nämlich das Lagerholz, wie es dazu genommen wird, giebt eine ſehr gute Aſche, die zum Beitzen der Leinwand und zum Bleichen des Garnes Dienſte thut, auch der Seide und Wolle, wie bekannt ihre verlohrne grüne Farbe wieder verſchaffet. Dieſe Aſche ſchicket ſich zu Verfertigung der der Potaſche, eben ſo gut, als die von Eichen, Buchen und andern harten Holze.

Die Birkenrinde, welche als **Kien** brennet, wird zum Anzünden, und beſonders unter dem Namen Tabbert, auch bey Kohlen-Meilern gebrauchet. Sie gerbet auch gut, aber nicht ſo ſtark, als die Eichenborke, färbet hellbraun, und mit Alaun gekocht, das Garn recht rothbraun. Sie giebt ferner den bekannten Birkentheer, nämlich den Dager, dagget, Degen, ſchwarz Degenöhl, Rußöhl. Oleum Betulae vel Ruſci, ꝛc. welches alles einerley iſt, welcher theils bey Zubereitung des Juchtens, theils wegen der Säure, bey einigen Arbeiten auf den Meſſingwerken, ſeinen beſondern Nutzen hat. Die Wolle wird auch, wie bekannt, zuweilen mit Birkenlauge gekocht, und davon gelb, worauf man die Wolle durch eine ſtarke Brühe von unſerer wilden Wieſenröthe ziehet, und ſchön roth macht. Die unaufgeblüheten Blumenzapfen, im kochenden Waſſer maceriret, geben etwas von einer bekannten Wachsſeife, wie etliche andere Baumarten. Von dieſen Knoſpen und den feinen Zweigen, nähret ſich der Birkhahn im Winter und Frühlinge. Man könnte die Birken noch auf vielerley Arten nutzen, denn der Gebrauch des Laubes, des Birkenwaſſers, Schwammes, Ruſſes und dergleichen, bezeigen dieſes. Doch laſſen ſich nicht alle Nutzungen auf einmal, oder zu gleicher Zeit davon ziehen.

Eine Abart iſt die **rundblättrige Zwerg- oder Staudenbirke**, als ein ſchwaches Erdholz, ſie kömmt bey uns, in den Sümpfen und Torf-

moo-

mooren, aber ſehr ſelten vor. Sie iſt nur ein feines dreyfüſſiges Sträuchlein, mit geraden aufſtehenden Ruthen. Die Rinde iſt etwas haarig und ganz dunkelroth, die Blätter ſind ſehr klein, glatt ſteif, rund und fein gekerbet, unterwärts ſehr adrig. Die einförmigen dicken kurzen Blumen und Zapfen, ſtehen in die Höhe, und die Zahl der kleinen Blumentheile, iſt von der gemeinen Birken in etwas verſchieden. Bey uns iſt davon kein beſonderer Nutzen bekannt. Indeſſen ſollen die Blätter ein weit ſchöneres Gelb geben, als die von der gemeinen; ſonſt hat man dieſes ſchwache Gewächſe noch nicht weiter zu nutzen verſucht.

Die Erle.

Die **Erle**, **Eller**, oder **Elſe** (Betula Alnus glutinoſa, Linn.) als eine natürliche Birkenart, wird ihres Wachsthumes, Alters und des Anſehens halber, auch unter die mittlern Baumarten gerechnet, und zwar nach einen faſt allgemeinen Ausdrucke unter die Waſſerbäume: ob ſie ſchon nach der Lage, der Höhe und des Grundes Verſchiedenheit, unter ſehr verſchiedener ſtaudigen Geſtalt erſcheinet. Der beſte Grund, in welchen die Erle das ſchönſte und ſchnelleſte Wachsthum, nebſt der ſtärkſten Vermehrung und Dauer hat, iſt ein ſchwarzer, moraſtiger, fetter, dabey warmer Grund, in welchem ſich das Waſſer zwar niemals gänzlich verliehret, ob es ſich ſchon jährlich in der Mitte des Auguſtmonaths ſehr ver-

mindert hat, doch in den Wintermonaten wieder einfindet und ſteiget.

Dieſen wichtigen Umſtand hat man an gewiſſen niedrigen Orten wohl zu merken, wo nämlich wenig Holz iſt, auch auſſer den Erlenbüſchen ſonſt kein anderes gefunden wird: da man den zuweilen, wegen der Mühlen, der Verbeſſerung des Wieſewachſes, und der Unterhaltung der Felder in Bruchgegenden groſſe und tiefe Gräben zu ziehen, oder auch nach gewiſſen Jahren wieder aufzunehmen genöthiget wird. Der gröſſere oder Hauptvortheil gehet zwar in allen Stücken, allen übrigen vor, doch muß er niemals andere zukünftige wirthſchaftliche Nutzungen auf einmal vereiteln, die man noch vor ſich ſiehet. Demnach müſſen die deswegen zumachenden Ueberſchläge und Anſtalten, mit den übrigen wohl verglichen werden. Denn wie leicht kann der anſehnlichſte Erlenbuſch auf einmal im Wachsthume ſtehen bleiben, daß weder rechtſchaffene Stämme noch Stangen darinnen gewonnen werden, ſondern nur ein mittelmäſſiges Reißholz. Nachdem auch zu einer gewiſſen widrigen Jahres-Zeit, oder bey einer lang anhaltenden gleichfalls widrigen Witterung, die Hauptgräben zu tief und weit gemacht werden, etwa wenn das Holz ſich dem ſtehenden Alter nahet, ſo können auch ſehr anſehnliche Striche in ſolchen einträglichen Büſchen verdorren: als worüber ſich aus verſchiedenen recht traurigen Erfahrungen noch manches erinnern laſſen möchte.

Sonſt

Sonſt findet man Erlen in allerhand Grunde, um die Dämme, Strömme, Quellen, Teiche, Landſeen und Sümpfe, auch von einer ziemlichen Höhe und Dauer, ſogar im Sande, wenn er nur in der Tiefe ſeine Näſſe nicht völlig verliehret. Die Waſſer, der Wind u. die Vögel führen dieſen leichten Samen ſehr weit umher. Durch die eben angeführten ökonomiſchen groſſen und kleinen Veränderungen, da man zu viele tiefe und neue Gräben ziehet, oder etwa die alten ganz und gar um die Forſten und Wieſen eingehen läſſet, werden dergleichen Veränderungen immer unterhalten, die uns durch Erfahrungen ein vieles begreiflich machen können, ohne daß wir darüber hier weitläuftiger ſeyn dürfen. Der Erlenſamen ſchlägt im feuchten Boden wohl an, aber nicht im trocknen, auch nicht wenn er im Waſſer zu hart wird. Die Wurzel ſucht einen dergleichen Grund in der Tiefe. Wenn nun noch zu einem ſolchen Grunde eine etwas verdeckte warme Lage, zwiſchen hohen Holze, an den Gebirgen und zwiſchen denſelben kömmt, ingleichen wo alle Ueberſchwemmungen nicht zu lange anhalten, daß der Grund wenigſtens etliche Monate im Jahre, völlig über Waſſer ſeyn kann, ſo iſt das Wachsthum der Erlen das geſchwindeſte.

Die **Wurzel** gehet im gedachten lockern, ſchwammigten Boden, ungemein weit um ſich, wo ſie zugleich das Waſſer ſo ſtark einſauget, daß diejenigen nicht unrecht haben, wel-

 che

che vorgeben, daß die Erle, wie die Rüſter und Eſche, ſehr viel dabey thun, um die Moräſte nach und nach ſelbſt austrocknen. Ihre häufigen Wurzelzweige, dringen auch tief genug in den Moraſt. Daher ſie den Grund endlich feſte genug zuſammen halten, und wo man ſie in etliche Reihen ordentlich pflanzet und alle zehn Jahre richtig behauen läſſet, die Ufer an den ſonſt allerreiſſenſten Strömen und Bächen, ziemlich zuſammen halten, auch dergleichen zumahl die kleinen Waſſer zugleich friſch und krebsreich machen; welches letztere nicht iſt, oder ſich der Erfahrung zufolge bald wieder verliehret, wenn die Erlen ganz fehlen oder ausgerottet werden.

An den dünnern Wurzelzweigen der Erlen, finden ſich ganze Klumpen von Wurzelknoten oder Knollen, die zuweilen ſehr anſehnlich ſind, und woraus, wo ſie Gelegenheit finden, ganze Erlenſtöcke entſtehen. Wie denn die Erle überhaupt, wenn ſie nicht zu alt iſt, und gehauen wird, nicht nur eine groſſe Menge von Stamm und Wurzellohden treibet, ſondern auch in Zeit von ſechs, acht bis zehn Jahren ziemlich ſtarke Stangen aufſetzet.

Der Stamm der Erle, endiget ſein rechtes Wachsthum, insgemein in vierzig, funfzig, höchſtens oder ſelten im guten Grunde, erſt in ſechzig Jahren, er wächſet ſehr hoch und gerade, zumahl im dicken Holze, daß man ihn von achtzig, neunzig bis hundert

dert Fuß hoch findet: doch wird er insge=
mein nicht leicht über zwölf, ſechzehn zwan=
zig bis fünf und zwanzig Zoll ſtark. Im
Unterholze läſſet ſich die Erle, in gutem Grun=
de, laut Rechnungs=Nachrichten, achtzig, auch
wohl bis hundert Jahre nutzen. Ob nun wohl
die Vermehrungsart der Erle, aus **Wurzel=
ſtöcken** und **Satzſtöcken** die beſte, die wohl=
feilſte, auch überall die nützlichſte nicht immer
iſt, ſo iſt es dennoch gewiß, daß von einem
ſolchen Reiſer, nach dreyſig bis vierzig Jahren,
in vorbeſchriebenen guten naſſen Grunde, alle=
mal ein ſtarker Baum zu hoffen ſey, der vieles
Brennholz geben kann. Will man ihn aber
ſchon alle zehn bis funfzehn Jahre hauen, ſo
wird man an Reis und Stangen auch einen
guten Zuwachs haben. Wie den ferner der
Hieb, in Anſehung der Zeit, eben auch ſo be=
lieblich nicht ſeyn kann, als andere meynen,
da ſich die Ellernſtämme vielmehr verbluten,
und das ganze Wachsthum, in einem gewiſſen
Alter, und nach etlichen Hieben, mehr oder
weniger geſchwächt wird. Man darf nur etli=
che Jahr auf einander das Abhauen mit den
Stammlohden, in der rechten Saftzeit wieder=
hohlen, ſo rottet man laut der Erfahrung, ein
ganzes Erlenbruch völlig aus. Die Schäfer
haben hiervon durch ihren Fleiß, beym Abhauen
des Erlenreiſes zur Winterfütterung vor die
Schafe, ſchon manches Probeſtücke gemacht,
und würde man wohl glauben, daß es Herr=
ſchaften gegeben, die mit ihnen ſogar darüber

 gezankt,

gezankt, wenn ſie es zuweilen aus ganz vernünftigen Gründen zu thun abgeſchlagen haben.

So mittelmäſſig zähe das Holz an jungen Stämmen iſt, ſo zerbrechlich ſind auch die Zweige, ſie haben ein weiſſes Holz mit Mark, und eine glatte geſtippelte, aus dem bräunlichen ins dunckelgraue fallende, unangenehm bittere und zuſammenziehende Rinde, mit einen gelben Baſte. Am Stamm hingegen iſt die Rinde rauh, braun, und der Baſt röthlich. Dieſe Rinde iſt ſtark, und grob zuſammen ziehend, wird auch ſtatt Gallus, mit alten Eiſen, von den Schuſtern das Leder zu ſchwärzen genommen: ohne das letztere aber zum Gerben und ſchwarzfärben von Färbern und Hutmachern gebraucht.

Im April bricht das **Laub** aus, nachdem die männlichen Blüten abſtäuben, welches ſich dem Haſelſtaudenlaube zwar in etwas gleichet, aber bey der gemeinen **Erle**, im guten Boden, dunkelgrüner, ſtumpfrunder, ſteifer, adriger, ſtark gerippet, glänzend, glatt, fett, und Anfangs klebrig iſt; nicht aber rauch oder wollig. Dabey hat es auch einen weitläuftig, grob und ſtumpf und unregelmäſſig gezackten Rand, und unterwärts in den Abtheilungen der Rippen, rauhe Schwämmchen. Anſtatt der Spitze, iſt insgemein ein tiefer Ausſchnitt. Im trocknen Boden, ſolcher Gegenden, wo ſich etwa viel von dem ſogenannten **Kalkmergel** vermiſcht befindet, ſind die Blätter kleiner und hellgrüner oder blaß, ſie machen aber doch die rechte weiſſe

Erle

Erle nicht aus, wovon ſo vieles vorzügliches geſagt werden will, und von welcher auch insbeſondere gehandelt werden ſoll. Die dreyeckigten Blätterknoſpen, kommen ſchon am Ende des Septembers, von neuen zum Vorſchein, vor das künftige Jahr, wenn die alten und bald reifen Samenzapfen noch immer vorhanden ſind. Sie haben eine graurothe, grüne, oder ins purpurrothe fallende Farbe, und ſind im Frühlinge, da ſie ſonſt am ſtärkſten zu ſeyn pflegen, doch kleiner, als die an der weiſſen Erle, daß man dieſe Art von jener, auch auſſer der Rinde ſelbſt in der Ferne etwas unterſcheiden kann.

Man hauet die grünen **Erlenbüſche**, noch vor dem Winter, wie bekannt, zum Futter für Schafe und Ziegen, man ſtreifet auch das Laub öfters viel zu früh, als es der Knoſpen und künftigen Zweige halber ſeyn ſoll, auch zu viele Jahre hintereinander in ganz unrechten Monaten; welches doch gar nicht, oder doch bey weiten nicht ſo oft geſchehen muß, als man es thut. Noch weniger aber ſo ſcharf, daß man die letzten fünf oder ſechs Blätter an den Spitzen zugleich mit wegnimmt. Von dieſem unſinnigen, oder auch unwiſſenden Betragen, zeugen ganze ausgeſtorbene weitläuftige Erlenbüſche und Moräſte, welche man ihrem jetzigen ſchlechten Zuſtande, weder zu Gehölzen, noch zu Triften, noch zu Wieſen rechnen und nutzen kann.

Das Abſtreifen des Laubes iſt ein viel wichtigerer Punkt, als man davon insgemein glaubet. Man will das Wachsthum des Holzes unterhalten, und gar befördert wiſſen, man bedenket aber dabey nicht, was die Knoſpen ſind, was ſie enthalten, und das folgende Jahr hervor bringen ſollen. Man weis ferner nicht, was das Laub dabey vor unentbehrliche Dienſte leiſten muß, daß alſo, wenn dieſes Streifen des Laubes zu unrechter Zeit geſchiehet, oder wenn ſich eben der Entwurf der künftigen Zweige darinnen ausbilden, und durch die Blätter der meiſte und beſte Saft den Augen zugeführet werden ſoll, dieſe wohlbeſtimmte Ausbildung dadurch geſchwächet oder geſtöhret, oder auch gar nachbleiben müſſe! denn wo jetzo Blätter ſtehen, da bilden ſich allmählich die Knoſpen, und das künftige Jahr neue Zweige. Das Laubſtreifen hat demnach zu keiner andern Jahreszeit ohne Nachtheil ſtatt, als wenn die Knoſpen ſchon gebildet ſind, und das Laub nicht mehr im Stande iſt, oder auch nöthig hat, jenen die Säfte zuzuführen. Man unterſcheide demnach die Abſicht der Nutzung, die man beym Pflücken der Maulbeerblätter hat, nach welcher die verkrüppelten und misgewachſenen Zweige, in etlichen Jahren abgehauen werden müſſen, etwas beſſer von denjenigen, welche das Wachsthum des wilden Holzes zum Grunde hat, als da man nicht immer im Stande iſt, zwo einander gerade zuwider laufende Nutzungen, zu gleicher Zeit, von einer Holzart zu betreiben.

Eben

Eben faſt ſo hat man von den Abſichten eines Gärtners zu dencken, welcher ſeine Bäume nicht zu Stammholze, ſondern zum Fruchttragen erziehet, und im Gegentheil eines Forſtverſtändigen, welcher vornehmlich etwa ein ſtarkes Stammholz zu ziehen verlanget aber keine Früchte. Denn mit der Zucht der Maſttragenden Bäume iſt es ein anderer Umſtand.

Die rechte Blütezeit der Erle, iſt bey uns im Merz, da man ſowohl die **männlichen**, ſtaubenden **Blumenzapfen** als die kleinen **weiblichen blühenden**, mit dem Reſte der ausgeleerten, vertrockneten, alten Samenzäpfchen noch zuſammen antreffen kann. Die **männlichen** ſind lang und walzenförmig, bräunlich, auch bald mehr röthlich, bald grünlich, ſie hangen Büſchelweiſe an beſondern äſtigen Stielen herunter, ſind dabey ſehr zerbrechlich, und verlängern ſich ungemein. Ihre kleine **Schuppen**, woraus ſie beſtehen, ſind mit zarte Stielchen verſehene **Schilderchen**, welche die Blüte decken. Im Spätherbſte kommen beyde Arten von Blüten ſchon, wie bey den Haſelſtauden und eigentlichen andern wieder hervor, ohne ſich vor Winters im geringſten zu öfnen; hernach aber vergröſſern ſie ſich, in den erſten Frühlingsmonaten ſehr geſchwind. Dieſer ſo ſchlecht ſcheinende Umſtand iſt aller Aufmerkſamkeit werth, und ob er wohl insgemein nicht geachtet wird, ſo muß man ihn doch nicht verkennen, da eben dadurch, die Erle und Haſelſtaude zu verſchiedener Jahreszeit, ein

ein ſehr unterſchiedenes Anſehen bekömmt. Im Merz und Anfange des Aprils iſt die Erle noch ganz ohne Laub, und ſtehet in voller Blüte, da man denn die männlichen langen ſtaubenden Blumenzapfen, und die kleinen weiblichen daran findet. So bald die Blüte vorüber iſt, fallen die männlichen mit dem Ausbruche des Laubes allmählig ab. Im Sommer ſiehet man an den belaubten Zweigen, die grünen ziemlich groß gewordenen Samenzapfen, mit dem Ueberreſte der leeren trocknen Zapfen vom vorigen Jahre. Im Auguſt und September findet man mit dem Sommertriebe, ſowohl gedachte zweyerley groſſe Fruchtzapfen noch, und die neuen männlichen Blütezäpfchen in kleinen Büſcheln. Bey der Haſelſtaude läſſet ſich eben dieſer ähnliche Zuſtand wahrnehmen. Ein unerfahrner Sammler könnte alſo leicht zweyerley Arten von Erlen und Haſeln finden. Wie mag es nun der Richtigkeit halber, mit den fremden aufgetrockneten Pflanzenſammlungen ſtehen, auf die man ſich doch zuweilen bey gewiſſen Fällen, ſo ſicher berufen zu können glaubt. Mit den **Weiden** ergehet es faſt eben ſo, als von welchen doch bekannt iſt, daß ſie alle entweder noch ganz blos und ohne Laub blühen, oder doch gewiß mit dem jungen ausbrechenden Laube. Denn es gieb Erdweiden, die im Frühlinge mit den andern, ohne Laub blühen, und im Herbſte, in der Mitte des Septembers, zwiſchen dem alten ſteifen Laube wieder von neuen vollkommene offene Blumen bringen.

Die

Die weibliche Erlenblüte, welche ſich wieder auf beſondern Stielchen Traubenweiſe über der erſten befindet, beſtehet in kleinen kegelförmigen Zäpfchens, welche anfangs dunkelroth ſind und hernach grün werden. Dieſe werden endlich ganz hart, braun und ſchwarz, und öfnen ſich nach ihrer Reife im Spätherbſte und in Wintermonaten völlig; da ſie ihre Samen abfliegen laſſen, daß man ſie nicht ſelten noch auf dem Schnee ſehen kann, wo ihn die kleinen Winter- und Zugvögel ſehr frühe im Jahre, oder noch vor dem Auskeimen begierig ſuchen. Beyderley Blüten nebſt dem Fruchtzäpfchen ſind zuſammenziehend, und mit einiger Bitterkeit verſehen.

Der kleine, flache rothbräunliche, oder braungelbliche Samen, hat bey unſern Erlen, keine merkliche flügeliche Einfaſſung, wie der von der gemeinen weiſſen Birke, ſein Zapfen iſt hart, und die Schuppen fallen nicht ab, wie die von Birken. Vom September an bis zum October, und in einigen Gegenden, gar bis zum November, iſt die rechte Zeit der Reife, die er eben nicht immer erreichet, und deshalben wie der Birkenſamen, nicht überall oder in allen Jahren aufgehet. Man pflücket deſſen Früchte im October, und läſſet ſie, wie aus vielen andern Zäpfchen ausfallen; ſonſt fliegen ſie ſelbſt ab, fallen im Moos, ins Waſſer, oder ſie werden vom Winde weit umher auf die feuchten Triften verſtreuet, und die Vögel nehmen bey naſſer Witterung auch einen Theil auf ihren Federn mit ſich. Wenn

Wenn man im Herbſte Kanäle und Dämme durch die Erlenbrüche ziehet, ſo findet man das zweyte und dritte Frühjahr darauf, öfters die ganzen Ufer und Ränder ſolcher Dämme mit jungen Samenerlen beſetzet, die Regen und Waſſer dahin in gröſter Menge zuſammen ſpühlen, wie man ein gleiches an ſolchen ſehr groſſen breiten Landſeen, Moorwieſen, und an den Ufern gewahr wird, wo etwa einzelne groſſe Samenerlen gegen über ſtehen, nachdem der Wind oder die Bewegung des Waſſers, von daher anhaltend geweſen iſt.

Die natürliche Saatzeit der Erlen iſt im November und December, dieſe kann man ebenfalls halten, oder doch gleich im Februar und Merz; wo man nämlich keine Erle in der Nähe hat, von welchen ein Anflug zu vermuthen ſtunde. Sonſt wird auch der Same in etlichen Gegenden, in den Stoppeln, auf fettige, moräſtige kleine Ackerſtücke dann und wann zum Handel geſäet, wo die Pflanzen alsdenn drey Jahr ſtehen können, und alsdenn Schockweiſe in die nächſten Wieſen, Moräſte, Gräben und Waldungen gepflanzet, oder auch mit Vortheil verkauft werden. Es braucht die Saat keine ſonderliche Umſtände wegen Schnee, Kälte oder Waſſer, wenn nur die gleich anfangs angezeigten Bedingungen, die ihre natürlichen Sandörter betreffen, gehörig in Acht genommen werden. Die Erfahrungen ſind da, und werden ohne Künſte und Präcaution gemacht: als unter andern dienet hier zu einiger Erläuterung,

der

der Aurikulſamen, der ſo klein wie Pulver iſt, er wird mit der feinſten Erde und Schnee vermiſcht, in den Wintermonaten auf den Schnee in ſchattigen Orten geſäet, auch ohne Erde mit Sand vermiſcht auf den Schnee, da er denn mit dem Thauwetter auf den Grund kömmt, und allen Froſt und Näſſe ohne Gefahr ausſtehet.

Was das Erlenholz betrift, aus einem feuchten guten Boden, wenn es im rechten Alter, Reife und Jahreszeit gehauen wird, ſo iſt es mehr oder weniger rothbraun, beym Hiebe hingegen ſchön roth. In trocknen Orten iſt es viel blaſſer und weiſſer. Es erfordert indeſſen doch ein gutes Schneidezeug, weil es daſſelbe ziemlich ſtumpfet, wie das Holz von der Rothbuche. Es hat ſeine mittelmäſſige Schwere und Zähigkeit, und iſt dabey ziemlich hart, auch in jungen vollwüchſigen Stämmen recht gleichſpaltig, fein und gleichdräthig, daß es ſich alſo von allerley Handwerken und Künſtlern recht wohl hobeln und recht ſauber machen läſſet, und dahero zu allerley Arbeiten tauglich befunden wird.

In freyer Witterung kann ſich Erlenholz, nicht wohl weit über ein Jahr halten, alsdenn fängt es eben ſo zu ſtocken an, als wenn es völlig ausgewachſen hat und auf dem Stamme ſtehet. Aus dieſem Grunde iſt es zum Bauen in freyer Witterung, als es im Nothfalle geſchiehet, nicht zu gebrauchen, und im trocknen, wollen es wenige dazu anwenden. Beym Waſ-

ſerbau,

ſerbau, wo ſtarke Pfähle in tiefe Moräſte einzurammen, wo Röſte zu Waſſergebäuden und Mühlen zu legen ſind, welche ſich immer unter dem Waſſer befinden, und überhaupt wo es niemahlen trocken wird, iſt deſſen Gebrauch alt, und die ewige Dauer bekannt genug. In der bloſſen Erde, wenn ſie auch noch immer feuchte genug iſt, aber nicht unter Waſſer bleibet, will man gedachtem Holze keine ſo groſſe Dauer zugeſtehen. Zu allem Gebrauche beym Bauweſen, muß es ſogleich, nachdem es gehauen worden iſt, von ſeinem Splinte abgelöſet werden, der dem Eichenen Spinte in vielen gleichet. Denn in der Borke, kann es ohnehin wegen des ſogenannten rothen Wurmes und der Stockung halber, im Splinte eben nicht lange liegen.

Die alten Stämme ſind nicht ſo geradſpaltig als die jungen, ſondern mehr gedrehet, wimmerig, auch öfters mehr mit flaſerigen oder maſerigen Knoten durchwachſen. Ueberhaupt hat es eine etwas geringere Schwere, als das Birkenholz, mit dem es ſonſt faſt in einem gleichen Werthe und Gebrauche ſtehet; wie wohl eines vor dem andern doch in vielerley Fällen vorzüglicher gefunden wird.

Man bohlet die Pferde und Viehſtälle, auch einige Arten von Düngerbehältniſſen damit aus. Es iſt indeſſen dem Wurmfraſſe mehr, als andere unterworfen, und wird deshalben zuweilen geräuchert, auch daß es nicht aufreiſſen, ſondern recht trocknen und hart werden ſoll. Zu Brunnen und Waſſerröhren unter dem Waſ-

ſer,

ſer, wird es mit Nutzen gebraucht. Sonſt giebt es auch Hopfenſtangen, Waſſerpfähle, Mollen, Backtröge, Bergtröge, Schaufeln, Bettſtellen und Tafelwerk, und zwar wie einige glauben gegen die Wanzen, auch noch verſchiedene Geräthſchaften. Es läſſet ſich ferner ſehr ſchwarz und eben ſo beitzen als Ebenholz, und zum Auslegen gebrauchen, es giebt viele Drechslerwahren und Holzſchuhe, und die Leiſtenſchneider, machen Leiſten und allerhand Abſätze daraus.

Als Brenn- und Kohlholz, hat das Erlenholz beſondere Vorzüge, vor vielen andern Arten. Man erziehet im Unterholze, und in einem wüchſigen Boden, ſchon in Zeit von ſechs bis acht Jahren, recht gute Stangen, und ein ganzer Erlenbruch von ſolcher Art, kann alle funfzehn, zwanzig bis fünf und zwanzig Jahre zu Brenn- und Kohlholz ordentlich abgetrieben werden. Dergleichen Kohlhölzer, ſind bey einigen Oefen und Hüttenwercken, nach dem neueſten und beſten Erfahrungen der Hüttenleute, in manchen Gegenden ganz ungemein vortheilhaft; wo nämlich leichtflüſſige Erze geſchmelzet, Eiſen und andere Metalle gefriſchet werden, auch vor die Glasmacher ſelbſt und andere mehr. Die Kohle wird auch zum Büchſenpulver zuweilen gebraucht, und dazu insbeſondere leichte gemacht. Sonſt iſt ſie dauerhaft genug. Man macht demnach in verſchiedener Abſicht harte und ſchwere Kohlen, aus halb trocknem Holze, weiche und leichte aus einem

Holze, welches ein Jahr vorher gehauen worden, und in der Witterung echt ausgetrocknet iſt. Welcher Unterſchied und Nutzen, nach den neueſten Anmerkungen Kunſterfahrner, faſt bey keiner andern Art, ſo ſehr merklich iſt, und ſo genau anzubringen ſtehet, als bey den Erlen.

Blüte und Knoſpen, Rinde und Zapfen färben ſchwarz, wenn das Leinen- und Wollenzeug damit gekocht, oder hernach durch das Ablöſchewaſſer der Schmiede gezogen werden. Der Gebrauch zu Hecken und hohen Waldzäunen, in niedrigen Grunde, auch in Plantagen und Gärten ſind bekannt, wie die ganze Behandlung der Erlen, beym Anpflanzen ſelbſt, daß davon die Erzählung vor überflüſſig gehalten werden kann. Die Erlenhecken wachſen geſchwind, und laſſen ſich, wenn ſie einige Zeit gedauert haben, ziemlich herunter hauen und geſchwind erneuern.

Die **weiſſe Erle**, deren wir ſchon oben gedacht, oder die **graue** oder **kleinere Erle**, hat ihre Abänderungen, wie die **Rüſter** und alle Holzarten, aus den gewöhnlichen allgemeinen auch beſondern Urſachen. Darunter ſind etliche merkwürdiger und beſtändiger als andere. Die neuern ökonomiſchen Schriftſteller wollen die weiſſe Erle, vor der gemeinen vorzüglich halten, welche C. Bauchin in Matthiol. pag. 139. Alnum folio oblongo viridi nennet, die ihre von jener habendes Anſehen allerdings beybehält, und ſie in erhabenen rauhen wilden Gegenden, noch weiter Betrachtungswürdig macht.

Hier

Hier bey uns iſt ſie ſelten, in Preuſſen, Pommern, Lithauen und Pohlen hingegen etwas gemeiner. In Ungarn wächſet ſie in den Gegenden um die Donau ebenfalls. Der Landmann kennet ſie vom hören ſagen, und nicht recht, bis man ſie ihm zeiget. Sie bekömmt, wenn ſie etwas erwachſen iſt, ein feineres und überhaupt faſt etwas kleineres Anſehen, in trocknen, erhabenen, kalten Gegenden, die ſie liebet.

Die Rinde iſt blaſſer, viel weiſſer, und faſt bleyfarbig. Der junge Trieb, nebſt dem Laube, haben weder den Glanz noch das fette klebrige Weſen, wie bey der gemeinen Erle, und die Blätter ſind länger und feiner gezackt, nach oben zu viel ſpitziger, und nicht ſtumpfrund, wie bey der gemeinen, unterwärts an den Hauptrippen ohne Schwämmchen, auch unterwärts weißlichgrau und wolligter. Sie hat eine gröbere zuſammenziehende Eigenſchaft, und die übrigen Vorzüge hingegen ſind noch nicht ausgemacht. Uebrigens iſt ſie ganz verſchieden von der gemeinen, ſie verdienet die Saat und das Anpflanzen ihres guten Anſehens halber ſehr wohl, und macht einen ſchönen geraden glatten Stamm, aber eben ſo viele Stamm- und Wurzelbrut, ſie ſchlägt aber auch gewiß weit ſchwerer Wurzel als jene. Die jungen Triebe, und ſchönen grünen Knoſpen, die gröſſer ſind als an den gemeinen, geben nebſt den Blättern, dem Baume ein ſehr gutes unterſcheidendes Anſehen. Die Sperlinge ver-

wüſten die Blätter gar bald vor der gemeinen, und sehr ſtark, vielleicht der in denſelben unter der Haut wohnenden Blatt- und Käferwürmer halber. Ich habe dieſen Unterſchied gleich Anfangs bemerket, und des vielen Widerſpruchs halber, beſondere Aufmerkſamkeit gehabt, auch nach allen Umſtänden befunden, daß die weiſſe Erle eine gewiſſe wahre und beſſere Geſchlechtsart der Erle, und eine, von der gemeinen ſchwarzen ganz verſchiedene ſey. Man ſuchte ehedem die weiſſe Erle unter der ſchwarzen, welche zwar ihre Abänderungen hat, die ſich aber ſehr wohl unterſcheiden laſſen, und man zeigte zuweilen den hellbraunen Samen der ſchwarzen Erle, wie man ihn an gewiſſen Orten, und in einigen Jahren nicht ſelten antrift, ohne auf das äuſſere Anſehen Bedacht zu nehmen, welches doch gar ſehr in die Sinne fällt. Die Geſtalt der Blätter der weiſſen Erle iſt gegen der an der ſchwarzen unterſcheidend. Denn ſie ſind am untern Ende zwar Eyrund, und ohne alle Zacken, nach oben hin aber laufen ſie recht ſpitzig zu. Die Zacken ſind groß, weit, regelmäſſig, und haben kleinere ſchärfere Zähngen, die ſich in feine kurze und ſpitzige Stacheln endigen.

Unſere Birken und Erlen haben manches Ungeziefer von ganz verſchiedenen Arten und Gattungen, welches zum Theil darauf wohnet, zum Theil aber ſich von ihnen ernähret. Dieſes alles aber wechſelt bey ihnen mit der Himmelsgegend, dem Grunde, der Lage, Witte-

rung,

rung, Jahreszeit und dem Alter: auch wohl nach ihrem geſunden und kranken Zuſtande! die Anzahl läſſet ſich zuweilen eben ſo wenig beſtimmen, als die Vermehrung des Ungeziefers ſelbſt, da es doch ſonſt wohl gewiſſermaſſen geſchehen könnte oder müßte, wenn wir unſerer Seites nur im Stande wären, davon eine hinreichende Kenntniß zu nehmen. Der Zufall hat vieles entdecket, er wird wahrſcheinlich noch wohl ein mehreres entdecken.

Es giebt in unſern Forſten noch eine Menge von Inſekten, deren Aufenthalt und eigentliche Nahrung wir noch nicht wiſſen; nur ihre Schädlichkeit bleibet in den Folgen immer dieſelbe. Sie breitet ſich in gewiſſen Jahren an einzelnen Orten, zwar ſchleichend, aber wenn das Ungeziefer überhand nimmt, bis zum Erſtaunen. Ein Theil deſſelben hat ſeine gewiſſe ihm Nahrung und Aufenthalt beſtimmte Gewächſe, dagegen ein anderer ſich von vielen oder faſt von den allermeiſten nähret, ohne ſie zu bewohnen; und von dieſen kann man ſehr viele ſehen. Eine nicht geringe Anzahl aber davon, die die kleinſten ſind, oder doch lange Zeit vor ihrer allerletzten Verwandlung dergleichen bleiben, wohnet und nähret ſich auf eine faſt unmerkliche Weiſe, innerhalb den Gewächſen in ihren zarten Knoſpen, Keimen und Sproſſen, wo ſie das Mark völlig zerſtöhren, ehe man davon etwas beſonders wahrnehmen kann.

Die Linde.

Die Linde, 1) Lindenbaum, Waſſerlinde, Graslinde, Gemeine breit oder großblättrige Linde, Sommer-Linde, (Tilia foemina, folio majore. C. Bauchin. Pin. 426.)

2) Die kleine Linde, Waldlinde, Winterlinde, Steinlinde, Berglinde, Kleinſchmal- und Hartblättrige Linde, Harte Linde. (Tilia foemina, folio minore. C. Bauchin Pin. 426.)

Beyde Linden ſind zwar wirklich von einander verſchiedene Geſchlechtsarten, ſie bringen aber doch einerley Blüte, deren Kennzeichen folgende ſind. Ihre einzelne Blumen ſind Roſenförmige Zwitterblumen.

Der Kelch hat beynahe die Gröſſe der Blume ſelbſt, und iſt ein einfärbiges ausgehohltes, durch fünf gleiche Einſchnitte abgetheiltes Stück, welches welket und abfället.

Die Blumenkrone beſtehet aus fünf langen, ſtumpfen, feinen, an der Spitze fein gekerbten Blätterchen, welche die regelmäſſige Geſtalt und Lage einer Roſe bilden, und in einer beſondern Gattung, am untern Ende, mit einer Honiggebenden Schuppe verſehen ſind, die bey unſern Linden klein und wenig ſichtlich iſt. Dieſe fallen ab.

Die Staubträger ſind ſpitzig, ſehr zahlreich, haben faſt die Länge ihrer Blume und tragen kleine runde Staubhülſen.

Der

Der Blumengriffel beſtehet aus einem runden Eyerſtocke mit einer feinen fadenförmigen Fruchtröhre, von der Länge der Staubfäden, die ſich in eine ſtumpfe fünfeckige Narbe endiget.

Das Fruchtbehältniß iſt eine runde harte Kapſel, mit fünf Fächern, die ſich mit fünf Deckeln öffnet.

Die Samen ſind rund, ſie ſtecken einzeln in gedachten Fächern, kommen aber bey uns, auſſer einem einzigen, nicht zur Vollkommenheit.

Die Liebhaber von Plantagen, lieben die Abänderungen der Linden, die zuweilen aus den Samen, oder durch Zufälle entſtehen, und die ſie deswegen vor andern Arten fleiſſig unterhalten. Es giebt in Nordamerika, nebſt unſern Linden, noch einige Gattungen, die von den Gärtnern in Holland und England ſämtlich durch den Samen vermehret, und unterhalten worden ſind.

Die Wurzel unſerer Linden ſind ſtark und feſt, ſie gehen noch tiefer als die Ahorn im Grunde und unter den bekannten Laubarten, faſt am weiteſten um ſich.

Und eben dieſes Verhältniß haben ihre weit ausgebreiteten Zweige, wenn ſie nicht beſchnitten werden. Woraus wir die natürliche Folgerung ziehen, daß die Linden, die recht nutzbare ausgewachſene Stämme, oder auch im Unterholze viele und ſtarke Lohden treiben, und Stangenholz bringen ſollen, nicht zu nahe bey andern Bäumen oder ſonſt beyſammen ſeyn können.

nen. Die Linden können ſonſt an den Gebäuden und ganzen Dörfern und Grundſtücken von Ungewitter und Sturmwinden ſchon in einiger Entfernung ziemlich Schutz geben.

Die Linde wächſet in unterſchiedenen Boden ſchnell und gut, ſie wird aber im Wachsthume und Holze vorzüglicher, wenn ein tiefer, feuchter, lockerer Boden etwas fetter Leim in ſich hat. Sie wird auſſer den Forſten ſehr alt, und treibet ihre Zweige immer fort, obſchon der Kern durch Fäulung längſt verlohren gegangen iſt. Man hat demnach Bäume aufzuweiſen, die noch wachſen, und ſeit den Jahren, 1410, 1412, 1420, 1430, laut Urkunden dauren ſollen, und zwar in verſchiedenem Grunde, auch auf alten ſehr hohen Schlöſſern, und Mauren, wo ſie ganz frey ſtehen. Man ſchreibt ihnen ſogar ein Alter von tauſend Jahren zu. Daß ſie indeſſen ein hohes Alter erreichen iſt ohne Zweifel. Ihre Stämme gewinnen zuweilen, bey einem ſolchen Alter, eine Höhe von ſechs und dreyſig, funfzig bis ſiebenzig Fuß, und ihr Umfang iſt am unterſten Stammende, zwanzig Fuß. Aus gedachtem Grunde ſchicket ſind die Linde ſehr wohl zu Gränz- und Mahlbäumen.

Ihre Rinde iſt ſaftreich und locker, an jungen Stämmen mäſſig dicke, glatt und faſt dunkelgrau, im Alter hingegen, ſehr dicke, rauh, riſſig, aufgeſprungen, ſchwarz oder ſchwärzlich. Die Aeſte breiten ſich faſt eben ſo weit aus einander, als die Wurzeln deren äuſ-

ſerſte

ſerſte jungen Zweige ziemlich zerbrechlich ſind. Sie geben der Krone, wegen des ſchönen geraden Stammes, ein gutes regelmäſſiges Anſehen, und da ſie ſtark belaubet ſind, einen dichten Schatten. Das mit Stielen von mittelmäſſiger Länge verſehene Laub, bricht im May, und zwar im warmen trocknen Boden, etwas früher aus, und fället daſelbſt im September am erſten wieder ab. Im feuchten, fetten, Grunde, bey einer ſchattigen Lage, in den Forſten, treibet die Linde ſpäter; wirft aber die Blätter erſt in der Mitte oder zu Ende des Octobers ab: Die aus den Samen bey uns im May ausſchlagende Pflanzen zeigen ihre erſten Blätter mit ſehr tiefen und vielen Einſchnitten, und ſind den nachfolgenden ganz unähnlich. Die an den jungen Stammlohden ſelbſt befindliche Blätter, ſind unter weilen dermaſſen tief und ſo beſonders ausgezackt, daß man ſie leicht, vor eine beſondere Lindenart halten würde.

Die Blätter der gemeinen oder **Sommerlinde** ſind weich, hellgrün, groß oder breit, herzförmig und lange zugeſpitzet, am Rande mit ſpitzigen Zähnen ausgezackt, oberwärts glatt, unterwärts etwas rauh, und mit ſtarken Rippen verſehen, zwiſchen deren häufigen Abtheilungen, an ihrem Anfange, kleine grüngelbe, zottige, dichte, ſchwammartige Drüſen ſitzen. An der **Steinlinde** treibet das Laub ſpäter, ſie wächſet aber auch in weit trocknern und erhabnern Grunde in weitläuftigen Forſtrevieren. Die Blätter derſelben ſind viel und

 zuwei-

zuweilen um ein Drittel kleiner, ſteifer, härter, glätter, und dabey ſehr dunkel oder ſchwarz grün, und unterwärts etwas grün. Sie bringen auch in manchen Jahren vielmehr kleine blaſige Zäpfgen, in welchen ſich Inſeckten erzeugen, als die gemeine großblättrige Linde: Wie denn die Rinde der Steinlinde viel rauher iſt als jene, und der Baſt ſelbſt weit ſpröder, auch zuweilen etwas weniger zäher als an der groſſen Linde.

Beyde Linden ſtehen in der Mitte des Junii, auch wohl gegen Ende deſſelben in der Blüte. Die kleine Linde blühet etwas ſpäter; beyde aber werden in, auch nach der Blüte, noch einige Zeit von den Bienen vor vielen andern Blumen am ſtärkeſten beſucht: da denn der Honig einen beſonders angenehmen balſamiſchen Geruch und Geſchmack an dieſer Blüte erhält.

Die Blumen der Linde die an der Steinlinde, (welche von einigen ganz unrecht vor eine männliche Pflanze gehalten worden iſt), kleiner ſind, ſonſt aber blaßgelb, oder weiß grünlich gefunden werden, ſtehen auf ſchwachen Stielen und hangen ihre Schwere wegen, wie die Früchte. Dieſe Stiele entſtehen aus den Winkeln der Blätterſtiele, die ſie mit den Zweigen machen und tragen ein mit dieſen Stielen der Länge nach gleichſam als deren Hauptrippe verwachſenes dünnes Flügelblatt, das auch mit ihnen zugleich abfället. Nach der verſchiedenen Fruchtbarkeit des Baumes ſtehen gedachte Blumenſtiele einzeln, auch drey beyſammen.

Der

Der einzelne Stiel theilet ſich, in feine gleiche Zweige, mit drey oder auch neun Blumen: zuweilen wechſelt dieſe Zahl von fünf, ſechs, ſieben, acht bis eilf. Die **Frucht** die im September und bis gegen die Mitte des Octobers reifet, iſt rund, und von der Gröſſe einer Mittelerbſe, bald etwas länglich-rund, oder dabey eckig und zottig, in welcher ſich ein öhlig-ſüſſer, dabey doch herber, dunkelbrauner Kern befindet, der, wenn er ſogleich friſch, in einem feuchten lockern Grunde nur flach zu liegen kömmt, oder auch unter dem Laube, bey uns im folgenden May häufig genug aufgehet, ſonſt aber weil er in einer harten Hülſe lieget länger Zeit brauchet. Wenn er wegen der Ameiſen, Mäuſe und des Ungeziefers halber, die ihm ſehr nachſtellen, erſt im Frühlinge geſäet werden kann, muß er zwiſchen Sandlagen bis dahin verwahret und in feuchte ſchattigte Oerter gebracht werden, um deſſen Auskeimen zu befördern, wenn er nicht ein Jahr in der Erde liegen, oder zum Theil wie Rüſtern, Eſchen- und Ahornſamen zurücke bleiben ſoll.

Die völlig **reifen Samenkerne der Linde**, geben durch das gewöhnliche Preſſen, ein überaus feines Oehl, das man vielleicht eines der beſten bey uns würde nennen können, wenn es nur in gröſſerer Menge heraus zu bringen ſtünde, und das beſchwerliche Ausleſen und Aushülſen des Samens, und das Bearbeiten, wie bey den Sonnenblumenkernen, die Vortheile nicht zu ſehr vereitelte. Es gleichet einem

nem guten und friſchgepreßten Mandelöhle ſehr viel.

Die Samenlohden geben im Holze die beſten ſchönſten und dauerhafteſten Linden, die Ableger, die wie bey Rüſtern, Ahorn und Eſchen behandelt werden, geben die häufigſten auch am geſchwindeſten; die Wurzelſproſſen aber nebſt dem Schnittholze die ſchlechteſten am Gewächſe.

Man ziehet die Linden wegen des ſehr weichen Holzes nicht zur Feurung und Kohlen, den das wilde Kaſtanienholz ziemlich nahe kömmt, wie überhaupt des übrigen geringen Debits halber, beym Verkaufe im Forſten nicht leicht im Oberholze bey der Forſtwirthſchaft. Aber in Plantagen auf öffentlichen Wegen, in Vorſtädten, um und in den Dörfern, wegen des Schutzes und Schattens beſonders auch um der Bienenzucht halber, pflanzet man ſie ſehr gerne, und mit einen wirklichen Vortheile: da ſie als die ſpäteſten oder auch als die fruchtbareſten unter den blühenden Bäumen faſt das meiſte in der heiſſeſten Jahreszeit dazu beytragen. Die **Steinlinde** hat ein etwas härteres und feſteres Holz als die gemeine, wird aber nicht viel geachtet, noch weniger im Groſſen verſilbert. Man findet indeſſen, in einigen Gegenden von Deutſchland, ganze einzelne Waldungen damit bewachſen.

Im Unterholze findet man zuweilen, daß die Linde in Schlägen, öfters den gröſten Theil ausmacht; ob ſchon mit wenigerm Vortheil

vor

vor die wahre Nutzung auf Brennholz und Reiß, und ob ſie ſchon ſchnell und häufig genug wächſet, auch ihre Kohlen, welche die Eigenſchaft haben, ſich ſchnell genug zu entzünden, doch ohne eine ſonderliche und anhaltende Hitze zu geben, weg brennen.

Wo im Gehaue viele Laßreiſer beybehalten werden, wählet man, um den Ruin des übrigen Schlageholzes vorzubeugen, zwar aus Noth, Anfangs allerley Holzarten, doch nicht gerne, oder faſt niemals ſolche Baumarten dazu, welche mit allzu vielen Wurzeln zu weit um ſich gehen, alſo auch keine Linden. Es iſt überhaupt gut, wenn aus vorerwähnten Urſachen, die Linden nur einzeln ſtehet, wie man ſie, etwa wegen des ſchwerer daſelbſt anſchlagenden Samens, in Vorgebirgen findet, und wenn man die Linde nur auſſer den Forſten zu einigen beſondern wirthſchaftlichen und Manufacturnutzungen anziehet: wie es auch ſeyn kann.

Das lindene Holz hat einen geſchwinden Wiederwachs, und das Stammholz von der gemeinen Linde, iſt eines der beſten, weicheſten und feinjährigſten; von der Wurzel hingegen und dem Stammende iſt es ſehr zähe. Die Farbe iſt weiß gelblich, aber doch ſehr blaß. Das Holz von der Steinlinde iſt etwas gröber, härter, auch wohl knotiger, und fället aus dem blaßröthlichen ins gelbliche. Die erſtere Art des Holzes dienet, weil ſie reiner iſt, und ſich gut und glatt bearbeiten läſſet,

den

den Tiſchlern und Drechslern allerhand leichte Geräthſchaft daraus zu machen. Insbeſondere aber dienet es den Bildhauern, Modelirern und Vergoldern. Dieſe ſuchen es auch um deshalben beſonders, da es beſſer zu ſchneiden, zu hobeln, und zu ſtechen iſt, als das Holz von Weiden und Pappeln: ob man gleich das Holz von unſern gemeinen Linden eben ſo weich, als von jenen, und nicht ſo zähe, als bey den Weiden finden wird. Das Lindenholz aus ganz niedrigen Orten iſt öfters faſt nicht brauchtbar.

Den Gebrauch des zähen **Lindenbaſtes** von der gemeinen, zu Matten und Decken, bey den Einballiren der Kaufmannswaaren, und die Art ſie zu verfertigen in nordlichen Ländern, wo man eben noch von keiner eigentlich Forſthaushaltung weiß, iſt eben ſo bekannt, als der Nutzen des Baſtes und der Decken, bey der Luſt-, Kuchen- und Baumgärtnerey.

Wegen ihrer gelinden und geſchmeidigen Eigenſchaft iſt die Linden Kohle eine der beſten zum Reiſſen. Beym Plantagewerk, und in groſſen weitläuftigen Gärten, iſt der Vorzug der groſſen breitblättrigen zahmen Linden zu hohen Wänden, Pyramiden, Säulen- und Bogenwerken, wie auch zu hohen Luſthäuſern und Kabinetern auſſer Zweifel. Wegen des kleinen und länger grünenden Laubes, iſt die Steinlinde zu Hecken beſſer. Die Blätter, Blüte und jungen Rinden ſind ſchleinig, etwas balſamiſch und zuſammen ziehend, und folglich gute Wundmittel.

Der

Der Ahornbaum.

Der gemeine weiſſe Ahorn, die Ehre, Waldeſche. (Acer pſeudoplatanus, Linn.) iſt ein Baum deſſen Blätter fünf ungleiche Einſchnitte haben, davon die äuſſern am kleinſten ſind; der Rand iſt unordentlich gezahnt, die obere Seite dunkelgrün, die untere weißgrau, mit einer zarten Wolle bedeckt. Die Blumen hängen in traubenförmigen Büſcheln herab. Er wächſt bey uns unter dem Laub und Nadelholze ſowohl auf Gebirgen als Ebenen. Seine Wurzeln gehen tief in die Erde und der Schaft wächſt ziemlich gerade und mit den Jahren hoch und ſtark.

Eine zwote Art iſt die **Lenne**, der **Leinbaum**, die **Leinähre**, **Löhne**, **Lehne**, (Acer platanoides. Linn.) auch wird der in der Folge kommende **Maßholder**, auch zu den Ahorn gerechnet. Denn ſämtliche drey Holzarten ſind nach Anzeige der Blüte und Früchte, natürliche Arten des Ahorn-Geſchlechtes. Man zählet zwar von dieſen Geſchlechte etwa zwölf Arten, welche wieder ihre Abänderungen haben, aber auſſer vorbeſagten in unſern Forſten nicht gefunden werden. Ihre Spielarten bedeuten an und vor ſich ohnehin ſehr wenig.

Unſere Ahornen bringen ſämtliche ſolche Zwitterblüten in dichten oder lockern, lang- oder kurzſtieligen Trauben und Büſcheln, welche bald von Seiten der Staubhülſen, als des befruchtenden Theils, bald des Blumengriffels, als

als des andern, durch jene zu befruchtenden Theiles ſo gebauet ſind, daß ſie ſich von ſelbſt nicht befruchten können, und folglich auſſerdem noch andere oder wirklich fruchtbare Blumen unter ſich haben, und haben müſſen, die bald männliches, bald weibliches Geſchlechtes ſind, um nur erwöhten Abgang zu erſetzen. Auſſerdem giebt es noch andere, von dieſen ganz abgeſonderte Ahornbäume, die männliches Geſchlechts ſind: vielleicht auch weibliche, und warum nicht? Aus Urſachen, worüber uns die jungen in ihrer erſten Blüte-Zeit befindlichen Bäum ſehr oft belehren.

Die Zwitterblüte, der Ahorn beſtehet in einem Kelche, der einblättrig iſt, nicht abfället, und in fünf gleiche zugeſpitzte Einſchnitte getheilet wird. Dieſe ſind farbig, und umfaſſen einen platten runden Grund.

Die Blumenkrone, beſtehet insgemein aus fünf eyrunden offenen und flachliegenden Blättern, welche noch auswärts breiter, ſtumpfer, auch viel gröſſer, als die Einſchnitte des Kelches ſind: zuweilen aber laſſen ſie ſich vom Kelche kaum unterſcheiden.

Die Staubträger oder Blumenfäden ſind acht, aalförmige und kurze, zuweilen etwas längere; ihre kleine gefurchte Staubhülſen ſind rund, und führen ein Blumenmehl, daß aus kreuzförmigen Blaſen beſtehet.

Der Blumengriffel beſtehet aus einem platten Eyerſtocke, der ſich in den groſſen erhabenen Blumenhalter völlig einſencket,

und

und mit einem faſerigen Fruchtröhrchen verſehen iſt, das ſich in zwo ſehr feine zurücke und auswärtsgebogene Narbenſpitzen endiget.

Das Samenbehältniß beſtehet aus zwo runden Kapſeln, die ſich an ihrem unterſten Ende vereinigen, und wovon jede ſich oberwärts in einen dünnen ausgebogenen Flügel endiget, der dem andern gegen über geſetzet iſt, und gleiche Gröſſe, Geſtalt und Lage mit ihm hat.

Die männliche Blüte des Ahorns iſt was den Kelch, die Blumenkrone und Staubträger, betrift, der Zwitterblüte ſehr gleich. Am Blumengriffel fehlet der Eyerſtock mit dem Fruchtröhrchen, und man ſiehet nur eine getheilte Narbenſpitze.

Der gemeine weiſſe Ahorn, hat wie ſchon oben gedacht, eine ſtarke, feſte, weit und tiefgehende Wurzel, daß er den Winden an freyen erhabenen Orten, und ſelbſt an den Seeküſten, ſehr gut widerſtehen, und die nächſten Ländereyen decken kann. Er treibet einen groſſen und ſtarken geraden Stamm oder Schaft, von drey und einen halben Fuß im Durchſchnitte. Er macht anfangs ſehr lange Triebe, und bringet überhaupt einen anſehnlichen wohlgewachſenen ſchattenreichen Baum, mit einem häufigen angenehmen groſſen den Weinblättern etwas ähnlichen Laube, und weit und regelmäſſig ausgebreiteten Aeſten und Zweigen, die mit dieſem Laube nach auswärts hin beſetzet ſind.

Der Baum, wächſet bey uns in mancherley Grunde, in dem dicken Laub- und andern vermiſchten Nadelholze. Er iſt im und an dem Gebirge und auf den Ebenen, einer der dauerhafteſten, und löſet ſeine äuſſere feine gelbliche Rinde, bey gutem Wachsthume ab. Die Rinde iſt indeſſen in ihrem mittlern Alter grau, und fället ins gelbliche, wird aber bey einem höhern geſunden Alter weißgrau, und das Holz alsdenn maſerig.

Es lieben unſere Ahornarten, wie die Linden, Eſchen und Rüſtern, einen feuchten, mäſſig fetten, lockern und nahrhaften Boden vorzüglich, wenn ſie im gutem Wachsthume bleiben, ein hohes Alter erreichen, und dabey ihr Holz gut erhalten ſollen: es ſey im Gebirge oder in der Ebne, auch in Vorhölzern um die Bäche, und in tiefen Gründen; wenn der Grund auch in letzterer Gegend, ſogar jährlich etlichemal einer kurz anhaltenden Ueberſchwemmung ausgeſetzet ſeyn ſollte. Das Wachsthum des Ahorns ſowohl als der Lehne iſt alsdenn ſchnell und frey. Die jungen Zweige und Lohden haben anfänglich einen ſchwammigen groſſen Kern oder Markröhre, weshalben ſie noch weichlich ſind, der aber mit der Zeit, ganz verwächſet, dabey zeigen ſie eine rothbräunliche oder braunröthliche Farbe, die ſich auf das Grüne ziehet.

Das geſunde Stammholz von dreyſig bis ſechzig Jahren, iſt weißlich, auch wohl etwas gelblich, ſehr hart, fein, und bey der Lenne

etwas

etwas grobjährig. Es läſſet ſich unter dem Hobel ſehr wohl und ſpiegelglatt bearbeiten. Nach dieſer Zeit aber bis zum achtzig- und neunzigſten Jahre, wird es nach und nach feſter, und öfters maſerig und flaſerig, und das Wachsthum ſchwächer oder weniger lebhaft, als es vorher war.

Der gemeine Ahorn iſt zum Anfang des Maymonats, die letzte Art ihres Geſchlechtes, die bey uns, ihr Laub hervorbringet, welchen die Blüte in langen Trauben bald folget. Die ſchönen grünen adrigen Blätter, die dem Weinlaube gleichen, ſitzen auf langen Stielen an der Spitzen der Blütenzweige, und an jungen Trieben, insgemein paarweiſe einander gegen über. Sie fallen im October ab, im trocknen Boden aber früher, wo ſie alsdenn ihre ſchwarze Flecke häufiger zeigen. Dieſe Blätter ſind dem Ungeziefer und beſonders den Blattläuſen, wegen ihrer im May, bey warmer Witterung ſtark herausdringender ſüſſer Feuchtigkeit unterworfen. Die Blüte giebt ungemein vielen Honig, und wird von den Bienen fleiſſig beſucht: doch die **Lehne** die einen ſehr geraden und hohen Stamm, und ſehr lange Triebe macht, giebt weit mehr und blühet früher.

Die Samen der Ahornarten überhaupt, fallen in manchen Jahren, in erſtaunender Menge aus, wenn ſie gegen Ende des Septembers reif ſind, und gehen an ſchattigen dickbewachſenen Orten, wo eine Kühle und Feuchte iſt, unter dem Laube häufig genug auf, wie die

Rüſtern und Linden. An trocknen und freyen Orten hält es ſchwerer, ſie liegen länger, und bleiben oft zurücke. Wo Gras und Moſen nicht allzu dicke ſtehen, haben wir ſie zuweilen aus den Samen ſtark angeflogen gefunden: nur nicht nach trocknen Wintern. Eine ſtarke Nachtkälte im Frühlinge nach vorhergehenden Thauwetter macht die jungen Samenlohden ungemein dünne: ſie müßten denn einigen Schutz haben.

Man findet ſehr ſelten ganze mit Ahorn beſtandene Oerter in Forſten, ſie ſind vielmehr mit andern Laubarten einzeln vermiſcht, und und breiten ſich ihren belaubten Zweigen ſelbſt weiter aus als andere, mit welchen ſie im Unterholze, alle funfzehn bis zwanzig Jahre auch wohl ſpäter zu Kohlen und Reißholz gehauen werden, und hernach überaus geſchwind ihre ſtarken Lohden wieder treiben.

Der **gemeine Ahorn** und die **Lehne** laſſen ſich auf einerley Art, durch den Samen, durch das Verpflanzen der zwey, vier, zehn, oder zwölfjährigen Stämme, wie auch durch Abſchnitte und vornehmlich das Abſenken der Stammlohden leicht und gut vermehren, wie die Eſchen, Rüſtern und Linden. Die aus Samen ohne weitere Verpflanzung erzogene Stämme, geben wie überhaupt bey andern wilden Holzarten, allezeit das beſte und dauerhafteſte Nutzholz, gegen die ſonſt vorgefaßte Meynung, welches bey ſeiner Reife auſſer der Saftzeit im November und December gehau-

gehauen, dem Wurmſtich nicht leicht unterworfen iſt.

Da das Holz dieſer Sorte überhaupt fein iſt, und ſich ſehr ſauber arbeiten läßt, ſo iſt es zu Violinenboden und Lauten und zu Verfertigung verſchiedener Stücken bey den muſikaliſchen Inſtrumenten ſehr brauchbar.

Man ziehet den Ahorn aus ſolchen Orten, wo er langſamer wächſet, denn in den lockern ſchwammigen Boden, wegen Feſtigkeit und mehrern Härte des Holzes weit vor; da es überdem eine gute Poſirung annimmt, und aus den ſtärkſten und geſundeſten Stämmen vor allerhand Handwerker zween, drey oder vierzöllige Bohlen zu Tiſche, Wäſchrollen, Walzen und kleinen Mandeln, Spinden, auch Queues zum Biliardſpielen ꝛc. geſchnitten werden.

Das maſerige und flaßerige ſchöne Ahornholz wird gebeitzet, und zu allerhand eingelegter Tiſchlerarbeit beſonders gebraucht, auch zu Flinten, ſehr ſaubern Büchſen und Piſtolenſchäften. Wegen der Härte, Glätte und Reinigkeit, giebt das Holz die beſten Teller und andere Drechslerwaaren, auch feine Kannen und Gefäſſe. Es läſſet ſich auch in eben ſo dünne Späne oder Bretter verarbeiten, als das Rothbuchen, womit ein Handel vor die Inſtrumentenmacher zu Lauten, Violinen und Klavieren getrieben wird. In der übrigen Land- und Feldwirthſchaft werden daraus Raden, Schippen, Molden, Backtröge, Löffel, Stiele zu Beilen und Holzäxten, wie auch Oehl- und Hirſeſtämpel und Schlittenkufen ꝛc. verfertiget.

 Die

Die Lehne oder der Leinbaum, hat ein viel weicheres, feineres, glattes und ſüſſes, anfänglich eßbares, ſpitzig ausgezacktes, unterwärts adriges, und fünf bis ſiebentheiliges, auch nicht weniger anſehnliches Laub. Der junge Trieb und das weiche Laub geben beym Zerſchneiden, oder Abbrechen eine ſüßliche Milch. Wurzel- und Stamm gleichen ſonſt der vorbeſagten Art, auſſer daß deſſen Schaft nicht in allem Grunde die Höhe und Stärke erreichen, wie die vorhergehende, doch merket man an vielen Orten wenig Unterſchied. Er zeiget mit dem gemeinen Ahorn in vielen Umſtänden eine ziemliche gleiche Eigenſchaft, wegen des Wachsthumes, Grundes, der ſchattigen feuchten Lage, und in dichten Orten. Sein junges Holz iſt meiſtentheils weiß, und weiſſer als des gemeinen Ahorns, aber auch gröber und grobadriger, daß es alſo bey Klavieren nicht zu Reſonanzboden taugt. Zuweilen iſt es etwas gelblich, aber härter, und einigermaſſen zähe gekiepert und ſpielet ins ſeidenhafte. Man nimmt es in Ermanglung der Eſchen, der Zähigkeit und Härte wegen, auch zu Wagen und Kutſchenbäumen, auch ſonſt zu Beilen und Hammerſtielen, Axthelmen.

Von ſeiner Blüte und Blühezeit iſt zu merken, daß ſie eine der früheſten unter allen unſern Frühlingsholzarten ſey, auch ſind ihre weißgrünen Blumen die gröſten von dieſen Arten, und kommen vor dem Ausbruche des Laubes hervor, und geben mit dem Wachsthume

derſelben, nach Verſchiedenheit der Lage, und dem Abblühen vielen Honig vor dem erſtern.

Wenn die vollwüchſigen Stämme dieſer Baumart, welche wenigſtens acht, zehn bis zwölf Zolle ſtark ſeyn ſollen, nach dem erſten harten Froſte im Novembermonat, und wenn die Wurzeln recht belegt ſind, bey heitern aber recht ſtrengen kaltem Wetter, an der Mittagsſeite, mit einen halbzölligen Bohrer, einen Fuß hoch von der Erde, und etwas tief ins Holz gebohret werden, ſo geben ſie laut der Erfahrung bis Ende des Decembers, alle vier und zwanzig Stunden, von ſieben bis zehn Quart eines recht Zuckerreichen Saftes: auch in gewiſſen Jahren und Grunde etwas mehr. Wenn die Witterung ſehr gelinde und naß iſt, iſt dieſer Saft weniger ſüſſe und zuckerig, und wird nicht gezapft. Nach dem erſten Abzapfen läſſet man es etwa dreyſig Tage lang dabey bewenden, wiederhohlet es alsdenn zum andernmale noch etliche zwanzig Tage, wenn nämlich, und ſo lange der Sonnenſchein bey ſtarkem Froſte anhält. Weiter würde es nicht rathſam ſeyn, theils wegen der Bäume, theils eines krautigen oder Balſamiſchen Nebengeſchmackes halber, welcher im Syrupe nicht angenehm iſt. Der friſche Zuckerſaft aus dieſen Ahorn gehet in vier und zwanzig bis dreyſig Stunden bald in Gährung, und kann einen ſcharfen Eſſig auch Brandewein, und ſonſt einen guten Landzucker geben: welcher letztere aber nicht ſo ſüſſe macht, als der fremde, daß folglich davon

etwas mehr genommen werden muß als gewöhnlich.

Es iſt nicht ſchwer zu beurtheilen, ob man in gewiſſen Gegenden, und wenn man von dieſem Nebengeſchäfte Vortheile ziehen, oder dabey verlieren werde, aus welchem Grunde man es alſo unternehmen oder unterlaſſen ſolle. Wenn man nur das dazu ſchickliche Alter der Bäume, den Grund und die Lage, nebſt der Jahreszeit, den Nutzen der Anſammlung, wegen des Ueberfluſſes oder Mangels eines Baumſaftes wohl kennet, auch auf der andern Seite, die wahre Forſtnutzungen, von den übrigen, und den vielen ſcheinbaren wohl zu unterſcheiden verſtehet; ſo wird man ſich alsdenn aus der Erfahrung wohl zu erinnern haben, ob man ein recht gutes Bau und Nutzholz zu ziehen willens ſey, und ob es überall deshalben rathſam ſeyn werde, den Saft des Laubholzes zu zapfen, und das Nadelholz zu harzen: die Einſchränkungen werden ſich von ſelbſt finden.

Der Maßholder.

Der **Maßholder, Meſſellern, Rappelthain,** oder **kleine deutſche Ahorn** (Acer campeſtre, Linn.) iſt ein Baum von mittelmäſſiger Höhe und Stärke, der den Liebhabern unter vielerley Namen, nur nicht heut zu Tage, als ein Ahorn ſicher bekannt iſt. Wie ihn denn auch wenige Schriftſteller des Forſtweſens, als einen Baum kennen; weil ſie ihn faſt nirgend unter einer ſolchen Geſtalt geſehen haben,

ſondern

ſondern nur im Unterholze, in Hecken, Zäunen und Geſträuche, daß ſie ihn alſo nur vor einen der ſtärkſten Stauden im Laubholze gehalten wiſſen wollen. Laut der Erfahrung iſt er bey uns ein ziemlich anſehnlicher und angenehmer Baum, deſſen Stamm vier, fünf, ſechs, zehn und zwölf Zoll im Durchſchnitt hat, wie er ſich auch in Spatziergängen bereits ſeit dreyſig und mehren Jahren gut erhalten hat. Wegen der Menge von jungen Stammlohden, die anfangs einen ſchnellen Wachsthum haben, und wegen des harten Stangenholzes zu allerhand Geräthſchaften, auch ziemlich guten Feuer- und Kohlenholze dienen, das ſeine Güte wegen dem birkenen Holze nichts nachgiebt, hält man ihn ſehr gerne im Unterholze. Ganzen Gegenden ſcheinet dieſe Art vor andern eigen zu ſeyn, ſie wird auch mit den gemeinen Ahorn im guten tragbaren naſſen Wieſengrunde, oder an den Hügeln und in den Feldern angetroffen. In den fruchtbaren Vorgebirgen aber nimmt ſie mit der **Lehne**, auch zwiſchen denſelben ganze Forſten ein. Die Wurzel des **Maßholders** iſt ſehr lebhaft, ſie greiffet tief in guten Boden unter und um ſich, und wird überhaupt ſehr alt, ohne daß das Holz leicht kernfaul werden ſollte. Die Rinde iſt rauh riſſig, gleichſam etwas ſchwammig und gelbbraun, das Holz vom mittlern Alter, iſt weiß, mittelmäſſig zähe, hart und feſte, wie etwa ein recht hartes Birkenholz, in höhern Alter aber, in der Wurzel und dem Stammende beſonders ſchön braun,

 daben

dabey wimmerig, maſerig und flaſerig, oder gewäſſert, und im Kerne noch weit feſter, daß es ſich vortreflich glatt arbeiten läſſet wie von den beyden vorhergehenden Arten. Es gehöret dieſes Holz auch mit recht unter die harten Laubhölzer, und hat im Stamme einen langſamern Wuchs als andere. Man findet davon viele männliche Bäume insbeſondere, und nach verſchiedenen Boden faſt zweyerley Wachsthum und Anſehen, nämlich einen niedrigen ſtrauchartigen, fladrigen, ausgebreiteten in den Zweigen, auch einen andern mehr zuſammen gezogenen regelmäſſigen baumartigen. Im Unterholze macht dieſer Maßholder an niedrigen Fruchtorten, mit der Haſelſtaude, Weißdorn, Hainbuchen, Rüſtern, und Linden, recht dicke finſtere und hohe Gebüſche, er giebt auch ſonſt die allerfeſteſten und allerdauerhafteſten lebendigen Feldhecken, und Waldzäune, die den Schnitt wohl vertragen, auch wegen des dichten kleinen Laubes ſehr wohl ins Geſicht fallen.

Seine jungen weichen Triebe geben nebſt dem Laube, einen Milchſaft von ſich, wie der Leinbaum. Die Blätter ſind grün, hart, dauerhaft mit tiefen Ausſchnitten in drey Hauptſtücke abgetheilet, mit zween kleinen untern Anſätzen. Sie haben ſtumpfrund geferbte Ränder und ſitzen paarweiſe übers Kreuz auf langen Stielen, wie die andern, worunter der Leinbaum die längſten hat. Wegen der Blumen nebſt den Blumenbüſcheln iſt noch zu erinnern, daß ſie viel kleiner, loſer und dunkelgrüner,

grüner, als bey der Lehne ſind, und an der Spitzen der Zweige ſitzen. Auch ſelbſt die Samen, ſind die kleinſten unter dieſen drey Arten des Ahorns, und ihre Flügel ſtehen beynahe am weiteſten, und faſt wagrecht aus einander, da ſie bey dem gemeinen Ahorn mehr zuſammen und aufwärts ſehen, bey den Leinbaum oder Lehne aber ſchon eine geradere plattere Lage haben.

Das Holz des Maßholders wird, wenn es ſtark maſerig oder flaſerig iſt, gar ſehr zu Büchſen- Flinten- und Piſtolenſchäften, zum Auslegen der Schränke, des Tafelwerks und der Fußboden geſucht, das gerade zu feiner Drechsler-Arbeit, und zu Ladeſtöcken. Ueberhaupt aber an Orten, wo man deſſen Härte, Dauer und Zähigkeit kennet, wird es bey der Landwirtſchaft zu Ackergeſchirr, und andern kleinen Geräthe, Senſenſtielen, Peitſchenſtöcke, wie auch zu verſchiedenen Gewerk- und kleinen Nützholze bey Fabriquen geſucht: wozu es im November, December, höchſtens im Januario gehauen, und in luftigen trocknen Orten verwahret werden muß. Hierbey hat man noch zu merken, daß man beym Forſtweſen durchaus eine richtige Erkenntniß von dergleichen Gewerk- Geſchirr- und Fabriquenholze haben müſſe, um es bey groſſen Städten hinreichend zu unterhalten.

Die Ulme.

Die Ulme hat verſchiedene Abänderungen, und Arten welche unter verſchiedenen Namen

bekannt

bekannt ſind, davon wir aber nur folgende, anführen wollen, nämlich:

1) Die Ulme, Ilme Ylme, Rüſter, Ruſt- oder Rüßbaum, Rüſtholz, Rüſche, Lindbaſt, Eſſen Yſpen, die gemeine rauhblättrige frühe Rüſter, mit kurzſtieligen dichten Blumen und Samen Büſcheln. (Ulmus Campeſtris, Linn.)

Dieſes iſt die gemeine rauhblättrige Rüſter, mit dem breiten Laube, welches nach Beſchaffenheit des Grundes und Alters, bald rauh bald glätter iſt, und ſo viele Abänderungen aus dem Samen hervor bringet wie Folgende.

2) Die breitblättrige engliſche Ulme. Bergrüſter, Waſſerrüſter, Urle, Rauhlinde, die langſtielige Blumenrüſter, Baſtilme (Ulmus Scabra. Miller.)

3) Die Weiſſe Bergrüſter, Hohe breitblättrige Rüſter, mit weißlicher Rinde. Hainbuchenrüſter, Wilde Iper, Graurüſter (Ulmus Carpinifolia. Rupp. Flor. Ien. 380.)

4) Die Zwergulme, kleine ſchmal- und rauhblättrige Rüſter, Rothe Rüſter (Ulmus Sativa. Miller.)

Unſere Ulme oder Rüſter No. 1. wird ſo wohl in den niedern fruchtbaren Auen und Laubhölzern, auch in tiefen feuchten Thälern gefunden, als auf trockenen Hügeln und in Gebirgen, wo ſie verſchiedene zufällige Geſtalten und Eigenſchaften erlangten. Ihre Rinde iſt dunkler, als an andern, rauh und mehr geborſten, aber

aber das Holz iſt beſſer, als von der weiſſen Art, nämlich feſter. Sie iſt ein Baum, worunter No. 2 und 3 den ſchönſten und höchſten Schaft erlangen, deswegen ſie in einigen Gegenden nach dem Fuſſe bezahlet werden, und Holländer Gut ausmachen. Ihre Wurzel iſt ſtark und äſtig, und breitet ſich in milden Boden nicht nur ſehr weit aus, ſondern macht auch eine ſo groſſe Menge Sproſſen, daß man im Stande iſt, in wenigen Jahren einen Platz mit einzelnen Ulmen in das einträglichſte Schlag- oder Unterholz zu verwandeln: welches vor unſere Blöſſen, noch auſſer der leichten Saat, an einigen Orten kein geringer Artikel ſeyn würde. Die vierte Rüſter aber, die ſonſt auch und den Namen Yperlau bekannt iſt, wird wegen ihres kleinjährigen zähen feinern Holzes zu ſaubern mechaniſchen Arbeiten und muſikaliſchen Inſtrumenten vorzüglich gehalten.

Der Stamm oder Schaft wächſet bey der dritten viel ſchlechter, langſam und öfters knorrig, und iſt mit einer dicken riſſigen, rauhen ſchwammigen Rinde verſehen, welche an dem ſehr hohen und geraden Schafte der dritten Ulme, glatt, weißlich oder weißgrau iſt, und ſechzehn bis zwanzig Schuhe hoch, des Baſtes wegen, vor dem Hiebe abgeſchälet werden kann. Er vermehret ſich aber deſto beſſer in die Zweige, welches auch etliche andere thun, daß ſie durch Schneidelholz an lang gekapten hohen Stämmen, oder auf kürzern fünf bis ſechs füſſiger Stümpfen, wegen der Menge harter

Stan-

Stangen und guten Reißholzes ihre Standplätze vortrefflich bezahlen. Die erſtere Art und etliche ähnliche Abänderungen derſelben, wenn ſie etwas frey ſtehen, tragen jährlich bey guter Witterung insgemein ſehr vielen Samen, welches die noch ſtark in Zweige treibende Rüſtern etwas ſeltener oder nicht ſo häufig thun. Die jungen Zweige, die ſonſt rund ſind, und eine glatte Rinde haben, werden zuweilen platt, ſehr riſſig und ſchwammig an der Rinde, auch kräzig und haben kein rechtes Wachsthum: woraus man eine beſondere Gattung, unter dem Namen des **Leimbaumes** oder Fliegenbaumes, ohne Grund machen wollen, da es doch etwas fehlerhaftes und veränderliches iſt, woran Grund, Lage, Alter ihren beſondern Antheil haben.

Die Blätter, welche jährlich im October abfallen, ſind dunkelgrün, hart, rauh, mit ſtarken gleichlaufenden Rippen durchzogen, ſie gleichen dem Laube der Haſelſtaude, nur daß ſie etwas runder und lang zugeſpitzt ſind, eine ungleiche Seite, und am Rande breitere, tiefere und längere zwey, dreyſpitzige Zacken haben. Die Holländiſche Zahme Rüſter hat vor allen voraus, daß ſie ihr Laub am längſten behält, und am reinſten hält. Bey No. 3, iſt das Laub bald heller, bald dunkler, rauh oder glatt, dabey etwas eyförmiger, kurz zugeſpitzt, und am Rande mit groſſen und kleinern abwechſelnden Zacken verſehen, wie bey den Hainbuchen. Man muß das Laub des zweyten Triebes überhaupt

haupt von den erſten, der Geſtalt wegen wohl unterſcheiden, auch bey jungem vollwüchſigen Holze, um nicht noch mehrere Arten zu machen. Lage, Näſſe und Trockne machen hierbey immer einige Ausnahmen. An gewiſſen Orten bekommen etliche Rüſter, auf den Blättern im Junio die bekannten Blaſen, die mit einer beſondern Feuchtigkeit erfüllet ſind, und das Laub ſehr verſtellen, da ſie von Inſeckten herrühren, die ihre Brut darinnen ausbringen, wie No. 1. beſonders bezeuget. Das Laub und die Rinde der Ulmen ſind ſchleimig und etwas erdhaft, und alſo nahrhaft. Sie werden von Hirſchen vor der Eſchenrinde und dem Laube ſehr geſucht, auch ſogar an Bäumen, welche etwas alt ſind, und doch noch eine weiche Rinde haben. Man ſtreift das Laub an einigen Orten in jungen Holze, (nur an keinen Samenlohden) im Frühherbſte, wenn die Augen für das künftige Jahr ſchon ausgebildet ſind, dergeſtalt, daß man dennoch des leicht und zeitig zurücke tretenden Saftes halber, die nach der Spitze zu ſtehende Blätter nicht berühret.

Die Blüte, welche bey allen Ulmenarten einige Zeit vor den Ausbruche des Laubes hergehet, und in den Frühlingsmonaten vom Merz oder April an, öfters bis zu den erſten Tagen des Maymonats dauret, ſtehet in dichten kurz oder langſtieligen, unanſehnlichen rothbraunen oder blaſſenfaſerigen Büſcheln überall auf den äuſſerſten Zweigen. Sie verblühet bey einfallender Wärme auch wohl ſehr bald, worauf

ſich

ſich die Fruchtbüſchel zeigen, die ein ſüſſes einzelnes Samenkorn, in einem dünnen Bälglein oder Täſchlein bringen, welche deswegen der Frucht der Gartenmelde etwas ähnlich ſind, und von den Hühnern zu Ende des Brachmonats begierig geſucht werden.

Die Blüte der Ulme beſtehet in fruchtbaren Zwitterblumen.

Der Kelch, der aus einem einzigen hohlen zugeſpitzten und faltigen Stücke beſtehet, endiget ſich mit einem erhabenen innerlich farbigen Rande der fünf gleiche Einſchnitte hat. Er fället nicht ab.

Die Blumenkrone fehlet ganz.

Die Staubträger ſind fünf feine zugeſpitzte Stützen, die über den Kelch hervorragen, deren jede mit einer kurzen viertheiligen aufrecht ſtehenden Staubhülſe verſehen iſt.

Der Blumengriffel beſtehet in einem aufrecht ſtehenden plattrunden Eyerſtocke, auf welchem ſich zwey aufrechte, kurz zurücke gebogene Staubröhrchen befinden, davon ſich jedes in eine haarige Narbenſpitze endiget.

Das Samenbehältniß iſt eine groſſe eyförmige, zugeſpitzte dünne Hülſe.

Der Samen beſtehet in einem länglichen an beyden Enden zugeſpitzten Korne.

So bald der Samen in der Mitte oder am Ende des Brachmonats ſeine Reife hat, muß er gleich, ſo wie er abfället, in einen lockern gemäſſigen Boden ſehr flach geſäet werden. Der beſte gehet bald und dicke genug auf, und

Samen-

Samenlohden, die nach Michaelis vier bis ſechs Finger, bis zu einer guten Spanne hoch werden. Der Wind führet ihn ſeiner Leichtigkeit wegen, zuweilen an gute ſchattige etwas feuchte Oerter, wo er ganze Büſche erzeuget und in kurzer Zeit ziemlich hohe Lohden treibet; oder auch an die Berge zwiſchen Moos und Geſteine. Der ſchlechtere Samen lieget zuweilen bis zum künftigen Frühjahre, ehe er auskeimet. Die Ausſaat iſt die natürlichſte und überall anzubringende Vermehrungsart der **Ulmen**, vor die Laubhölzer, die ihren beſondern Werth in Schlag- und Oberholz davon haben, man mag auf Nutzholz, Stangen, Reiß oder auch Kohle ſelbſt ſehen.

Die bekannte vortheilhafte, und im wilden Baum- Plantage- Baumhandel gebräuchli- Vermehrung der Ulmen, durch Abſenker oder Einleger und Wurzelſproſſen, iſt als ein Werk der Planteur und Handelsgärtner an ſeinem Orte nützlich zugebrauchen, aber auch koſtbarer und mühſamer, wo nämlich die Baumſchulen alle Mühe, Zeit und Koſten wieder bezahlen müſſen.

Die **Ulmen** erfordern zu ihrem natürlich ſtarken Wachsthume, ein mildes, nahrhaftes und feuchtes Erdreich, ob ſie ſchon in verſchiedenen Boden, wo ſie nur die Wurzeln tief und weit genug treiben können, wachſen. Doch iſt ein ziemlicher Unterſchied im Wachsthume, wenn die Stämme nach etlichen zwanzig bis dreyſig Jahren, im Holze erſt den rechten Zu-

ſatz thun ſollen, und ein geſundes reines dauerhaftes Holz behalten.

Beym **Schneidel** und **Reißholze** kann man etwas anders denken, wie es in und um die Dörfer, und auf den Angern geſchiehet, da die **Rüſtern** beſonders, aber in anderer Abſicht anzubringen ſtehen, weil ſie kein Unterholz, noch andere Gewächsarten und Gras verdämmen oder erſticken. Doch muß man bedenken, daß die **Koppen** oder **Schneidelulmen**, oder ſolche, die man in Hecken, grünen Wänden und Zäunen halten will, im guten Boden, von Wieſen und Fruchtländern ſo weit entfernet bleiben müſſen, daß ſie denſelben durch die auslaufende Wurzelbrut nicht nachtheilig werden. So gut die Wilden **Ulmen** zum Feuer und Kohlenholze ſind, da die Hütten und Schmelzverſtändigen der Rüſtern Kohle vor Eichenkohle den Vorzug zugeſtehen, ſo iſt doch wegen der Dauer, Feſtigkeit und dem Gebrauche des davon in vielerley Abſicht zu nutzenden Bau- und Geräthholzes gar vieles zu erinnern. Kieß, Leim, Thon, Sand, Wieſengrund, Moor und anderer Boden, die Reife und das Alter geben dem Holze einen gleichern oder ungleichern Wachsthum, nach welchem es mehr oder weniger leichtſpaltig iſt, oder wimmerich, und bey gewiſſen Abänderungen, im Kerne und Splinte bald weiſſer oder rothweiß, bald röther, gelbröthlich, röthlich gefleckt und adrig, oder mehr gelb, und wie Buchsbaum; insgemein aber nach dem Alter mehr bräunlich ausſiehet,

ſiehet, oder ins Braune ſchattiret. Ein eben ſo verſchiedene Beſchaffenheit hat es mit der Härte und Feſtigkeit der Ulme, von No. 2. und 3. gegen No. 1. welche letztere alle Holzverſtändige zumal aus niedrigen naſſen Orten, vor weniger Dauerhaft, und weniger milde in der Arbeit halten, als jene: da ſonſt Ulmholz in ſeinem rechten Alter und Reife, nach dem Eichenholze, in der Härte und Schwere viele Vorzüge hat, ſonſt läſſet ſich ein gutes Rüſternholz mittelmäſſig bearbeiten, und iſt in Anſehung der Härte mit dem Nußbaume zu vergleichen, es iſt zähe, am Wurzel-Stammende aber, härter. Es iſt kleinnarbig, und das von jungen Stammen gewäſſert, und ſpielet ſehr ins ſeidenhafte.

Wenn es bey ſeiner Reife im November oder December gehauen wird, hält es ſich nach dem Eichenholze am beſten. Es dauert unter Waſſer ſehr gut, kann auch in feuchten Orten ziemliche, auch abwechſelnde Trockne und Näſſe vor anderm Holze am längſten mit vertragen. Unter einer ſolchen Bedingung wird es in Frankreich und in andern niedrigen feuchten Ländern, wo Eichen und Tannen fehlen, oder auch rar zu werden anfangen, zum Bau gebraucht, welcher letzter Umſtand wohl zu merken iſt. Beym Waſſerbau, und in ſolchen Gegenden, wo Wehre gehalten werden müſſen, wo das Waſſer oft aufſteiget und fället, wo ſtark Holz geflöſſet und aufgeſchwämmet wird, und bey Mühlen zu verſchiedenen Bauſtücken, Wellen, Waſſer-

 rädern,

rädern, zumal wegen der Schaufel zu den oberſchlächtigen Mühlen, thut es nach dem eichnen Holze, ſehr gute Dienſte, auch zu Röhren, Schiffpumpen, Waſſermaſchinen, Preſſen und Keltern.

Die Stellmacher ſuchen das Ulmenholz von den drey erſten Arten, wenn es in ſeiner rechten Reife, auſſer der Saftzeit im November gehauen worden iſt, damit es weder zu bald brüchig und wurmſtichig werde, noch ſich verwerfe, ſondern die Arbeit daraus vielmehr dauerhaft bleibe, zu Lavetten, bey Mörſern und Kanonen, zu Deichſeln, Wagen-Leitern, Felgen, und das härtere knotigte zu Naben aus; der Landmann aber gebraucht es zu Hopfen- und Reifſtangen, Eggen, Schienen, und anderer Geſchirrarbeit. In einigen Gegenden wird es mit Fleiß, zu den allergröſten Glockenſtühlen ausgeleſen, auch zu Brettern und dünnen Bohlen, für die Tiſchler geſchnitten, und für die Drechsler geſchont: welches leztere davon Schüſſeln, Teller, Becher und vielerley kleines Hausgeräthe machen, und ihm wie die Tiſchler zu thun pflegen, durchs Beitzen eine Mahony-Farbe zu geben wiſſen. Wegen des ſchnellen Wiederwachſes, haben die Ulmen im Unterholze, zumal die erſte und zwote, einen merklichen Vorzug; ihre Stangen und Stöcke, die ſie in neun, zwölf bis funfzehn Jahren, immer zu Thüren und Hurten geben, ſind anſehnlich und dauerhaft. Doch die holländiſche Iper, welche aus der wilden Rüſter

in

in Nordamerika] entſtanden iſt, und mit den vorigen in den Laubhölzern gleich häufig angebauet werden kann, auch mit No. 3. vieles gemein hat, pfleget die meiſten, wegen der Güte des Holzes und ihres ſehr ſchnellen Wachsthumes, wirklich zu übertreffen.

Die Eſche.

Die **Eſche, Aeſche, Aſche, Aſchbaum, Eſchern, Eſchbaum, Edieſche, Waldeſcher, Steineſche, Wundholzbaum, Geißbaum, Langeſpe.** (Fraxinus excelſior. Linn.) iſt ein ziemlich groſſer Baum, der vor andern Laubhölzern einen hohen ſtarken und dabey ſehr geraden glatten Stamm treibet: wenn er zumal in einem guten ſchwamigen feuchten Boden ſtehet, daraus er Saft genug ziehen kann. Man findet ihn auch in flachen Wäldern von dergleichen Lage, an den Säumen, in den Elzbrüchen, und wo das Waſſer länger ſtehet als das ſonſt. Er wächſet daſelbſt wohl, wenn er Kühle, Schatten, Feuchte, und einen lockern guten Grund hat. Sonſt aber iſt er auch in verſchiedener Lage und Höhe, an den anſteigenden Mittelgebirgen, in dicken Gebüſche, wo er einen hohen, geraden aber nicht ſonderlich ſtarken Schaft treibet, auch ſchnell wächſet und ſich ſtark vermehret. Doch finden ſich oft Eſchen an hohen ſteinigten und andern harten Oertern, wo man ſie nicht vermuthe, da ſie von Samen erwachſen ſind, und ihre Wurzeln auch ſehr tief zwiſchen Felſen haben ſchlagen

nen. Sie ſind von einer mittlern Höhe und Stärke, aber einem deſto feſtern Holze, daß man alſo davon ſagen kann: ſie wachſen im kalten uud warmen, auch mancherley Boden, und werden darinnen ziemlich anſehnlich, wenn ſie nur in ſelbigen mit ihren ſtarken und mit einer dicken Rinde überzogenen Wurzeln, weit genug um ſich greiffen können, da ſie den andern Holzarten die Nahrung ſehr entziehen. Die Rinde des Stammes iſt glatt, roth und dicke, aber ſchwammig und die Zweige ſind nicht häufig. Sie haben einen ziemlich regelmäſſigen Abſtand von einander, und wachſen ganz gerade, ohne ſich ſonderlich auszubreiten, oder weit herunter zu hangen: welches der ganzen Krone und dem Wipfel beſonders, vor andern ein gutes und ſehr unterſcheidendes Anſehen giebt. Die ſtumpfen, weichen, dicken und ſaftreichen Enden der Zweige machen die Eſchen, ſo lange ſie ohne Laub ſind vor andern kenntlich. An dieſen laufen die Knoſpen zu Ende des Merzes ziemlich auf, und die Blüte erſcheinet daran, noch vor oder mit dem ausbrechenden Laube, bey uns zu Anfange des Maymonats, wie an den Gebirgen: in wärmern Gegenden aber ſchon in der Mitte des Merzen oder April.

Das **Laub der Eſche**, das im May ausbricht, und ſich dem Laube der jungen, oder auch der fremden ſchwarzen und andern Wallnüſſe ziemlich gleichet, beſtehet aus lauter ineinander und an den Zweigen gegen über ſtehenden, zuſammengeſetzten (Compoſitis) ſchön grünen

Haupt-

Hauptblättern, welche von vier bis fünf paarweiſe an ihrem Hauptſtiele geordneten ſchmalen kleinern Blättern, und einem einzelnen an der Spitze beſtehen. Dieſe werden den ſpaniſchen Fliegen (Meloe veſicatorius, Linn.) in gewiſſen Jahren insgemein völlig zum Theil. Worauf mit dem zweyten Triebe andere hervor kommen, die ſich an den Bäumen bis zum erſten Fröſten im October erhalten, wenn etliche andere die Verwüſtung noch gröſſer machen, wie es zuweilen geſchiehet. Sonſt iſt der junge Trieb der Eſchen und ihr Laub viel reiner, als an andern Baumarten, und auſſer dem allgemeinen Wald verderbenden Ungeziefer, ſind nur zwo Schmetterlingsarten, als einer von gröſſern Abendvögeln, die groſſe Spaniſche Fliegen, und die eigentlichen Blattſauger der Eſchen bey uns bekannt.

Die **Blüte** unſerer **Eſche** kömmt in kleinen faſerigen Sträuſſen oder auch Trauben, zu Ausgange des Aprils oder Anfange des Maymonats herfür, und beſtehet entweder in wahren fruchtbaren **Zwitterblumen** alleine, oder in eben dergleichen, die aber mit **weiblichen** Zwitterblumen vermiſcht ſind. Auſſer dieſen erwachſen aus ihrem Samen, noch insbeſondere Pflanzen, die nur mit **weiblichen Blumen** allein verſehen ſind: welcher Umſtand in Betrachtung auf die Vermehrung durch die Saat, gar ſehr beträchtlich iſt.

In der **Zwitterblume** der **Eſche** fehlet der **Kelch**, entweder ganz, oder er beſtehet in einem feinem Rande, der vier gleiche ſpitzige Abtheilungen hat.

Die Blumenkrone fehlet bey unſern Eſchen; bey andern Gattungen aber beſtehet ſie aus vier ganz ſchmalen, geraden, langen, ſpitzigen Blätterchen.

Die Staubträger ſind ſehr kurz, und der Anzahl nach, nur zween, und ihre längliche viertheilige Staubhülſe ſtehet gerade aufwärts.

Der Blumengriffel iſt anfänglich walzenförmig, er wird aber allmählich platter und ſpitziger. Sein gerade ſtehendes Staubröhrchen gleichet ihm faſt, und endiget ſich in eine, durch zwo Spitzen getheilte Narbe.

Das Samenbehältniß beſtehet in einem länglichen, platten zugeſpitzten zungenförmigen häutigen Bälglein, welches ganz dünne iſt, und aus zween Theilen zuſammen geſetzet iſt.

Der Samen iſt ein weiſſes oder weißröthröthliches plattes, längliches, oben zugeſpitztes und unterwärts ſtumpfrundes, bitteres, herbes und ſcharfes Korn.

Dieſer Samen wird im October reif, und ſäet ſich an feuchten und guten Stellen, um die Gräben, auch an ſumpfigten Orten, zwiſchen den Ellern, in manchen Jahren ſehr häufig aus. Man kann ihn alſo zu ſolcher Zeit ſäen, doch ohne ihn zu tief unterzubringen, da er denn bey einer gemäſſigten feuchten Witterung aufgehet, auch wohl zum Theil über ein Jahr lieget.

Wenn man ihn im Merz oder April zeitig genug ſäet, und etwas mit Erde bedecket, verwahret

wahret hat, gehet er bald auf. Der trocken aufbehaltene Samen hingegen, lieget freylich länger, wie man unter andern auch ſogar an dem aus Nordamerika überſchickten wahrnehmen kann, und eine trockne Witterung und ein ſolcher Boden, halten das Keimen des Samens ſehr zurücke.

Wo man Gelegenheit hat, die Eſchen durch Samen anzuziehen, ſo laſſe man ſie nicht aus den Händen, weil ſie ſich reichlich bezahlen, es ſey nun in Oberholz oder auch in einem zehnjährigen Schlagholze. Denn ſie wachſen von abgehauenen Stämmen bald auf, ihr Wiederwachs von ſolchen Stämmen iſt ungemein ſchnell, und giebt häufige Stammlohden. Der aus Lauberde mit etwas Leim und vielem grobem Sande beſtehende mäſſig feuchte Boden, iſt dazu der beſte, nur muß Gras und Unkraut die Saat nicht erſticken.

In manchem Grunde iſt das Eſchenholz ſehr hart, daß es den Nußbaum einigermaſſen übertrift; ob es ſonſt ſchon nur eine mittelmäſſige Härte hat, welche der, bey den alten Birkenſtämmen gleichet. Seine Zähigkeit iſt auſſerordentlich, wie ein Leder, wenn es jung iſt, dahero es die beſten und dauerhafteſten Kutſchbäume giebt. In einem ſolchen Alter iſt es immer zäher und dabey weiſſer an Farbe, als auſſerdem, hernach wird es bräuner, und im Kerne iſt es ohnehin blaßbraun, faſt wie bey der Eiche und der Roßkaſtanie. Sonſt iſt das junge Holz ſchön gewäſſert, und ſpielet ſehr ins

 ſeiden-

ſeidenhafte, daß es vortreflich ins Auge fallen muß: an dem alten Holze hingegen, vergröſſern ſich die Narben nach und nach, wie man auch an den Eichen wahrnehmen kann.

Nach dem **Eichenholze** dauert es wie die Rüſter, an feuchten Orten ziemlich. Die Stellmacher, Tiſchler und Drechsler ſuchen daſſelbe zu verſchiedenen Handhaben ihrer Werkzeuge, zu Schäften vor die Fangeiſen, Spieſe, Spontons und harte Stiele, wie das vom Weißdorn und Ebreſchen, auch zu kleinen Handleitern, andere zu Satteln, und die Böttcher zur Reifſtangen. Auch ſchneidet man mittelmäſſige Bretter, für die Tiſchler daraus, auch wohl ſchwache Bohlen für die Zimmerleute. Es wird ſonſt nebſt den kleinen Molden, Trögen auch noch kleinere Geräthſchaft daraus gemacht. Die Zähigkeit des Holzes kömmt wahrſcheinlich mit von etwas darinnen zurücke bleibenden Safte her, und der ſchwer zu bearbeitende Maſer des **Eſchenholzes** iſt zwar ſchön aber eben ſo ſchwer zu bearbeiten, wie der in dem Rüſternholze. Die an erhabenen etwas ſteinigen Orten wachſende Eſche giebt ein vorzüglich ſchönes Holz.

Wenn das Nutzholz von Eſchen, vor Winters etwas zu zeitig, oder im Winter zu ſpät gehauen wird, iſt es dem Wurmſtiche, wegen des Saftes, ſehr unterworfen. Sonſt iſt es eine der beſten Kohl- und Brennholzarten, auf deſſen Anbau man auch aus dieſem Grunde mit

zu ſehen hat, da es vor allen Dingen ſo ſchnell wieder wächſet.

Wo man in den Niedrungen oder ſonſt nur in einem Mittelgrunde Platz zu Plantationen und Alleen übrig hat, kann man den Eſchen ihren Stand gönnen, insbeſondere wo die Wege durch Moräſte zu unterhalten und zu befeſtigen ſind. Da aber die Wurzeln ſehr ſtark ſömmern, muß man ſich hüten, Grundſtücken dadurch zu verderben. Sie laſſen ſich im Herbſte leicht verpflanzen, wenn ſie noch jung ſind, und der Wurzel halber bequem ausgenommen werden können. Sie haben einen guten Anwachs, ſind aber dem Abſchälen, dem Verbeiſſen und dem Wildſchaden beſonders ausgeſetzt, wo ſie anfänglich nicht einigen Schutz oder Bedeckung haben; ob ſie ſchon nach dem Verbeiſſen nicht ſo leicht vertrocknen oder zurücke gehen, als andere junge Holzarten. Man wählet ſie des Schneideholzes wegen in einigen Gegenden vorzüglich, da ſie das Schneideln gewiß beſſer als andere vertragen, auch um gute Wellen (Büſchel) auch etwas Brennholz zu haben.

Was die Kultur der Eſchen in den Forſten betrift, ſo hat ſie vor den andern manches vortheilhafte. Sie iſt der mit den Rüſtern, den Linden und Ahorn in vielen gleich; man mag nun auf die Saat, die Anpflanzung, oder auf die Unterhaltung des Ober- oder Unterholzes ſehen. Die von den Eſchen iſt die leichteſte, die kürzeſte, und nebſt der, mit den Rüſtern und Ahorn, eine der nützlichſten. Wenn man

nun

nun auf ſolche Umſtände ferner Acht haben will, die die Unterſchiede und Eigenſchaften des Nutzholzes von Rüſtern, Ahorn und Eſchen beſonders betreffen, nach welchen es eigentlich bald dieſem bald jenem Künſtler zu ſeinen Arbeiten und Arbeitsarten abwechſelnd, auch in dieſer oder jener Gegend, vor andern etwa nützlicher oder gar unentbehrlich ſeyn muß, oder doch werden kann, und nach welchen er durchaus nöthig hat, in einer oder derſelben Art, eine genauere Auswahl zu machen, ſo wird man daraus deutlich begreiffen, wie weitläuftig die innere Kenntniß, in Abſicht auf ihre Güte und Nutzbarkeit ſeyn müſſe. Man überlege demnach nun ſolche Veränderungen an dem Holze wegen der Tauglichkeit zu einem gewiſſen Gebrauche, welche der verſtändige Künſtler augenſcheinlich darzu thun und mit Beweisgründen aus der Erfahrung hergenommen, zu thun im Stande iſt. Hier kommt der Grund, die Lage und Witterung, das Alter, einzelne Zufälle, und noch mancherley Umſtände in Betrachtung, deren Wirkungen aus den nachgelaſſenen verſchiedenen Spuren in den innern des Holzes, faſt nicht ehe, als bey der mechaniſchen Anwendung deſſelben unterſucht und erkannt werden. Dergleichen Wahrheiten gelten von allen nutzbaren Holzarten, und ſollten billig im Stande ſeyn, alle ſolche, die ſich in Erkenntniß des Holzes allzuweiſe dünken, von ihrer Einbildung gar ſehr zurücke zu bringen.

Die

Die Aſpe, oder Eſpe, oder Pappelbäume.

Dieſer Baum gehöret eigentlich unter die Pappelbäume, von welchen folgende Arten hierher zu rechnen ſind, nämlich

1) die Pappelweide, weiſſe Pappel, Albe, Abelcken, Tabelcken, Alber, Albernbaum, Albernbruſt, Weißalber, Schneepappel, Bell- oder Bollweide, Alaprobſt. Der deutſche Silberbaum, Papierbaum, Weiß- Saarbaum, Saarbachsbaum, (Populus alba Linn.)

2) Schwarze Pappel- oder Pappelbaum, ſchwarze Pappelweide, Wollenbaum, Felbaum, Salbenbaum, (Populus nigra Linn.)

3) Die Aſpe, Aſpenbaum, Eſpe, Zitter- Flitter- Rattel- Pappel, Baber- Beber- Flitter- Flatter- und Rattel- Eſche. Der Ratteler, Zitterbaum. (Populus tremula Linn.)

Die hierher gehörigen Gattungen, haben folgende natürliche Geſchlechtszeichen:

Sie bringen männliche und weibliche Blüte, auf zwey von einander ganz abgeſonderten Pflanzen, wie die Weiden.

Die männlichen Blüten ſitzen auf ihrer eigenen Pflanze, in langen hangenden, lockern, walzenförmigen, ſchuppigen Blumenzapfen beyſammen. Unter jeder Schuppe, welche länglich und platt iſt und einen zerkerbten Rand hat, iſt nur eine einzige Blume befindlich.

Der

Der Kelch fehlet.

Die Blumenkrone beſtehet eigentlich in einem beſondern Honighalter, welcher eine ſchräge eyrunde Mündung hat, und ſich unterwärts in eine zugeſpitzte Röhre endiget.

Die Staubfäden ſind überaus geringe Faſern, mit groſſen viereckigten Staubhülſen, an der Zahl achte.

Die weiblichen Blüten, ſitzen auf ihrer eigenen Pflanze, in eben ſolchen, dergeſtalt nach ähnlichen, lockern, ſchuppigten Blumenzapfen, wie die männlichen, und mit den Schuppen hat es gleiche Bewandniß.

Der Kelch fehlet.

Die Blumenkrone iſt ein dergleichen Honighalter, wie bey der männlichen Blüte.

Der Blumengriffel beſtehet aus einem eyrunden Eyerſtocke, und geringen faſt unmerklichen Fruchtröhrchen, das ſich in eine viertheilige Narbenſpitze endiget.

Das Fruchtbehältniß iſt eine eyrunde Kapſul, mit zwey Fächern und Schalen, welche letztere auswärts gebogen ſind.

Die Samen ſind ungemein feine eyrunde Körner, und mit einem haarigen Büſchelchen verſehen.

Wegen des ſchnellen Wachsthumes, und der kürzern Dauer von etlichen zwanzig Jahren gegen andere Holzarten, auch wegen des Grundes und Bodens ihrer Vermehrung und des ſchlechten Nutz- und Brennholzes, haben die Pappelbäume, als geringe Holzarten mit den größten Stammweiden vieles gemein. Die

Aſpe

Aſpe unterſcheidet ſich in einigen Umſtänden, die übrigen gehören weder in die Waldungen, noch werden ſie darinnen auch nicht leicht und oft gefunden, auſſer ſehr einzeln.

Die **Pappelweide** No. 1. wird ein ſchöner Baum mit einem geraden anſehnlichen und hohen Schafte, in recht guten oder doch einem mittelmäſſigen feuchten Grunde, wo er ſich lange im Holze geſund erhält, wie die **Weide**, wenn er zumahl darinnen aus dem Samen erwachſen iſt. Ihre jungen weißgrauen Triebe, und das Laub, welches Anfangs unterwärts ſchneeweiß und wollig iſt, giebt ihr ein beſonderes feines Anſehen, und der Stamm kommt oft ſchon nach zwölf bis ſechzehn Jahren, zu der Dicke eines ſtarken Mannes. Er hat weit ausgebreitete Aeſte, eine ſchöne Krone, und ein groſſes Laub. Es giebt aber auch eine Abänderung mit kleinen, und eine andere mit gelb oder weißgeſcheckten Blättern, wie von der **Sommereiche** und **Buche**; wie man den ſonſt an alten Bäumen auch ein ſehr kleines Laub findet.

Die **Pappelweide** gieb einen ſchönen Schatten, aber die Traufe macht das darunter wachſende Gras und Pflanzen, dem weidenden Viehe etwas zuwider. Mit dem ſchwarzen Pappelbaume No. 2. iſt ſie näher verwandt als mit der Aſpe, mit welcher er doch ſonſt ſowohl in naſſen Niedrungen als gemäſſigten ebenen Höhen recht wohl fort kömmt, und ziemlich hochſtämmig wird, gerade auch ſtarke Aeſte treibet,

bet, und eine ſo häufige Wurzelbrut giebt, daß man im Stande iſt, dergleichen Höhen mit beyderley, wie andere wüſte und unbrauchbare Plätze, wo ein lockerer etwas feuchter, auch ſogar ein Sandgrund iſt, dermaſſen geſchwind in Beſtand zu ſetzen, daß man davon in Zeit von zwölf Jahren, an manchen Orten einen ziemlichen Beſuch bekömmt, der ſich wohl nutzen läſſet, wo vorher gar keine Holzart, auch ſonſt weder Strauch noch Gras zu ſehen war. Wie man denn eben deswegen, auch durch eine abwechſelnde Anpflanzung und Vermehrung aller drey Pappelbäume, die Proſpeckte ganzer Gegenden in kurzer Zeit völlig verändern kann. Nur muß man ſie an keine Gärten, Wieſen und Ackerland in der Nähe bringen, daß ihre Wurzeln Gelegenheit finden, ſich dahin auszubreiten.

Die Pappelweide oder Weißpappel liebet zwar wie die beyden andern Arten einen guten fetten Moorgrund, der im Sommer, auf eine gewiſſe Tiefe trocken, werden kann, ſie wächſet aber auch vor ſich in einem ziemlich geringen und ſchlechten Boden, wenn er nur Feuchtigkeit hält. Sie treibet, wie ſchon geſagt, ſehr häufige, ſtarke und ſehr weit um ſich gehende Wurzeln, aber meiſtentheils nur flach, und wird deswegen im Sandboden vom Winde leichter umgeworfen, als ſonſt. Der Stamm iſt mit einer glatten weiſſen, oder weißgrauen etwas ins Grünliche fallenden Rinde bedeckt, der bey ſeinem ſchnellen Wachsthume

me auch höher wird, als der von der ſchwarzen Art. Er endiget daſſelbe nach achtzehn oder zwanzig Jahren, ob er deswegen gleich noch länger ſtehen, und dabey kernfaul ſeyn kann. Die Borke wird alsdenn ſehr rauh und riſſig ſeyn.

Die Knoſpen dieſer Pappeln-Art ſind von gleicher Beſchaffenheit, wie bey der ſchwarzen Pappel, und die jungen Triebe weiß, weißgrau und wollig. Die Blätter die wie bey unſern einheimiſchen drey Arten von Pappeln, überhaupt wechſelsweiſe auf langen dünnen Stielen an den Zweigen ſtehen, ſind runde, oder doch nach den Grade einer verſchiedene lebhaften Ausbildung allezeit mehr oder weniger geſchobene Vierecke, aber ſie ändern ſehr ab, und ſind hier ſehr groß. Das ganze Laub iſt ohne ſichtliche Drüſen, und an den jungen Triebe wolligt oberwärts dunkel-oder ſchwarz grün, und unterwärts ſehr weich. Zuerſt ſind die Blätter mehr rund, ſie werden nach und nach eckig, auch bey fernerm Wachsthum etwas dreytheilig wie das Epheulaub, oder ſie bleiben nur zackigt ohne ſtarke Abtheilungen. Dabey ſind ſie allemal ſtark, ſie werden endlich obenwärts ganz dunkel, und etwas rauh, auf der hintern Seite verliehret ſich der ſchöne weißwolligte Ueberzug. Ihre Augen oder Knoſpen brechen ſehr früh im Jahre, und mit der Aſpe zugleich auf, ſie vergröſſern ſich ſchon zum Ausgange des Herbſtes ziemlich, und bringen ihre rauhe rothbraune Zapfen, noch einige Zeit

vor dem Ausbruche des Laubes, welche ſie bald abwerfen. Der becherförmige Honighalter unterſcheidet die Blüte ſehr, von der an den Weidenarten befindlichen, als die nur in einer Schuppe beſtehet. Die im Junio mit ihren reifen Samen abfallen, und den feinen Samen ſehr weit, überall hinabfliegen laſſen.

Es iſt indeſſen wohl zu merken, daß man in den Vorhölzern, Bergen und Hügeln, die an gute tragbare Wieſen ſtoſſen, wo ſich zuweilen von dieſem oder auch von den beyden andern Pappelbäumen ſehr groſſe und viel blühende Stämme beyſammen befinden, entweder die männlichen oder weiblichen bald weg hauen, und nur die eine oder andere Art davon allein erhalten müſſe; die andre aber nur auf Strauchwerk nutze: Damit der reife und vollkommen befruchtete Samen die Wieſen nicht unbemerkt überziehe. Dieſe Anmerkung erſtrecket ſich auf alle **Weidenarten**, und iſt nicht in der Stube oder im Garten ausgedacht: denn Unwiſſenheit und Nachläſſigkeit beſtrafen uns in wenig Jahren ſo nachdrücklich, daß wir uns durch die Wirkungen auf den Wieſen ſelbſt hinreichend überzeugen können.

Ob nun ſchon aus dieſen Samen, Pflanzen genug aufſchlagen, ſo wie es von dem Samen der Aſpen vor beyden übrigen Arten am allerhäufigſten wahrgenommen wird, ſo halten doch die Liebhaber von Plantagen, ordentliche Baumſchulen von der weiſſen Pappel, und verpflanzen daraus ziemlich anſehnliche Stämme.

Sonſt

Sonſt geſchiehet die Vermehrung auch durch die Sproſſen, der überall auslaufenden Wurzeln, von allen drey Arten ſehr häufig, in feuchtem Grunde von ſelbſt. Im Februar und Merz legt man Ruthen und Zweige, zehn Fuß weit aus einander ein, die Wurzelſproſſen und ſtärkere Aeſte oder Setzlinge hingegen werden ſchon zu Ende des Octobers, beſonders an den Dämmen, Ufern, und weitläuftigen gemeinen Plätzen in Spaziergängen auch in den Waldzäunen gepflanzet.

Das geſunde reife, gleichſpaltige, weiſſe Stammholz der Weißpappel, gleichet faſt dem von der Schwarzpappel, es iſt faſt eben ſo weich, als Knack oder Bruchweide, und ſonſt davon wenig unterſchieden. Es läſſet ſich zwar behobeln, nur unter dem feinen Hobelfaſert es ſehr ſtark aus, und das von ganz alten Pappeln iſt beynahe das ſchlechteſte und weicheſte, daß man daſſelbe, wenn es nicht bröckeln ſoll, nur grob behobeln darf. Die abgehenden Faſern drücken dennoch tiefe Streifen hinein. Sonſt iſt das zwölfjährige geſunde Stammholz, zu feinen Brettern und groben Arbeiten im Trockenen, noch immer mit brauchbar. Zuweilen iſt dieſes ſehr weiß dabey leichte, ſchwammig, weich und zähe, und wird durch das Austrocknen, noch leichter. Zuweilen aber iſt es von alten Stämmen etwas mehr gelblich, härter, und an dem unterſten Ende derſelben zugleich auch flaſerig, ſchön gewäſſert, und ſchwer ſpaltig, daß man es zu leichten weichen Sachen,

die eben keinen ſonderlichen Widerſtand aushalten dürfen, zu Tafelwerk, Reißbrettern und Rechentafeln, ganz brauchbar findet, auch noch anderes Holz damit zu belegen. Wie man es denn auch zu Löffeln und Tellern ꝛc. anwenden kann. Die Wurzel hat zu Zeiten, insbeſondere ein überaus ſchönes flaſeriges, gekraustes Holz, welches die Kunſt-Tiſchler zu Käſtchen gut zu verarbeiten, und mit einem gelben Firnis zu überziehen verſtehen.

Ueberhaupt, wenn das Holz von dem weiſſen und ſchwarzen Pappelbaume nicht etwas kraus oder wimmerig iſt, ſo iſt es immer ſchwer und ſchlecht zu bearbeiten, ſonſt aber haben ſie beyde einerley Eigenſchaft und Gebrauch. Die feinen Bretter davon ſind wie ſchon erwöhnet, ſehr weiß, und dauren im Trocknen lange Zeit, wenn man Stuben und Böden damit beleget. Sie ſchwinden und quellen alsdenn wenig oder gar nicht, nur das Holz reiſſet etwas vom Einſchlagen der Nägel. Es iſt ferner bey ſchlechten Gebäuden, inwendig zuweilen ein Nothbauholz auf dem Lande, auch ſogar bey Steinkohlenwerken, wo man es doch glauben und ſuchen ſollte, ſonſt aber zu Stacken- oder Fachſtöcken gebräuchlich. Dieſes zähe Weiche Holz wird ferner auch zu Bildſchnitzer und Drechslerarbeit genommen, es übertrift einige andere Arten, und läſſet ſich ſonderlich recht ſchön ſchwarz beitzen. Wie es denn auch Becher, kleine Fäſſer, ſchlechte Handblaſebälge, Spinnräder, Weifen, leichte

Holz-

Holzſchuhe, Sohlen und Abſätze giebt, auch ſonſt noch zu Hopfenſtangen, Weinpfählen, leichten Karngeſtellen, Molden und Backtrögen angewendet wird.

Die geſchneidelten oder gekröpten Stämme, geben manche Jahre hinter einander überaus viel Reiß und Stangenholz vor andern Bäumen, und der Stamm ſelbſt, in achtzehn bis zwanzig Jahren Scheidholz. Dieſes behält den Saft lange in ſich, es giebt deswegen zu vielen Rauch, wird aber unter den geringern Brennholzarten die an gewiſſen Orten vor andern zu haben ſind, und durch ihren ſchnellen Zuwachs und Menge der Güte der beſſern einigermaſſen abhelfen müſſen. Es wird noch vor beſſer gehalten als das Weidenholz. Die Kohlen davon ſind nicht beſſer als die von Linden, und das Laub wird an etlichen Orten zum Winterfutter vor Schafe und Ziegen mit Recht geſammlet, da es eben ſo geſund als nahrhaft iſt.

Die ſchwarze Pappel No. 2. hat mit der weiſſen vorerwähnte Umſtände größtentheils gemein, daß man zur Vermeidung aller Weitläuftigkeit, nur ſolche erwähnung zu thun hat, welche ſie insbeſondere angehen. Dieſer Baum hat eben das feine Anſehen, den ſchnellen Wuchs, die Dauer und Vermehrungsarten, wie der vorhergehende, er leidet auch wie jener, kein Unterholz. Allein, ob er ſchon mit ſeinen beyden Geſchlechtsarten, im moraſtigen Boden und in fruchtbahren Gegenden, um die Land-

ſtraſſen, Gehäge und Dörfer, an Dämmen und Gräben ſehr wohl fort kömmt, wo er die längſten und geradeſten Stämme mit wenigen Zweigen macht, ſo verträgt er doch eine etwas höhere Lage, einen geringern trocknen Boden aber ſehr ſchlecht.

Er verliehret ſeinen Kern, ſo bald er gekröpft wird nach und nach, und treibet dem ohngeachtet noch ſehr gut. Einige Stämme kröpfet man mit den Weiden aller vier, fünf bis ſechs Jahre zugleich, andere ſchneidelt man faſt jährlich. Die Italieniſche oder Lonobardiſche Schwarzpappel mit den kleinern Blättern, welche ihre Zweige ſehr dichte zuſammen, und am Stamme ziemlich geſchloſſen hält, iſt eine ſehr merkwürdige Abänderung von unſerer Schwarzpappel, die noch viel ſchneller und höher, in Geſtalt einer ſehr lang zugeſpitzten Säule aufwächſet. Sie wird wegen des Holzes beſonders gezogen, und giebt noch mehr als die gemeine. Die Vorzüge die man ihr zugeſchrieben, müſſen wohl überſchlagen werden.

Die Wurzel von unſerer ſchwarzen Pappel, die an den Rändern der Wieſen und am Fuſſe der Sandhügel, öftere Gelegenheit zu Erzeugung des bekannten **Beinbruches** (Oſteccolla) giebt, wie die **Birke** und **Kiefer**, gehet mit ihren Hauptzweigen, viel tiefer unter ſich, als die von der weiſſen: ihre entblößte Thauwurzeln aber geben eine ungemeine Menge von Sproſſen, die zu Vermehrung des Reißholzes beſonders um die Vorwaſſer, und wo

die

die Ueberſchwemmungen wechſeln, wohl zu nutzen ſind.

Der Stamm wird öfters höher, als die Aſpe, er erreichet nicht ſelten im vierten Jahre, eine Höhe von zwanzig Fuß, nebſt der Dicke eines Mannes Schenkels. Man hat Vorfälle, im fetten feuchten lockern Grunde gehabt, wo er in anderthalb Jahre zwölf bis vierzehn Fuß hoch, und zwey bis ſechs und zwanzig Zoll ſtark geworden iſt. Er hat eine glatte weißliche oder aſchgraue Rinde, welche an den Aeſten noch etwas weiſſer fällt, mit der Zeit aber am Stamme rauh und dunkler wird.

Die ihres Gebrauches halber, von Alters her ſehr bekannten Knoſpen, ſind rundſpitzig, und im Frühlinge, mit einem wohlriechenden zähen Harzſafte oder Balſame überzogen. Die Bienen lieben ihn, wie von vielen andern Baumarten, und bedienen ſich deſſen, mit und zu ihrer ſogenannten Bienenkütte (propolis). In etlichen Gegenden führen, ſie den Namen Sarbellen und Sarbollen.

Die dunkelgrünen glänzenden runden, lang zugeſpitzten und ausgezackten Blätter, ſind mit kleinen Drüßgen beſetzet, und mit langen ſteifen auswärts ſtehenden gelben Stielen verſehen. Sie bekommen, wenn ſie ausgewachſen ſind, eine Geſtalt die aus dem herzförmigen, ins geſchobene viereckige gehet, einer langen Spitze, und ſind mit gelben Rippen durchzogen. Auf alten Bäumen werden ſie nach und nach immer kleiner.

 In

In der Blüte iſt dieſe Art nach der Weiß pappeln und den Aſpen die Letzte, welche eben falls vor dem ausbrechenden Laube hergehet, und in röthlichen oder weißlichen Blumenzapfen beſtehet, auch im May abfället. Der Same iſt ſehr fein, er flieget im Junio mit ſeiner weiſſen Wolle ab. Er ſäet ſich durch den ab- fallenden Zapfen ſelbſt, wenn er nicht durch Zu- fälle im Auskeimen und Wurzeln geſtöhret wird. Die künſtliche Vermehrung dieſer Pappel gehet zur Herbſtzeit, aus eingelegten Ruthen beſſer von ſtatten, als von Setzlingen, wovon ſowohl als von ihrem Holze und Kohlen, bey der weiſſen Pappel ſchon das nöthige gezeiget wor- den iſt. Der Balſam und Spiritus, das Oel und Waſſer, die man aus den Knoſpen im Frühlinge macht, verdienen einige Aufmerkſam- keit, und das aus der Pappelwolle verfertigte Papier, könnte zu noch beſſern Gebrauche und Erfindungen Anlaß geben.

So wie aber beyde vorhergehende Arten, bey uns gar nicht, oder doch höchſt ſelten, und nur einzeln in den Waldungen gefunden werden, ſo hat hingegen die Aſpe oder Eſpe darinnen ihren ordentlichen Stand, auſſerdem aber wäch- ſet ſie in allen Hecken, Dorngebüſchen und ver- miſchten Geſträuche von geringen Holzarten, von welchen die vernachläſſigten Schläge, Koppeln und Triften bald genug überzogen werden, auch daſelbſt öfters einen beſſern Aufſchlag unterdrü- cken. Zuweilen helfen ſie aber auch eine ver- wüſtete Waldung, nur ſo lange unterhalten,

bis

bis ſie entweder ſelbſt ausſterben, und beſſern Arten, Platz machen müſſen, oder hernach mit Fleiß ausgerottet werden, wenn dergleichen Oerter mit Holze ordentlich wieder in Beſtand geſetzet werden. Der Boden, die Lage und Höhe mögen dabey ſeyn, welche ſie wollen, Ebenen oder Mittelgebirge, ein fruchtbarer und Mittelboden, Moraſt oder Flugſand, da ſie alsdenn ſehr kleine Blätter haben; wenn ſie nur mit ihren kriechenden Wurzeln, durch die ſie ihre Brut beſonders nach dem Hiebe, auf dreyſig bis vierzig Fuß weit vom Stamme recht ausſchweifend vermehren, überall hinaus laufen können, welchen an ſich ſonſt böſen Umſtand, vor das Unterholz nnd den Graswuchs, man ſich dennoch bey ganz entblößten Stellen und in ganz wüſten auf keine andere Weiſe zu nutzenden, weit entlegenen Orten wohl merken, und davon öfters bey der erſten Anlag Vortheile ziehen kann.

Der ſchnelle Wachsthum der **Aſpen** iſt bekannt, nach welchen ſie beſonders im naſſen Grunde, wenn ſie zehn bis funfzehn Jahre geſtanden, ſo ſtark und zu hohen Stämmen von zehn Fuß werden, und ſtarke Aeſte zu treiben anfangen; wo ſie nämlich mit groſſen Blättern verſehen ſind, und dieſen Trieb zuweilen bis zum dreyſigſten oder ſechs und dreyſigſten Jahre fortſetzen. Ob ſie nun ſchon hernach anfangen, kernfaul und mulmig zu werden, ſo können ſie doch wohl noch bis gegen das funfzigſte Jahr ſtehen. So ſchnell indeſſen ihr erſtes Wachs-

thum iſt, und ſo erſtaunend ſie ſich vermehren, ſo geſchwinde können auch ganze damit beſtandene Flecke mit einmal verdorren: wenn nämlich die Zeit der natürlichen Dauer, bey der Hauptwurzel vorüber iſt. Sie bleiben zuweilen im Wachsthume mit einmal ſtehen, verliehren alsdenn die Wipfel, und gehen zuſehens zurücke, daß ſie bald ein bloſſes liederliches Strauchwerk ausmachen.

Die **Rinde der Aſpen**, die liebſte und vornehmſte Nahrung des Bibers, iſt am Stamme glatt, weißlich oder auch etwas ſchwärzlich, und ins grünlich fallend, ſie börſtet aber nach vollendetem Wachsthume, wie bey der Birke, am Stamme, ſechs bis acht Fuß hoch. Die jungen Triebe, welche aus ſpitzigen braunen glänzenden Knoſpen herfür kommen, ſind nebſt den zarten Laube, gleich Anfangs rauh, die Blätter unterwärts wollig und herzförmig zugeſpitzt, auch von ſo fremden Anſehen, daß man die Lohden nie vor das halten ſollte, was ſie wirklich ſind. Wenn der Trieb hernach entwickelt iſt, ſind eben dieſe Blätter glattrund, mit weitläuftig ausgezacktem Rande, und einer Spitze verſehen; auf den äuſſerſten Zweigen hingegen mehr eckig.

Die **Blätter der Aſpe**, ſind unter den Blättern von unſern Pappelarten die kleinſten, und hangen an langen ſehr ſchwachen Stielen, daß ſie alſo faſt immer von der leichteſten Bewegung der Luft mit einem Geräuſche zu flattern anfangen. Ihre gewöhnliche Farbe, welche ſonſt

ſonſt vorwärts grün iſt, wird unterwärts weis⸗grau oder Meergrün. Ehe ſie zuweilen abfal⸗len und verdorren, werden ſie gar ſchwarz oder ſchwärzlich. Man glaubt davon, daß wo ſie hinfallen, ſich das Ungeziefer mehr darunter verſammle als anderswo.

Die Blüteknoſpen der **Aſpen** öfnen ſich ſehr zeitig bey Froſte, Schnee und Eiſe, oder doch gleich, wenn das Eiß ſchmelzet, da ſich denn die rauhen hangenden dunkelgrauen Blu⸗menzapfen, mit der erſten Frühlingswärme ver⸗längern, die Fruchtzapfen aber ihre Wolle und feinen Samen hernach im April und im Anfange des Maymonats bald abfliegen laſſen, welche ſich dadurch ſelbſt überall ausſäen.

Die künſtliche Vermehrung der Aſpe, iſt die nämliche, welche bey der weiſſen und ſchwarzen Pappel bereits angezeiget worden, und von der natürlichen, die diejenige um mehr als zwanzigmal übertrift, iſt kurz vorher gleich⸗falls Meldung geſchehen.

Das beſte Aſpenholz iſt weiß, glatt, leichte und weich, faſt wie die Steinlinde, etwas doch härter als die Waſſerlinde, zähe wie Birken und Linden, fein gewäſſert oder geflaſert, und läſſet ſich ſowohl naß als trocken zu allerhand Drechslerwaare, als Weifen, Spinnrädern, Tellern, Büchſen, Bechern, Löffel und derglei⸗chen gut verarbeiten. Auch dienet es den Bild⸗ſchnitzern zu vielerley Rahmen, Laubwerk und künſtlichen Einfaſſungen, die ein weiches locke⸗res und zähes Holz erfordern. Im Wetter

hat

hat es wenig Dauer, es ſey grün oder trocken: wie denn auch die Stämme ſelbſt, nach jedem Hiebe bald anfaulen, vom Kerne aus hohl werden, von Spechten ausgehöhlet, und darauf mulmicht und ſchwarz werden müſſen.

Wenn die Stämme ohngefähr im zwanzig oder fünf und zwanzigſten Jahre auſſer der Saftzeit gehauen werden, ehe der Kern anfängt faul zu werden, geben ſie ein gerades aber ſonſt doch ſchlechtes Stück-Bau- und Nutzholz zu gebrauchen, das ſich nicht verwirft, auch zu Fachſtöcken und Stacken dienet. Man bedienet ſich auch deſſen zu Verfertigung allerhand kleinen Geſchirres, zu Holzſchuhen, kleinen Geſtellen und Stühlen. Ob der in dieſem Holze befindliche Sand, das ſchneidende Handwerkszeug ſtumpf mache oder nicht, wiſſen die Drechsler und Bildhauer am beſten.

Das Brennholz von Aſpen, iſt ſehr ſchlecht, es verlockert geſchwind, welcher ſchnelle Abgang aber durch ſeine Menge bey der Feuerung einigermaſſen erſetzet wird. So ſchlecht dieſe Feuerung immer iſt, ſo ſehr ſcheinet doch der Holzmangel in manchen Gegenden den Anbau dieſes Holzes zu empfehlen.

Die Kohle von einem ſo leichten ſchwammigen Holze kann zur Feurung natürlicher Weiſe nicht beſſer ſeyn. Sie muß von achtzehn, zwanzig bis fünf und zwanzigjährigen Stämmen gebrannt ſeyn, da das ganze alte Holz, die allerliederlichſten Schwammkohlen giebt, welche das Feuer, und andere damit

ver-

vermiſchten beſſern Kohlen dämpfen, und beym ſtärkſten Feuer, doch ohne alle Wirkung ſind. Wenn ſie indeſſen von recht guten und lufttrocknen Scheidholze gehörig gebrannt ſind, in welchem der Kern noch feſte iſt, ſo halten ſie das Mittel, zwiſchen den Linden- und ſchlechten Birken und andern noch ſchlechtern Kohlen, die etwa nur bey gewiſſen Arbeiten allein, oder mit andern härtern im Gemenge mit verbraucht werden können. Zu Verfertigung des Schießpulvers, werden die Kohlen von Aſpen, wie von andern leichten Hölzern auch hin und wieder genommen: Sie verhalten aber, wie es von ihnen und mehrern dergleichen, aus betrübten Beyſpielen bekannt genug geworden iſt, gar leicht Feuer, daß man auf dieſen Umſtand ganz beſonders aufmerkſam zu ſeyn Urſache hat. Es hat indeſſen mit allen, zur Zeit in Gebrauch gezogenen leichten und geſchwind entzündlichen Kohlen, bey Verfertigung des Schießpulvers, gegen eine recht gut gebrannte gahre Kohle des Faulbaumes wenig oder nichts zu bedeuten.

Die abgezogene Rinde der Aſpe brennet mit einer hellen Flamme, und wird zuweilen, ſtatt der Lichtſpäne oder Schleiſſen, wohl getrocknet gebraucht, und hat beſondere Arztneykräfte. Den Hirſchen, Rehen, Pferden, Schafen, Ziegen und etlichen andern Thieren, iſt ſie ſo wie die Zweige, das Laub, und Knoſpen beſonders angenehm. Es werden deswegen die Aſpen in den Waldungen und Wildbahnen, von den Forſtbedienten um des Roth-

wild-

wildpretes halber, hie und da ein oder angehauen, weil ſich dieſes zur Winterszeit gerne dabey aufhält und damit äſet.

Der wilde Apfelbaum.

Der wilde Apfelbaum, Holzapfelbaum, Waldäpfelbaum, Sauapfelbaum, Hermelting, oder Holzſtöckelingbaum. Buſchäpfel, Holzſtrömlingsbaum, Wildling. (Pyrus malus ſylveſtris. Linn.) welcher von ſelbſt aus ſeinen eigenen, nicht aber von andern **zahmen Aepfelkernen** entſtanden; iſt ein anſehnlicher, harter, dauerhafter Baum, von einem öfters ſehr unregelmäſſigen Wachsthume, und ſtruppigen Anſehen der Krone, welcher zu einem hohen Alter gelanget, übrigens aber eine geringe Höhe hat, als der zahme Apfelbaum. In den niedrigen feuchten Land- und Laubhölzern hat er noch das beſte Wachsthum, wo man ihn in mancherley Boden einzeln finden kann, da er ſonſt in rauhen höhern Gegenden und Gebirgen, wie der Birnbaum, ſehr ſtark mit Moos und Flechten überzogen wird, eine ſehr verworrene, auch zuſammengezogene ſtruppige Krone, und überhaupt einen ſehr ſchlechten Wachsthum zeiget. Seine Wurzel läuft im guten lockern Boden ſtark aus, und treibet überall eine häufige Brut.

Seine Zweige ſind mit harten und langen Dornen verſehen, die die zahmen Apfelbäume ablegen, ſein Laub bricht etwas ſpäter aus, und wird ſpäter abgeworfen, als bey andern.

Es

Es beſtehet in etwas kleinern Blättern, als gewöhnlich, welche kurz, eyrund und zugeſpitzt, etwas rauh, und nur gleichſam verlohren gerändelt ſind. Die Blüte, die der vom wilden Birnbaume gleich kommt, iſt etwas kleiner, wohlriechend weiß, oder ſehr ſchön weißröthlich, und ſitzet in eben ſolchen Sträuſſen dichte beyſammen, wie die Schirmblumen.

Die Frucht davon iſt der ſehr bekannte groſſe oder kleine, weiſſe, rothe, gelbliche oder rothgelbe, langſtielige auſſerordentlich ſauer und herbe Holzapfel, deſſen gewöhnliche Gröſſe etwa einer Wallnuß gleichet. Deſſen Geſtalt iſt rund, am Stiele iſt er dabey etwas ausgehohlet, und auf den obern Ende platt. Durch das ungeſtüme Abſchlagen dieſer wilden Aepfel und Birnen werden die Blüt- oder Fruchtaugen des künftigen Jahres, die ſich im Herbſte neben den Stielen zeigen, in groſſer Menge zerſtöhret. Die Frucht wird durch Zutritt der freyen Luft auf dem Stroh etwas langſam, doch ſo tauglich, daß man die Kerne davon zur Saat anwenden kann.

Das wilde Apfelbaumholz iſt zwar ſehr hart, aber doch etwas weicher, als das wilde Birnbaumholz. Man kann es ſeiner Härte wegen mit dem Weißbuchenholze ſehr vergleichen, nur daß es weit zäher iſt, aber ſchon wieder weniger als das Birnholz. Es geben Stamm und Wurzel, ein ſchönes Nutz und Schirrholz, vor allerhand Profeſſionen, Künſtler und die Wirthſchaft. Die beſten Tiſchler-

hobel

hobel und allerhand Handgriffe, wie auch Mühlkämme, Schlittenkufen und mehreres dauerhaftes Geräthe wird davon verfertiget. Die Abgänge, die Wurzeln und Aeſte geben gut Feuer und Kohlholz, wie von dem Holzbirnbaume.

Die Aepfelblüte giebt viel und einen ſtärkenden Honig für die Bienen, und empfiehlet die Vermehrung dieſer ſonſt ſchönen und nützlichen Holzart insbeſondere, in den Bauernhölzern, Hecken und andern entbehrlichen Plätzen, ſo wie die Frucht auch in den Wildbahnen ebenfalls als Maſt nützlich ſeyn muß. Die mit Alaune geſottene Rinde giebt eine ſchöne gelbe Farbe, und der Gebrauch des aus den Früchten gepreßten Saftes zu Catunmahlereyen iſt auch bekannt. Sonſt vertritt die Rinde in der Arzeney die Stelle der ehedem ſo berühmten Pareyra brava.

Der wilde Birnbaum.

Der wilde Birnbaum, Holzbirnbaum, Knötelbaum, Saubirn, Feldbirnbaum, Geißbohnen- oder der recht kleine Holzbirnbaum, Krutſchen. (Pyrus ſylveſtris, ſeu pyraſter) gehöret unter das wilde Obſt, oder unſere mittelmäſſig groſſe maſttragende Waldbäume. Der wilde Birnbaum iſt in aller Witterung und Lage, gegen andere, ganz auſſerordentlich dauerhaft, und erreichet ein ſehr hohes Alter. Seine Höhe und Gröſſe iſt mittelmäſſig, die Dauer gegen den zahmern,

oder

oder durch allerhand Künſte ſehr veränderten Birnbaum, gar beträchtlich. Die zahmen Birnbäume entſtehen aus den wilden, die wilden aber zwar ſowohl aus ihren eigenen Kernen, als den Kernen der beſten Gartenbirnen, ob ſie ſchon nach gewiſſen Graden viel milder ſind, als die aus den wilden Kronen in unſern Waldungen von ſelbſt ausſchlagen.

Der wilde Birnbaum, da er ohne allen Schnitt natürlich aufwächſet, gleichet der Hauptgeſtalt nach, ſeinen zahmen Abänderungen, in den Obſtgärten, denen ſonſt der in den erſten Jahren oft wiederhohlte Schnitt, nebſt der Lage, dem Grunde, und der übrigen Behandlung ein ſehr verſchiedenes Anſehen giebt. Nach Anzeige des langſamen Wachsthumes, der Blütezeit, und der ſpathen Reife der Frucht, ſcheinet dieſe Holzart nicht wohl für das Gebirge geſchaffen zu ſeyn, ſondern vielmehr vor die mittlern Vorgebirge, niedrigen Hügel und die Ebenen, wo man ſie auch hin und wieder einzeln, wie bey uns, faſt in allen Arten von Laubhölzern, beſonders aber in den Vorhölzern Feldbüſchen, Hecken und Geſträuche, um die Städte und Dörfer, auf den freyen im Felde, ſowohl im leichten trocknern Boden, als den guten fettern und feuchtern Grunde, wie auch im vermiſchten Sande ſelbſt antrift.

Die Wurzel gehet ſowohl tief, als weit um ſich, und treibet überall eine groſſe Menge von Wurzelſproſſen, welche eine rothe Rinde haben, und mit ſehr harten Dornen verſehen

ſind. Der Stamm wird höher, ſtärcker und gerader, als der von dem Holzapfelbaume, und iſt mit einer ſehr rauhen, aufgeſprungenen Borke überzogen. Er treibet gerade und ſtarke Zweige, die, wenn er aus Samen gezogen worden iſt, an den äuſſerſten Enden ſehr dornig ſind.

Das ſchöne **Laub des wilden Birnbaumes**, beſtehet aus eyförmigen, mehr oder weniger zugeſpitzten Blättern, welche etwas kleiner ſind, als die bey den zahmen Spielarten. Sie ſind anfangs etwas weicher, und mit einer feinen dünnen Wolle beſetzet; hernach werden ſie ſteifer, glätter und hart, vorwärts grün und glänzend, unterwärts insgemein wollig und ſehr fein gerändelt. Man findet etliche in beſondern Boden, die ein längeres Laub haben, welches viel ſteifer, dicker und auf beyden Seiten grün glatt und glänzend iſt. Die Blüte dieſes Baumes, gehet vor der Apfelblüte, in den Frühlingsmonaten insgemein etwas früher hervor, ſie ſtehet in anſehnlichen dichten Sträuſſern beyſammen, faſt wie die **Schirmblumen.** Ihre Blumen, welche etwas kleiner ſind, als bey den zahmen Birnen, doch nicht immer, und eine milchweiſſe oder weißröthliche Farbe, und purpurrothe Staubfäden, aber eben keinen angenehmen Geruch haben, ſtehen auf langen wolligen einzelnen Stielen.

Der wilde Birnbaum trägt ſeine Frucht ungemein reichlich, und die Hauptzweige bleiben ſehr leicht manche Jahre nach einander hindurch

durch fruchtbar, daß man an ihren drey, vier, ſechs bis achtjährigen Reiſern immer noch Trageknoſpen finden kann, weil die erſtern ihr Hauptwachsthum vollkommen fortſetzen können, und ihnen durch kein übermäſſiges jährliches oft unüberlegtes Beſchneiden, gleich anfangs die an der Spitze ſtehenden Hauptblüte Knoſpen geraubet worden ſind, als wodurch bey zahmen Blumen gar viel unnützes Holz nothwendig entſtehen muß, das eigentlich hernach eine beſtändige Arbeit eines unnützen Ausputzens erfordert. Bey der wilden Baumzucht, wo wir hauptſächlich Stammholz, und weit ſeltener Früchte verlangen, fällt dieſes weg.

Die **Frucht** wird gar ſpät reif, und in der Mitte oder gegen das Ende des Octobers weich, mürbe und endlich eßbar, da ſie vorher auſſerordentlich herbe oder zuſammenziehend gefunden wird, ſie mag von ſolchen ſelbſt im Walde gewachſenen Bäumen ſeyn, oder von andern, welche man aus dem Samen von zahmen Früchten erzogen hat. Man findet Holzbirnen von allerhand Geſtalt, die recht groß, und auch ſehr klein ſind.

Die ſchwarzen Kerne von den abfallenden Früchten pflanzen dieſe Holzarten in Wäldern häufig fort, und die daraus erzeugten Stämme ſind die ſchönſten und dauerhafteſten. Die häufigen Wurzelſproſſen geben dagegen nur ſchlechte und niedrige Bäume.

Das Stammholz eines ausgewachſenen, geſunden Baumes iſt rothgelb, roth, hart,

recht hornfeſte, voll und ſchwer, auch zäher als Apfelholz, und ſehr gut zu allerhand mechaniſchen Inſtrumenten, unter andern zu Druckerformen, bey Tapeten- und Catundruckern, ferner zu Holzſchnitten, Modellen, Vignetten, und verſchiedenen feinen dauerhaften Drechslerwaaren. Bey jungen Bäumen iſt das Stammholz, wie überhaupt fünf bis ſechs Fuß hoch von der Erde, am untern Ende härter, als oben, oder in den ſtarken Aeſten. Bey ausgewachſenen Bäumen hingegen findet man ſolches gleich.

Es hat einen geraden Wuchs, ein feines Korn, nimmt auch in der Beize die Schwärze wohl an, und vergleichet ſich alsdenn dem Ebenholze, daß es die Tiſchler zu ſchwarzer Fourniërarbeit ſehr wohl gebrauchen können, ob es ſich gleich, wie man ſagt, etwas verwerfen ſoll. Die Müller bedienen ſich dieſes Holzes auch zu Kämmen, die Lohgerber machen ihre ſogenannte Kreiſpelhölzer davon. Zu Rakettenſtöcken und Schwärmern, auch zu allerhand Schirrholze wird es vor das beſte mit gehalten. Daß es auch eines der härteſten, aber dennoch wohl zu bearbeitenden Hölzer ſey, wenn man den weiſſen Mehlbaum (Crataegus aria) ausnimmt, iſt gar nicht zu zweifeln.

Blätter, Rinden und Früchte ſind eines auſſerordentlichen herben und zuſammenziehenden Geſchmacks und von gleichen Wirkungen, die letztern aber beſonders eine Art von Maſt, vor Roth- und Schwarzwildpret, bis ſie recht

weich

weich und teich geworden, da ſie bey ihrem ſüſſen Weſen doch noch immer etwas zuſammenziehendes behalten. In der Wirthſchaft werden dieſe wilden Birnen oder Knöteln getrocknet, auch zum Birnmoſte mit andern, oder ſonſt auch zu Eſſig und Brandewein angewendet. Der Maſt wegen, und des übrigen Nutzens, auch weil dieſer Baum, das Unterholz nicht verdrückt, leidet man ihn im Schlag- und Unterholze ſehr gerne.

Der Aal- oder Heckkirſchenbaum.

Der **Aalkirſchen**, **Heckenkirſchen**, **Hexenbaum**, **Altbaum**, die **Paiſcherbe**, oder der **deutſche Drachenbaum**, (Prunus padus) welchen letztern Namen er von der abergläubiſchen Einſammlung in Zweigen der Bauerweiber am Walpurgistage hat, die, um ſich gegen die Zaubereyen ſicher zu ſtellen, welche ihnen und ihren Vieh auſſerdem das ganze Jahr über etwa begegnen könnten, ihn recht zu ſchätzen verſtehen. Er wird von dem unwiſſenden Landmanne auch andern, die ſich mehr zu wiſſen dünken, mit unter die Faulbäume gerechnet, da doch nur ein einziger wahrer Faulbaum ſeyn kann. Wenn man die gegebenen Kennzeichen des vorgeblichen Geſchlechtes des Faulbaumes unterſucht, ſo ſind ſolche weder beſtändig, noch allgemein, noch überall wahr. Das Holz des Faulbaumes mit Rinden und Blättern, ſollen überall riechen, dabey brüchig ſeyn, die Früchte einen ekeln Geſchmack haben, und wenigſtens

ein ſtarkes Purgieren oder Brechen verurſachen. Die Farbe der Beere wird dunkel und helle, roth und ſchwarz angegeben. Die beyden erſtern Zeichen kommen viel andern Sträuchern und Bäumen zu, welche nicht vor Faulbäume gehalten werden können, die Sprödigkeit des Holzes aber trift bey ſolchen Arten auch nicht bey allen zu, die vor den Faulbaum angenommen worden ſind: die Ordnung oder Klaſſe der Faulbäume iſt ſo wenig gegründet, als die von Dornen oder Dornſträuchen, wie man ſonſt von der letzten glaubt. Daß aber der deutſche **Drachenbaum** mit andern Kirſcharten, unter die Pflaumen gehöre beweiſet die Uebereinſtimmung ihres natürlichen Blumen- und Fruchtbaues vornehmlich, und ſie haben ſonſt noch viele andere ganz offenbare Eigenſchaften mit einander gemein.

Der Baum iſt in Deutſchland ſehr einheimiſch. Er gehöret unter die hohen ſtarken Stauden, welche auch bald als kleinere Bäume, bald als ſtarke mittlere Stammbäume, bald als hohes, bald niedriges Buſchwerk vorkommen. In allen dieſen Umſtänden bringt er Blüte und Frucht. Er kömmt den wilden Kirſchbaume im Stamme, Zweigen Rinden und den Blättern die eben ſo gezackt ſind, auch wenn er gepflanzet wird, und in ſeiner Blüte ſtehet, ſehr gleich, und iſt ein ſchöner anſehnlicher hoher, und unter unſern Landbäumen einer der ſchönſten, der, laut der Erfahrung, wenn ihm ſeine Stammlohden ordentlich genommen

nommen werden, eine weit ſtärkere Dauer hat, als die Kirſchbäume ſelbſt. Die Niederungen, welche den Ueberſchwemmungen auf eine kurze Zeit jährlich ausgeſetzet ſind, die Erlenbüſche und Brüche, worinn guter oder mittelmäſſig feuchter, lockerer Grund und Schatten iſt, zeigen in etlichen Gegenden, einen Ueberfluß dieſes ſehr ſchnell wüchſigen Holzes. Man findet ihn auch an und in Gebirgen, doch mehr in tiefen Laubwäldern, an den Flüſſen.

In beſagten lockern feuchten Grunde, gehet ſeine Wurzel ungemein um ſich, und giebt, wie die vorher gedachten Kirſchſtämme, ähnliche Stamm- und zuweilen eine groſſe Menge von Wurzelloden. Wenn er aber aus dem Kerne erwachſen iſt, und im gutem Wachsthume ſtehet, treibet ſeinen Schaft acht bis zehn auch zwölf bis funfzehn Fuß hoch. Die aus dem eyrunden zugeſpitzten Blätter ſind glatt, glänzend, am Rande ſcharf und fein gezackt, uud am Ende mit zwo Drüßchens beſetzet. Sie gleichen beym erſten Anblicke dem Kirſchlaube, haben gewiſſermaſſen einen bittern Mandel oder Pfirſchen-Geſchmack, und werden oberwärts nach und nach dunkler, unterwärts heller; wenn ſich ihre Fruchttrauben der Reife nähern.

Deſſen anſehnliche ſchneeweiſſe häufige Blüte, kömmt in April und May, mit der andern Baumblüte zum Vorſchein. Sie beſtehet in kurzen oder längern traubigten Blumenſpitzen, deren Stiele am Anfange mit kleinen Blättern beſetzet ſind. Der Geruch dieſer Blüte iſt ſehr

ſchwer und durchdringend, ſonderlich des Abends, daß er den Kopf leicht einnimmt und Schwindel macht, dabey aber balſamiſch, und in freyer Luft gar nicht unangenehm.

Bey Betrachtung einzelner Blumen, findet man ihre Blätter ganz geöfnet, rund, etwas geråndelt, und die Ausſchnitte des Kelches, mit einem zackigen Rande verſehen. Das anfangende Frůchtgen (oder der verwandelte Eyerſtock), das ſeinen Sitz in einem innerlich etwas haarigen Kelche hat, iſt glatt, deſſen Fruchtnarbe zweytheilig ausgedehnet, auch die Anzahl der Staubfåden, gehet von zwanzig, dreyſig, bis auf vierzig.

Die reife ſchwarze oder rothe, bey uns nicht eßbare Frucht, iſt eine magere kleine, wenig fleiſchige Kirſche, mit einer långlichen Nuß, die man einen Stein nennet. Ihr Geſchmack iſt ſüßlich und unangenehm. Aus dem Kerne iſt die Vermehrung die håufigſte, und in Abſicht auf den Stamm und das Holz die beſte; ſonſt geſchiehet ſie durch die Wurzel- und Stammlohden von ſelbſt, oder durch Einleger und Abſchnitte vor die Plantagen.

Starkes Stamm- oder Bauholz giebt dieſer Baum nicht, ſondern nur Nutzholz zur Fournier-Arbeit für die Kunſt-Tiſchler. Das Holz dieſes Baumes iſt ſo hart und ſo zåhe als Birken, mit mittelmåſſig feinen Adern, einem weißlichen Splinte und braunen oder hellbraunen Kerne. Das Holz von den Zacken und von den Knorren, ſpielet etwas ſeidenhaft ins

ſchwefel-

ſchwefelgelbe. Im dicken Gebüſche und Unterholze giebt dieſe Art, lange gerade ſtarke Triebe, welche zu feinen Reifſtangen, wie bey andern Kirſcharten und zu kleiner Böttiger Waare geſucht werden. Man weiſet ſie oft an zu Bänden, um die jungen Eichen und andere zu ſchonen.

Der Eibiſchbeerbaum, oder Vogelsbeerbaum.

Dieſer Baum iſt unter folgende Namen bekannt: Der Vogelsbeerbaum, Eibiſchbeerbaum, Ebſchbeerbaum, Ebritzbaum, Eibſchbeerbaum, Eibriſchbeerbaum, Abreſchen- Ebreſchen- Evereſchen- oder Eberaſchenbaum, Ewiſchbaum, Eſchröſel, Hanreſchbaum, Areſſel, Garmiſchbaum, Quickenbaum, Quitſchen, Quitſcheerbaum, Quitzeerbaum, Pillbeerbaum, Philbeerleinbaum, Qualſter, wilder Sorben- oder Sperbeerbaum, Maßbeerbaum, Wielaiſch, Linnbaum. (Sorbus aucuparia, Linn.)

So wenig die Spierling, Spier- oder Sporapfel in unſern Forſten wild gefunden werden, um deſto häufiger wird deſſen ähnliche Art, der Vogel- Ebreſchen- oder Quitſchbeerbaum, bey uns in den Laubhölzern, und in allerley Gebüſche angetroffen: der Boden mag faſt ſeyn, wie er will, auch auſſer den ganz dürren, unfruchtbaren Stellen. Daher er auch eben ſowohl eine beſondere und gröſſere Aufmerkſamkeit verdienet, als andere ſonſt an ſich gerin-

geringere Holzarten, welche faſt an den meiſten oder auch allen Orten fortkommen, in welchen ſonſt kein anderes Holz wachſen will.

In naſſen, ſtarken Boden hat der **Ebreſchenbaum** ſeinen beſten Wachsthum, und vermehret ſich in ſelbigen ganz ungemein. Die Vögel pflanzen ihn auſſer ſeinen Standörtern häufig genug auf den alten Mauern und Gebäuden fort, und man ſiehet ihn zwiſchen den höchſten Steinklippen und auf den alten Schlöſſern hin und wieder. Er iſt eine wahre Gattung der Miſpeln, wie die nachfolgenden Kennzeichen ſeiner Blüte und Frucht beweiſen, und bleibt ein Bewohner der kältern Gegenden von Deutſchland, wie der **Spierlings** oder **Spierapfelbaum** der etwas wärmern. Beſondere **männliche** und **weibliche** Blumen, wie einige Schriftſteller wollen, giebt es in dieſem Geſchlechte bey uns nicht, ſie müſten ihrer Menge halber auf einem Büſchel etwa entſtehen, daß ſie nicht vollkommen ausgebildet werden könnten: ſondern ſie tragen **eine Zwitterblüte.**

Der **Kelch** beſtehet aus einem hohlen offenen Stücke, welches einen gleichen fünfzähnigen Rand hat, und zugleich die äuſſere Schale des Eyerſtockes ausmacht und folglich nicht abfället.

Die Blumenkrone beſtehet aus fünf runden **hohlen Blättern**, die ihrer gleichen Geſtalt, Gröſſe und Lage wegen, eine **offene Roſe** vorſtellen, und an dem **Kelche** befeſtiget ſind.

Die

Die Staubträger ſind dünne ſpitzige Faſern, der Zahl nach zwanzig, welche ſich an dem Kelche befeſtigen, und runde kolbige Staubhülſen tragen.

Der Blumengriffel hat ſeinen groſſen Eyerſtock unter Blume, mit einem dreyfachen, fadenförmigen aufrechtſtehenden Fruchtröhrchen, auf welchem kolbige Narben ſtehen.

Das Samenbehältniß iſt eine fleiſchige rund oder ſpitzigrunde Beere, die auf dem Wirbel mit einem Nabel verſehen iſt. Der Samen beſtehet in drey länglichen zähen, einzelnen Kernen.

Woraus man denn ſiehet, daß ſowohl die Ebreſche, als der Spierlingsbaum, nebſt dem Mehlbeerbaume wahre und natürliche Gattungen der Meſpeln ſind, worunter beyde erſtere nur drey, der dritte zwo, und der Meſpelſtrauch fünf Fruchtröhren haben, welcher Unterſchied vor ſich allein viel zu wenig iſt, als daß er ein natürliches Geſchlechte trennen könnte.

Der Ebreſchenbaum, bleibet öfters ein Strauch, wird auch eben ſo oft zu einem ſtarken, geraden und glatten mittelmäſſigen Baume, deſſen Art man ſo wohl bey der Landwirthſchaft in Plantagen und wegen der Vieharzeney überhaupt, als bey dem Forſtweſen, des jährlichen Vogelfanges halber, in manchen Gegenden, als einer beträchtlichen Forſtnutzung aus der Wildbahne, auf alle Weiſe zu unterhalten trachten ſoll.

Deſſen

Deſſen Wurzel gehet tief unter ſich, und verlanget folglich einen tiefen Boden; ob ſie ſich gleich zuweilen und unter dem Mooſe ſehr flach behelfen muß. Seinen Stand nimmt er zwar in feuchten und fruchtbaren Laub- und andern vermiſchten Hölzern vor andern, wo er ſehr hoch und groß wird, er wuchert aber auch in ſumpfigten oder bruchigten Waldungen in Erlenbüſchen, mit der Eſche, dem deutſchen Drachenbaume und andern ungemein. Man findet ihn ferner auch im ſchönſten Wachsthume, an freyen erhabenen Orten, zwiſchen den Bergen, an den abſchüſſigen Steinfelſen, auch ſogar in den groſſen bemooßten locken Steinhaufen von Feld und Rollſteinen, unten an und unter den Klippen. Endlich trift man die Ebreſchen wie ſchon geſagt, und vor vielen andern Holzarten auf den alten feſten Stadtmauern, Thürmen, Bergſchlöſſern und hohen ſteinernen Gebäuden an.

Aus der Wurzel treibt dieſer Baum viele Sproſſen, deren Menge ohngeachtet ſich der Hauptſtamm noch ziemlich gut hält, wenn nämlich dieſe Brut daran ſpäter entſtehet. Man findet den von ſelbſt gerade und ſchnell wachſenden, ſchwanken, zähen Stamm, zwölf, ſechzehn bis achtzehn Fuß hoch, aber ſchon ſelten viel höher, deſſen Stärke wohl unterweilen vierzehn bis ſechzehn Zolle beträgt. Er bringt zuweilen eine mäſſige, recht regelmäſſig pyramidaliſche, dickäſtige Krone, und hält ſich überhaupt dreyſig bis etliche vierzig Jahr, doch

aber

aber im Holz und Rinde nicht immer gut. Seine Rinde wird braun und geſtippelt, ſie iſt bitter, balſamiſch und zuſammen ziehend, und giebt im Frühlinge ein deſtillirtes Waſſer, welches nicht ſchwach iſt. Man hat ſie in einigen Ländern, ſtatt der **Tamariskenrinde**, in den Apothecken eingeführet. Man leidet den Ebreſchenbaum ſehr gerne im Unter- oder Schlageholze, weil er ihm nicht nur unſchädlich iſt, ſondern auch Hieb und Schnitt verträgt; nur nicht zu ſpät im Frühlinge, da er ſonſt durch die Menge des herausdringenden Waſſers geſchwächet wird. Daß dieſer Baum den Wurmfraſſe unterworfen ſey, wird bey den guten Holzkennern vor etwas bekanntes gehalten.

Das geſiederte Laub der Ebreſcht beſtehet aus ſolchen Blättern, die wieder aus ſieben oder acht Paaren von kleinen eyrunden langzugeſpitzten ſehr fein, tief und ſpitzgezackten, harten Blätterchen an einem gemeinſchaftlichen Rippenſtiele dergeſtalt in ein ganzes zuſammen geſetzet ſind, daß an der Spitze des einen und eben deſſelben Hauptblattes, noch ein einzelnes ſtehet, wie bey den **Eſch- Wallnuß** und **Fliederlaube**; nur daß alle Blätterchen weit kleiner, ſpitziger und feingezackter ſind als an jenen. Die Farbe des ausgewachſenen Ebreſchenlaubes iſt oberwärts bald heller, bald dunkler grün, unterwärts aber viel blaſſer, die Hauptrippen der kleinen Blätterchen ſind roth, und haben der Länge nach eine Furche, wie ein Kanal. Es iſt bitter und hat verſchiedene Ab-

ände-

änderungen und ſpitzzackige Ränder, die ſeine Art zuweilen faſt unkenntlich machen. Schwämme, Raupen und Blattläuſe, ſind den Blättern beſonders gefährlich. Das junge Laub, oder auch das Laub in beſondern Grunde und Boden iſt weich, haarig, rauh ſehr ſpitzig und zuweilen bis über die Hälfte eingeſchnitten.

Die Blüte iſt weiß, und kömmt an den Spitzen der Zweige zum Ende des Maymonats zum Vorſchein, ſie beſtehet in groſſen platten äſtigen Büſcheln, welche ſich den Schirmblumen vergleichen, und einen ſtarken gröߜtentheils ſehr unangenehmen Geruch haben. Die Knoſpen ſind groß, ſchwärzlich, purpurfarben, und haben eine feine Wolle in ſich.

Die Frucht beſtehet in kleinen runden länglichen, rothen oder blaſſen gelblichen Beeren, mit drey ausgefütterten Fächern, und eben ſo vielen länglichen hellbraunen Kernen. Sie ſind bitter, herbe und etwas ſcharf, und werden zum Theil im September zum Theil im October reif. Durch dieſe ſäet ſich ihre Holzart, auch mit Hülf der Vögel, häufig genug aus; obgleich ihre Vermehrung durch die Brut, ſchon an ſich beträchtlich genug iſt. Auf dem Lande werden die bey guten Wetter abgenommenen Beerenbüſchel gleich geſäet, oder zum Vogelfange aufgehoben, oder zum Gemenge, ins Winterfutter vor Schafe, Lämmer, Rindvieh und Ziegen getrocknet auch ſonſt in der Wirthſchaft verbrauchet. Der eingeſottene Saft wird von den Landleuten in etlichen Gegenden

als

als ein ſchweißtreibendes Mittel gebraucht, und ſogar das Pflaumen- und Fliedermuß damit verſotten.

Das etwas bräunliche Holz iſt mittelmäſſig zähe, hart und feſte, und zwar in einem Boden und in einer Gegend mehr, den in andern. Das Holz von zehn, zwölf bis funfzehn zölligen geſunden Stämmen iſt gut zum Ackergeſchirr, für die Tiſchler, Büchſenſchäfter, Kleinböttcher und Rademacher. Es giebt kleine Faßdauben, Stücken zu Modellen, und zu Formen bey Manufacturen zu Walzen, Mandeln, Spindeln, kleinen Radekämmen, Schrauben, Keltern-Preſſen, auch allerhand Stielen, Handgriffen und Einfaſſungen, und zu Hobeln und vielerley Werkzeuge. Es giebt Stangen und Schäfte, zu Piken, Spieſſen, Jagd- und andern feinen Reifen, die beſten Nägel für die Mühlräder zähe Spießgerten und dergleichen. Das Reiß- und Brennholz von den **Vogelbeerbaum oder Ebreſchen**, giebt gute Kohlen und Wärme bey der gemeinen Feuerung.

Auſſer dem beträchtlichen Nutzen zum Vogelfange geben die Beeren auch Winterfutter für groſſes Federwildpret und Federvieh. Auch ziehen ihnen, die Amſeln, Droſſeln, Krammetsvogel. Seidenſchwänze, und Turteltauben beſonders nach.

Der Pimpernüßleinsbaum.

Der gemeine **Pimpernuß Strauch** (Staphylea pinnata Linn.) hat eine fünfblätterichte,

terichte, reguläre, in einem fünfblattrichten Kelch ſitzende Blüte; der Piſtil verwandelt ſich in eine blaſenartige doppelte, auch dreyfache, und an Farbe grüne Frucht, in welcher die kleinen runden und an Farbe bräunlichen Nüſſe ſelbſt ſitzen. Eben des nur gedachten blaſenartigen Beutels wegen, der die Nuß umgiebt, wird ſie ſelbſt auch Nux veſicaria genannt.

In dem ſüdlichen Theile von Europa iſt er einheimiſch, kommt aber auch bey uns fort, erhält inzwiſchen keine beträchtliche Höhe, und dienet mehr zur Zierte in den Gärten, als zum Nutzen in den Waldungen; daher wir ihn alſo hier nur mit wenigen anzeigen.

Die Haſelſtaude.

Die Haſelſtaude, Haſel, Haſſelſtaude, Haſelnußſtrauch, Wilder Haſelſtrauch, Waldhaſelſtaude. (Corylus avellana, Linn.) gehöret als eine hohe Staude unter unſer maſttragendes lebendiges Buſch-Strauch und Unterholz, welches vom Wilde und dem Vieh, wegen der rauhen jungen Lohden und rauhen ſtrengen Blättern, nicht wie das übrige Laubholz verbiſſen wird: es müſte denn bey lang anhaltenden Winter im tiefen Schnee gegen Lichtmeſſe geſchehen, daß das Rothwildpret, das ſeine Aeſung von den Blumenkätzgen, alsdenn ſtärker nimmt, die äuſſerſten Zweige zuweilen mit beſchädiget. Sie wächſet zwar in allem Grunde, aber nicht gleich ſchnell, wie ſie doch ſonſt in den erſten acht bis zehn Jahren thut, oder

oder zu gleichen ökonomiſchen Vortheilen thun kann. Den lockern, ſchattigfeuchten und fetten Grund, am Fuß der Berge und Hügel, liebet ſie vorzüglich, und wo ſie dichte genug ſtehet, treibet ſie viele hohe, aber doch nur ſchwancke und dünne Stangen und Stöcke. Stehet ſie aber etwas höher, dünner, einzelner und freyer, ſo breitet ſie ſich ſehr aus, und trägt mehr und reifere Nüſſe.

Ihre Wurzel iſt ſtark, dicke und holzig, flaſerig, knotig und feſte, ſie lauft weit aus, und treibet viel Nebenbrut und Wurzelſtöcke, daß ſich alſo die Haſel nicht zu feſten recht beſtändigen Hecken ziehet läſſet; ob ſie wohl zuweilen zu dergleichen mit andern Geſträuche vermiſcht genommen wird. Sie erhält ihre Stämme über dreyſig Jahr, ob ſchon ihr rechtes Wachsthum aus dem Samen, über achtzehn bis zwanzig Jahre nicht dauret. Ihre Stämme ſind gerade, und werden zwölf bis funfzehn Fuß hoch, auch höher, und zween bis drey Zoll dicke. Wenn dieſe im dicken Gebüſche ſtehen, werden ſie etwas höher, auch wohl zuweilen vier bis acht Zoll ſtark: allein ihre braunrothe, weiß geſprenkelte Rinde, wird alsdann aſchgrau. Haben ſie aber öfters Frucht getragen, ſo fangen ſie an, im Holze zu verderben, und man darf, weder eine gröſſere Höhe noch Stärke erwarten. Die Menge der neuen Wurzelſproſſen und Waſſerſchöſſe, in den erſtern Jahren, wenn ſie nämlich im vollen Wachsthume ſtehen, läſſet ſie ſelten weiter kommen, daß es alſo

höchſt ungewöhnlich und ſchwer iſt, die Haſeln zu Bäumen zu ziehen, deren Geſtalt und Anſehen man lange genug erhalten kann. Denn nach dem zehnten oder zwölften Jahre gehen ſie insgemein ſchon zurücke, daß man ihre Stämme anbrüchig und hohl finden kann.

Von dieſer Staude hat man keine wirklich verſchiedene Arten. Denn wie ſie zuweilen in den alten Luſt- und Obſtgärten hin und wieder angetroffen werden, gehören ſie unter die Seltenheiten, und es koſtet Mühe, ihnen den Hauptzug nach einem Stamme zu unterhalten, und alle Sproſſen immer wegzunehmen. Die Zufälle machen öfters aus Sträuchern Mittelbäume, wie man am Kreuzdorne, Weißdorne, und andern wahrnehmen kann. Die Zweige der Haſel ſind rauhe, wollige gerade Ruthen, welche ſehr zähe, ſchlang und biegſam werden.

Wenn ſie mit Laub beſchweret ſind müſſen ſich die Hauptſtämme etwas niederbeugen. Dieſes kann zwar in einem dicken Aufſchlage und Unterholze, das man alle ſechs, acht, bis zehn Jahre hauet, nicht ſo leicht geſchehen, oder dabey etwa gar ſchädlich werden, als wenn ſich die Haſel nur einzeln unter andern Holzarten ausbreiten, und alles verdämmen. Sonſt wo ſie in einem dicken Aufſchlage von Buchen, Eichen und andern mit aufwachſen, werden ſie doch von ſolchen, nach gewiſſen Jahren endlich überwachſen, daß ſie vorgehen müſſen zumahlen ihre natürliche Dauer ihnen endlich ſelbſt die Gränzen ſetzet, wie die Verſuche

desfalls mit mehreren zeigen. Bey Kiefern und Tannen iſt die Haſel ſchädlicher als bey den Laubholze, und macht daſelbſt die ſo genannten Rauhfichten. Wo man ſie aber an ganz kahl abgetriebenen freyen Orten, die zum Theil ſehr ſteil ſind, zu Wiederherſtellung des Gehölzes, anfangs dennoch gebrauchen will, wie man mit Felber, Aeſpen, Wacholdern und andern des Schutzes halber, ganz wohl thun kann, ſo hauet man ſie hernach zu rechter Zeit, und zwar etliche Jahre nach einander, in den erſten Sommermonaten ab, da ſie denn, wegen des in den Wurzelſtöcken häufig befindlichen Saftes, bald faulen und vergehen müſſen.

Die Haſeln bringen ihr Laub im April, ſo bald die männlichen Blumenkätzchen abfallen, welches ſie lange behalten, aber nicht mit der gewöhnlichen Schönheit, weil es zeitiger gelb wird, als es abfället. Es beſtehet aus groſſen weichen dunkelgrünen Blättern, welche unterwärts heller ſind, und mehrentheils faſt rund, mit einer kleinen Spitze. Am untern Ende, wo dieſe Blätter den Stiel haben, ſind ſie ausgeſchweift, und am Rande, mit abwechſelnden groſſen und kleinen Zähnen ausgezackt. Man hat eine Rüſter die wegen Gleichheit ihres Laubes die Haſelrüſter genennet wird.

Die Zeit der Blüte, iſt bey den wilden Haſeln bald früher, nämlich zu Ende des Februarii und im Anfange des Merzens, bald ſpäter, nämlich in der Mitte oder am Ende beſagten

ten Monats. Sie zeiget ſich ſchon im Herbſte, und verlängert ſich im Winter.

Die Haſelſtaude als eine Zwitterpflanze bringet ihre männliche und weibliche Blüte zugleich, aber nicht auf ein oder eben denſelben Stielen beyſammen, ſondern aus beſondern Augen.

Die **männliche Blüte** befindet ſich in ſehr langen, hangenden, walzenförmigen und ſchuppigen Blumenzapfen oder **Kätzchen**, auf äſtigen Stielchen, zwiſchen deren halbrunden Schuppen ſich nur einzelne **Blümchen** befinden.

Der **Kelch** fehlet.

Die **Blumenkrone** fehlet.

Die **Staubträger** ſind acht ganz kurze **Fäden**, die ſich auf der innern Seite einer jeden **Schuppe** befeſtigen. Sie ſtehen aufrecht und haben länglich-runde **Staubhülſen.**

Die **weibliche Blüte** befindet ſich von der **männlichen** abgeſondert, in runden kurzen **Knöpfchen** oder **Knöſpchen.**

Der **Kelch** iſt in der Blütezeit ſehr kurz, und kaum merklich. Er beſtehet aus zwey harten und zähen Stücken, die aufrecht ſitzen, und einen ſehr ungleichen eingekerbten Rand haben. Er wächſet mit der Frucht zu einer anſehnlichen Gröſſe, und bekömmt einen fleiſchigten Grund, und eine zähe lederhafte Härte. Die Frucht bedecket er alsdenn meiſt, bis zur Hälfte, und ſein Rand iſt tief und auf eine ungleiche Art dermaſſen zerſchnitten, daß die Einſchnitte gleichſam Franzen vorſtellen. Die

Die Blumenkrone fehlet.

Der Blumengriffel hat einen ſehr kleinen runden Eyerſtock, mit einem gedoppelten haarförmigen, farbigen und purpurrothen Fruchtröhrchen, und feine Narbenſpitzen.

Das Samenbehältniß fehlet.

Der Same iſt eine glatte Nuß, mit einen groſſen Kerne, der Geſtalt nach lang oder rund, mehr oder weniger platt oder zugeſpitzt, und am unterſten breiten Ende, ſo weit ſie an dem Kelche feſt ſitzen, mit einen rauhen, ausgeſchabten Flecke bezeichnet.

Die Haſelnuß iſt bekannt, und gehöret eigentlich unter die Maſt in den Forſten. Sie kömmt auf Hügeln, und wo die Sträucher nicht allzu dicke ſtehen, in gröſſerer Menge zur Vollkommenheit und Reife. Regen und dampfige Feuchtigkeit, wenn ſie anhalten ſind, ſchaden ihnen gar ſehr, und die Mäuſe, Eichhörner, und die Häher, Holzſcheren, oder Holzſchreyer und andere Thiere, verſchleppen ſie überall hin. Der Kern iſt weiß, ſüſſe und öhlig, wenn er recht reif iſt, giebt er mit Waſſer zerrieben, eine Milch, wie die Mandelkerne und der Mohnſamen. Sein ſchönes ſüſſes Oehl, das dem Mandelöhle in allem gleich kömmt, kann man aus drey Pfund reinen reifen Kernen, zu zwey Pfund erhalten, deſſen ſich die Mahler bey der Bleyweißfarbe mit Vortheil bedienen.

Es laſſen ſich zwar die Haſelſtauden durch Einlegen, Abſencken und Abnehmen, der Wur-

zelſproſſen ſehr wohl vermehren. In den Forſten hingegen werden ſie aus Nüſſen am beſten, und ohne weitere Künſte und Weitläuftigkeit erzogen. Aus dieſen wachſen ſie am ſchnelleſten auf, und erlangen in acht bis zehn Jahren ihre Höhe und Gröſſe, ſo daß man ganz abgetriebene ſteile oder harte Oerter und Blöſſen am baldeſten wieder dadurch in Anwachs bringen, und ihnen damit zu einer künftigen Waldung von beſſeru Holzarten, als Eichen und Rothbuchen, ſo wie mit Weißdorn, Aeſpen, Rüſtern, Birken und Werftweiden die erſte Bedeckung geben kann.

Man verwahret die **Nüſſe** zu dem Ende ſchichtweiſe im Sande, und ſtecket ſie gleich im Februar und Merz. Wenn ſich aber die Haſeln zu häufig in der Tannen- und Fichtenſaat, oder einem jungen Anfluge einfinden, breiten ſie ſich aus, und laſſen gleich anfangs nichts unter ſich auf kommen, was etwa einen ſchwächern oder ſpätern Trieb hat. Die **Frucht** hat anfänglich ein groſſes wolliges Mark, und der junge Kern einen ſäuerlichen Geſchmack, der bey der Reiſe doch ſo fett, öhlig und ſüß gefunden wird, ohngeachtet alle übrige Theile der Haſelſtaude einen ſehr herben und zuſammenziehenden Geſchmack haben. Sonſt hat der Kern an dem **Rüſelkäfer** Curculio Nucum, einen groſſen Feind.

Das haſelne Holz iſt weiß, geſchmeidig nnd weich, doch dabey härter und zäher, als das von Weiden, Linden und Pappeln, daß es

ſich

ſich denen Bircken gar ſehr vergleichet: zumal die Wurzel, welche allezeit härter iſt, und ſich auch beſſer durch den Hobel bearbeiten läſſet, als die Stangen davon. Bey Salzwercken und überall in groſſen Städten, wo Reif- oder Bandſtöcke beynöthig und im Preiſe ſind, ziehet man die Haſeln ordentlich zu Reifſtangen. Sie geben nebſt den Sahlweiden, auch Zaun- Fach- Sieb und Kerbſtöcke, Kober und Bienenſtöcke wie ſie ehedem waren, wozu man zween bis dreyzöllige Stöcke ſpaltet; die aber in dumpfigter, feuchter Luft bald vertrocknen. Auch gebraucht man die haſelnen Stangen zu Harken-Stielen, und Handhaben, zu Dreſchflegeln; auch vielerley keinem Haus- Garten und Handwerksgeräthe.

Wo Berg- und Hüttenwerke ſind, muß der Haſelſtrauch niemals überhand nehmen, weil der Grund eine beſſere Holzart tragen kann, welche man nützlicher anwenden kann. Vom ſtarken Holze und Wurzeln, von etwa fünf bis ſechs Zoll, werden die beſten kleinen **Schlöſſer- und Schmiedekohlen**, die nicht ſpringen, und doch eine weit ſtärkere Hitze länger unterhalten können, als andere, daß ſie deshalben, wo ſie häufig zu haben ſind, ſogar bey hohen Oefen, nach den neueſten Erfahrungen, mit andern vermenget werden könnten. Sonſt wird die haſelne Kohle auch, doch ſeltner von den Pulvermachern geſucht, auch beym Zeichnen vor gut erkannt und angewendet. Man findet zuweilen Haſelſtauden, deren Blätter einen ſehr groſſen

rothen oder rothbraunen Fleck haben. Dieſe Abänderung iſt zwar beſtändig aber von keiner Bedeutung.

Der Hollunder.

Es giebt von dieſen Baum verſchiedene Arten, davon wir aber hier nur die zwey folgende anführen wollen:

1) Hollunder, Flieder, Schwarzer Hollunderbeerſtrauch. Baumholder, Schiebickenbeerſtaude. (Sambucus nigra, Linn.)

2) Rother Holder, Berg-Stein oder Hirſchholder, Traubenholder, (Sambucus racemoſa, Linn.)

Alle Flieder- oder Holzarten tragen Zwitterblüten.

Der Kelch iſt ein einzelnes ſehr kleines beſtändiges Blättchen, das fünf gleiche regelmäſſige Einſchnitte hat.

Die Blumenkrone beſtehet in einem einzelnen, faſt flachen, offenen, ſternförmigen Blättchen, deſſen fünf regelmäſſig runde Einſchnitte ſehr flach und rückwärts gebogen ſind.

Die Staubträger, ſind fünf dünne Faſern, welche die Länge der Blume haben, mit runden Staubhülſen.

Der Blumengriffel hat ſeinen Eyerſtock unter der Blume, und innerhalb derſelben, ſtatt eines Fruchtröhrchens, eine beſondere Drüſe, welche ſich in drey beſondere kolbige Narben endiget.

Das Samenbehältniß iſt eine einfache runde Beere.

Der

Der Same beſtehet in drey feinen Kernen, welche auf der einen Seite ſtumpf, und auf der andern eckig ſind.

Der ſchwarze Flieder oder Hollunderſtrauch iſt ein in der Arzeney und Landwirthſchaft ungemein nützlicher Strauch. Er gehöret unter die ſchnell hoch und gerade aufwachſenden, anſehnlichen und ſtarken Sträucher, die ſich bald zu einem Baume mit vielen Aeſten aufziehen laſſen, der zwölf bis funfzehn Fuß hoch wird, ſehr dauerhaft iſt, und ein ziemliches Alter erreichet; wenn es zumal aus Samen erwachſen, nicht aber aus den Wurzelſproſſen oder Zweigen erzogen worden iſt. Er iſt ſo ungemein, daß er, ſein äuſſerliches Anſehens halber, keiner weitläuftigen Beſchreibung bedarf, wenn man es nicht theils wegen ſeines Unterſcheides von andern Arten, theils der Eigenſchaften wegen zu thun nöthig fände.

Er wächſet zwar in gutem und ſchlechten ganz verſchiedenen Grunde, iſt aber von ungleichem Anſehen und Dauer; weil er vielen Saft bedarf, und ſich in viele ſtarke Aeſte und Wurzelſproſſen ſehr ſchnell entwickelt. Er liebet den guten, lockern, kühlen Grund, an ungebaueten Orten, um die Städte, Dörfer und Gärten, um die Vorhölzer, in Feldern Hecken und Dornenbüſchen, an den Landſtraſſen, hohen Dämmen, ſchattigen Mauern, und Feldzäunen. Er iſt eine wahre deutſche Pflanze vom Urſprung, welche, auſſer derſelben, in wärmern Ländern, ſonſt nirgend ſo häufig gefunden wird.

Die Wurzel iſt ſtark und mit einer dicken ſaftreichen Rinde verſehen, ſie wuchre ausnehmend und treibet ſehr früh im Jahre. Der Stamm iſt gerade und feſte wohl zwölf bis ſechzehn Fuß hoch, und wird acht, zwölf bis ſechzehn Zoll zuweilen ſtark. Seine runde Zweige ſind gleichfalls lange gerade und ſtarke Schöſſe, welche man gleichſam gegliedert nennen kann, und einander an den Hauptſtämmen und Aeſten gerade übergeſetzet ſind, auch ohne geſchloſſen zu ſeyn, recht ausgebreitet wachſen.

Der Hauptſtamm hat zwar eine feine **Markröhre**, die er ſehr lange behält, bis ſie endlich unſcheinbar wird und ſich verliehret, bey den Zweigen hingegen findet man nur gedachte Markröhre ſehr anſehnlich, auch bey den jüngſten vor allen am weiteſten: da denn das Holz, welches ſie umgiebet ſehr weich, dünne, locker und zerbrechlich iſt. Der **Kern** der Markröhre aber iſt ſehr weiß, weich, ſchwammig, leicht und zerbrechlich, wie das Mark der gemeinen Binſen. Die **Rinde** der ganz jungen Sproſſen iſt grünlich, ſie wird hernach bey den zunehmenden Alter weiſſer, recht glatt, und eigentlich ſilbergrau, auch erdfarben und ruſſig. Ihr weicher Baſt iſt inwendig grün, er beſtehet aus weiſſen nervigen Faſern.

Der **Fliederſtrauch** iſt einer der zeitigſten, welcher ſchon im Winter ſtark aufgetriebene Knoſpen hat, und ſelbige ſogleich mit deſſen Ausgange vergröſſert, im April aber öffnet. Die Blätter ſtehen einander paarweiſe an den

Zweigen, wie die Knoſpen und ſchwächern Aeſte ſelbſt, gegen über. Sie ſind aus ein, zwey, drey, auch vier Paar kleinen, länglichen, rund zugeſpitzten fein gezackten Blättern zuſammengeſetzet, und haben an der Spitze noch ein einzelnes, von gleicher Geſtalt. Man nennet dergleichen Laubwerk (folia compoſita pinnata) zuſammengeſetzte **gefiederte Blätter.** Ihre **Farbe** iſt dunkel oder ſchwarzgrün, der Geruch ſchwer und widrig, der Geſchmack ſehr bitter und eckel. Der Strauch hat einige Abänderungen in Blättern, mit einem übeln Geruche, und mit weiſſen oder grünen Beeren. Der junge Trieb iſt, nebſt den Blättern, den ſchwarzen Blattläuſen ſehr ſtark unterworfen.

Die **Blüte** kömmt in groſſen, platten, breiten Blätterroſen, weiſſen **Dolten** oder **Blumenbüſcheln** im May, etwas vor der Weinblüte, auch im Brachmonate hervor, wenn die andern Fruchttragenden Bäume meiſtens ganz abgeblühet haben. Im September blühet er zuweilen noch einmal bey uns, mit mehrern von unſern **Landſtauden.** Die Blumen ſelbſt haben einen feinen, angenehmen, erqnickenden, etwas Zitronenhaften Geruch. Die **Beeren** des Fliederſtrauches ſind im October reif, und alsdenn von einer dunkelſchwarzrothen Farbe, auch mit einem gleichen färbenden Safte verſehen. Die darinnen befindlichen wenigen kleinen **Körner** ſind länglich platt, auf der einen Seite etwas erhabener, auf der andern etwas hohl.

Der Fliederſtrauch kömmt in vielen Oertern in den Revieren zum Vorſchein, wo er gar nicht vermuthet wird, und vermehret ſich im guten lockern Boden aus dem Kerne ganz erſtaunend, zum Schaden des Wiederwachſes, des jungen Laubholzes in den Schlägen: wo er denn gleich anfangs zu ſchnell wächſet, und ſich darüber ausbreitet, das man Urſache hat, ihn daſelbſt jung ausreiſſen zu laſſen. Auſſer dieſen hat er in der Wildbahne an vielen andern bereits angezeigten Stellen ſeinen Nutzen, daß man deſſen Vermehrung daſelbſt ehe befördern, als hintertreiben ſoll.

Das Holz, beſonders der Aeſte, das überhaupt anfangs ſehr zerbrechlich iſt, wird nach und nach recht feſte, dichte, zähe und hart, daß es ſich, der dazu erforderlichen Bearbeitung halber, dem härteſten Birkenholze, ſo wie ſich dergleichen am unterſten Stammende befindet, nicht wenig vergleichen läſſet. Es iſt aber noch feiner. Sonſt hält es viel zu lange Saft, daß es, wenn es nicht wohl und langſam, aber auch hinreichend genug ausgetrocknet wird, ſehr ſtark aufreiſſet, wie viele andere Holzarten. Wenn es nicht recht ſtark iſt, ſo wird es, der feinen Markröhre halber im Groſſen nicht viel verarbeitet.

Das recht gerade, gelbe Fliederholz wird zu Linealen, Handgriffen, und Einfaſſungen verſchiedener mechaniſchen Inſtrumente, auch zu kleinen hölzernen Werkzeuge angewendet, und zu Fiſcher- Knitt und groben Fileenadeln ge-

gebraucht. Seiner Farbe halber, iſt es nebſt der Wurzel keines der ſchlechteſten für die Kunſttiſchler zum Auslegen; wie das alte und recht harte vor die Drechsler, wie es denn, nach den neuern Erfahrung bey allerhand kleinen Fabricken, und beſonders bey ſolchen Maſchinen mit Nutzen gebraucht wird, wo die Spillen ſehr ſchnell heftig und lange herum laufen müſſen, als wovon ſonſt andere Holzarten überaus leicht brennen.

Das Holz iſt unter den Heck- und Reisholze bey der Feurung ſehr gut, auch die Kohle, nach den Birken- und Ellernkohlen, eine der beſten, auf welche, wegen des ſehr ſchnellen Wiederwachſes des Holzes, an ſchicklichen Orten; auch zu kleinen Feuerarbeiten gar wohl geſehen werden könnte.

Der weitläuftige ökonomiſche und medicinische Gebrauch des Fliederſtrauches iſt übrigens bekannter, als daß er hier erörtert werden dürfte. Die Färbung der Landweine durch die Fliederbeere, und der Sattlerleder, durch die Blätter ſind in vielen Ländern in ſtarkem Gebrauche. Der ſogenannte weiſſe Flieder mit den grünen Beeren iſt eine zahme mit der Landwirthſchaft ſehr zu brauchende Abänderung, die hier nicht wild gefunden wird.

2) Der rothe Bergholder oder Bergflieder, welcher auch an einigen Orten Scholaſtenſtrauch genennet wird, iſt ein weit kleinerer und ſchwächerer Strauch, als der vorhergehende, er hat auch eine weit kürzere Dauer, als

als jener. Er wird etwa ſechs bis acht Fuß hoch, iſt etwas härter im Holze, kann aber die Geſtalt eines Bäumchens erhalten, und hat, auſſer der Blüte und Frucht, dennoch mit dem ſchwarzen Flieder einiges gemein.

Er liebet einen guten lockern Grund, in dunkeln, feuchten, mooſigen Hölzern, ſowohl in hohen Gebirgen, als um daſſelbe, an den Hügeln und Vorbergen, und an dem Fuſſe des Gebirges, zwiſchen den Felſen, an erhabenen trockenen Orten; auch an den Quellen und Bächen, wo er in einigen Gegenden ſehr gemein iſt.

Mit der Wurzel dieſes Fliederſtrauches hat es faſt gleiche Beſchaffenheit, als mit der von dem gemeinen bey uns, ſie gehet ſehr flach in der lockern Walderde, im Mooſe, und über die Felſen, auf Schiefer und Steinen weg, iſt aber deswegen dennoch viel geringer, als jene. Sie treibet gerade und einfache lange Lohden, mit kurzen und ſchwachen Blützweigen, welche, wie die Augen, das Laub und die Aeſte an den Gelenken, wo ſich das Wachsthum endiget, einander paarweiſe gegen über ſtehen.

Die Farbe der Schale an den Stämmen iſt braun, an den Zweigen aber viel heller.

Das Laub dieſes Strauches hat einen ſo ſtarken widrigen Geruch, als das vom ſchwarzen Flieder, es iſt auch dabey auf der obern Seite dunkler, und unterwärts heller; übrigens aber von einer ziemlich ähnlichen Geſtalt. Denn es beſtehet in zuſammengeſetzten gefieder-

ten

ten Blättern, (foliis compoſitis pinnatis,) mit einem einzeln an der Spitze wie bey jenem. Allein es ſind deſſen Blätter, gegen jene gar merklich kleiner, daß ſogar ihre Gröſſe, gegen die jungen Blätter des ſchwarzen Flieders, noch nicht die Hälfte beträgt: wie denn auch die kleinen Blätterchen, aus welchen ein groſſes in ein bis zwey Paaren zuſammengeſetzet wird, weit ſchmäler, langſpitziger, fein gezackter und dem Eſchlaube ähnlicher ſind, auch das unterſte Paar derſelben den übrigen an Gröſſe und Länge viel gleicher iſt; dagegen beym gemeinen Flieder das erſte Paar ſolcher kleiner Blätter vielmehr allezeit merklich kleiner und kürzer iſt, als die übrigen ſind.

Die Blumen erſcheinen im April und May in entblößten länglichen dichten traubigten Büſcheln oder Spitzen, an den äuſſerſten Seiten-Aeſtchen, und haben eine weißgelbliche Farbe: ſind auch ſonſt gegen die erſtere Art nur klein. Dieſe Trauben ſind im September, auch zuweilen noch im Auguſt, mit kleinen runden dreykernigen Beerchen beſetzet, welche mit ſamt ihren Stielchen eine ſchöne rothe Farbe haben, und einige Zeit daran hangen bleiben.

Durch dieſe Kerne pflanzet ſich das Gewächſe in den Holzſchlägen des Gebirges und überall daſelbſt fort, wo es ſich bald ausbreitet, den Anwachs des jungen Holzes hindert, und die Saat von edlern Holzarten erſticket, daß man es, ſo bald man ſeinen Anfang gewahr wird, ausreiſſen laſſen muß. Den

Stamm-

Stammloďden thut es nichts, und wird ſeiner kurzen Dauer wegen, bald von ihnen unterdrucket. In botaniſchen Gärten vermehret man dieſe Art aus Samen, Abſchnitten und Wurzelſproſſen.

Das Holz iſt etwas feſte, aber zur Feuerung mit dem andern Strauch- und Reißholze nur ſchlecht, welches man alle ſechs Jahre abhauet, indem der ganze Strauch ſehr ſchwach iſt, und überhaupt nicht viel älter wird. Der Hirſch äſet ſich mit den Blättern dieſes wilden Holzes ſehr gerne, und die Beeren ſuchen die Droſſeln und andere groſſe Vögel.

Die Weiden.

Hiervon giebt es verſchiedene Gattungen, wovon wir nur einige anführen wollen; nämlich die **Saalweide** (Salix Caprea) die **Bruchweide** (Salix fragilis) **die zähe oder Bandweide**, (Salix alba) und noch einige damit verwandte Arten, ganz kurz beſchreiben, weil die Weiden überhaupt wenig in den Forſten genutzet werden können.

Ob nun ſchon die Weiden, beym Forſtweſen ſelbſt und in den Gegenden, wo ſonſt der Holzvorrath wenigſtens zur Feuerung hinreichend gefunden wird, ſehr wenig beträchtlich ſind, ſo erfordern ſie doch auch noch auſſerdem bey der Landwirthſchaft, wegen gewiſſer beſonderer Nahrungszweige, und bey den ſtädtiſchen Gewerken, ihre beſtändige Unterhaltung. Sie werden aber theils wegen des Mangels, und

der

der Theurung des guten Weiß und Brennhol⸗zes an einem Orte immer nothwendiger, als an den andern, theils auch aus bekannten wirth⸗ſchaftlichen Gründen, in ſolchen Gegenden, wo eine gewiſſe Art der Holzſparkunſt, wenigſtens auf einige Zeit, in Ausübung gebracht werden ſoll. Geſetzt auch daß an beſſern Holzarten eben noch kein ſonderlicher Mangel iſt, und man doch aus Vorſicht eigentlich zu ſparen an⸗fangen muß, ſind auch die Weiden allerdings nützlich. Denn man hat niemals Urſache aus Vorſtellung eines nie zu verwüſten ſeyn ſollen⸗den Ueberfluſſes, das gute Holz zu ſchlechten und gemeinen Gebrauche ſtatt geringerer Holz⸗arten, zu verſchwenden. Zu geſchweigen, daß nicht alle Holzarten zu einerley Gebrauche, auf einerley Weiſe geſchickt ſind, und die ſchlech⸗tern zu beſondern Abſichten oft ihre beſondere vorzügliche Eigenſchaften haben, weshalben ſie geſucht werden und mit andern unterhalten werden müſſen.

Da nun die Weiden hauptſächlich auſſer den Forſten auf andern Grundſtücken angebauet werden können und ſollen, als unter andern, in und um die Vorſtädte und Dörfer, auf An⸗gern, an Wieſen, Waſſerbächen, Landſtraſſen, und wo es ſonſt noch ſeyn kann auf allen leicht⸗entbehrlichen Plätzen; wo nicht etwa eine beſſere Holzart Raum und Anbau verdienet, ſo iſt doch ihre Vermehrung eben kein Werk und Ver⸗dienſt der Förſter, ſondern der Gärtner, Plan⸗teur ſelbſt: auſſer, daß die Förſter bey Erhal⸗

tung der Ufer und Wege, gegen die Gewäſſer, in ihren Revieren, an ſchicklichen Orten, um die Waldungen, und zu Faſchinen-Lieferungen etwa darauf mit ſehen, weil auch die **Weiden** durch ihre Wurzeln keinem Grundſtücke ſo ſchädlich ſind, als die Pappeln, und manchmal mit ſchlechten Holzarten bey ſtarken und unverſehenen Faſchinen-Lieferungen bey Errichtung der Dämme, und Ausfüllung der Wege, Dämme und Moräſte loskommen kann.

Nun wollen wir auch noch etwas von den verſchiedenen Arten derſelben anführen.

Die **Band- oder Bindweide** dienet zum Einbinden, der Zäune, Gehäge, Geländere und Spaliere; hat eine braunrothe Rinde. Sie kommen nicht ſo gut von abgeſchnittenen und eingeſteckten Zweigen fort, als wenn junger Anflug mit ſammt der Wurzel ausgehoben, und an bequeme Oerter verſetzt wird. Man ſoll ſie im Frühling allemal ein paar Schritte von einander pflanzen, damit ſie deſto beſſern Platz, ſich auszubreiten, finden mögen. Wenn ſie in den erſten zwey Jahren, beede Frühlinge nach einander, im zunehmenden Mond glatt bey der Erden abgeſchnitten werden; ſo treiben ſie hernach deſto heftiger. Man läßt ſie nachgehends, ſowohl als die Goldweiden, nicht ſtärker werden, als man ſie braucht, ſondern ſchneidet ſie alsdenn zur Frühlingszeit im abnehmenden Monden ab; ſie ſollen hierauf, wie man insgemein davor hält, zäher wachſen, als wenn das Abſchneiden im zunehmenden Lichte geſchehen.

Die

Die Buſch= oder Saalweide, welche auch an einigen Orten Werft genennet wird, hat ein grauliche Rinde, und rauhe, breite Blätter, treibet nicht ſehr hoch, und wächſet meiſt zu Buſch, iſt am beſten zu nutzen, wenn man nach dem ſie fünf oder ſechs Jahr geſtanden, das Holz den Siebmachern, Böttigern und Korbmachern verkaufet, maſſen es, wenn man es länger ſtehen läßt, bald wiederum ausdorret, und ſo denn durch die Spähne= oder Holzleſer weggetragen wird.

Die Bruchweide treibt ihr Laub am erſten, mit einen ſolchen Ueberfluß von Saft, daß er häufig aus dem Holze flieſſet, und daſſelbe davon ganz brüchig wird. Sie iſt, wegen ihrer Sprödigkeit anders nicht, als zur Feuerung, oder höchſtens zu Pfählen und Zaunſtöcken an Ufern zu gebrauchen, weil ſie in denen Zäunen gerne wieder ausſproſſen.

Die Weiden von der gröſſern Art, welche man auch Kolb= oder Koppweiden nennet, pflegen geköpft und behauen zu werden. Das Köppen ſoll alle drey Jahre geſchehen, damit die Aeſte nicht zu ſtark werden, weil ſie ſonſten der Wind gar zu leichte abreiſſet, und den Stamm dadurch ſplittert, oder gar umwirft. Die Aeſte ſollen nicht glatt an dem Stamm abgeſetzet, ſondern ein Stümmel, etwan einer Hand hoch, gelaſſen werden, damit der Stamm durch Kälte, Näſſe, und Hitze nicht ſo leichte Schaden nehme. Das Köppen geſchiehet im Frühling, ſo ſchläget der Stamm

deſto zeitlicher und beſſer wieder aus. Wenn man aber das Holz zu Zäunen brauchen will, iſt es beſſer, daß es im Herbſt, wenn das Laub abfallen will, geſchehe. Die abgehauene Aeſte der Weiden lieſet man aus und leget das, was zu Zaungerten tauget, und denn auch das Brennholz, jedes in Bündel gebunden beſonders, die hernach ſelbſten in der Haushaltung verbrauchet, oder Schockweiſe verkaufet werden.

Der Vermehrung der Weiden, und zwar erſtlich der groſſen Kolb- oder Koppweiden geſchiehet folgender Geſtalt. Man hauet friſche Aeſte einer Hopfenſtangen dick, und fünf bis ſechs Ellen lang, im Frühjahr bey wachſenden Mond, legt ſie mit dem untern Ende in einen Teich oder Schlamm, bis derſelbe Mondſchein wieder Antritt, alsdenn werden ſie in dazu gegrabene Gruben, oder mit einem Stickel oder Pfahleiſen geſtoſſene Löcher, einer Ellen tief, oder mehr, wenn der Boden trocken iſt verſetzt, mit guter Erde verſchüttet, und dicht vertretten, wobey ſonderlich zu beobachten, daß die Rinde, wo der Stock in die Erde kommt, nicht verletzet werde. Dieſe nennet man Satzweiden. wenn man ſie an trockene Orte ſetzen will, ſoll man ihnen einen breiten Feldſtein unterlegen, und darnach die Weiden auf die darüber geſtreuete Erde ſetzen; denn weil dergleichen Steine in die Erden ſchwitzen, und fein kühle ſind, ſo bekommen auch die Weiden davon Saft und Kraft. Weil aber dieſe Satzweiden gerne auf allen Seiten auszuſchlagen pflegen;

ſo ſoll man jemanden dazu beſtellen, welcher die übrigen Sproſſen, ſo am Stamm hinunter auswachſen, und oben das Gewächſe verhindern, fleiſſig abſchneidet, und die oberſten drey vier oder fünf Reiſer ſtehen läſſet. Die kleinen Weiden werden beſſer durch Senken und Einlegen vermehret.

Der groſſe Weidenbaum träget gemeiniglich zweyerley Zäpflein, davon eines nur blühet, das andere aber Samen träget. Die blüttragende Zäpflein ſind unfruchtbar, und wenn ſie verblühet, werden ſie wollig, fallen ab, und verdorren; die andern haben allein Samen ohne Blüte, welcher in ſeinen Hülſen mit zarter Wolle umwickelt lieget. Dieſe werden Weiblein, und die erſten, ſo die Zäpflein ohne Samen tragen, Männlein genennet. Solche Blützäpflein ſind entweder grünlich oder gelb, und geben denen Bienen eine angenehme und faſt die erſte Nahrung. Der Same an theils der kleinen Weiden iſt ſchwärzlich, und gleichfalls mit einer weiſſe Wolle umgeben. Von der **Pappelweide** ſehe man oben bey den Pappel.

Der Faulbaum.

Der Faulbaum, Sporgelbaum, Bechſerpulverholz. Sprötzern. (Rhamnus frangula.) iſt ein ſchwacher mäſſiger Strauch, von keinem ſonderlichen Anſehen, und öfters in Geſtalt eines ſechs, acht, zehnflüſſigen dünnen Bäumchen, mit langen dünnen Zweigen, die

einen merklichen Geruch haben. Es iſt bey uns im Lande abwechſelnd, in vielen Gegenden noch häufiger als der Kreuzdorn ſelbſt zu finden, in denen er zuweilen, in ſolchen niedrigen und ſumpfigen Ellern und Eſpengebüſche, wo ſonſt auſſer ihm, wenig andere Holzarten ausdauren oder zu finden ſind, faſt den größten Theil des Heckholzes ausmacht.

Seine Wurzel iſt äſtig und lebhaft, ſie breitet ſich im Mooſe, oder der obern Moor- und Dammerde ſehr ſtark aus, und treibet ihre langen, dünnen, häufigen, geraden Ruthen, ſehr ſchnell in die Höhe, welche einzelne Aeſte und eine fladrige Krone machen. Die Hauptſtämme werden ein, zween, drey, vier Zoll ſtark, und haben eine braune weiß geſtüppelte Schale, unter welcher eine gelbfärbende grüngelbe Rinde lieget.

Von dem Faulbaume kann man zweyerley ſehr ſichere Kennzeichen angegeben, welche ihn von allen übrigen falſch angenommenen, oder ungewiſſen und vermeintlichen Arten bey den Landleuten, vollkommen unterſcheiden. Dieſe beſtehen darinnen, daß er 1) unter unſern Landgewächſen eines von denjenigen iſt, die keine wahre Augen oder Knoſpen haben, wie andere Bäume und Sträucher, ſo daß er deshalben in unſern Gegenden in ſeiner Geſchlechtsart keines ſeines gleichen mehr hat, ſonſt aber in dieſen Umſtänden mit der Heide (Erica) dem Rehkraute (Spartium), und dem Ephen (Hedera) überein kömmt, welcher Umſtand ſehr

ſehr unterſcheidend iſt, wenn man bedenket wie vielerley verſchiedenen Holzarten der Name von Schießbeeren und Faulbaum gegeben worden ſind, die es weder nach ihrer ganzen Geſtalt, noch den übrigen Eigenſchaften ſeyn können.

2) Daß er vom Monath May an, bis im September faſt beſtändig blühet, und dabey allezeit reife und unreife Beeren zugleich zeiget. Keine von allen denen welche auch die Forſtverſtändigen ſelbſt vor dem Faulbaum ausgegeben, haben dergleichen ausnehmende Kennzeichen. Sonſt können der üble Geruch des Holzes und der Rinde, nebſt der purgierenden Kraft der reifen Beeren kein Gewächſe im eigentlichen Verſtande an und vor ſich zu dem Geſchlechte des **Faulbaumes**, als einer Art von Rhamnus bringen.

Die Blätter dieſes Strauches ſtehen wechſelnd und einzeln auf langen Stielen an den Zweigen, ſie ſind kurz und ſtumpfrund, bald länglichrund, ohne alle Zacken, Zähne oder Einſchnitte, dabey glatt und dunkelgrün, mit einigem Glanze, unterwärts etwas heller, auch bey jungen ſchnellwachſenden Sträuchern in gutem Wieſengrunde, gröſſer, und hinterwärts weißlich, oder gar mit einem weißgrauen Beſchlage verſehen. Bey alten hingegen und in trocknem Boden ſind ſie kleiner.

Seine erſte Blüte erſcheinet im Maymonate, und die nachfolgende kommt nach einander, bis im Herbſt hervor. Die Blümchen ſind ſternförmig, weißlich, oder weiß grünlich,

und ſitzen zwiſchen dem Laube, an den Zweigen auf kurzen Stielchen, ganz nach oben zu, dichte beyſammen.

Die reifen Früchte ſind ſchwarze, runde Beeren, mit zween harten, öhligen, platten ſtumpfen, herzförmigen ſüßlichen Samenkernen, die mit einer Linie bezeichnet ſind. Die unreifen Beeren ſind anfangs grün, werden roth und endlich ſchwarz, da ſie alsdenn einen widrigen Geſchmack haben. Die ausfallenden Kerne vermehren den Faulbaum überall in guten, feuchten lockerm Grunde, auch im Mooſe, daß er zuletzt Grasgärten, Wieſenflecke und gute Grundſtücken einnimmt.

Sein Holz iſt ſehr weich und weiß, im Kerne röthlich, und mit einer Markröhre verſehen, auch an den Zweigen mit einem rothen ſchwammigen Marke und ſehr brüchig. Es läſſet ſich gut und ſauber hobeln, beym Abziehen aber faſſert es doch. Wenn es etwas alt und ſtark geworden iſt, wird es im Pulio ausgehauen, auf Ort und Stelle friſch geſchälet, und lufttrocken nach den Pulvermühlen gebracht, wo es eine ſehr ſchöne Kohle zu dem feinen Bürſchpulver giebt, die unter allen bekannten Landhölzern bey uns die feinſte und vor der Linden- Haſel- Pappel- Weiden- und Schwalkenbeerkohle immer den Vorzug hat. Das Holz dienet auch ſeiner Leichtigkeit halber zu Pfeilen.

Die Rinde giebt eine unbeſtändige gelbe, grünliche, auch rothe Farbe auf Wolle. Die Lauge von den Beeren hingegen eine grüne,

wenn

wenn die Wolle darinnen ſtark gekocht wird. Netze und Leinenzeug zum Vogelfangen werden an etlichen Orten auch damit gefärbet, wie mit der Rinde. Der Faulbaum iſt ein guter Bienenbaum und hat, unter dem Namen des Bechners in einigen Gegenden, von je her das Zeichen gegeben, wenn man mit dem Füttern der ſchwachen Bienenſtöcke aufhören kann, ſobald er zu blühen angefangen. Das Laub giebt in Vermiſchung mit den Salzen, verſchiedene Farben, iſt auch ſonſt dem Rindvieh, ſeines ſchleinig-ſüßlichen Geſchmacks halber, ſowohl angenehm, als es die Milch merklich vermehret.

Dritte Abtheilung der Holzarten nämlich von den Sträuchern und dornigten Hölzern.

Endlich haben wir nach unſerer gemachten Eintheilung noch die übrigen Sträucher und dornigten Hölzer zu beſchreiben, weil aber dieſelben in der Forſtökonomie von keinen beträchtlichen Nutzen ſind, ſo werden wir ſolche auch nur ſehr kurz beſchreiben; da ſie auch überdieß faſt einem jeden bekannt genug ſind. Der erſte Strauch den wir vornehmen, iſt

Der Schlehendorn.

Der Schlehendorn oder Schwarzdorn, (Prinus ſpinoſa, Linn), welcher wegen ſeiner anſehnlichen Dornen, zum Unterſchiede von dem Weißdorne den Namen des Schwarzdorns erhalten, iſt ein Strauch, welcher nach Verſchiedenheit des Bodens, eine verſchiedene

Höhe und Stärke erlanget. Er hat ſeinen Nutzen in Abſicht auf die Frucht, und den gemeinen Gebrauch in vielerley Umſtänden, der aber ökonomiſch betrachtet, überall ſehr klein iſt, oder doch ſo wichtig nicht, als man zuweilen davon geſagt hat. In manchen Jahren erwächſet er häufig, aber etwas langſam aus den Samen, hernach aber im guten, friſchen Grunde kömmt er geſchwind genug, und wird zu einem unbeſtändigen, mehr ſchädlichen als nützlichen Heckendorne, und einem Baumartigen höhern Strauche, welcher allem jungen Holze, auch dem Graswuchſe auf den Weiden und Wieſen im fruchtbaren Boden nachtheilig wird, da dieſer zuweilen vernachläſſigte Strauch ein weit beſſer zu nutzendes Grundſtück einnimmt, als er ſollte. Er giebt auch ſogar etliche Veränderungen mit groſſen, und andern mit weiſſen Früchten, welche einigermaſſen brauchbarer ſind, als der gemeine Schwarzdorn, und von den Baumgärtnern für die Liebhaber geſucht werden.

Man findet dieſen Dornſtrauch an Orten, wo er eben nicht zeitig genug oder gar nicht verſtöhret wird, und zwar zwiſchen den Feldern, in Hecken und Gebüſchen um die Triften, Waldungen, Hügel, Dörfer, Vorſtädte und Landſtraſſen, beſonders in gutem tragbaren Boden, wo er auch mit andern geringen Strauchwerke die erhabenen Feldhöhen und Berge an der Mittagsſeite nebſt den bemooßten Steinhaufen überziehet. Er dienet zum Schutze in den Remiſen,

miſen, wird aber ſchädlich, wo ſtarke Schaftrift iſt, wie alle ſtark wuchernde niedrige Dornſträucher. Seine ſchwarze auslaufende Wurzel, welche zu Zeiten mit vielen Knoten und Knollen verſehen iſt, treibet aus dieſen eine Menge Wurzelſproſſen, die bald auf eine ſehr ſchädliche Art, auf unſern Grundſtücken, in den engen Wegen neben den Landſtraſſen, auf der Weide den hohen Wieſen, in den Gärten und um dieſelben überhand nehmen.

Die Rinde der Stämme iſt rauh, hart und wegen der Farbe röthlich, roth und aſchgrau, die Zweige endigen ſich in lange, harte, ſtarke und ſteife Dornen: um welcher willen er bald ſchädlich, bald einigermaſſen nützlich werden kann, wenn er nämlich, wie andere dergleichen **Dornſträucher**, aller ſechs, acht bis zehn Jahre zu beſondern Gebrauche gehauen wird. Seine Blätter ſind glatt, zuweilen rauher, eyförmiger und ſpitzig gerändelt, und gleichen den Laub der gemeinen **Pflaumen**, nur daß ſie ſchmäler, rauher, kürzer und ſteifer ſind. Ihr Geſchmack iſt herbe mit einiger Bitterkeit.

Ihre **Blüten**, die ſich erſt nach den letzten heftigen Stürmen und Fröſten, etwa zu Ende des Aprils und im Anfange des Mayes bey uns zeigen, und zu der Zeit dem Landmanne an etlichen Orten ein Zeichen der Gerſtenſaat geben, kommen einzeln und paarweiſe mit kurzen Stielen aus **rothen ſchuppigen Knoſpen**, die zwiſchen den Blättern ſtehen. Die Blumenkronen

kronen ſelbſt ſind ſchneeweiß, wohlriechend, von einem kernigen Geruche und bittern Geſchmacke. Es befinden ſich darinnen achtzehn bis zwanzig Staubfäden, mit goldgelben Staubhülſen und einer grünen Fruchtröhre, welche ſich in eine ſtumpfrunde Narbe endiget. Dieſe Blumen verdienen gleich bey ihrem Aufbrechen die Einſammlung und Arzneygebrauch, ſo wie ihre Rinde. Gewiß werden ſie bey Kennern wenigſtens alle fünf Arten der Myrabolonen, auch ſogar der ächten und zahmen entbehrlich machen.

Die runde Frucht iſt eine kleine Pflaume, die anfänglich grün, hernach ſchimmelfarbig, und zuletzt ſchwarzblau iſt, mit einem feinem Beſchlage. Sie enthält eine harte Nuß, oder einen Stein, der etwas länglicher iſt, als bey den Kirſchen, mit einem bitterlichen Kerne. Sie wird im October reif, da ſie alsdenn ungemein ſcharf, ſauer und herb iſt, bis ſie endlich der Froſt mürbe, und die anfangende Gährung etwas gelinder macht. Der Stein gehet etwas langſam auf, und die Frucht, welche man die Schlehe nennet, hat ihre frühen, ſpätern, groſſen, kleinen und länglichen Abänderungen. Wie denn das fleiſſige Verpflanzen und die Pflege, die groſſen zahmen Schlehartеn giebt, die man in groſſen Baumſammlungen nicht ſelten antrift.

Das Holz des Schlehdornſtammes iſt ſehr hart, es hat die Härte und den Splint eines Pflaumenholzes, und einen eben ſo bräun-

lichen

lichen Kern oder Herz, wenn es nämlich alt und ausgewachſen iſt. Sonſt iſt es noch zäher, aber auch übler zu bearbeiten, und faſert unter dem feinen Hobel ſtark aus. Wie denn ein jedes ſprödes wildes Holz immer beſſer zu bearbeiten ſtehet, wenn es nur nicht allzuzähe iſt.

Man bedienet ſich des Schlehdorns nur zu ſchlechten loſen Hecken, um die Gärten, Wieſen, Graben, Straſſen und Dämme, auch um die niedrigen Laubwälder und Remiſen, welche an die öffentlichen Hütungen ſtoſſen. Dergleichen Gehege werden von Abſchnitten gezogen, die aber auſſerdem zu nichts ſonderlich taugen, kein ander Holz neben ſich leiden, auch bald Lücken machen, weil ſie in den Wurzeln auslaufen, und dem ſonſt an ſich gutem Grunde andere Nebennutzungen wegnehmen. Die abgehauenen Sträuche werden zuweilen wie Weiß- und andere Dornen, bey Salzwerken in den Gradierhäuſern mit Nutzen gebraucht.

Der Saft von der Frucht oder Schlehe, erhält und kläret bekanntermaſſen den trüben Eſſig und Wein ſehr gut, man macht Eſſig davon, auch einen beſondern **Schlehewein**, und mit dem Safte und Vitriol eine Tinte, welche in einigen Fällen vor beſſer gehalten wird, als die mit Galläpfeln verfertigte. Sonſt iſt das ganze Gewächſe überhaupt herbe, Wollenes Garne mit der Rinde in Lauge gekocht wird, davon roth gefärbt.

Der Schneeballenſtrauch.

Der **Schneeballenſtrauch**, **Schwalkenbeerſtrauch**, **Malinenſtrauch**, **Fackelbeerſtrauch**, **Waſſerholder**, (Viburnum opulus, Linn.) welcher in allerhand Grunde gefunden wird, aber den lockern feuchten Waldgrund, in ſchattigen Waldungen, auch ſogar einen ſumpfigen, in den Erlenbüſchen, an den Triften, Wieſen, Dörfern, Dämmen, Bächen und Landſtraſſen, vorzüglich liebet, und in welchem die Wurzel weit um ſich gehet. Er wird daſelbſt ein hoher, ſtarker und weit ausgebreiteter Strauch, auch wohl ein mäſſiger Baum von acht bis zehn Fuß hoch. Er blühet ſehr lange und häufig, zumal bey naſſer Witterung. An trocknen, kalkigen und frey erhabenen Stellen iſt er niedriger, bringet ein helleres Laub, blühet ſparſamer und zeitiger, und wirft ſein Laub zeitiger ab.

Die **Knoſpen**, **Blätter** und **Zweige** ſtehen einander Paarweiſe gerade gegen über, in einem ordentlichen Abſtande, und der Stamm hat eine aſchgraue Rinde. Seine kleine Blütezweige ſtehen oberwärts in den Winkeln, welche die Blätter mit den Aeſten machen, und bringen auf ihren Spitzen die groſſen, platten, breiten wohlriechenden Blumenbüſchel.

Die **Blätter** welche am untern Ende mit zwo Drüſen verſehen ſind, und auf Stielen gepaaret neben einander ſtehen, ſind dreytheilig, dem

dem jungen Ahornlaube von dem gemeinen weiſſen, nach dem Ausbrechen deſſelben, nicht ganz unähnlich, breit, dunkelgrün, eckig und wegen ihrer unterwärts ſtark hervortrettenden Rippen und Adern, und denen davon entſtehenden Vertiefungen, ſehr faltig. Der Rand der Haupttheilungen an den Blättern hat tiefe Einſchnitte, und groſſe weit auseinander ſtehende Zähne. Bey dem Anfange eines jeden Blätterſtieles findet man zwo kleine lange und ſpitzige Zungen befeſtiget.

Die platten wohlriechenden **Blumenbüſchel**, welche im Maymonate und Junio, aus beſondern blättrigen Knoſpen hervorkommen, breiten ſich, wie die Schirmblumen. Sie haben zweyerley Blumen, worunter die erſten, welche ſehr groß, platt und **roſenförmig**, aber wegen Ermanglung der nöthigen **weſentlichen vollkommenen Befruchtungstheile** völlig unfruchtbar ſind, auch bald abfallen. Die mittlern und innern Blumen hingegen, welche anders geſtaltet, und **fruchtbare Zwitterblumen** ſind, blühen etwas ſpäter auf. Alle zuſammen genommen haben anfänglich eine gelbgrüne, hernach eine weißgrünliche Farbe, die ſich zuletzt nach der völligen Entwickelung in eine ſchneeweiſſe Farbe erhöhet.

Die **Früchte** ſind ſaftreiche hellrothe Beeren, in lockern Trauben, (im October, aber nicht ſo häufig, als ihre Blüte war) die den ganzen Winter über ohne Schaden hängen bleiben, und den groſſen Zugvögeln zu Theil werden.

den. Sie haben einen unangenehmen, bittern, herben, dabey etwas ſcharfen und eckeln Geſchmack. Ihr einzelner **Kern** iſt hart, faſt herzförmig und platt.

Dieſer **Schwalkenbeerſtrauch** erhält die Waldungen, wie mehrere von den vorhergehenden thun, er vermehret ſich im feuchten ſchattigen Grunde aus ſeinem Saamen und zeiget einen ſchnellen und ſtarken Wuchs; als wohin man ihn gleich im Herbſte ſäen und pflanzen muß. Man ziehet ihn aus **Wurzelſproſſen, Ablegern** und **Abſchnitten** zu allerhand Heckwerk in naſſen Boden.

Das **Holz** des **Malinen- oder Schwalkenbeeſtrauches** iſt weiß, zähe und hart, und iſt mit dem Birnbaumholze zu vergleichen, nur daß es ſehr leicht reiſſet, und ſich nicht hobeln läſſet, auch eine Markröhre hat. Die Schuſter nehmen es zu Zwecken in die Abſätze. Es giebt in dem brüchigen Gebüſche ein gutes Reiß- und Brennholz auch ſchwarze Stangenkohlen vor die Kleinſchmiede und andere Feuerarbeiten. In nordlichen Ländern und an den Gebirgen, gehet das Haſelhuhn den Beeren dieſes Strauches ſtark nach, und in Kurland wird aus dieſen Beeren ein guter Eſſig gemacht, welchen wir aber hier noch nicht kennen.

Der Hartriegelſtrauch.

Der **Hartriegel, Hartwiede, Hartſtrauch, Härten, Röthern, Hartröthern, Rothgerten, Roth-Beinholz, Heckenbaum**

baum, Hundsbeerſtrauch, Teufelsbeere, Teufelsmettern (Cornus ſanguinea, Linn.) iſt ein ganz gemeiner deutſcher Strauch, und häufig zu finden. Er wächſet ſowohl auf den ſteinigten Anhöhen, abſchüſſigen Dämmen, Graben, Wieſen, um die Dörfer, Triften und Waldungen, in allerhand Boden, als unter den Feld- und Waldhecken, Geſträuche in Feldbüſchen und Dornen. Wegen ſeiner ausſchweifenden und wuchernden Wurzeln und Wurzelſproſſen verderbet er die lebendigen dichten Hecken ungemein, erſtickt das Nebenholz, und allen jungen Aufſchlag aus den Samen. Im Buſch und Unterholze, wo feuchter guter Grund iſt, wird er oft gefunden, alle acht, zehn und zwölf Jahre mit andern Dornen und Heckholz abgehauen, und von andern gröſſern Arten im Schatten niedrig gehalten.

Der harte Stamm welcher ſechs bis acht Fuß hoch wird und mit einer braunen Rinde begleitet iſt, treibet bey gutem Wachsthume ſowohl als die Wurzel ſehr lange und gerade ſchwanke Ruthen, die mit den Alter rothſchwarz oder recht Blutroth gefunden werden. Knoſpen, Zweige und Blätter ſind allezeit paarweiſe geſetzet. Sie ſitzen auf röthlichen Stielen, ſind ganz dunkelgrün, öfters ins rothe fallend. Die Blumenbüſchel ſich falſche Schirmblumenartige, ſonder eine gemeinſchaftliche Decke welche auf den Seiten der Zweige ſitzen, und viel ſpäter blühen, als die vom gemeinen Cornelſtrauche, nämlich im May und Junio: zu-

weilen im September wieder, wie die Flieder, Schwalkenbeerſträucher und Ebreſchen. Die Blumen ſind weiſſe geſtirnte, die einen ſüſſen Geruch haben, ihr Blumengriffel hingegen zeiget eine **dunkelgrüne Fruchtröhre.**

Die **Früchte** bey uns ſind kleine runde, anfänglich grüne, hernach violette oder ſchwarze in andern Ländern oder Weltgegenden, auch roth oder weiſſe Beeren, welche der ſehr feine Kelch auf der vertieften Spitze krönet. Sie ſitzen auf blutrothen Stielen, haben ein grünes, herbes, ſehr bitteres unangenehmes Mark, und einen harten, weiſſen geſtreiften Kern. Aus Samen und der Wurzel iſt die wilde Vermehrung dieſes Geſträuches ſtark genug.

Das Holz dieſes Strauches iſt weiß, wie Weißbuche, hart und zähe, wie das Holz von Apfelbaume. Es bricht und zerſpaltet nicht, und läſſet ſich gut bearbeiten. Zu allerhand mittlern und kleinem Geſchirrholze iſt es vorzüg- züglich, es giebt kleine Radeſpeichen, auch Kämme zu kleinern Räderwerke, wie auch gute dauerhafte **Speiler** vor die Schlächter. Die ſehr langen und geraden Schoſſe werden zu allerhand Abſichten gebraucht, wenn ſie mit einem glühenden Drate ausgebrannt oder ſonſt ausgebohret worden ſind. Es iſt etlichen Profeſſionen, wegen Verfertigung derer **Tobacksröhren** und anderer zum Galanteriewaarenhandel gehörigen Dinge, daran gelegen: indem ſie dazu nur dergleichen, und keine andere Holzarten nehmen, und daher in den Laubhöl-

zern, und in den neuen Gehauen zuweilen bey uns und anderwärts acht bis zwölf Meilen weit aufſuchen laſſen.

Die feinen Ruthen dienen den Winzern ſtatt der Bandweiden, die ſtärkern Zweige zu feinen Reifſtäben, und zu Zaunſtecken ſind ſie dauerhaft genug. Das aus den Beeren durch Kochen und Auspreſſen bereitete Brennöhl vor die Lampen, iſt nur in gewiſſen Gegenden von Deutſchland bekannt und gebräuchlich.

Die Rheinweide.

Die **Rheinweide, Beinholz, Zaunriegel, Liguſter,** (Liguſtrum vulgare, Linn.) iſt in einigen deutſchen Ländern ſehr gemein im Unterholze, und häufig zu finden, in andern iſt ſie einzelner und ſparſamer unter dem Heckholze. Sie kann mit Mühe zu einem ſchwachen Bäumchen von vier, ſechs bis acht Schuhen zwar gezogen, und eine Zeitlang in ſolcher Geſtalt erhalten werden, aber ſie wird leicht und bald wieder ein natürlicher Strauch, woraus ſie entſtanden war. In Hecken erlangt ſie, wenn ſie recht dichte und unter dem Schnitte gehalten wird, vorbeſagte Höhe, und muß alsdenn mit Stangen, gegen die Stürme befeſtiget werden; doch aber wird ſie davon leicht gebogen oder zerriſſen, daß es nicht nur deßhalben vornehmlich beſſer ſeyn muß, ſie in ganz niedrigen Hecken zu halten, die niemals zur Blüte kommen, ſondern auch der ſpaniſchen Fliegen halber in den Gärten. Dieſes Ungezie-

ſer friſſet ſie zur ſchönſten Jahreszeit ganz kahl ab, und wird dabey durch ſeinen Geſtank über⸗aus beſchwerlich.

Dergleichen Hülfe, braucht die in den Feld und Waldzäunen wildwachſende Pflanze nicht, wo ſie im guten feuchten und ſchattigen Grunde zwiſchen andern hoch genug wird. Man findet ſie ſowohl um die Dörfer, Triften, Wieſen und Gärten, als in den Feldbüſchen, vor und in feuchten ſchattigen fruchtbaren Laub⸗hölzern, auch unter allerhand Unter⸗Schlage⸗oder Buſchhölze, Hecken und Dorngeſträuche, um die Hügel, in Gehegen und Feldern; auch zuweilen im loſen Sande ſelbſt.

In ſo verſchiedenen gemäſſigten, ſandigen, ſteinigten, naſſen und trocknen, ſchweren und Mittelboden, wuchert die holzige Wurzel, welche ſchräg in der Dammerde wegläuft, ſehr viele Faſern ſchlägt, und häufige Wurzelſproſ⸗ſen treibet: wenn die Sträuche zumal ordent⸗lich gehauen werden. Die Stämme ſind nicht ſonderlich ſtark, und mit einer glatten aſchgrauen Rinde bekleidet, ſie treiben viele biegſame und grüne äſtige, gleichfalls ſchwanke und lang⸗wüchſige Zweige und Ruthen, welche paarweiſe an den Hauptäſten einander gegen über ſtehen.

Die Knoſpen öfnen ſich vor vielen andern Holzarten ſehr früh im Jahre, und bringen ihre Blätter paarweiſe auch wohl abwechſelnd bey⸗ſammen, welche ſie auch ſehr ſpät im Jahre, und vor den ſtrengen Fröſten nicht völlig fallen laſſen, auch wohl bey gelinden Wintern, eines

Theils

Theils behalten. Die Blätter ſind dunkelgrün, lang, ſchmal und an beyden Enden ſpitzig, ganz glatt, ſteif, glänzend, ohne alle Zacken und Einſchnitte, und werden zuletzt hart und ſteif. Ihr Geſchmack iſt bitter und herbe, nicht ohne Schärfe, der Geruch hingegen fehlet ihnen.

An den Enden der äuſſern Zweige, und aus den Winkeln derſelben, kommen zum Anfange des Sommers, zuweilen auch zeitiger, nehmlich im Junio die Blüten, in langen ſpitzigen traubigen weiſſen wohlriechenden Büſcheln zum Vorſchein, mit gelben grünlichen Staubhülſen, welche ſehr lange blühen. Ihr Geruch iſt ſüßlich, etwas ſtark und nicht jedermann angenehm.

Die Beeren, welche ſich den Myrthen und Wachholderfrüchten vergleichen, ſind ſchwarz oder auch blauſchwarz und glänzend, zuweilen aber dennoch weiß, wie bey dem Heidelbeerſtrauche. Sie kommen mit Ende des Septembers und im October zur Reiſe, da ſie denn den Winter über an den Sträuchern Büſchelweiſe hängen bleiben. Die länglichen Kerne, welche in dem purpurfarbenen Fleiſche der Beeren gefunden werden, ſind dunkelbraun, mit einem weiſſen Marke, und der Geſchmack der ganzen Beere iſt ſehr bitter, mit etwas ſüßlichen vermiſcht.

Aus beſagten Kernen gehet die Pflanze im ſchattigen, lockern, mäſſig feuchten Boden häufig genug auf, daß um deren Vermehrung niemand ſonderlich beſorgt zu ſeyn Ur-

ſache hat; da zumal die häufigen Wurzelſproſſen bey einer vorfallenden Pflanzung ſehr leicht überall anſchlagen, und man wegen des Genuſſes der Beeren bey dem Wilde noch eben nichts recht zuverläſſiges weis.

Das Holz der Rheinweide iſt hart, zähe und weißlich, und hat einigen wenigen Gebrauch und dem Geſchirrholze, und zu den Drechslerwaaren. Sonſt wird zuweilen aus einen ziemlich merklichen Irrthume, weil es die ökonomiſchen Schriftſteller mit dem Holz des Hartriegels verwechſeln, zuviel von ſeinen Vorzüge und Gebrauche geſagt. Wegen der Härte giebt dieſer Strauch ein gutes Reißholz zur Feurung und gute Aſche. Die jungen, zähen Zweige werden indeſſen von den Korbmachern zu feinen Körben genutzet, und ſowohl die franzöiſchen als deutſchen rothen ſauren Weine ſind mit den Beeren der Rheinweide zuweilen gefärbet, wovon ſie dunkler, dicker und zugleich herber werden. Wie denn deren fernerer Gebrauch zur Farbe auch bey den Kartenmachern bekannt iſt, auch ſonſt der blauſchwarzen Farbe auf weiches Holz. Der färbende Saft der Beeren wird mit den ſcharfen Säuren ſchwarz, und mit dem glauberſchen Wunderſalze und Salmiac, auch mit Urin purpurfärbig.

Die Feldroſe.

Die gemeine Wilde Roſe, Hagebuttenroſe, Feldroſe, Heckroſe, Hanbuttenroſe,

roſe, Hainbuttenroſe, Hundesroſe, Hiefe, Hüfen- oder Hüftenſtrauch. (Roſa Canina, Linn.) Dieſer gemeine und faſt überall bekannte Strauch, wird in allerley Grunde, in, um, und auſſer den Forſten unter allen wilden Roſenarten am meiſten gefunden, ob er gleich, wie alle bekannte Gattungen der Roſen, in einem guten und lockern Boden, bey einer freyen offenen und etwas erhabenen Lage, beſſer gedeyet und länger ausdauern kann. Er vermehret ſich ferner bald an ſolchen Orten, die nicht bearbeitet werden, als unter andern Gebüſchen, zwiſchen andern Sträuchern und Dornen, ſowohl im flachen Felde, wo er um die Dörfer, Vorſtädte, Zäune, Mauern, Dämme, auch um die Gärten, Wieſen, Triften und Waldungen an den Landſtraſſen ſtark genug wuchert.

Eben ſo gemein iſt er auf Hügeln und Bergen, bis zu den ſteilſten Anhöhen derſelben, auch zwiſchen den höchſten Klippen, und ſelbſt auf den alten Ruinen und Mauern. Eben dieſen Strauch wird man ſowohl in tiefen Thälern, ſchattigen Laub- und Nadelwäldern und in den Bruchgrund Erlenwäldern gewahr, als auf Kalkbergen oder dürren ſandigen Heiden, ob ſchon in einer ſehr veränderten Geſtalt, Farbe und Gröſſe. Denn wenn er ſehr nahe unter den Bäumen oder zwiſchen ihren Wurzeln entſtanden iſt, ſo erlanget er leicht eine Höhe von zwölf, funfzehn, auch bis achtzehn Fuß, auch einen geraden Stamm von vier bis ſechs Zolle ſtark, die er ganz im Freyen niemals hat, wenn

er nicht mit beſondern Fleiß beſonders dazu gezogen wird, ſondern aus ſeinen harten, holzigen und kriechenden Wurzeln mehr Brut und Sproſſen treibt, daß die Stämme nach einer ſtarken Blüte leicht davon zurücke gehen und abſterben. Zuweilen bleibet er bey einer niedrigen, krummen und kriechenden Geſtalt, wenn ihn andre zu nahe ſtehende Sträucher nicht zum Theil in die Höhe richten helfen, da er etwa im guten Grunde vier, fünf ſechs Fuß hoch wird.

Nach Unterſchied der Stärke und des Alters der Wurzel, auch Beſchaffenheit des Bodens und der Witterung, macht der **Hüftenſtrauch** ſehr hohe und ſtarke **Sommerlohden**, dergleichen die Hauptſtämme ſehr häufig geben, daß davon ihre Wipfel zurücke gehen müſſen. Dieſe Triebe ſind ſehr ſchlank auch mit krummen unterwärts breiten, auf- und abwärts ſtehenden Stacheln beſetzet. Die Blütezweige dieſer und anderen **Roſen** werden ſehr oft, an den zarten, weichen Spitzen von einer kleinen langen Gallenfliege (Cynips roſa) geſtochen, welche ſich im Julio durchbohret, und eine blauſchwarze, goldartige nnd damit vermiſchte Purpurfarbe hat, auch dabey einen Firnisglanz zeiget. Sie leget ihre Eyer in dieſe weiche Triebe, die davon in ein Mißgewächſe oder einen rauhaarigen und zottigen Ballen verwachſen, welche man den **Roſenſchwamm**, **Schlafapfel** oder **Schlafkunzen** nennet, und mit Salz bey den kropfenden Pferden, auch ſonſt in der Arzeney gebrauchet. Das

Das Laub iſt gefiedert, auch unterwärts mit zackigen Ohren verſehen, wie bey allen Roſen, dabey eyrund, zugeſpitzt und gezackt, hellgrüner auch bläſſer, als an den zahmen oder Gartenroſen, ferner kleiner glatter, auch hinterwärts weißlicher. Die ganzen Blätter beſtehen wieder aus ſieben bis neun paar kleinen, worunter das unterſte insgemein gröſſer iſt, als die übrigen.

Die anſehnlichen Blumen haben ihren Sitz über den Eyerſtöcken, und groſſe purpurfarbene, weißrothe, oder dunklere Leibfarbene, am obern Ende ausgeſchweifte, herzförmige Blätter, von einem ſehr angenehmen Geruche, dabey einen ſäuerlich herben etwas bitterlichen Geſchmacke. Sie ſtehen bald einzeln, bald büſchelweiſe an den äuſſerſten Zweigen, auf glatten Stielen, die mit Blättern, einzeln Stacheln, auch Haaren beſetzt, zum Theil aber glatt ſind.

Ihre Kelche ſind länglichrund, etwas wollig, und haben um die Mündung, fünf lange Lancettenförmige ſpitzige, verſchiedene gefiederte Blätter, welche nicht immer ihre völlige Ausbildung erhalten. Die Fruchtröhrchen ſind glatt.

Die Frucht iſt eine beſondere Art, von eyförmigen glatten ſcharlachrothen Beeren, die man deshalben an einigen Orten Kelchbeeren, bey uns aber Hüfen nennet, weil der dicke zähe Kelch, nach ſeiner Verwandlung, ihre äuſſere Haut ausmacht. Bey der Reife im September, wird dieſe Frucht eßbar fleiſchig, und angenehm

weinſäuerlich. Die Samen ſind zarte Kerne, welche in einem wolligen ſtehenden Filze ſtehen.

Alle wilde Roſen blühen ſtark, deßhalben ihre Hauptſtengel oder Stämme öfters ſehr bald vergehen, daß man die Sträucher und Hecken alle fünf, bis ſechs Jahr behauen muß wenn ſie viele Blumen geben ſollen. Sie vermehren ſich an allen Oertern, wo ſie ihren Stand haben, durch Samen, die etwas lange liegen, und erhalten ſich durch die häufige Wurzelbrut: ſie erſticken aber unter ſich das Gras und anderes Holz, wenn ſie nicht gehauen werden. Man vermehret ſich durch Abſchnitte und Ableger im Herbſte und verpflanzet vom October bis zum Merz.

Sie haben ferner ein ſehr hartes, zähes etwas gelbliches Holz, welches ſich gut und ſauber bearbeiten läſſet, zum Fabrikengebrauch in kleinen Stücken, wo es ohne Markröhre nicht äſtig, wimmerich und recht ausgewachſen iſt. Zur Feurung iſt es als Reißholz ebenfalls keines der ſchlechteſten. Der weitläuftige Gebrauch in der Speiſe, Wirthſchaft und Arzeneyen, von Blumen und Früchten ſind bekannt. Das deſtillirte Oehl, erhält man zwar aus jedem Pfunde von Roſenblättern ohngefähr nur zu drey Gran, da es aber faſt unter allen Perfumiemitteln, das edelſte und angenehmſte iſt, auch in einigen weitläuftigen Reichen einen beſondern Vorzug hat, ſo kann zuweilen die Unze dieſes wahren Roſenöhls in der Handlung auf

funf-

funfzig Thaler ausgebracht werden, das Waſſer läſſet ſich dabey doch noch beſonders nutzen.

Hierbey müſſen wir noch ein paar Arten von wilder Roſen anführen, weil ſie mit dieſer ſehr genau verwandt ſind nämlich.

Erſtens, den **wilden weiſſen Roſenſtrauch** (Roſa alba, Linn.) Dieſer Strauch hat mit den vorigen ſehr vieles gemein, er iſt höher und etwas gröſſer im Stamme, Zweigen und Laube, wächſet auch mit den vorhergehenden in einerley Grunde, und an eben denſelbigen Orten; aber nicht in allen Gegenden zugleich. Seine **Sommerlohden** ſind ſehr gerade und lang, zuweilen aber wächſet er überhaupt niedriger. Sein Laub iſt glänzend, es beſtehet ein einzelnes Blatt, aus fünf bis ſieben paar glatter gezackter Blätterchen, welche etwas länger ſind als bey der vorhergehenden Art.

Die **Blumen** ſind weiß, ihr Geruch iſt bald ſtärker, bald ſchwächer, der Geſchmack bitterer, und zeiget etwas aloehaftes.

Die **Blumenſtiele** ſind, wie die an der vorigen Art. Die **Kelche** haben nicht ſo tiefe Abtheilungen, wie bey jener, und die **Fruchtröhrchen** ſind haarig. Man ziehet dieſen Strauchen nicht, denn er breitet ſich in dem Dorngebüſche und Hecken zu ſehr aus, daß man ihn eher ausrotten läſſet.

2) Die **groſſe Hagebuttentragende rauhblätterige Feldroſe** (Roſa villoſa, Linn.) Dieſer dauerhafte ſtarke, aber an den Orten, wo er aus Samen entſtehet, auſſer der Ver-

pflan-

pflanzung niedrige Strauch liebet guten Grund, kömmt aber in Feldern, Hecken, Geſträuchen, an Wieſen, Landſtraſſen in allerhand Boden, auch an Hügeln Bergen und in trockenen Heiden bey uns vor. In den Gärten wird er weit anſehnlicher und höher, auch wohl um der Frucht willen oculirt und gepfleget.

Die Wurzel iſt hart, holzig und dauerhaft, auſſer in ganz naſſen Boden. Sie läuft, wie bey den vorigen zwo Arten weit aus, und treibet viele und ſtarke hohe **Sommerſchöſſe.** Ihre Stacheln ſind breit und gekrümmt.

Das Laub, das aus zwey paar kleinen Blättern beſtehet, iſt weißgrau und haarig, auch mit verlängerten Ohren an den **Blätterſtielen** verſehen, und wie der **Kelch**, mit den meiſten übrigen Theilen der Pflanze etwas haarig.

Die **Blumen** ſind insgemein groß, roth, auch oft viel dunkelrother, als bey vielen andern Arten. Sie haben ſehr ſtachliche Kelche, die ſonſt denen in der erſten Art gleich kommen, und ſitzen auf **ſtachlichen Stielen**, welche mit Blättern beſetzet ſind. Die **Früchte** ſind rund, überaus ſtachlich, und werden bey ihrer Reife ſchwarz, auch angenehmer und brauchbarer als andere. Die übrigen Umſtände ſind denen, bey der erſten Art bereits ſchon angezeigten vollkommen gleich.

Der Kreuzdornſtrauch.

Der Kreuzdorn, Hirſchdorn, Hundsholz, Farbedorn, Wegedorn, Kreuzbeere,

Creuz-

Creuzbeere, Färbebeere, Farbekörner, Dintebeere, Blaſengrün, (Rhamnus catharticus, Linn.) iſt eigentlich eine bey uns ſehr bekannte, und gemeine ſtarke und hohe Stauden oder Strauchart, die man, ihrer beträchtlichen Dornen halber, einen Dornenſtrauch nennen kann, der den bekannten Namen des Kreuzdorns erhalten hat. Seine Stärke und Höhe ſind ſehr abwechſelnd aber nebſt der Dauer und dem Alter unterweilen gar beträchtlich. Er wird, wenn er aus dem Kerne erwachſen iſt, mit der Zeit von ſelbſt ein kleiner oder ſehr mittelmäſſiger Baum, oder läſſet ſich doch leichte dazu machen. Seine Aeſte breitet er ziemlich aus, deren Spitzen ſich bey den alten Zweigen in ſehr lange harte und ſpitzige Dornen endigen: an welchen man zuweilen ſowohl Blätter, als einige Blüte antreffen kann.

Seinen Stand nimmt dieſer Dornſtrauch an ungebauten Stellen, um Felder, Waldungen, Wieſen, Gärten und zwiſchen andern tragbaren Grundſtücken, in den niedrigen feuchten Vorhölzern, Feldbüſchen, an Hügeln, Feldhöhen und Dämmen, um die Landſtraſſen, Triften, Gräben, Vorſtädte und Dörfer, unter anderm Strauch- und Heckenholze, mit welchen er daſelbſt, aller ſechs, zehn, zwölf bis funfzehn Jahre abgehauen wird. Man hauet zwar dergleichen Strauchwerk auch früher, und zwar des baldigen Wiederwachſes halber zum Anfange des Winters, läſſet aber von Kreuzdorne die ſtärkſten, geradeſten und

wohl-

wohlgewachſenen Stämme bey zwo, drey bis vier Hauung ſtehen, wegen des beſondern Gebrauches ihres vortreflichen Holzes. Denn von unſern ſchwachen Landhölzern iſt es nach dem Taxus eines der härteſten und ſchönſten. Die Hecke ſelbſt von dieſer Holzart empfiehlet ſich unter den Reißholze vor andern, wegen der Härte, Kohlen und Aſche.

Die **Wurzel** wuchert ganz ungemein, in allerhand trocknen und naſſen Grunde. Doch iſt ihr, da ſie um ſich gehet, und häufige Sproſſen treibet, der lockere, mäſſig feuchte und fruchtbare, in und um die ſchattigen Laubhölzer und Hügel, immer der angenehmſte.

Gemeiniglich wird der Stamm bey uns zween, drey bis fünf Zolle ſtark, zuweilen aber auch dicker, er hat eine ſchwarze Schale, welche das unterliegende grüne Rindengewebe, nebſt dem blaßgelben Baſte bedecket. Dieſer Stamm treibet recht ſtarke Zweige, welche einander beynahe gerade überſtehen, und ſich in vorbeſagte ſcharfe Dornen endigen. Ihre ſchwächere Aeſte, die ſich bey ihrem Ausbreiten zugleich auf eine angenehme Art unter ſich biegen, fallen ins dunkelrothe, und ſind noch mit kleinen Dornen verſehen.

Die Blätter brechen im April aus, ſie ſind eyrund und zugeſpitzet, zuweilen länger, oder etwas kürzer und runder, am Rande aber ſehr fein gezackt, glatt, dunkelgrün, und mit bogenweiſe zuſammenſchlieſſenden Adern durchzogen dabey ſteif und hart. Ihr Geſchmack iſt

herbe,

herbe, der Geruch unmerklich, und im October fallen ſie ab.

Die **Blüte**, welche im May hervorkömmt, und bey dieſer Art entweder aus Zwitterblumen beſtehet, oder aus **männlichen**, und weiblichen, in zwo von einander abgeſonderten Pflanzen, ſind ſehr klein, gelbgrün, und ſitzen unter den Dornen, in den Abtheilungen der Zweige, ſehr dicke beyſammen.

Die Früchte, welche gleiche Lage und Sitz mit ihnen haben, ſind ſchwarze, langſtielige, runde Beeren, wie bey dem Faulbaume, die einen grünen Saft bey ihrer Reife, und vier harte, faſt ſchwarze, dreyeckige Kerne enthalten, mit einem Weiſſen Marke. **Geruch** und Geſchmack, ſind bey dieſen Früchten unangenehm, der letztere insbeſondere bitterlich, zuſammenziehend und eckel genug. Aus den **Kernen** vermehret ſich dieſer Dornſtrauch ſehr häufig von ſelbſt, und am beſten in lockern guten Grunde im Schatten, er läſſet ſich aber auch gut in jungen Stöcken, zu dauerhaftigen lebendigen Gehägen verpflanzen. Den Samen ſäet man im November und December, in gute friſche Erde, auf ganz rein gemachte Stücken, welcher im April oder May auskeimet, und gute Pflanzen giebt, die man gleich daſſelbige Jahr im October, oder beſſer, den zweyten Frühling darauf, im Merz verlegen kann.

Das gerade gewachſene geſunde Holz von ſtarken Stämmen iſt ſchön ſeidenhaft, hart, feſte, zähe, und läſſet ſich recht fein arbeiten. Seine

Seine Farbe iſt angenehm gelblich oder blaß- gelb, auch bey ältern Stücken, ſpielet es im Kerne röthlich. Die Wurzel nebſt dem Maſer, ſind beſonders ſchön, und zum Auslegen für die Tiſchler, auch vor Drechsler zu Stockknöpfen, allerhand Handgriffen verſchiedener mechani- ſcher und anderer ſchneidender Inſtrumente und Tobackspfeifenköpfen recht vorzüglich gut. We- gen der Härte des Holzes, giebt der Kreuzdorn unter dem übrigen Reißholze eine ſehr gute Feuerung.

Die **Rinde und Beeren** werden beym Farbeweſen, in Fabriken, mit Nutzen gebrau- chet, da man zumal ſo weit gekommen iſt, daß man die daraus gezogene Farbe feſt und beſtän- dig machen kann.

Wenn man demnach getrocknete, unreife im Julio und Auguſt geſuchte Beeren mit Waſ- ſer ausgekocht, und dieſe Farbenlauge mit Weinſtein und einem in Aqua regis aufgelöſe- ten Zinn vermiſchet, ſo kann ein dazu angeſot- tenes wollenes Geſpinſte darinnen ſehr dauer- haft gelb gefärbet werden. Wenn aber zu An- fange des Herbſtes die reifen Beeren geſtoſſen, und alsdenn in einem kupfernen Geſchirre ver- wahret werden, ſo entſtehet davon das den Mahlern ſo bekannte Saftgrün. Die reifen Beeren bleiben an den Kreuzdornſträuchern ſehr lange hängen, ſie werden alſo auch zu Ende des Novembers eingeſammlet, und geben alsdenn einen dunkelrothen Saft die Leder damit zu fär- ben, wie es mit den Kartenpapiere auch ge- ſchiehet.

ſchiehet. Die Rinde von der vorher geſagt iſt, daß ſie grün ſey, färbet auch gelb.

Der Weißdornſtrauch.

Der Weißdorn, Heckdorn, Mehldorn, Hagedorn, Mehlfäßchen, (Crataegus Oxyacantha, Linn.) iſt ein gemeiner, groſſer auch mittelmäſſig ſtarker Dornſtrauch. Er wird ſehr ſelten ein kleiner, am allerſeltenſten aber ein mittelmäſſiger recht ſtarker Stammbaum, der bey uns in allerhand Grunde zu finden iſt, er mag ſandig, trocken, mager, leimig oder fett, feuchte und ſchattig ſeyn, auf Bergen, Hügeln, um die Dörfer, Triften, Wieſen Felder und Höhen auch in dichten naſſen Laubhölzern, welche den jährlichen Ueberſchwemungen beſtändig unterworfen ſind, wo er denn nothwendig ein ziemlich veränderter Anſehen haben muß; beſonders was das Laub betrift.

Mit den Wurzeln gehet er ziemlich tief, die ihre Zweige noch auſſerdem in der Dammerde ſehr weit ausbreiten. Sein gemeiniglich nur mittelmäſſig ſtarker Stamm, der eine röthliche Schale hat, die im Alter graugelb wird, treibet häufige zähe und äſtige Zweige, deren junge Rinde glatt und weißgrau iſt. Seine Dornen, mit denen der ganze Strauch beſetzet iſt, ſind lang, ſehr ſpitzig, hornhart und dauerhaft. Das Laub iſt glatt, dunkel oder hellgrün, an den äuſſerſten Zweigen dreytheilig, ſpitzig oder ſtumpf, wie an den Lazerolſträuchen, und hat einen ſchleimigen Geſchmack, daher

auch das junge Laub und die Sproſſen, dem Verbeiſſen des Viehes noch ſehr ausgeſetzet ſind.

Dieſer Strauch bringet am Ende des Maymonats ſeine dichte mit Blättern verſehene Blumenſträuſſe, die denen in den Schirmblumen gleichen. Sie theilen ſich in äſtige Stielchen mit drey Blumen. Die Blüte die ihren Sitz über die Frucht hat, iſt weiß, eines ſtarken und angenehmen Geruchs, und hat eine offene regelmäſſige Roſengeſtalt. Ihr **Blumenkelch** iſt glatt, mit fünf nach und nach rückwärts gebogenen Zähnen, die **Blätter der Blumenkrone** werden um die Ränder etwas rauch, die roſenfarbenen **Staubhülſen**, aber allmählich brauner und die **Fruchtröhre des Blumengriffels** erſcheinet gelb.

Die **Frucht** iſt eine ziemlich eyrunde, rothe, mehlich, klebrige, ſüßliche, trockne Beere, mit einem ſchwarzen **Nabel**, die Büſchelweiſe an ihrem Strauche hänget und im October reif wird. Sie enthält in ihrem gelblichen Marke ein, zween oder drey überaus harte plattrunde, auf der einen Seite etwas hohle **Kerne**, welche er im dritten Jahre hervorwachſen. Demnach werden durch dieſe Holzart die Forſten ungemein unterhalten, und vermehret und den jungen Eichen dienet ſie zu einem ſichern Schutze; deshalben man ihre Vermehrung in beſondern Gegenden nicht ſo obenhin anzuſehen Urſache hat, beſonders an ſteilen oder harten und ſteinigen, oder ſandigen Oertern; anderer kleinern Nutzungen und der Feurung zu geſchweigen.

Das

Das Holz iſt eben ſo hart und zähe, wie das vom Birnbaume, an Farbe weißlich, mit etwas bräunlichen Adern, und läſſet ſich mittelmäſſig bearbeiten. Von ſtarken Stämmen wird es dem Buchsbaume, an Härte in manchen andern Umſtänden gleich geachtet. Es giebt das beſte Handwerkszeug, als Stiele, Handgriffe, Jagdſpieſſe, Schirrholz, auch kleinere Stücken zu allerhand Maſchinen und dauerhafter Drechslerwaare.

Zu lebendigen, und undurchdringlichen Hecken iſt der Weißdorn um die Waldungen, Dämme, Gärten, Fruchtländer und Straſſen der allerbeſte Strauch. In der Wildbahn dienet ſeine Frucht zur Aeſung, wie ſie auch von Armen zuweilen genoſſen wird. Man bereitet auch davon einen Trank, Eſſig und Brandewein, und die jungen Stämme dienen zum Pfropfen, thun aber alsdenn am beſten im fruchtbaren Grunde.

Der Brombeerſtrauch.

Der **Brombeerſtrauch, Rhambeere, Rabetbeere, Kratzbeerſtrauch** (Rubus fruticoſus. Linn.) wächſet häufig genug, und überall an Oertern die dem Pflug nicht unterworfen ſeyn können, um die Dörfer, Städte, an den Landſtraſſen, Zäunen, Hügeln, Feldern, Hölzern, Wieſen, Triften, Gräben und Dämmen. In den Forſten ſelbſt, nimmt er ganze Strecken ein, wo zumal ein guter feuchter lockerer vernachläſſigter Boden iſt, daß man

bald darauf bedacht ſeyn muß, ihn auszurotten: wenn er nicht noch weiter ſich ausbreiten und allen jungen Zuwachs an Laubholz erſticken ſoll. Dergleichen verwilderte Stellen und Oerter heiſſen Rabets. Sie befördern ſeinen Zuwachs ungemein, wenn ihr Grund gemäſſiget iſt, das iſt, weder zu naß noch zu trocken, auch dabey nahrhaft und locker. Die laufende zähe faſt äſtige Wurzel, treibet darinnen überall häufige ſtarke Keime, die den ganzen Grund einnehmen, und im folgenden Jahre blühen.

Die ſtarken eckigen, zwo bis drey Ellen lange Stengel, ſind über dem zum Theil geſtreckt, und wurzeln überall ein, zum Theil ſtehen ſie zwiſchen andern Strauchwerke etwas aufrecht, doch dabey immer unter ſich gebogen.

Die Blätter ſind aus andern drey oder fünfen zuſammen geſetzet, daß man ſie (pinnata) gefiederte nennen kann. Die obern beſtehen insgemein nur aus drey, die untern aber, aus fünf kleinern, dunkelgrünen, länglichrunden zugeſpitzten Blätterchen, welche unterwärts etwas haarig und weiß ſind, und ihr gemeinſchaftlicher Stiel, iſt mit Stacheln beſetzet.

Die Blüte zeiget ſich im May, und dauert den ganzen Junius auch faſt den Julius hindurch in groſſen dichten Sträuchen. In guten fetten Grunde, wo Schatten iſt, und der Strauch die Oberhand hat, findet man ihn in manchen Jahren ziemlich häufig, mit groſſen roſenfarbenen und weiſſen gedoppelten, gefüll-

ten und ganz vollen Blumen; welche aber das andere Jahr wieder ganz einfach werden.

Die natürliche und fruchtbare **Blüte** beſtehet aus **Zwitterblumen.**

Der **Kelch** iſt ein einzelnes ganz flaches Stücke, welches mit ſamt dem **Blumenhalter** beſtändig iſt, ohne abzufallen. Es hat fünf gleiche, längliche, ſchmale, zugeſpitzte, tiefe Einſchnitte.

Die **Blumenkrone** hat fünf gleichförmige, groſſe, halbrunde Blätter, die ſich nach einer regelmäſſigen Lage und Ordnung gleich einer Roſe, mehr oder weniger öffnen, ſonſt aber an dem Kelche ſelbſt befeſtiget ſind.

Die **Staubträger** ſind zahlreiche, kurze Faſern, ſie haben ihren Sitz gleichfalls auf dem Kelche, und ſind mit runden flachen **Staubhülschen** verſehen.

Der **Blumengriffel** iſt vielfach und feſt verwachſen, er beſtehet in einer ungewiſſen Anzahl der an einander und über einen beſondern **Fruchthalter** derb zuſammengeſetzten, runden **Eyerſtöcke**, welche einen Kopf vorſtellen, ſie haben ihre haarförmigen **Fruchtröhrchen** an der Seite, welche ſich in einfache, dauerhafte **Narbenſpitzen** endigen.

Das **Samenbehältniß** iſt eine aus andern einfachen, runden Beerchen zuſammengeſetzte und verwachſene groſſe Beere.

Der **Samen** beſtehet aus vielen länglichen, kleinen, einzelnen Kernen in jeder Beere beſonders.

Dieſer Beeren werden bey ihrer Reife im Auguſt und September ſchwarz, wie die groſſe Maulbeere, und haben einen rothen Saft, von einem weinhaften ſüßſäuerlichen Geſchmacke, und angenehmen Geruche. Man pflegt dieſen Strauch nicht zu vermehren, da es durch Samen und Wurzeln von ſelbſt genug geſchiehet, ſondern ſucht deſſen ſchädlich ausſchweifender Vermehrung vielmehr Grenzen zu ſetzen; da denn vor die Feldhühner in der Wildbahn noch immer genug übrig bleiben wird.

Sein Holz iſt hart, zäher als Linden, aber ſchwach, und doch nicht gut zu hobeln, und mit der Säge zu ſchneiden. Man hat aus der Erfahrung, daß die Kohlen aus den groſſen **Brombeerſtrauche** die allerbeſten Kohlen zum Pürſchpulver geben, als wozu ſie in Gruben gebrannt werden, welchem Umſtand einige ſehr geheim gehalten wiſſen wollen. Es entzündet ſich davon hurtiger und thut ſchneller und ſtärkere Wirkung, als das gemeine Pulver, doch kömmt ein vieles auf das Sammlen des Holzes, und das Brennen der Kohlen an. Der Abgang beym Verkohlen iſt ungemein beträchtlich. Der Strauch ſchickt ſich übrigens zu keinen dauerhaften und regelmäſſigen Hecken.

Sonſt iſt bekannt, daß die recht reifen Brombeeren die Franzweine färben, daß man ferner damit, insbeſondere in der Provence den weiſen Muſcatwein die Farbe giebt, und zu Toulon den rothen öfters damit machet.

Der

Der Himbeerſtrauch.

Der Himbeerſtrauch oder Hohlbeerſtrauch. (Rubus Idaeus. Linn.) iſt mit dem vorhergehenden ſehr nahe verwandt, den ſie gehören unter ein Geſchlecht. Seine Blätter ſind gefiedert, und beſtehen bald aus drey bald aus fünf kleinern Blättchen, welche eyrund zugeſpitzt, am Rande tief gezahnt, und oft zwey bis dreyfach eingeſchnitten ſind. Auf den Zweigen und Stielen befinden ſich viele röthliche Stacheln, und letztere haben auf der Oberfläche eine Rinne.

Er findet ſich häufig in Waldungen, und verbeſſert ſich durch die Kultur in Gärten. Die Beeren ſind roth, mit einer feinen Wolle überzogen, von angenehmen Geruche und Geſchmacke. Sie werden ſowohl roh, als mit Wein und Zucker gegeſſen; vorzüglich dienen ſie zum Einmachen, zu Geleen, zum Himbeeren Wein und Eſſig, und werden auch in den Apothecken häufig gebraucht. Kaum nach ihrer Reife findet man in dieſen Früchten ſehr viele Maden, und verderben ſie daher auch bald. Der Himbeer- oder Hohlbeerſtrauch vermehret ſich durch den Samen, doch aber geſchwinder durch Schößlinge. Man pflegt ihn in Gärten zur Bekleidung der Wände zu ziehen, allein er entzieht den andern Gewächſen ſehr viele Nahrung durch ſeine vielen Ausläufer.

Der Reiſelbeerſtrauch.

Der Reiſelbeere, Berbis, Erbſelbeer, Eſſigdorn, Sauerdorn, Weinäugleinſtrauch, Weinzäpflein, Paſſelbeere, Beiſelbeere, Prummelbeerſtrauch, (Berberis vulgaris, Linn.) iſt ein ſehr dorniger Beerentragender Strauch, der ſich zu einem Baume erziehen läſſet, und zu einer geraden Höhe von ſieben, neun bis zehn Fuß gelanget.

Er iſt dauerhaft, und bleibet ſehr lange im fruchtbaren Wachsthume, bringt auch mehr Früchte, wenn er etwas im Freyen ſtehet, und dabey ſelten oder gar nicht beſchnitten wird. Wenn er gutes, lockeres Gartenland, oder gemäſſigten Wieſengrund findet, ſo gehet ſeine äſtige, zaſerichte groſſe oder ſchwache Wurzel in dieſer Dammerde ſehr ſtark um ſich. Man findet dieſen Strauch in unbebauten kalten und wärmern Gegenden, um die Hügel, Landgärten, Dörfern und Wieſen, auch in Hecken, Feldbüſchen, im Geſträuche und Zäunen, an niedrigen und erhabenen Orten. In Obſtgärten aber iſt er ſchon vor Alters her, ſtark gebauet worden. Schon erwähnte Wurzel iſt bitter und färbet gelb.

Die Stämme treiben viele Nebenzweige, und bilden alſo ein recht dichtes Strauchwerk, welches wegen der harten weiſſen Dornen, manche Gegenden faſt unzugänglich macht. Insgemein findet man drey ſolche Dornen an den Stämmen, da, wo die Zweige entſtehen.

Die Rinde der Stämme und Zweige iſt glatt, dicke, weiß oder aſchgrau, und der Baſt grünlich. Endlich wird ſie riſſig und runzlich.

Gleich mit Anfange des Frühlinges rühret ſich ihr Trieb merklich, und die ſauerſchmeckenden Blätter folgen bald. Wenn ſich dieſe entwickelt haben, wechſeln ſie an den Zweigen, ſtehen aber oberwärts etwas dichter: ſonſt ſind ſie überall mit Dornen verwahret. Sie haben kurze Stiele und eine länglich-runde Geſtalt, ſind an beyden Enden ſchmäler, und am Rande entweder mit ſteifen oder harten Haaren eingefaßt, oder auch ſehr fein gerändelt.

Im Maymonat kommen bey uns ihre häufige Blumentrauben, an den Spitzen und äuſſerſten Zweigen; dieſe Blumen ſind ganz gelb, den grünlichen Blumengriffel ausgenommen, und haben einen ſtarken ſchweren und angenehmen Geruch. Im September und October werden die hangenden Früchte dieſes Strauches reif, welche die zarten Walzenförmigen ſchön rothen weinſäuerlichen etwas herben Beeren ſind, und zween Kerne in ſich haben. Die Blüten dieſes Strauches ſind Zwitterblumen, und haben folgende natürliche Kennzeichen ihres Geſchlechtes.

Der **Kelch** beſtehet in ſechs gleich groſſen und gleich geſtalteten und geordneten, runden, farbigen, offenen Blätterchen, welche abfallen, und wovon die drey abwechſelnden etwas kleiner ſind.

Die Blumenkrone, hat ſechs regelmäſſig geſetzte, gleichförmige Blätterchen, die der Blume durch ihre Lage, die Geſtalt einer offenen Roſe geben, wenig gröſſer ſind, als die Kelchblättchen und bald abfallen. Jedes von dieſen Blättern hat inwendig an ſeinem unterſten Ende zwo runde farbige kleine Honigdrüſen.

Die Staubträger ſind ſechs platte und ſtumpfe, aufrechtſtehende Fäden, auf deren jeden eine gedoppelte Staubhülſe ſtehet.

Der Blumengriffel hat einen walzenförmigen Eyerſtock, und die Länge der Staubfäden, aber keine Fruchtröhre: ſie endiget ſich vielmehr in eine rundplatte knopfförmige Narbe.

Das Samenbehältniß iſt eine längliche ſaftige Beere.

Der Samen beſtehet in zween länglichen harten Kernen in jeder Frucht.

Aus dieſem Samen wird der Reiſelbeerſtrauch, ohne Mühe und Koſten überall am beſten fortgepflanzet. Will man ihn beſchneiden, ſo geſchiehet dieſes am beſten, mit dem abfallenden Laube, nach Michaelis, das Verpflanzen der Wurzelbrut aber im Februar, Merz und October. Das Holz dieſes Strauches wird eigentlich genutzet, wenn man nicht den Stamm oder die Wurzel etwas ſtärker als gemeiniglich haben kann.

In Gehägen und Wildbahnen leidet man dieſen Strauch wegen der Frucht, für aller-

hand

hand Wildpret gar gerne, und die angenehmen ſauern jungen Blätter werden in Salat und Kräuterſuppen gebraucht.

Die Früchte werden in Zucker eingemacht und ſtillen den Durſt, man ſiedet einen Saft daraus, macht Wein davon, und nimmt ſie ſonſt zu allerhand Speiſen.

Die Rinde, in Lauge gebeitzet, färbet ſchön gelb, die Saſiane werden an etlichen Orten damit gelb gemacht, und ein Decret davon färbet das wollene Geſpinſte, in Zeit von etlichen Stunden. Wie denn auch der rothe Saft der Beeren, mit Allaun bereitet eine rothe Farbe giebt. Bey uns wird, in der gelben Lauge von der Wurzel, allerhand feine Holz und Drechslerwaaren gebeitzet, und alsdenn überlaquiret.

Der Weißſchlingbaum.

Der Weißſchlingbaum, Schlingbaum, Wiedel, Randelwiede (Virburum Lantana. Linn.) iſt bald ein hoher, bald ein niedriger, doch dabey nur mittelmäſſig ſtarker Strauch, der auf ſeinen weit ausgebreiteten Zweigen ſehr ſtark und dicke belaubet iſt. Seine Höhe iſt ſechs, ſieben bis acht Fuß, gar ſelten aber über zwölf, funfzehn bis achtzehn Fuß. Auf trocknen warmen Hügeln, wo etwas vermiſchter, ſchwerer Boden iſt, macht er in den gegen Mittag liegenden kleinen Hölzern und Gebüſchen einen groſſen Theil des Unterholzes aus. In einem ſolchen Grunde, der etwas ſtrenge, auch

wohl

wohl thonig iſt, findet man ihn auch an den Kalkbergen und Hügeln, in den Hecken und Dornen, um die Weinberge, Berggärten und ſo weiter. Die holzige zähe Wurzel, welche mit Finger ſtarken Aeſten oberwärts ſehr weit und flach in der Dammerde ausſtreichet, treibet viele lange, gerade, fingersſtark, zween, drey bis vierfüſſige Lohden, ſo wie der Hauptſtamm zuweilen von unten auf ſelbſt thut.

Augen, Blätter und Zweige ſtehen einander paarweiſe gerade über, die letztern werden etwa daumensdicke, und der Stamm iſt mit einer rothen Rinde bedeckt, auf welchen ein ſtarker mehliger Beſchlag iſt.

Das Laub beſtehet aus groſſen und breiten, ovalen, zugeſpitzten, rauhen, wolligen, dunkelgrünen Blättern, die unterwärts bleichgrün, oder doch weißlicher gefunden werden, von einem gleichfalls mehligen Beſchlage. Dabey ſind ſie fein gerändelt, oberwärts tief geadert, dagegen die groſſen, ſtarken Rippen und Adern unterwärts ſehr erhaben ſind.

Die Blüte iſt weiß, und kömmt im May, in groſſen breiten, entblößten Blumenbüſcheln auf kurzen Stielchen aus den Spitzen der obern Zweige hervor. Dieſe haben ihre beſondere blättige, farbige Knoſpen, welche nach ihrem Aufbrechen ſehr bald abfället. Die Blumen blühen bis zum Ende des Junii, und haben einen nicht unangenehmen Geruch, ſie kommen auch im September zuweilen noch einmal zum Vorſchein; jedoch nur einzeln.

Die

Die Früchte ſind runde etwas platte Beeren, mit einem Nabel, welche anfangs eine grüne, hernach eine rothe, und im September bey ihrer Reife eine ſchwarze Farbe haben, auch einen ſchleimigen ſüßlichen unangenehmen Geſchmack. Ihr Samenkern iſt plattrund, wellenförmig, geſtreift und ſehr hart. Er gehet etwas langſam, aber häufig auf, und die Samenſtämmchen oder Lohden wachſen anfangs nicht ſonderlich geſchwinde. Sie werden indeſſen gleich im Herbſte geſäet, wo ſie in einer etwas feuchten Lauberde wohl anſchlagen.

Das Holz iſt weißgrünlich, nicht ſonderlich ſtark, aber weich, feſte, zähe und biegſam, auch mit einer weiten Markröhre verſehen. Es wird mit den übrigen Strauchwerke in den Berghölzern im Frühlinge, wie alles dergleichen Holz des baldigen Wiederwachſes wegen abgehauen, und zur Feurung gebraucht. Sonſt giebt es feine und ſehr zähe Bände, zu kleiner Böttcherarbeit, und wird mit Fleiß genutzet, um beſſere noch im beſten Wachsthume ſtehende Holzarten zu ſchonen: weshalben es auch zum Aufbinden des Reißholzes beſonders angewieſen wird. Die jungen, langen, geraden Schöſſe des Schlingbaumes, geben die guten langen polniſchen Tobackspfeifenröhren. Die Lauge der Blätter färbet das Haar ſchwarz, und iſt dem matten kranken Rindvieh zuträglich. Die Beeren werden in den Wildbahnen wegen der groſſen Vögel gar ſehr geachtet, und die geſottene und in der Erde einige Zeit macerirte

Rinde

Rinde der Wurzel und des Stammes giebt einen guten Vogelleim.

Der Pfaffenhüthleinsſtrauch.

Der Pfaffenhüthleinsſtrauch, gemeiner Spindelbaum, Zweckholz, Haneklöschen, Pfaffenrößlein, Pfaffenköppel, Pfaffenſorge, Pfaffenholz, Hahnehütleinsbuſch, (Evonymus europaeus, Linn.) iſt ein mittelmäſſiger Strauch, der in unſern Gegenden ſehr gemein iſt, aber dabey ſelten ſo geſchonet wird, daß er zu kleinem Nutzholze für die Künſtler und Handwercker recht ſtarck und tauglich werden könnte; ſeine Geſchlechtsart haben folgende natürliche Kennzeichen: Er bringet

Zwitterblumen, deren Kelch aus einem einblättrigen Stücke beſtehet, das vier oder fünf gleichförmige runde ausgehohlte, auseinanderſtehen Einſchnitte hat.

Die Blumenkrone hat vier bis fünf gleiche, eyförmige, ausgebreitete Blätter, welche länger ſind, als die Einſchnitte des Kelches.

Die Staubträger ſind vier bis fünf kurze aufrechtſtehende Fäden, die auf dem erhabenen Blumenhalter befeſtiget ſind, der ſich über dem Eyerſtocke des Blumengriffels oberwärts ziehet. In etlichen erhebet ſich gedachter Blumenhalter nur in fünf Spitzen, auf deren jeder ſich eine gedoppelte Staubhülſe befindet.

Der Blumengriffel, deſſen Eyerſtock iſt innerhalb des Blumenhalters, mit welchem er ein Stück ausmacht, und wovon er alſo ſeine

vier

vier und fünfeckigte Geſtalt erhält. Die Fruchtröhre iſt kurz und klein, und die Narbe kolbig.

Das **Fruchtbehältniß** iſt eine vier und fünfeckigte fleiſchige und farbige Kapſel, welche vier auch fünf Unterſchiede hat, und an ihren Ecken aufſpringet.

Die **Samen** ſind eyförmige Körner, davon jedes noch mit einem beſondern farbigen und ſaftigen, häutigen Ueberzuge verſehen iſt, und in jedem Fache einzeln lieget.

Unſer Pfaffenhüthlein, iſt ein Strauch von mittlerer Höhe, der ſich aber unter andern Bäumen und Geſträuche gar leicht zu einem Baume ziehen läſſet, doch nicht über zehn, funfzehn bis zwanzig Fuß hoch wird. Sein Stamm iſt etwa Armes; oder auch vier bis fünf Zolle dicke, und hat eine graue zähe Rinde, die an den grünen geraden Zweigen anfangs mit vier röthlichen Linien bezeichnet iſt, welche nach der Länge herunterlaufen, und dieſen das Anſehen geben, als ob ſie viereckig wären.

Die **Blätter** ſtehen paarweiſe einander gegen über, ſie ſind glatt, dunkelgrün, länglich, ellyptiſch, und an denen zurückgeſchlagenen Rändern ſehr fein gezackt. Sie ſchlagen im Maymonat aus, und fallen im October ab.

Ihre **Blumen** ſtehen auch paarweiſe zwiſchen den Blättern, und bringen mit dem Ausgange des Maymonats, eine ungewiſſe Anzahl von Roſenförmigen, aus dem weißgrünen ins dunkelgelbe fallenden übelriechenden Blumen,

und

und darnach vier oder fünfeckigte fleiſchigte Ro-
ſen-oder Pferſichfarbene Früchte, mit weiſſen Samen, die mit einer goldgelben ſaftigen Haut überzogen ſind, welche ſehr lange, bis zum Froſte an den Zweigen hangen bleiben, und einen bittern dabey eckelſüßlichen Geſchmack haben.

Dieſer bäumige Strauch wächſet in Hecken Zäunen und Gebüſchen, in vielerley hohen und niedrigen Gegenden, in den Feldbüſchen, Vorhölzern um die Hügel, Seen, Gräben und Dämme, auch in mancherley Grunde: jedoch in lockerer guter Blätter und Wieſenerde am liebſten und beſten, wo er viele Wurzelbrut geben und daſelbſt im Herbſte aus dem Samen, welcher ein Jahr gelegen hat, auch aus Ablegern häufig gezogen werden kann. Man hauet dieſe Holzart, mit den übrigen Buſchwerke, alle acht bis zehn Jahre zu Reiß- und Wellholze, da denn das ſtärkeſte und geradeſte zu Nutzholze ausgeſuchet wird, oder wie es ſelten geſchiehet, doch ausgeſucht werden ſollte. Es iſt gelblich zähe und feſte, wie ein gutes Hahnbuttenholz, aber ſchöner, gelber und feiner, und zu Ladeſtöcken, allerhand Drechslerwaaren, Neſtelnadeln, Nadelbüchſen, Zahnſtochern, auch zu Stäben, das bey Verfertigung der verſchiedenen Arten von Fiſchernetzen, Spindeln, Zapfen und Hähnen zu Fäſſern angewendet wird. Das gerade Holz läſſet ſich zu allerhand feinen Inſtrumenten ſehr ſauber arbeiten.

Die

Die Drechsler ſagen dabey, daß ſie beym Drehen des Pfaffenhütleinsholzes einige Uebelkeit, Neigung zum Brechen, und ſelbſt das Brechen unterweilen empfunden hätten. Die Orgelbauer bedienen ſich das Holzes zu Klavieren und Orgelpfeifen. Die Kohle iſt zum Reiſen eine der beſten. Sonſt ſind das Kraut und die Früchte den Menſchen und Thieren ſchädlich, ſie machen Brechen und heftiges Purgiren. Die Farbe der Frucht und des Samens zum Färben der Haare iſt gut.

Das Mäuſeholz.

Das **Mäuſeholz, Alpranken, Bitterſüß, ſteigender Nachtſchatten,** (Solanum dulcamara. Linn.) gehöret unter die Rebengewächſe, da er ſich an nebenſtehende Sträucher und Bäume ſehr hoch aufwindet. Es verdienet im Forſtweſen einige Aufmerkſamkeit, ſo wenig als man ſonſt auf ſo geringe Holzarten zu ſehen pfleget. Seinen Stand hat es an den Gräben, und Dämmen um die ſtehenden und flieſſenden Waſſer, im feuchten Gebüſche in Brüchen und Sümpfen, auch ſelbſt in tiefen Waſſern und reiſſenden Strömen. Man findet es aber auch in jedem feuchten lockern und guten Grunde, an Weiden- Hecken und lebendigen Zäunen, oder in niedrigen naſſen Laubhölzern.

Die Wurzel iſt faſerich, und die Reben ſelbſt faſſen überall Wurzel, wo ſie in und auf feuchten Boden zu liegen kommen. Sie gehen

auch von oben herein ſehr tief unter ſich, bis auf den Grund des Waſſers, daran oder darinnen ſie ſtehen und die häufige Brut, die ſich alsdenn im Grunde erzeuget, wächſet zuweilen wieder zwey bis drey Mann hoch aus der Tiefe, oben über das Waſſer heraus: welcher Punkt beym kleinen **Waſſerbau** gewiß nicht unbeträchtlich ſeyn kann, weil dadurch eine beſondere Art von Buſchwerk unter dem Waſſer entſtehet, woran ſich der Schlamm leget.

Die Ranken werden ſtark, hart und wirklich Holz, das mit einer ſtarken Markröhre verſehen iſt, ſie ſind anfangs grün, und bekommen nach und nach eine aſchfarbene, und endlich ſchwarzgraue Rinde. Dieſe hat gleich anfangs einen widrigen Geruch, der den Kopf etwas einnimmt, und einen bittern Geſchmack, welcher ſich allmählig in eine neue Süſſigkeit verändert, die aber unangenehmer iſt, als beym Süßholze. Bey der trocknen Rinde verlieret ſich alles dieſes Unangenehme gänzlich.

Die Blätter, welche den Blumenſtielen gerade über geſetzet, und auf beyden Seiten grün ſind, werden unterwärts an den Reben, ganz ohne Abtheilungen und Einſchnitte gefunden, auch wohl herzförmig, aber zugeſpitzt; hingegen werden ſie oberwärts nach und nach dreytheilig; und haben kleinere Abſchnitte.

Ihre **Blumenſtiele**, welche ganz blos ſind, und aus der Seite der jungen Reben kommen, auch immer mit den Blättern wechſeln, ſind in kurze gabelförmige Aeſten vertheilet.

Dieſe

Dieſe bringen von Julio bis zum September ihre Blumenbüſchel. Daran findet man die Einſchnitte des Kelches kurz, ſpitzig und braunroth, die Blumenkrone blau, violet oder weiß, die ſich am Rande mehr oder weniger zurücke geſchlagen. Die Staubhülſen, die wie geſagt worden iſt, eine ſpitzige gelbe Röhre bilden, ſind etwas pfeilförmig, die Beeren ſind roth, eyrund, und von Geſchmack widrig, ſie enthalten ſehr viele (bis an die zwanzig) Samenkörner in ſich, und ſind in der Mitte des Septembers und zum Anfange des Octobers reif.

Das Rebenholz von dieſer Nachtſchattenart iſt gelblich und zähe, es wird zu ganz feinen Reifchen und Bändern zu Trinckgeſchirren und zu ganz kleinen Fäſerchen bey Verſendung gewiſſer Fabrikenwaaren, auch zu Körben gebrauchet.

Der Nutzen iſt bey den Dämmen, in den Näten, wo die Wurzeln im Grunde der reiſſenden Ströme, auch an allen Orten mit eingeleget werden können, um ganze Seiten zu decken, wo dergleichen Waſſer die Ufer zu ſehr abſpülen und den Grund den Nachbaren zuführen. Denn das Gewächſe verträgt beſtändig Waſſer, und tief unter, auch auſſer demſelbigen, im Eiſe zu ſtehen, es bewurzelt den Grund, wächſet aus der gröſten Tiefe herauf und wieder herunter, bricht die heftige Gewalt des Waſſers nach und nach, und nimmt allen Schlamm und Schlick zwiſchen ſich auf. Bey

den kleinen Dämmen, die zuweilen ohne ſonderliche Koſten in den Revieren aus den Raupen oder Hüllen der groſſen Winterſegge über die breiten Moräſte geführet werden müſſen, thut es gleiche Dienſte.

Wegen des widrigen Geruchs hat das Holz den Namen des Mäuſeholzes, es vertreibet das friſche Gewächſe öfters Ratten und Mäuſe aus den Spinden, Vorrathskaſten und Stuben.

Der Miſtelſtrauch.

Der **Miſtel** (Viſcum album, Linn.) iſt ein niedriger, ausgebreiteter, kleiner Strauch, welcher ſich an ſeinem gabelförmigen Wachsthume, dergleichen die rothen und weiſſen Korallenzinken zeigen, durch die Farbe und ſeinen auſſerordentlichen Stand, den er auf den Bäumen allein hat, niemals aber auf der Erde ſelbſt nimmt, von den übrigen Holzarten genugſam unterſcheidet. Er gereichet ſowohl dem Pöbel, als andern, welche die natürliche Schönheiten und Urſachen ſeiner beſondern Fortpflanzung nicht kennen, und daher verachten, auch nicht wollen, zur Bewunderung.

Dieſer Strauch allein iſt ein groſſer Zeuge der ſtolzen Unwiſſenheit, und der witzigen Dreiſtigkeit, verſchiedener Leute zuweilen geweſen, die, da ſie ſonſt alles gröblich tadeln, und andere überall belehren wollen, doch ſelbſt nicht einmal von dem Wachsthume, und der Vermehrung der Holzarten, und der B[illegible]achtung

ben ſo verſchiedenen Samenarten, durch die Blüte und deren Verſchiedenheit im Auskeimen unterrichtet ſind. Man nennet dergleichen Gewächſe, Paraſiten oder Schmarozerpflanzen. Malpighius, und du Hamel haben davon zur Genüge gehandelt, wenn man ſie nur leſen mag, und das nicht läugnet, was man mit bloſſen Augen ſiehet: ſo wird dieſe Meynung, daß der Miſtel an den Bäumen dasjenige ſey, was an den Thieren Haare, Hörner und Klauen ſind, daß er ein beſonderer Schweiß der Bäume ſey, wegfallen, ſondern er wird erkennen, daß alles mit ihm eben ſo natürlich zugehe, als mit vielen andern Gewächſen, die ſtatt in der Erde zu wachſen, ihre Säfte aus der Rinde und dem lockern ſaftreichen Splinte der Bäume ziehe. Ja was würden ſie ſagen, wenn man ihnen ganze Zwiebelgewächſe auf Baumrinden zeigte, wie Herr Jacquin gethan hat.

Der Miſtel hat Wurzeln einen Stamm, Zweige, Blätter und Blüten, und zwar in zwey von einander abgeſonderten Pflanzen, männliche und weibliche, und Früchte, welche Beeren ſind, und fruchtbare Kerne haben, die laut der Erfahrung wirklich auskeimen. Es wachſen aber auch beyderley Blumen auf einer und eben der Pflanze, und oft in gemeinſchaftlichen Büſcheln beyſammen. Zu was vor einem Nutzen würde das alles ſeyn, wenn der weſentliche oder Hauptendzweck der Erzeugungsordnung dennoch weder könnte, noch ſollte erfüllet werden, wenn nämlich das, was wir hier ſagen,

nicht etwa wichtig genug ſeyn ſollte. Wem aber die in der Naturwiſſenſchaft auf oft wiederhohlte ſichere Erfahrungen gegründete jährliche Wachsthumsart des Miſtelſamens unbekannt iſt, der wird von den übrigen Umſtänden, die den Wachsthum, die Nahrung, Erhaltung, Dauer, den Schaden und Vertilgung des Miſtels beym Forſtweſen betreffen, keine Einſichten haben können.

Die Blüte des Miſtels kömmt auf zwo von einander abgeſonderten Pflanzen hervor, davon die eine, **die männliche befruchtende iſt**, die andere, die **weibliche** Fruchttragende, die den erſten öfters gegen überſtehet, wie die verſchiedenen Blumen ſelbſt, wenn ſie beyſammen auf einer Pflanze gefunden werden.

Bey den **männlichen** Blumen iſt, der **Kelch** ein aus vier bis ſechs gleichen eyrunden Blätterchen gebildetes Stücke welches nicht abfällt.

Die **Blumenkrone** fehlet.

Die **Staubträger** fehlen, und die vier kleinen **Staubhülſen**, welche läglich zugeſpitzet ſind, ſitzen einzeln ohne dergleichen zu haben, auf jedem Blättchen des **Kelches**.

Bey den **weiblichen Blumen** beſtehet der **Kelch** aus vier bis fünf kleinen eyrunden Blätterchen, als bey den männlichen Blumen, die oben auf der Frucht ſtehen und abfallen.

Die **Blumenkrone** fehlet.

Der **Blumengriffel** hat unter der Blume einen länglich dreyeckigten **Eyerſtock**, oben mit

Spu-

Spuren eines vergangenen viertheiligen Randes beſetzet, keine Fruchtröhre, ſondern nur eine bloſſe Narbe, welche ſtumpf iſt und einen merklichen Ausſchnitt zeiget.

Das Samenbehältniß iſt eine glatte kleine runde Beere.

Der Samen, beſtehet aus einem platten, ſtumpfen, herzförmigen, fleiſchigen Kerne.

Der Miſtel kömmt auf vielerley Bäumen und Sträuchern zum Vorſchein, und würde noch häufiger, als es geſchiehet, erzeuget werden, wenn ihn nicht die ſtarken Regen im Spätherbſte abſpülten. Denn ob er ſchon darauf auskeimet, wie er es im todten Holze, der Erde und Rinden auch thut, ſo muß er doch vergehen, wenn ſein feiner ſchwammiger Wurzelkeim, der ſich als eine am Ende unterwärts kolbige und gekrümmte Warze anheftet, nicht nur in die lockere Subſtanz der Rinde eindringen, ſondern auch ſeine verlängerten Fortſätze durch den Baſt in den ſaftreichen ganz lockern Splint tiefer und weiter ausbreiten könnte. Da er aber daran ſehr oft verhindert wird, ſo vergehet er meiſtentheils, ehe er ſich ordentlich erheben und Laub austreiben kann, welches alles dabey ſehr langſam zugehet.

Der Nutzen den der Miſtel giebt, iſt an ſich nur geringe: da man deſſen Erzeugung aber nicht verhindern kann, auſſer daß man der ſtarken Vermehrung gewiſſe Gränzen ſetzet, welches durch das Abſchneiden geſchiehet, damit er ſich nicht auf den angehenden Stammbäumen

 durch

durch den Samen von neuem feſt ſetzet. Die Bauern und Schäfer brechen den Miſtel in langen Wintern zum Futter vor das Rindvieh und Schafe gern. Da er ohnedem ſehr langſam wächſet, wird er dadurch zum Nutzen der Forſte, ziemlich zurücke gehalten.

Der Ginſter.

Der Ginſter, Gienſter, Günſt, Genſter, Gelſter, Rehkraut, Geneſte, Geniſter, Pfriemen, Pfriemenkraut, Stechpfriemen, Pfingſtpfriemen, Erdpfriemen, Heidepfriemen, Witſchen, Haſengeil, grüner Genſter, Kunſchroten, Kühſchröten, Kühnſchröten, Bromen, Bramen, Gaſt, Gäſt, Geſter, Frauenſchüel, Wildholz, Schachkraut, (Spartium ſcoparium, Linn) iſt ein ſehr dauerhafter Strauch, von einem ſchönen Anſehen, und in den Forſten, nach Verſchiedenheit des Grundes, der Holzarten und des Holzwuchſes, bald ſchädlicher, bald anderer Artickel halber, nützlicher und zuträglicher: doch des edlern Holzes wegen, nur in den allerunfruchtbarſten Grunde zu dulden, wo ſonſt nichts wächſet. Er bringet eine groſſe papilionsförmige Blüte.

Der Kelch iſt ein kurzes hohles Blatt, das eine kleine Röhre vorſtellet, deren Mündung in zwo Lippen abgetheilet, und an dem etwas farbigen Rande mit fünf zahnförmigen ungleichen Spitzen beſetzet iſt.

Die

Die Blumenkrone iſt eigentlich eine papilionsförmige und beſtehet aus fünf an Geſtalt, Gröſſe und Lage ſehr ungleichen Blättern, davon das obere Deckblatt, ſehr groß, ſtumpfe herzförmig und zurücke geſchlagen iſt.

Die beyden Flügelblätter, ſind eyförmig, länglich, kürzer, als das Deckblatt. Sie vereinigen ſich mit den Staubträgern unterwärts.

Der Kiel iſt länger, als die Flügelblätter. Er beſtehet aus zwey gleichen Stücken, die durch kurze haarförmige Zaſern verbunden werden. Er hänget mit den Staubträgern, wie die vorigen Flügelblätter zuſammen.

Die Staubträger ſind zehn von ungleicher Länge, wovon der oberſte einzelne, der kürzeſte, der untere aber und breiteſte ſich in neun lange Faſern oberwärts theilet. Sämmtliche Staubträger ſind unten in einer Scheide zuſammen verwachſen, die den Eyerſtock verwahret, und tragen längliche Staubhülſen.

Der Blumengriffel, hat einen haarigen länglichen Eyerſtock, wovon ein ſpitziges aufwärts gebogenes Fruchtröhrchen befindlich iſt, das ſich in eine haarige eingebogene Narbe endiget.

Die Samen beſtehen in vielen runden, etwas nierenförmigen Körnern.

Dieſer drey-vier-ſechs-acht-bis zehn füſſiger Strauch treibet einen ſchwachen, ein-und auch zween zöllichen, ungemein harten, zähen Stamm, deſſen Dauer ſich insgemein nicht

über acht bis zehn Jahre erſtrecket. Seine Rinde iſt äuſſerlich gelb, wie an der zähen und faſerigen Wurzel, inwendig hingegen ſchwärzliche zähe und feſte, und die dünnen Zweige ſchwank grün und eckigt. Die Aeſte nehmen, nachdem der Strauch eine freyere Lage zu wachſen hat, eine verſchiedene Richtung an.

Die insgemein gerade und tief unter ſich gehende Wurzel treibet ihre neue Stengel, die ein weiſſes ſtarkes Mark zeigen, ungemein ſchnell, gerade und lebhaft: deren grüne lebhafte Farbe, nachdem Abfallen der Blätter im Winter noch beſtehet.

Die kleinen **Blätter**, die zum Ende des Aprils oder im May ausbrechen, ſind dunkelgrün, und rauh. Die erſten, wovon überall drey auf einzelen kurzen Stielen beyſammen ſtehen, ſind herzförmig, die folgenden aber lanzettenförmig, und ſehr ſpitzig, ſie wechſeln an den Zweigen nur einzeln, und fallen im Spätherbſte ab.

Die **Blumen** ſind groß, anſehnlich und goldgelb, und ſtehen in ſehr dünnen Spitzen, einzeln, im May und Junio, zwiſchen den allerfeinſten Blätterchen. Die Frucht iſt eine lange, ſchwarze, Platte, etwas rauhe **Hülſe**, (aber keine Schotte), wie ſie andere nennen, die viel dunkelbraune oder ſchwärzlich plattrunde **Samen** hat, welche im Herbſte häufig genug ausfallen, und leicht keimen; ſonſt aber im Herbſte und Frühjahre geſäet werden. Dieſer **Ginſter** iſt bey uns ein ſehr gemeines Gewächſe,

wächſe, welches ſich vor andern im trocknen ebenen und hügelichen Heideboden, brennenden Flugſande, und in den Forſten, auf ganzen Feldmarken dergeſtalt ausſchweifend vermehret, wie das Heidekraut, daß es kaum, wie jenes, ganz auszurotten ſtehet. Wo man die Beſa-mung des Holzes vorzüglich zu betreiben vor hat, da er, dieſe völlig zu Grunde richtet und aufhebet, ſo daß man Urſache findet, auf deſ-ſen ausfallenden Samen beſonders Acht zu ge-ben. Findet man aber, daß er zum Schaden eines Forſtes überhand genommen, muß man ihn ſo dicke als möglich ſäen, und darnach auf einmal, in Zeit von acht Jahren, ſchlechter-dings im May, Junio, auch bis zur erſten Hälft des Julii, völlig aushauen laſſen: da er denn in der Wirthſchaft, als Reiß- oder Wellholz eine Zeitlang manche andere Artikel ſehr wohl erſpahren helfen wird. Denn er ſtirbt in einem acht bis zehn jährigen Alter, nach und nach von ſelbſt aus, und ſchlägt über-dem ſchwer nach dem Hiebe in den heiſſen Som-mermonaten wieder aus; wenn der Hieb zu-mahl etliche Jahr auf einander wieder hohlet wird, daß er nicht wieder zum Samentragen kömmt. Er ſchlägt alsdenn ſehr ſchwach, insgemein faſt gar nicht wieder aus, und wird ſehr einzeln, da er, wegen des frühen Hiebes, zum Samen ohnehin nicht mehr gelangen kön-nen. Im hohen Gebirgen iſt er ſchon einzelne und viel ſeltener, bey uns aber, um die war-men trockenen Vorgebirge, Hügel, und in

recht

recht unfruchtbaren Sandgegenden, am meiſten. Wo nun dergleichen Gegenden und in den Sandwüſten, da ſonſt ſchon ein Mangel am gemeinen Back- und Strauchholze iſt, Anwachs und Schonung aber von andern edlern und nutzbaren Holzarten eigentlich unterhalten werden ſollen und müſſen, auch ſonſt viele hohe magere Sandfelder, oder ganz weitläuftige Sandſchollen, etwa zum Anbau der Fichten oder Kienheiden vor das zukünftige vorzubreiten ſind, ſo hat man alle Urſache, dieſen ſchnellwachſenden Ginſter mit Wacholderbeeren vermiſcht, darauf zu ſäen, welcher nach ſechs bis acht Jahren, von ſelbſt vergehet, und strichweiſe alsdenn ausgehauen werden kann; wenn man nicht etwa gut findet ihn weiter beſamen zu laſſen. In welcher Zeit man aber entweder ſchon Birken- und Fichtenſamen dazwiſchen werfen muß, oder hernach ſolche Plätze Morgenweiſe hinter einander zur Beſamung, ſogleich ordentlich beſtellen kann. Es laſſen ſich Buchnüſſe darunter hin und wieder ſtecken, weil dieſe den Ginſter mit der Zeit laut der Erfahrung ſehr ausrottet.

Findet man aber gut, zur Wildbahne, ganze entbehrliche vermiſchte Gebüſche oder Hölzer beſonders liegen zu laſſen, und ſie gehörig zu unterhalten, wo etwa noch Eſpen ſtehen, und in welche hin und beſondere Streiche von dem gemeinen Rehkraute ausgeſäet werden ſollen, ſo ſucht man dazu eine ſchickliche Lage; als etwa unter andern in etwas tiefern

Schlun-

Schlunden, und zwiſchen Hügeln durchgehenden ſchmalen Gründen, oder auch an den Landſeen aus: damit man verſichert ſeyn kann, daß ſich dieſes Geſträuche daſelbſt nur aus der Wurzel vermehre, ohne ſeinen Samen weit auszuſtreuen. Da es denn auch bekannt genug ſeyn kann, wie ſehr ſich die Rebhüner und einige Arten von ſchwarzen und andern Wildpret aus allen Gegenden, nach ſolchen Orten hingewöhnen, und beſonders bey groſſer Hungers-Noth dieſen Ginſter aus dem tiefeſten Schnee ausſcharren, und bis auf das dickeſte Holz verbeiſſen, und ſich damit äſen.

So nachtheilig alſo ſonſt der **Ginſter** dem Anfluge und aller Beſamung in den Forſten wirklich iſt, ſo wenig kann er den anliegen Gehauen, am Stammloden ſonderlichen Schaden thun: welche nämlich friſch dazwiſchen aufwachſen, ihre Höhe und Dichte erhalten, und ihn, wenn er ſein Alter erreicht hat, gewiß erſticken. Wo aber ganze Striche dieſes Ginſters im vierten bis fünften Jahre ordentlich zur Unterhaltung in der ſpäten Herbſtzeit gehauen werden, auch in Abſicht auf Reißholz zum Backen, Brauen, Schlachten, wie auch, wenn er ſtärker worden iſt, und recht trocken verbrannt wird, ſo kann er mit bey Kalk- und Ziegelbrennereyen, wie ein hartes Reiß, recht nützlich angewendet werden. Er hat aus ſeinen Stämmen einen ziemlichen ſchnellen Wiederwachs: wie man an Hügeln, ſteilen Anhöhen und andern harten Oertern genugſam ſehen

kann;

kann; wo er nämlich den Bienen und Schafen zu Gefallen mit Nutzen, und dabey ohne Nachtheil der übrigen Grundſtücken unterhalten werden kann. Das Reiß von dieſen Ginſter giebt überdem, viel von einer guten Aſche, in die Hauswirthſchaft. Welcher Umſtand ſowohl davon, als alle Arten des **Ginſters**, des **Waldfarns** und des **Heidekrauts** gelten kann, ſo wie der Gebrauch der **Blumen** zum Färben von allen **Ginſterarten**. Der Geruch der Blüte iſt nicht unangenehm, und locket die Bienen ſehr ſtark, der Geruch hingegen von der etwas zerquetſchten jungen Rinde und den Blättern gar unangenehm. Der Geſchmack der ganzen Pflanze, zeiget von Bitterkeit und einer ſehr unangenehmen Schärfe. Die Arzenykräfte ſind indeſſen hier nicht abzuhandeln. Die kleinen Blumenknoſpen werden in Salz eingelegt, und vor beſſer gehalten als die Kappern. Die **Ruthen** werden geröſtet, und der **Baſt** zu einem groben, aber doch feſten Faden, zu Säcken gemacht. Der Ginſter wird auch zu Erſpahrung der Birken zu Beſen, ſonſt aber bald zum Einſtreuen, oder die Schoppen und Ställe damit zu Decken, bald aber zum Feuer anmachen, ſtatt des Strohes, auch zu allerhand Nothzäunen angewendet, welche doch von weniger Dauer ſind.

Der Heidelbeerſtrauch.

Von dieſen Strauch giebt es dreyerley verſchiedene Arten, welche folgende ſind:

1) Der

1) Der Heidelbeerſtrauch, Heidelbeerſtaude, Schwarze oder blaue Heidelbeere, Blaubeere, Schwarzbeere, (Vaccinium, Myrtilus. Linn.)

2) Preuſſelbeere, Preuſſelsbeere, rothe Preuſſelbeere, rothe Heidelbeere, Steinbeerlein, rothe Steinbeere, Griffelbeere, (Vaccinium vitis idaea, Linn.)

3) Trunkelbeerſtrauch, Tunkelbeeren, Tringelbeere, groſſer Rauſchbeere, Moorbeere, Drumpelbeere, Jägerbeere, Bruchbeere, (Vaccinium Uliginoſum, Linn.)

Von der Blüte dieſer drey Arten, hat man folgende natürliche Kennzeichen. Sie beſtehet aus Zwitterblumen.

Der Kelch iſt ſehr klein zackig, oder ganz, hat ſeinen Siz oben auf dem Eyerſtocke, und fällt ab.

Die Blumenkrone iſt entweder ein ſchellen⸗ oder glockenförmiges Blatt, mit vier oder fünf tiefern oder flachern, gleichen, regelmäſſige, zurücke gebogenen Einſchnitten, oder eine kurze, hohle Röhre mit einem eben ſo vier bis fünf zackigen Rande. Sie fället ab.

Die Stauberäger ſind acht bis zehn in der Blumenkrone befeſtigte Faſern, mit zwey hörnigten Staubhülschen, welche auf dem Rücken aufſpringen, und zwo aus einander ſtehende feine Acheln haben.

Der Blumengriffel hat ſeinen runden Eyerſtock unter der Blumenkrone, und ein Fruchtröhrchen, an Länge den Staubfäden gleich mit einer ſtumpfen Narbe.

Das Fruchtbehältniß iſt eine rundflei-ſchige Beere mit vier Fächern, oberwärts mit einem Nabel.

Die Samen ſind etliche ſehr feine Kör-ner.

Dieſe Kennzeichen haben dieſe drey Arten mit einader gemein, und nun wollen wir von den Arten das nöthigſte ſelbſt beyfügen.

Der ſchwarze Heidelbeerſtrauch No. 1. iſt eines der dauerhafteſten wuchernden Ge-wächſe, in allen unfruchtbaren und kalten Hei-deboden, von der ſchlechteſten Art des Bodens, welches die Blöſſen in Fichten, Birken und Buchenwaldungen, in platten und bergigten auch in den höchſten Gebirgen und ſteinigten, mooſigten wüſten Gegenden bald überziehet, dem jungen Aufſchlag des Holzes ungemein ſchädlich iſt, und in vorgedachten Gegenden und Boden, wo es einmal ſeinen Stand hat, ſehr ſchwer zu vertilgen ſtehet: wie es denn, ohne daß man es öfters ausreiſſen läßt, nicht völlig ausgerottet werden kann.

Die Wurzel dieſes niedrigen Geſträuches iſt beſtändig kriechend, holzig, dünne, zähe und mit feinen Haarfaſern beſetzet. Sie läuft ganz oben in der Dammerde, im Mooſe und unter den dünnen Heideraſen überall ſehr weit aus, wenn ſie nur Feuchtigkeit hat. Im bloſ-ſen Sande lieget ſie etwas tiefer, treibet aber eine häufige Wurzelbrut, und überziehet daher die unfruchtbareſten, kalten, feuchten, bemooß-ten Plätze, läſſet weder Sonne, Regen noch

Thau

Thau leicht tief in den Boden dringen, dergeſtalt, daß alle noch anfangs dazwiſchen ſtehende Gewächſe, auch ſo gar der Mooß ſelbſt, endlich darunter vergehen. Man wird hieraus den Schluß auf die jungen zarten Samenpflanzchen in denen hernach mit einmal gelüfteten Gehauen, und folglich auch auf eine glückliche oder unglückliche Selbſtbeſamung in den Forſten leicht den ſichern Schluß machen können, die manche Forſtmänner der Natur ſo ſchlechterdings und ohne Unterſchied überlaſſen wiſſen wollen. Wenn aber die Samenlohden ſchon etliche Jahre voraus haben, auch bey zunehmenden Wachsthume immer ſtärker zu werden anfangen, ſo erſticken ſie das Heidelbeerkraut doch nach und nach wieder. Die Erfahrung belehret uns deswegen am ſicherſten.

Aus der Wurzel dieſes Strauches treiben zehn, funfzehn bis zwanzig Zoll hohe äſtige Zweige, welche grünlich, eckigt, zähe und äſtig ſind, die ſich dermaſſen ausbreiten, daß ſie uns überhaupt auch im Gehen durch die Gehege ſehr beſchwerlich werden. Das junge im May ausbrechende, hellgrüne, glatte Laub beſtehet in länglich an beyden Enden zugeſpitzten Blättern, deren Ränder mit ſehr feinen Zähnen beſetzet ſind. Dieſe haben anfangs einen ſauren, dabey herben Geſchmack, doch nicht ganz ohne alle Schärfe; ſie werden hernach härter, ſteifer und ganz Dunkelgrün, und fallen im Spätherbſte ab.

Die **Blumen** kommen im May, ſie ſtehen auf einzelnen Stielen hin wieder, haben eine weißröthliche Farbe eine ſchellenförmige Geſtalt, und fallen ſehr bald ab.

Die **Beeren** ſind ſehr fleiſchig, rund, blauſchwarz, und dabey von einem angenehmen, ſüßſäuerlichen weinhaften Geſchmacke. Ihr Saft giebt eine violenblaue Farbe. Im Julio bis im Auguſt ſind die Beeren reif, da man ſie auf die Märkte häufig zum Verkaufe bringet. Man findet von der Pflanze eine Abändrung von einem ſehr blaß grünen Laube, mit ganz weiſſen Früchten, welche man an ihren Sträuſſern im ſächſiſchen Thüringen mit zu Markte bringet, wo man ſie **Karnhengſte** zu nennen gewohnt iſt.

Der ganz grüne Strauch mit Wurzeln und Blättern gelinde verbrandt, giebt viele und gute Aſche. Die Frucht wird eingemacht, getrocknet, eingeſotten, auch den Landweine eine Farbe zu geben angewendet. Die Beeren ſind in der **Wildbahne** eine Aeſung, vor verſchiedene Arten kleinen Wildes. Sonſt iſt die übrige Pflanze herbe und zuſammen ziehend und dienet bey gewiſſen Arten der Gerberey. Die violenblaue Farbe wird zwar zum Papierfärben, auch bey der Mahlerley gebraucht, ſie wird auch zum Behuf der leinen Garne, mit Alaun und Galläpfeln bereitet, und giebt ein Blau. Auch um dieſes recht ſaturirt zu haben, ſetzet man Grünſpan und Weineſſig zu: doch iſt das Letztere alsdenn ſehr wenig dauerhaft.

No. 2.

No. 2. **Der Preuſelbeerſtrauch** (Vaccinia vitis idaea) wächſet insgemein halbe und ganze Spannen hoch, entweder mit dem vorigen an angezeigten Orten, oder auch allein und höher, da er ganze weitläuftige Strecken in unſern **Fichtenheiden**, und in den hohen, kalten Gebirgen überziehet, auch mit ſeinen dünnen, ſchrägen, zähen und faſerigen laufenden Wurzeln, den ſchlechteſten Sandboden zuſammen ſpinnet. Da ihn nun das Vieh nicht anders denn aus Hunger freſſen will, wenn er jung iſt, ſo iſt es mit ſeiner ausſchweifenden Vermehrung eben ſo beſchaffen, wie bey den Eigenſchaften der vorigen Art bereits erinnert worden iſt.

Die Wurzel hat eine ungemein feine und dünne Rinde, welche von der Luft ſehr geſchwind zuſammen trocknet, daß ſie, wenn man nöthig hat, ſie unter andern in botaniſchen Gärten zu pflanzen, oder damit in ganz ſandigen unfruchtbaren Gärten, auch zuweilen ſtatt des kleinen **Buchbaumes** Einfaſſungen zu machen, ſchwer oder gar nicht anwachſen will. Wenn man nur wenige Stauden in der Nähe gleich friſch verpflanzen ſoll, gehet es noch an; wenn ſie aber weiter geſchaft werden müſſen, und folglich lange auſſer der Erde bleiben, iſt es damit zweifelhaft. Der Grund dazu muß indeſſen nicht beſſer ſeyn, als derjenige, worinnen der Strauch ſeinen natürlichen Stand hat, nämlich der ſchlechteſte, und man muß die ausgenommenen Stöcke ſogleich Lagenweiſe mit naſ-

ſen Mooß in Körbe legen, und an Ort und Stelle bringen laſſen, und das Begieſſen, auch wohl eine gute feuchte Moosdecke anfänglich darüber zu legen, nicht vergeſſen.

Am beſten gehet es, wenn der Tagelöhner, der die Stöcke ausnimmt, von deren Wurzeln der weiſſe Sand insgemein abfället, auf einer Karre ein halb mit Fluß oder Teichwaſſer angefülltes Fiſchfaß bey der Hand hat, und dieſe ſogleich hineinleget. Dieſer Umſtand iſt nicht ſowohl wegen der geringen Holzart an merklich, als wegen vieler fremden auch einheimiſchen Gewächſe, welche wegen ihrer ſehr dünnen Rinde aus Unwiſſenheit und Nachläſſigkeit der gemeinen Gärtner, der Geiſſeln aller Liebhaber, ſo oft wegen des in Gärten zu rechter Zeit unterlaſſenen Begieſſens und Eintrocknens der Haarwurzeln ſo häufig verdorren müſſen.

Die Zweige des **Preuſelbeerſtrauches** ſind rund und mit einer zarten Rinde bedecket, und die Blätter, welche daran abwechſelnd ſitzen, ſind manchmal rund, manchmal ſpitzig, lang, hart, feſte, ſteif, trocken, dunkelgrün, glatt, glänzend, auch unterwärts heller und adrig. Sie haben einen bittern und herben Geſchmack, und grünen beſtändig, zuweilen ſind die Blätter mit weitläuftigen Zähnen gezackt.

Im Maymonath, gleich nach der **Blüte** der erſten Art, auch wohl im Junio, und zuweilen im gelinden, feuchten Herbſte, im September wieder, bringet die **Preuſelbeere** ihre

han-

hangenden ſchneeweiſſen oder dabey röthlichen Blumentrauben, aus den Spitzen der Zweige zum zweytenmale, welche einigermaſſen die Geſtalt der Mayenblumen, und dabey einen ſehr erquickenden Balſamiſch, Honigartigen Geruch haben, daß auch wilde und zahme Bienen gar ſtark darauf fallen. Die Apotheker können daraus ein ſehr wohlriechendes Waſſer deſtilliren.

Die Früchte ſind rothe runde Beeren, von der Gröſſe einer Erbſe, mit einem Nabel verſehen, welche im September und October reif werden, auch einen angenehmen aber doch ſehr herben Geſchmack haben, mit feinen gelben Kernen. Dieſe Beeren werden von den Sträuchern abgekämmet, wie bey der vorigen Art eingebraten, in Fäſſern verſchickt, und im Winter bey Fiſchen, und andern Speiſen, mit Zucker, Wein und Zimmet bereitet, als ein wahres Stärkungsmittel genoſſen.

No. 3. Der Trunkelbeerſtrauch (Vaccinium Uliginoſum.) iſt ſtärker im Holze, auch höher und gröſſer als beyde vorhergehende. Er liebet einen feuchten guten Moorgrund, wo die Bergwaſſer zuſammen flieſſen, ſtehen und verſinken, zwiſchen den Hügeln und hohen Gebirgen, in den tiefen Thälern, welcher öfters die Oberlage des Torfes ausmacht. In dieſen breitet er ſeine harte, holzige und ſehr faſerige Wurzeln überall aus. Hier treibet er häufige runde äſtige, aufrechtſtehende und kriechende Zweige aus, welche ſich ſtark bewurzeln. Sie

 erhal-

erhalten die Dicke einer ſtarken Federſpuhle, mit einer Höhe von einem halben und ganzen Fuß. Im gutem feuchten Boden, und an ſchattigen Orten, laſſen ſie ſich im Herbſte ſehr gut verpflanzen, und breiten ſich eben ſo aus, wie ſie in ihrem wilden Zuſtande thun, dabey ſie auch von Samen aufgehen.

Die herben Blätter ſind feiner, zarter, ſehr glatt, mit feinen Adern durchzogen, mehr rund als lang, und mit einem ganzen Rande ohne Zacken und Einſchnitte, auch beynahe von gleicher Gröſſe mit dem Preuſelbeerlaube. Oberwätts ſind ſie hellgrün, unterwärts aber meergrün, oder faſt weißlich. Sie ſchlagen mit der erſten Art im May aus, werfen ihr Laub auch faſt zu gleicher Zeit im Herbſte ab. Die weißlich röthlichen Blumen kommen im Maymonate ganz einzeln auf langen Stielen, ſie haben die Geſtalt der Blumen von der erſten Art. Die im Auguſt und September ganz reife Beere iſt ſchwarz, auch wohl ſehr dunckelroth. Sie hat das Anſehen und die Gröſſe einer Wachholderbeere, und einen aus der Mitte etwas erhabenen Nabel, wovon ſie etwas länglich zu ſeyn ſcheinet. Ihre Samen beſtehen in ſehr kleinen dunkelgelben Körnern.

Das Holz iſt ziemlich feſte, zähe und hart, aber ſehr ſchwach, daß alſo der Strauch mit ſeinem Laube unter den vorigen mit verbrannt, doch eine gute Aſche giebte. Es ſind Gegenden im hohen Gebirge, wo dieſer Strauch die Feurung auf dem Heerde vornehmlich mit un-

ter-

terhalten muß. Die Färber und die Gerber bedienen ſich der herben ſauern Blätter und jungen Zweige in manchen Gegenden, anſtatt des Poſtes oder Porſtes.

Die Heide.

Davon giebt es zwo Arten, welche wir noch beſchreiben, und damit die natürliche Geſchichte der Holzarten beſchlieſſen wollen: nämlich

1) **Heide, Heyde, Heidekraut, glatter Heideſtrauch, rothe Heide, gemeine Heide,** (Erica vulgaris glabra, Linn.)

2) **Braunrothe Beſenheide, Ungariſche oder Brabandiſche Heide, Winterheide.** (Erica Tetralix, Linn.)

Dieſe beyderley Gewächſe ſind in vielen Ländern ſehr gemeine, niedrige, immergrünende und fein blätterige Sträucher von verſchiedener Geſtalt, Höhe und Stärke.

Ihre Blüte beſtehet aus **Zwitterblumen.**

Der **Kelch** iſt bey vielen Geſchlechtsarten gedoppelt, nemlich der **äuſſere,** beſtändig grün und vierblättrig; welchen aber nicht alle haben. Der innere hingegen iſt farbig, aus vier gleichen, eyförmigen, beſtändigen, insgemein niemals recht offen ſtehenden Blätterchen zuſammen geſetzet.

Die **Blumenkrone** beſtehet aus einem einzigen Blatte, welches in den verſchiedenen Gattungen ganz unterſchiedliche Geſtalten hat, und bald kleiner, bald gröſſer iſt, als ihre Kelche.

Die Staubträger ſind acht feine haarförmige, bald ſehr kurze, bald längere, als die Blumen, und ſtehen auf dem Blumenhalter. Ihre Staubhülſen ſind an dem Ende etwas getheilet, oder nur ausgeſchweift; bey vielen aber doppelhörnig.

Der Blumengriffel beſtehet aus einen runden Eyerſtocke, und einen langen dünnen unterwärts gebogenen Fruchtröhrchen, welches entweder ſcharf zugeſpitzet iſt, oder ſich in eine ſolche Narbe endiget, welche die Geſtalt einer vierkandigen und viertheiligen Krone oder Schraube hat.

Das Fruchtbehältniß iſt eine kleine rundliche, oberwärts platte, viereckigte mit acht Linien geſtreifte trockene Kapſel die ſich an vier Theilen eröfnet.

Die Samen ſind ſehr fein und zahlreich.

Beyde Arten der Heide pflanzen ſich, durch den Samen und die Wurzeln, in den allerſchlechteſten, kaltgründigen, harten, rauhen, ſteinigten Grunde, auch in einen brennend heiſſen, ſandigen, wüſten verangerten Grunde, und ſelbſt im Flugſande fort; ob ſie auch ſchon in Niederungen das Waſſer auf einige Zeit vertragen, wobey ſie alsdenn ihr glattes Anſehen verändern, und rauh oder etwas wollig und zugleich gröſſer werden. Ein gedüngtes fettes Land, wenn es noch dazu bearbeitet wird, vertragen ſie nicht, und werden durch die Bearbeitung und Düngung bald ausgerottet, eben ſo, wie ſie im Gegentheil in einem verwilderten, unge-

ungebauten ganz unfruchtbaren Boden ſtark überhand nehmen, alles neben ſich vertreiben, und den Anflug des Holzes ganz und gar zuwider ſind. Sie wachſen zwar beyde in freyen und aller Witterung ausgeſetzten Orten, in ſandigen Boden und die letztere an bemooßten Orten, um die Ellern ſehr ſtark; ſie ſtauden ſich aber auch in den dicken ſchattigen Fichtenwäldern nicht wenig, wie bey uns der Augenſchein beweiſet.

Die Heide No. 1. giebt in manchen Ländern, ganzen Forſten und Revieren den Namen der Heiden, und viele andere damit verbundene Dinge erhalten ihren Zunamen auch davon. Oefters findet ſie ſich in ſolchen Forſten nicht immer eben ſo ſtark, daß ſie den Boden überlaufen und einnehmen ſollte, wo ſie aber recht überhand genommen hat, iſt daſelbſt an kein Aufkommen des jungen Holzes zu dencken, bevor ſie nicht getilget worden iſt. Denn ihre ſehr weit auslaufende und ſehr zähe braunrothe kriechende Wurzeln, welche oberwärts in der Dammerde ziemlich flach ausſtreichen, ſaugen alles aus, und entziehen dem jungen Holze die Nahrung. Sie treiben Stengel, die ungemein hart, zähe, von guter Dauer, und von gleicher Farbe ſind. Dieſe bleiben im Freyen, wo ſie die Schafte beſtändig abwenden, immer jung, kurz und grünend; ſonſt wachſen ſie auch zuweilen von ein, zween, drey bis vier Fuß hoch, bekommen viele Zweige, und ſtrecken ſich am unterſten Ende insgemein gar ſehr lang.

Die Zweige ſind mit ſehr feinen dunkelgrünen dichte und ſchuppenweis über einander liegenden und Kreuzweiſe ſtehenden Blättern beſetzet, und grünen beſtändig. Bey dieſer geben ſie den Sträuchern ein ſehr angenehmes Anſehen des **Cypreſſenbaumes**, oder des **Tamariskenſtrauches**, bey No. 2. hingegen, welche ihre beſondere Schönheit hat, ſtellen ſie die **Rothtanne** im Kleinen ziemlich ähnlich vor.

Die häufigen Blätterchen, welche die Zweige ganz bedecken, ſind kurz, eyrundlich, rauchhart, auch etwas weniges zurücke gebogen, und ſtehen paarweiſe: zumal an den äuſſerſten Zweigen, wo ſie zugleich kreuzweiſe abwechſeln, und einen von denen, an den unterſten Aeſten befindlichen Blätterchen, etwas verſchiedene Lage und Abſtand nehmen: da ſie ſonſt an den untern Theilen der Zweige mehr zuſammengezogen ſind.

Bey No. 2. ſind die Stengel und Zweige kürzer und dünner, höchſtens einen Fuß hoch. Die dicken ſchmahlen und ſehr ſpitzigen Blätterchen daran, welche ſich den Nadeln der Tanne gleichen, wachſen dichte, ſtehen aber doch ſehr weit auseinander, und zwar insgemein zu dreyen beyſammen, und fallen nicht leichte, auch nicht bald ab.

Die **Blumen** von No. 1. welche am Ende des Sommers und den ganzen Herbſt über gefunden werden, haben eine Farbe, die ſich aus Purpur auf Violett ziehet, oder weiß, auch wohl fleiſchfarbig iſt. Sie ſtehen, zwiſchen gedach-

gedachten Blätterchen, auf ſehr kurzen Stielgen, insgemein nach einer Seite zu. Ihre äuſſere Kelchblätter ſind zum Theil mit feinen Sporen verſehen; der innere Kelch aber, der gröſſer iſt, als die Blumenkrone, iſt auch zugleich farbig und fällt nicht ab, ſondern verwelket vielmehr mit der Frucht ſelbſt.

Die Blumen von No. 2. blühen im Herbſte, ſie haben eine Cymbelförmige Geſtalt, weiſſe oder rothe Farbe, auch dabey noch einigen Unterſchiede gegen die vorigen, und ſind überhaupt gröſſer. Sie ſtehen aber nicht in ſo langen Spitzen, als bey der vorher beſchriebenen Art. Die trocknen Kelche ſtehen, nach dem Verblühen, faſt immer an den Stengel, welche daher den Unerfahrnen Gelegenheit geben, zu glauben, daß ſie blühen.

Der Geſchmack der Heide iſt erdhaft, bitterlich und mittelmäſſig herbe, austrocknend und zuſammenziehend, die Arzneykräfte aber ſind keine beſondern, daß man nicht andere weit beſſere Mittel aus Erfahrung aufzuweiſen hätte.

Der allgemeine Nutzen der Heide iſt an verſchiedenen Orten nicht immer gleich. Wo das Reißholz ſelten, iſt die Heide zum Brennen gut. Sie giebt Hitze genug, zumal in derben Bündeln, und dabey eine gute ſcharfe Aſche, die in einzelnen Haushaltungen, geſammlet, ihre Dienſte thun kann. Die Güte der Weide für die Schafe in der Heide iſt längſt ausgemacht, welche ſie geſund erhält. Nur muß ſie

jung ſeyn, wenn ſie nähren ſoll. Daher die Schäfer die alte Heide ſehr gerne anſtecken, abbrennen, und alſo erneuern, wo ſie können und dürfen, welches aber, da es oft ganze Heiden bey stürmiſchen Wetter im Brand ſetzet, und einen mit dieſem Gewächſe recht durchflochtenen Waldboden (wenn gleich keine andere Holzart darauf ſtehet) dahin bringet, daß er ganze Monate durchbrennen kann, nicht einem jeden, oder ohne beſondere Aufſicht und Einſchränkung erlaubet werden darf.

Wo die mit Heide bewachſene obere Rinde abgeſtochen, oder auch die hohe Heideſträucher ausgeriſſen, zuſammen gebracht und verbrannt werden, wird die Aſche mit Nutzen ausgeſtreuet; welches aber wenigſtens bey uns, wegen Weitläuftigkeit, und Koſten, nur nach einem vorgängigen Ueberſchlage, bey Urbarmachung einzelner Stücken oder nach und nach, zu unternehmen ſtehet; wie man es auch mit dem groſſen Waldfarrn und deſſen Arten zu machen pfleget. Zur Holzſaat in der Heide würde das tiefe Umpflügen nicht zu entbehren, und das geſchwinde Beſtellen zur Saat ſehr zu empfehlen ſeyn. Die Bienenzucht ziehet von der Heide ungemeine Vortheile, da die Bienen in ſolchen Forſten gut ſtehen, und viel Honig und Wachs tragen. Der Honig hat freylich die gröſten Vorzüge nicht, wenn er aus der bloſſen Heide getragen wird: allein wo iſt bey uns eine Heide leicht ſo unfruchtbar, daß die Bienen nicht eine beſondere Menge wilden

Quen-

Quendel verſchiedene Baumarten und noch vielerley Blumen darinnen zugleich haben ſollten, die bekannt genug ſind? Man darf nur auf die Heidelbeerſträucher, Fichten und Birken vornehmlich denken; andere zu geſchweigen, die auſſer den Heiden ſonſt gar nicht wachſen.

Anmerkung über die Bäume überhaupts.

Da wir bisher die natürliche Geſchichte der Holzenarten abgehandelt haben, ſo wollen wir hier noch einige Anmerkungen beyfügen welche von allen Arten der Bäume überhaupt genommen ſind; nämlich: Alle Bäume und Stauden haben, nach den Zeugniß der Forſtverſtändigen, ein vierfaches Alter. Das erſte Alter iſt das Keimen des Samens, da der Stamm und Wurzel aus dem Samenkorn hervor bricht, und wird mit der Kindheit oder Geburt des Menſchen verglichen. Das andere Alter, iſt, wenn der Stamm Aeſte und Laub auswirft, Knoſpen gewinnet, und in die Höhe wächſet; das iſt der Jugend gleich. Das dritte Alter iſt, ſo der Baum Blüte und darauf folgende Früchte erlanget, und im beſten Wachsthum iſt, welches dem männlichen Alter verglichen wird. Das vierte Alter iſt, wenn der Baum an Saft, Kräften Blüte und Früchten abnimmt, und ſich zum Untergange neiget, welches das hohe Alter kann genennet werden. Andere ſagen: das Alter der Bäume ſeye 1) das anfangende. 2) Das wachſende. 3) Das ſtillſtehende. 4) Das abnehmende

mende Alter. Insgemein iſt bey dem Alter der Bäume dieſes zu merken, daß diejenigen Bäume, ſo geſchwind aufwachſen, auch vor andern wieder zeitlich wandelbar werden und veralten. Doch iſt es nicht eine allgemeine und unfehlbare Regel. Denn die Linden, Ilmen und dergleichen wachſen geſchwind; aber ſie werden doch alt, und dauren ſehr lang, ehe ſie wandelbar werden.

Das eigentliche Alter, nämlich wie lange Zeit eine jede Art des Holzes wachſe und zunehme, wie lange es hernach in ſeinem Seyn alſo beſtehe, und wenn es wieder abnehme, iſt wohl unmöglich ganz genau zu beſtimmen, auſſer was der äuſſerliche Augenſchein wirklich geben kann. Das Alter der Bäume, ſonderlich, die in groſſen Wildniſſen ſind, muß ſich wohl auf weit mehr, als auf etliche hundert Jahre erſtrecken, und es mögen viele wohl etliche Jahrhunderte geſtanden haben, welches daher zu vermuthen iſt, weil bey den groſſen Wildniſſen kein Volk in der Nähe gewohnet, das ſolche hätte abhauen oder verbrauchen können. Ja es liegen viele Gehölze zwiſchen groſſen und tiefen Moräſten, auch auf hohen, faſt unerſteiglichen Felſen und Höhen, daß mit keinen Wagen oder Schlitten dahin kommen, und das Holz wegführen kann. Woraus leicht zu ſchlieſſen, daß ſolche Hölzer lange Zeit geſtanden, und von vielen Jahren herauf gewachſen ſeyn müſſen; wie denn viele Stämme nur von Fichten und Tannen, in manchen Wäldern ge-

funden

funden werden, ſo gewiß viele Jahrhunderte auf ſich gehabt, in dem ſie achtzehn bis vier und zwanzig Klaftern Holz gegeben; geſchweige der groſſen Eichen und Linden woraus noch mehr an Klafterholz geſchlagen werden können. Und wenn der Stamm uralt iſt; ſo iſt das Holze feſte, und ſpringet im Abhauen wie Glas, und iſt faſt nicht zugewinnen, ſonderlich an Tannen. Es iſt aber hieraus nicht zu ſchlieſſen, daß in dergleichen Wäldern alle Stämme alt ausgewachſen und überſtändig ſeyn müſſen, obgleich die Axt nicht dahin gekommen; ſondern man findet daſelbſt alte, junge und mittelmäſſige durch einander, welche von Jahren zu Jahren zwiſchen den groſſen und alten Bäumen einzeln mit aufwachſen.

Die vielen oder wenigen Jahrwachſe, oder die Zirkel im Stamm einer Tannen, Fichte und Kiefer, ſollen zwar das Alter eines Stammes angeben, und jeder Zirkel eines Jahreswuchs anzeigen; allein es macht mancher Zirkel oder Jahrwuchs zum öftern zwey bis drey, und mehr Jahre aus, nachdem er ſich ausgedehnet, und viel weiſſes in ſich hat, gedachter Zirkel aber gegen das andere Holz etwas röthlich ausſiehet, und härter oder feſter iſt. Man will Stämme gefunden haben, die wohl hundert bis hundert und Funfzig und mehr Zirkel und Jahrwüchſe innwendig gehabt haben, und zumal unten im Stamme, daran das groſſe Alter, und jährlicher Wachsthum ſolcher Bäume ziemlich zu ſchlieſſen, ob es gleich nicht ſo

genau

genau bis auf etliche wenige Jahre zutrift; zumal, da es ſcheinet, daß zum öftern auf zwey bis drey Jahr Wachsthum ſich in einem gröſſern Zirkel, als ſie ſonſten insgemein zu ſeyn pflegen, einſchlieſſet. So viel iſt gewiß, wenn die Bäume bald aus ihrem rechten Wachsthum ſeyn; ſo ſetzen ſie wenig oder gar keine Zirkel mehr; ſondern es dehnen ſich nur die Zirkel in die Weite, wie man es an vielen Orten insgemein davor hält, daß nach dem oben erwöhnten ſtillſtehenden, und hernach folgenden abnehmenden Alter, in keinem Baum die ſogenannten Jahre, oder mehrere Zirkel wachſen. Ohne Zweifel iſt es wahr, daß ein geſunder und unbeſchädigter Baum viele Jahrhunderte ausdauren kann. Sonſt ſagt man auch, daß die Zirkel, oder ſogenannten Jahre im Holze, oder in einem Baum gegen der Mitternachtsſeite enger und dichter bey einander ſeyen, als gegen Mittag, da ſie gröſſer und weiter von einander ſtehen; aus dem Grunde, weil hier die Sonne und Wärme mehr Wirkung hat, als gegen der Mitternachtsſeite, da die Kälte und Nordwinde das Wachsthum oder Vergröſſerung der Jahre verhindern. Doch findet man an denen, ſo etwas tief in den dicken Wäldern ſtehen hierinnen gar keinen Unterſcheid.

Wenn man die Bäume betrachtet; ſo findet man, daß ſie gröſtentheils gegen Oſten oder der Sonnen Aufgang hängen. Es finden ſich zwar einige, die zu der Zeit, da ſie noch junge Stauden geweſen, entweder durch die andern

dichte

dichte daran ſtehenden Stangen, oder zur Winterszeit durch den Schnee, theils gegen Norden, Süden, oder Weſten gebogen und gedruckt worden, nachgehends auch zwar ſo krumm eine Ecke hinauf, und zum ſtärkern Baume gewachſen. Jedennoch aber haben ſie ſich mit ihren Gipfeln wieder gegen der Sonnen-Aufgang gezogen. Wenn man auch einen, dem Augenſchein nach gerade aufgeſchoſſenen Baum genau betrachtet, und man einen Perpendicul oben an ſeinen Gipfel hängen ſollte; ſo würde ſich gewiß zeigen, daß er oben gegen der Sonnen-Aufgang hänge. Der Gründ davon iſt dieſer: daß, weil wir in unſern Deutſchland, die meiſten Winde aus Weſten, oder der Sonnen-Niedergang haben, deshalben auch die Hölzer von ſelbigen gegen Aufgang gezogen werden. Ja man findet auch, daß, wenn Sturmwinde kommen, welche die Bäume umwerfen, dieſelbe gemeiniglich aus Weſten, oder Nordweſten kommen, und die umgeworfene Bäume mit den Gipfeln gegen Aufgang der Sonne geworfen ſind, und zu liegen pflegen.

Betrachtet man einen Berg voller daran herumſtehenden Bäume; ſo wird man gewahr, daß die Bäume nicht den Berg hinunterwärts hängen, ſondern faſt perpendiculär, und mit dem Berge einen Winkel ausmachen. Und ob gleich diejenigen, ſo vom Weſtwinde hart getroffen worden, ſich etwas nach Oſten gezogen; ſo hängen ſie dennoch nicht gar den Berg hinunter. Es iſt aber auch nicht die Meynung, daß

alle Bäume gerade gegen Oſten zu hiengen, und daß nicht auch einige wegen ihres krummen Wuchſes anderwärts hin hängen können, ſondern nur dieſes iſt gewiß, daß unter zwanzig Bäumen kaum einer gefunden wird, welcher ſich nicht nach der Sonnen-Aufgang geneiget. Wornach denn ein Weidmann ſich vollkommen richten und erforſchen kann, wie und wo die Situation oder Lage, nach den vier Hauptwinden iſt.

Wer auf den Wachsthum der Bäume achtung giebet und ſolchen genau betrachtet der wird finden, daß diejenige Bäume, ſo in Vorhölzern und Rändern ſtehen, nicht ſo lang in die Höhe hinaus wachſen, als diejenigen, ſo tief in den Wäldern ſtehen. Die Urſache davon iſt 1) die Hitze der Sonne, welche den ſchnellen und ſtarken Wuchs in den Vorhölzern zurücke hält, beſonders an der Sommerſeite, da ſie mit ihren hitzigen Strahlen die Bäume ſehr drücket, und durchwärmet, beſonders wo ſie einzeln ſtehen; dadurch denn ihr Saft zurücke gehalten wird, daß ſie ſich ausbreiten können, mithin hieraus auch leicht der Schluß zu machen, daß ein ſolcher Baum nicht ſo lange wächſet. Es iſt auch 2.) nicht eine der geringſten Urſachen, daß an Rändern und Holzecken die Viehtriften hiebey vielen Schaden verurſachen. Denn es gehet niemals ſo genau ab, daß nicht ſowohl ſchon durch junges, als wie ferner in ziemlich erwachſenen Holze das Vieh durchziehet und weidet. Ueberdem

ſind

ſind auch viele Gemeinden berechtiget, daß ſie die jungen Schlägen und Gehaue nur gewiſſe Jahre ſchonen dürfen. Iſt nun anfangs ein ſolcher Schlag nicht vollkommen geheget und geſchonet worden, die Jahre der Hegezeit gehen vorüber; ſo iſt alsdann viel junger Nachwuchs verlohren, welchen das Vieh abfriſſet, und das Holz dünne machet. Hölzer, die einzeln und weitläuftig auseinander ſtehen, mögen beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen; ſo breiten ſie ſich in den Seitenäſten aus, und gehen alſo nicht in die Höhe; ſondern bleiben niedrig und kurz. Woraus auch 3) dieſes entſtehet, daß, wenn die Hölzer helle und einzeln werden, und folgends weiter in die Höhe kommen, ſich der Wind ſehr hinein ſetzen kann, alſo daß er die Bäume ſtets bewegt; wodurch denn die Wurzeln zum Theil locker und los werden, daß ſie dem Baum nicht völligen Saft mittheilen, und dieſe alſo ſparſamer im Wachsthum ſind. So iſt auch 4.) die Urſache, daß die Ränder und Vorhölzer von den Holzdieben viel Schaden leiden. Dieweil dergleichen ſchädliche Leute ſowohl an dem jungen Zuwachs, als auch an ſchon ziemlichen Stangen und Bäumen viel nachtheiliges thun, in dem ſie vielfältig das junge Holz heraus ſchneiden, auch wohl nutzbare Stangen und dergleichen heraus hauen, wodurch die Hölzer helle gemacht werden, oder aber ſie nehmen den Bäumen faſt von unten bis oben hinaus die Aeſte, zum Zäunemachen, Feuerholz, und dergleichen. Weswegen ſodann

 dem

dem Baume der Saft ſehr entgehet, alſo, daß er nicht ſo ſtark in die Höhe gehen kann. Endlich wird auch 5) das Wachsthum der Bäume in den Vorhölzern dadurch zurücke gehalten, daß wenn an theils Bäumen die Wurzeln flach ausgelauffen ſind, nachher aber die heiſſe Sonne kommt, dieſelbe ſich alda ſehr ſtark auf die Wurzeln mit ihrem Scheine legen kann, und den Saft verdicket, daß der nachfolgende flüchtige Saft aus der Erde nicht vollkommen durchdringen, und hinauf treiben kann. Wie den auch dieſes eine Urſache mit iſt, daß, wenn die Hölzer ſo ausgeleichtet ſind, ein Baum des andern Wurzel nicht mit beſchatten kann.

Endlich wollen wir noch verſchiedene Aufgaben beyfügen, und ſolche erklären; nämlich: wie man die Höhe, Stärke und den ganzen körperlichen Inhalt eines Baumes finden und ausrechnen könne. Wir ſetzen demnach

Die erſte Aufgabe: die Höhe eines Baumes oder ſeines Stammes zu finden.

Die Höhe eines Baumes zu finden, oder eine genaue Abmeſſung der Länge deſſelben, wenn er noch auf dem Stamme ſtehet zu erlangen, kann auf unterſchiedliche Art geſchehen. Erſtlich mit einem Stabe oder Stock. Man ſchneidet nämlich einen geraden Stock ab, oder machet hierzu einen beſondern Stab, der entweder unten ſpitzig, oder unten und oben gerade zugeſchnitten iſt. Der Stab muß aber die Länge haben, daß, wenn man ihn dichte vor ſich

ſtellet,

ſtellet, er juſt bis an die Augen treffe. Der Gebrauch davon iſt Tab. V. Fig. 1. zu erſehen. Der Stab, iſt B. der Baum C. Geſetzt nun, ich will wiſſen, wie lange der Baum C, bis oben an den Aſt D, ſeye (wir wollen hier zum Exempel 36 Schuh, den Schuh zu 12 Zoll nehmen); ſo meſſe ich 36 Schuh von des Baumes-Wurzeln von H in gerader Linie weg, wie die Linie E zeiget, bis an F aber meſſe ich von dieſem Punkte des Stabes Länge wieder auf der Linie zurück. Kann ich nun den Stab nicht einſtecken; ſo muß er von jemand gehalten werden, doch ſo, daß er perpenticular ſtehe. Alsdenn leget man ſich platt zu Boden auf den Rücken, wie an A zu erſehen, und ſetzet die Füſſe mit den Sohlen dichte an den Stab B unten an G. Hieben iſt aber zu merken, daß der Stab ſo hoch über der Erde ſtehe, als die Höhe des Mannes bis an die Augen ſey. Hierauf viſiret man gerade über den Stab, ohne Verrückung des Haupts, daß man ſich nicht mit ſelbigem aufrichte; ſondern ſo platt auf dem Boden liegen bleiben, und alſo nach dem Baume, und nach D, ziele, wie die Linie zeiget. Sodenn merket man ſich den Fleck, welcher eben über den Stock in die Augen gefallen. Dieſes wäre alſo die Höhe von 36 Schuhen, und eben ſo hoch, als wie die Länge, wo man mit den Augen gelegen. Will man nun den Baum fällen laſſen, ſo muß man die Höhe des Stockes und den Span des Hiebes rechnen. Zum Exempel den Stock nehme ich vor 2. Schuh, und

den Kerb des Hiebes vor $1\frac{1}{4}$ Schuh an, und ziehe ſolches von den 36 Schuhen ab, ſo bleibet $32\frac{1}{4}$ Schuh, welche der gefällte Baum bis an den bemerkten Fleck accurat haben wird.

Zweytens, mit einem hierzu verfertigten Triangelinſtrument, welches Tab. V. Fig. 2. nachgeſehen werden kann. Bey demſelben iſt B der verfertigte Triangel, welcher von drey fein gehobelten Latten gemacht wird. Dieſe ſind zween Zoll breit, und ein Zoll ſtark. Der Winckel iſt b. a. c. Die Länge aus a nach b, 12 Zoll, und von a nach c auch 12 Zoll wie die Seiten d und f bemerken. Die ſchräge Seite iſt mit E bezeichnet. Es müſſen aber dieſe Latten recht winklicht in einander gezapft und befeſtiget ſeyn. Ferner habe ich einen langen Stab, woran das Inſtrument an der Seite d mit Schrauben angemachet iſt. Des Stabes Höhe iſt am füglichſten, ſo er die Länge hat, daß, wenn ich von b nach a ſehe, ich gleich die Höhe bis an meine Augen habe. Der Baum auf dem Riſſe iſt K. Will ich nun die Länge deſſelben bis an L wiſſen; ſo ſchraube ich meinen Winkel an den Stab G, nehme ſelbigen vor mich, gehe rückwärts in gerader Linie vom Baum weg, viſire aus dem Winkel b nach dem rechten Winkel a, ob ich auch die gerade Linie nach dem Baume habe. Sodann muß ich auch eine Bleywage bey mir haben, und ſelbige auf die Seiten an f, ſetzen; daß alſo auch der Winkel mit ſeiner untern Linie wagrecht ſtehe. Oder ich mache zugleich eine Wage in den Winkel alſo:

Ich

Ich hänge oben an ein Schnürlein, eine unten zugeſpitzte kleine eiſerne Kugel; unten auf der Seitenblatte f, wird eine eiſerne Spitze eingeſchlagen, jedoch nach der obern perpendicular, daß die herunterhangende eiſerne Kugel mit ihrer Spitze unten auf die eingeſchlagene Spitze accurat treffe. Wenn ich nun wie gedacht, aus b nach c den begehrten Fleck an L, habe, wie die Linie M bezeichnet, und mein Inſtrument feſt und Wagrecht, auch nach dem Baume gerade ſtehet, daß ich eben die Linie O nach N habe, alsdenn meſſe ich von meinem Stabe und Inſtrument auf den Boden, an P, bis an den Baum K befinde ich, daß ich 63 Fuß habe, und ich rechne einen Fuß vor den Winkel meines Inſtruments dazu; ſo habe ich 64 Fuß. So hoch iſt der Baum von N bis an L. Alsdenn rechne ich die Höhe meines Stabes G vor 5 ½ Fuß dazu, wie aus folgendem zu erſehen:

64 Fuß die Linie O.
5 ½ Fuß die Höhe des Inſtruments.
69 ½ Fuß.

davon abgezogen: 2 Fuß des Stockes Höhe.
1 ½ Fuß der Kerb oder Span zum Fällen
3 ½ Fuß

bleibt 66 Fuß alſo vor des Baumes Höhe, und ſo lange iſt der Baum bis an L.

Drittens kann die Höhe eines Baums auf folgende Art gemeſſen werden, welche aber nicht anderſt, als wenn die Sonne ſcheinet, vorgenommen werden kann. Man nimmt einen

Stock, ſtecket denſelben etwas vom Baume ab, daß er im Sommerſchein ſtehe, bemerket aber, daß er entweder 4 oder 6 Schuh lang ſeye. Geſetzt nun, der Stock iſt 6 Schuh hoch; ſo meſſe ich den Schatten des Stockes, der zum Exempel 12 Schuh wäre. Nachdem meſſe ich auch den Schatten des Baums. Befinde ich, daß derſelbe 120 Fuß iſt; ſo rechne ich es nach der Regel de Tri aus, das 60 Fuß zum Facit, herauskommen wird; wie aus folgendem zu ſehen iſt:

Schatten Stock
12 Fuß giebt — 6 Fuß — was giebt —
120 Fuß Schatten?
6

12) 720 { 60 Fuß Facit. 720

Oder

6 Fuß Schatten giebt 4 Fuß Stab. — was
90 Fuß Schatten
4

6) 360 { 60 Fuß Facit. 360

Zweyte Aufgabe die Stärcke oder Dicke eines Baumes zu finden.

Einen Baum zu meſſen, und auszurechnen, was er nach ſeinem Umfang, Runde oder Stärke am Quadrat in ſich halte. Dieſes muß vor allen Dingen bekannt ſeyn, wenn ich nach den Regeln der Sterometrie den körperlichen Inhalt eines Baums berechnen will. Man findet aber die Zirkel Grundfläche und den

Quadrat

Quadrat Innhalt eines Baums, wenn man aus dem Diameter oder Durchmeſſer des Zirkels ſeinen Umfang oder Peripherie ſuchet, und ſolches hierauf mit dem vierten Theil des Diameters multipliciret, oder welches gleich viel iſt mit dem ganzen Durchmeſſer und das kommende factum mit 4. divitiret. Man ſuchet aber aus dem Durchmeſſer des Zirkels ſeine Peripherie, wenn man das Verhältniß des Diameters zu ſeiner Peripherie ausrechnet. Das Verhältniß des Diameters zu ſeiner Peripherie iſt, wie bekannt, 7. zu 22. oder wie 100 zu 314. oder noch genauer wie 1 zu 3,141, oder wie 1 zu 3,14159. Habe ich nun eine Peripherie von 44 Schuhen; ſo wird deſſen Diameter 14 Schuh ſeyn, oder umgewandt, iſt der Diameter 14′ ſo wird deſſen Peripherie 44 ſeyn; denn ich muß alſo rechnen:

	oder	
22 — 7 — 44		7 — 22 — 14.
7		14
22) 308 { 14 Facit		88
8		22
		7) 308 { 44.
		2

Weis ich dies: ſo nehme ich nun den Inhalt der Zirkelfläche zu finden, ſolche Peripherie 44 und multiplicire ſie mit dem vierten Theil des Durchmeſſer, oder welches gleich viel iſt, ich nehme den Durchmeſſer 14 und multiplicire ſolchen mit dem vierten Theil der Peripherie,

welcher 11. iſt, ſo kommt die Zirkelfläche, nämlich 154. heraus.

oder

14 iſt der Durchmeſſer
11 der vierte Theil der Peripherie
———
14
14
———
154 Grundfläche des Zirkels.

44 die Peripherie
14 der Durchmeſſer
———
176
44 divitiret mit 4.
———
4) 616 { 154 Grundfläche des Zirkels.
21
———

Weis ich ſolche Grundfläche des Zirkels, ſo multiplicire ich ſolche mit dem dritten Theil der Höhe des Baumes. Denn es iſt bekannt, daß ich auf ſolche Weiſe den Inhalt eines Kegels, den ein Baum gleichet, nach den Regeln der Stereometeie ausmeſſen muß. Wir wollen dies nur mit einem Exempel erläutern: ſetzet wir haben eine Coniſche Figur deſſen Zirkelgrundfläche 9 Schuh im Durchmeſſer hat, hier ſuche ich die Peripherie, dieſe finde ich alſo:

7′ — 22′ — 9′
9
———
7) 198 { $28\frac{2}{7}$ Facit Peripherie
5(2

$28\frac{4}{7}$ Peripherie   4) 254 ⊰ 63′
9 Diameter   1(2
―――――
252
$2\frac{4}{7}$.
―――――
$254\frac{4}{7}$ divid. mit 4.

und bleiben alſo zwey Ganze und $\frac{4}{7}$ übrig, dieſes macht alſo $\frac{18}{7}$ aus. Weil ſich aber ſolches mit 4 nicht ganz theilen läßt, ſo machet man es zu $\frac{36}{14}$ wovon der vierte Theil $\frac{9}{14}$ iſt. Auf ſolche Weiſe hat die Zirkelgrundfläche des gedachten Kegels $63\frac{9}{14}$ Schuh zu ſeinem Superficialinhalt. Hierauf nun meſſe ich die Höhe des Coni, welche wir zu 54 Schuhen annehmen wollen. Der dritte Theil dieſer Höhe iſt 18 Schuh, dieſe multiplicire ich mit dem Inhalt der Grundfläche, welche $63\frac{9}{14}$ war, alſo:

$63\frac{9}{14}$ der Inhalt der Grundfläche
18 der dritte Theil der Höhe.
―――――
504
63
―――――
1134
$11\frac{8}{14}$
―――――
$1145\frac{8}{14}$ der körperliche Inhalt des ganzen Kegels oder Coni.

Auf ſolche Weiſe kann man nun ſagen, wie viel Kubikſchuh der gedachte Kegel enthält. Er enthält nämlich $1145\frac{8}{14}$ Kubikſchuh.

Dieſe Berechnung kann auch auf eine andere und leichtere Art angeſtellet werden, als deren wir uns vornämlich in den nachfolgenden bedienen werden, als:

7 — 22 — 9′0″   4) 1980 { 495
22   32   9′0″
1980″   44550
180
2

7) 44550″ { $6364\frac{4}{7}$ 7) 360 { $51\frac{3}{7}$
243(2   180   1(3
509120
6364
1145520
$51\frac{3}{7}$
1145|571″ $\frac{3}{7}$

Hier kommt ebenfalls der Inhalt von 1145 Kubikſchuhen und $571\frac{3}{7}$ Zoll heraus. Denn dieſe $571\frac{3}{7}$ Zoll betragen eben $\frac{8}{14}$ von einem Schuh, weil wie bekannt, 1000 Kubikzoll einem Kubikſchuh, folglich $\frac{8}{14}$ von einen ſolchen Schuh, eben ſo betragen auch die $\frac{3}{7}$ Zoll $428\frac{4}{7}$ Linien. Wir haben hier in dieſen Rechnungen den gemeinen Schuh zu 10 Zoll angenommen, denn der 12 zollige hat 1728 Kubickzolle. Und hieraus erhellet nun, wie man erfahren und ausrechnen könne, wie viel ein Stamm in Nadelhölzern Kubikſchuhe Holz enthalte. Nun iſt ganz natürlich, je mehr ein Baum Holz in ſich hält, jemehr iſt er werth, und darnach ſollte auch deſſen Preiß beſtimmet worden ſeyn, daß es nicht geſchehen, wollen wir nun beweiſen.

Man hat an manchen Orten bisher die Hölzer nach der Spanne verkauft. Ein halb-

ſpänniger Stamm hat in der Peripherie $22\frac{1}{2}$ Zoll, ein einſpänniger 27 Zoll, ein zweyſpänniger 36 Zoll in der Peripherie, und ſo weiter. Will man nun ausrechnen, wie viel z. Ex. ein einſpänniger Stamm Holz enthalte: ſo rechnet man alſo:

```
22 — 7 — 27'0''0'''        4) 18900 { 4725
         7                    212
    ―――――――――
       18900
22) 12757500 { 579886'''          4725
     1719948                      2700
      1131                   ―――――――――――
                                3307500
                                 9450
                             ―――――――――――
                               12757500
```

Dieſe 579886''' werden nun mit dem dritten Theil der Höhe des Stammes multipliciret. Laſſet uns annehmen, wir haben einen einſtämmigen Stamm vor uns, der 81 Schuh hoch iſt, ſo wird deſſen dritter Theil 27 Schuh hoch ſeyn. Mit dieſen 27 wird gedachte Summe, ſo die Grundfläche eines einſpännigen Baumes ausmachet, multipliciret:

```
   579886
       27
 ――――――――――
  4059202
 1159772
 ――――――――――
 15|656|922'''
```

Alſo hat ein einſpänniger Stamm welcher 81 Schuh hoch iſt, 15 Kubikſchuh 656 Zoll und 922 Linien zu ſeinen körperlichen Inhalt. Gleich-

Gleichwie aber immer ein Holz ein anderes Wachsthum hat als das andere: alſo haben nicht alle einſpännige Stämme gleiche Höhe. Wir wollen ſetzen ein einſpänniger Stamm iſt nur 69 Fuß lang, ſo iſt das dritte Theil hiervon nur 23, als womit die obige Summe 579886, ſo die Grundfläche eines einſpännigen Baumes ausmachet, multipliciret wird, als

```
   579886
       23
  -------
  1739658
 1159772
 --------
 13'|337''|378'''
```

Auf dieſe Weiſe iſt der körperliche Inhalt eines einſpännigen Stammes wenn er 69 Fuß lang iſt 13' Fuß 337' Zoll 378''' Linien, und wenn ſolcher 57 Schuh lang iſt, 11' Fuß 017'' Zoll 834''' Linien. Nun finden wir aber auch einſpännige Stämme welche nur 45 Fuß lang ſind, und bey dieſen iſt der körperliche Inhalt nur 8' Schuh 698'' Zoll 290''' Linie; und folglich enthält er beynahe nur halb ſo viel Holz als ein einſpänniger Stamm der 81 Schuh lang iſt.

Der Kürze halber, und um einen in den Stand zu ſetzen, mit einem Blick die körperiiche Berechnung der Hölzer zu überſehen, folget hierbey eine Tabelle, aus wie viel Kubickzoll ein halbſpänniger, ein 2. 3. 4. 5. oder 6 ſpänniger Stamm, und zwar nach der Verſchiedenheit der Länge, die er hat enthalte, ſolcher beſtehe.

Tabelle.

Tabelle.	Peripherie.	Diameter.	Grundfläche.	Länge.	Körperlicher Inhalt.
$\frac{1}{2}$. Spänniger	22 $\frac{1}{2}$''. Zoll.	7''. 15'''.	402698'''	60'. Schuh	8'. 053''. 960'''.
1. Spänniger	27''. Zoll.	8 $\frac{11}{22}$''.	579886'''.	81'. Schuh	15'. 656''. 922'''.
2. Spänniger	36''. Zoll.	11 $\frac{10}{22}$''.	1030955'''.	90'. Schuh	30'. 928''. 650'''.
3. Spänniger	45''. Zoll.	14 $\frac{7}{22}$''.	1610795'''.	99'. Schuh	53'. 156''. 235'''.
4. Spänniger	54''. Zoll.	17 $\frac{4}{22}$''.	2319555'''.	105'. Sch.	81'. 184''. 425'''.
5. Spänniger	63''. Zoll.	20 $\frac{1}{22}$''.	3157159'''.	114'. Sch.	119'. 972''. 042'''.
6. Spänniger	72''. Zoll.	22 $\frac{10}{22}$''.	4123636.	123'. Sch.	169'. 069''. 076'''.

Nach

Nach dieſer Tabelle kann man den Körperlichen Inhalt einer jeden Länge ſehr leicht finden, wenn man nur dieſe Grundfläche mit dem dritten Theil der verlangten Länge multipliciret, wie wir oben gezeiget haben, ohne eine weitere Rechnung nöthig zu haben; derowegen habe ich die Grundflächen von einen halb- bis ſechsſpännigen, berechnet. Aus einer ſolchen Tabelle wird man finden, daß ein einſpänniger Stamm, der nur 45 Schuh lang iſt, faſt nicht mehr Holz enthalte, als ein halbſpänniger Stamm, der 60 Schuh lang iſt, denn dieſer hat 8′. 053″. 960‴. und jener 8′. 698″. 290‴. Ferner erhellet hieraus, wie groß der Unterſchied zwiſchen den Stämmen ſey, die einerley Namen, z. E. der einſpännigen Bäume haben, wenn ihre Länge verſchieden iſt.

Nun wollen wir auch **die Berechnung eines Bloches anführen:**

Unter das gemeine Werkholz gehören auch die Bloche oder Ságſchrotte, aus welchen Bretter geſchnitten werden. Daß man auch ſolche nach ihrem körperlichen Inhalt taxiren müſſe, wird jeder begreifen. Wie aber ihr körperlicher Inhalt auszurechnen ſey, wollen wir nun zeigen: Ein Bloch kann nicht anders als ein Cylinder betrachtet werden, und alſo auch berechnet werden; weil nun ein ein Cylinder gleichfalls eine Zirkelrunde Fläche hat, alſo muß hier ebenfalls deſſen Superficialinhalt geſucht werden. Nehmet ein Bloch welches in Vergleichung der beyden Durchmeſſer 12 Zoll hat,

hat, und welches 14 Schuh lang iſt, wollen wir deſſen körperlichen Inhalt erfahren; ſo geſchiehet es auf folgende Weiſe:

```
7 — 22 — 12''00
         22
     ————————
         2400
         24
     ————————
4)       26400 { 6600
         2

              6600
               1200
          ————————
          1320000
          66
     ———————————
7)   7920000 } 1.'131.''428'''
     21326(4 }
```

Der Kubik-Inhalt von einer Schuh Länge in einem zwölf zölligen Bloch iſt ein Kubik-Schuh 131 Zoll und 428 Linien. Da nun dieſes Bloch 14 Schuh lang iſt ſo muß ich ſolche Summe mit 14 multipliciren:

```
 1131428
      14
————————
 4525712
1131428
————————
15|839|992
```

NB. daß man zu den Zollen des Durchmeſſer in dieſer Rechnung noch zwo Nullen anhänget geſchiehet zu dem Ende, daß im Dividiren die Zahlen gleich aufgehen, und man mit Brüchen ſich keine Weitläuftigkeit mache.

Der körperliche Inhalt eines zwölfzolligen Sägſchrot, der 14 Schuh lang iſt, iſt 15' Kubikfuß, 839'' Zoll, und 992''' Linien.

 Iſt

Iſt daß Bloch kürzer oder länger, ſo nimmt man deſſen Länge und multiplicire die gedachte Summe 1131428. damit, als welche der Gehalt von einer Schuhlänge iſt. Laſſet uns aber nun auch ein Bloch von 24 Zoll im Durchſchnitt, und welcher 14 Schuh lang iſt, berechnen, deſſen körperlichen Inhalt zu erfahren, rechnet man alſo:

```
7 — 22 — 2400
           22
   ------------
         4800
         48
   ------------
    4) 52800 }
        1    }  13200

                13200
                 2400
             ------------
              5280000
              264
             ------------
          7) 31680000 }
              314513(2 }  4525714'''

4525714
     14 die Länge des Bloch
---------
18102856
4525714
---------
```

63'.359''.996''' Facit. Hieraus erhellet, daß der körperliche Inhalt, eines 24 Zolligen Bloches 63' Kubikſchuh, 359'' Zoll und 996''' Linien betrage.

Wir müſſen hier eine Anmerkung machen: nämlich daß ſich der körperliche Inhalt bey einen Bloch von gleicher Länge aber verſchiedenen Dicke verhält, wie ſich die Quadrate der Durchmeſſer gegen einander verhalten. Man ſiehet aus der obigen Rechnung das ein 12 zolligtes Bloch zu ſeinen körperlichen Inhalt 15′. 839″. 992‴. hat; ein 24 zolligtes Bloch aber zu ſeinen körperlichen Inhalt 63′. 359″. 996; folglich enthält ein 24 zolliges, viermal ſo viel Holz, als ein 12 zolliges. Zum Beweiß deſſen multiplicire man nur die Summe ein 12 zolligen Bloches mit vieren, nämlich. 15839992

$$\begin{array}{r} 15839992 \\ 4 \\ \hline 63'.\,359''.\,968''' \end{array}$$

welches der Inhalt eines 24 zolligen Bloches iſt. Auf eben dieſe Weiſe, hat ein 36 zolliges Bloch. 9mal ſo viel Holz als ein 12 zolliger, und ein 48 zolliger Bloch hat 16mal ſo viel Holz als ein 12 zolliger Sägſchrot. Hieraus folget ganz klar, daß ein 24. zolliger, viermal, ein 36 zolliger neunmal und ein 48 zolliger, ſechzehnmal ſo viel auch werth iſt als ein 12 zolliger Sägſchrot oder Bloch. Und eben dieſes iſt der Grund, warum ein Stamm, der in der Peripherie noch einmal ſo ſtark iſt, als ein anderer viermal ſo viel werth ſey. Und hieraus können diejenigen ihre Geſchicklichkeit zu taxiren erkennen, welche einem Stamm, der noch einmal ſo ſtark in der Peripherie iſt, als ein anderer, auch nur noch einmal ſo hoch taxiren, als dieſen andern. Diejenigen, welche ſo taxi-

ren, betrügen die Herrſchaft durch ihre Unwiſſenheit um zwey Theil, dieweil ſie ſich nur die Hälfte bezahlen laſſen. Auf dieſe Art können alle Bloche von jeder Stärke und deren Inhalt ausgerechnet werden; auch die Stangen und Brunnenröhren.

Bey dieſer Gelegenheit, will noch eine kürzere Regel den körperlichen Inhalt auszurechnen anführen: nämlich nach dieſer Regel: Man meſſe dem Umfang des Baumes mit Schuhen, die Zahl der Schuhe, die er hält, multiplicire man mit ſich ſelbſt und die heraus kommende Quadratzahl mit ſeiner Länge, die auch in Schuhen bekannt iſt. Dieſes Produkt multiplicire man allezeit wieder mit 795, und divire das Herauskommende mit 10000, oder man ſchneide davon die letzten vier Zahlen zur rechten Hand ab, ſo wird der Inhalt in ganzen Kubikfuſſen richtig und meiſtens auch in zehn theilen eines Kubikfußes ohne beträchtlichen Fehler heraus kommen. Zum Exempel. Der Umfang ſey 5 Fuß; die Länge 34. alſo:

Quadrat des Umfang —	25
Länge —	34
	100
	75
	850

	850	
mit	795	multiplic.
	4250	
	7650	
	5950	
	67|5750	

Dieſe 675750 mit 10000 dividiret, giebt $67\frac{5750}{10000}$, und weil man zehntauſend Theilchen eines Kubikfuſſes Holz nicht berechnen würde, auch wenn die Regel auf ſolche Theile richtig wäre, ſo kann man ſtatt des Bruches $\frac{57}{100}$ oder $\frac{6}{10}$ und den Inhalt $67\frac{6}{10}$ Kubikfuß annehmen.

Kommen bey der Ausmeſſung noch Zolle vor, ſo weis ich jemanden, bey dem ich keine weitern Kenntniſſe zum voraus ſetze, nicht anders zu rathen, als daß er beyde Maſſe, des Umfangs und der Länge, in Zollen ausdrücken, und denn mit ihnen ſo verfahren muß, wie vorhin bey den Schuhen iſt gelehret worden, ſo wird die Rechnung alſo ausſehen. Z. E. der Umfang wäre 4 Fuß 5 Zoll zehntheilichen Maſſes, die Länge wie vorhin: ſo müſte man ſie durch 34mal zehn Zolle oder 340 Zolle ausdrücken; nämlich:

4 Fuß 5 Zoll =	45 Zoll der Umfang.
Quadrat davon =	2025
Länge =	340
	81000
	6075
	688500

 dieſe

dieſe	688500
multipliciret mit	795
	3442500
	6186500
	4819500
10000)	54,725|7500

giebt zum Facit 54′ 725″ Kubick dieſe mit 1000 dividiret, giebt 54′ Schuh 725″ Zoll, und alſo faſt 55 Kubikfuß. Hätte aber ein zwölftheiliges Maß ſo wäre der Umfang gleich 54 Zoll, und ſein Quadrat 2916, dieſes mit der nämlich mit der Länge durch 84mal zwölf Zoll, oder 408 multipliciret giebt 1189728, und dieſe Zahl mit 795 multipliciret, giebt 94583\|4760 und das mit 10000 dividiret oder die vier niedrigſten Ziefern abgeſchnitten, bringt für des Baumes Inhalt 94583 Kubikzoll; dieſe mit 1728, dividiret, (den ſo viel hat ein Kubikfuß, zwölftheiliches Maß Zolle) geben 54 Kubikfuß und 1271 Kubikzoll, alſo ebenfalls faſt 55 Kubikfuß.

Nach dieſer Art läßt ſich der Körperliche Inhalt ſehr leicht berechnen, und man darf nur die ganz gemeine Rechnung verſtehen.

Die dritte Aufgabe: Wie hoch ein jedes Stück Holz, deſſen Inhalt man berechnet, um an Gelde zu taxiren ſey?

Dieſe Aufgabe aufzulöſen, muß man vor allen Dingen wiſſen: Wie hoch ein Kubikſchuh Holz in einer Klafterſcheite komme? Und wenn

dieſes

dieſes beſtimmet werden ſoll; ſo muß man wiſſen: wie viel Kubikſchuh Holz eine Klafterſcheite enthalte? Nimmt man die Klafter an vor einem Stoß Holz, welcher ſechs Schuh hoch und ſechs Schuh breit iſt, und die Scheiterlänge $3\frac{1}{2}$ Schuh; ſo kommt, wenn ich die Klafter Holz als einen ganzen unzertheilten Körper betrachte, folgende Summe von Kubikſchuhen heraus:

6′ hoch
6′ breit
———
36
$3\frac{1}{2}$ Scheiterlänge
———
108
18
———
226′ Kubickſchuhe.

Allein weil dieſes, wegen der Zwiſchenräume, ſo die Scheite in einer gelegten Klafter machen, nicht ſtatt finden kann; ſo folget auch daß in einer Klafter-Scheite nicht ſo viel Kubikſchuhe Holz ſich befinden, als jetzt ausgerechnet worden. Man hat daher den Verſuch gemacht, und einige Stämme fällen laſſen, auch ſolche nach ihrem KubickInhalt ausgerechnet. Hierauf hat man ſie ſchneiden, ſpalten, und in Klaftern ſetzen laſſen. Nachdem nun die Scheite kleiner oder gröſſer waren, hat man gefunden, daß zu einer Klafter bald 108, bald 120, bald auch 112 Kubickſchuh Holz gebraucht worden. Nimmt man nun den mittlern Satz 110 an; ſo erhellet aus obigem daß in einer ſolchen Klaf-

ter 16 Kubick-Fuß vor die Zwiſchenräume ab-
gehen. Und ſo kann man auch zum voraus
ausrechnen, wie viel ein ganzer Stamm nach
ſeinen körperlichen Inhalt berechnet, Klaftern
geben müſſe. Weis ich nun dieſes, ſo kann ich
nach dem geſetzten Preiß einer Klafter Holz
ausrechnen, wie hoch ein Kubickſchuh Holz
kommt. Ich rechne nämlich alſo: Die Klafter
weiches Holz koſtet, z. Ex. nach mittlern
Preis 2 Thlr. 16 Gr. und eine Klafter har-
tes Holz koſtet 2 Thlr. 12 Gr. Weil nun eine
Klafter 3½ ſchuhiger Scheite 110 Kubickſchuh
wahres Holz enthält; ſo folget, daß ein Kubick-
ſchuh weiches Holz 5¼ Pfen. und ein Kubickſchuh
hartes Holz 8 Pfenning gelte. Dieſes voraus-
geſetzt, kann man die Taxen aller Werkhölzer
leichtlich machen. Und da Werkhölzer allezeit
geſundes und wohlgewachſenes Holz erfordern;
ſo iſt es billig, daß man bey denſelben den
Preiß etwas höher ſetze. Koſtete, z. E. in einer
Gegend nach angeſtellter Berechnung, ein Ku-
bickſchuh 4 Pfen. ſo kann man ihn hier billig
auf 6 Pfen. ſetzen wenn ſie nahe liegen, und nicht
weit abzufahren ſind, hingegen auf 5 Pf. wenn
ſie weit gefahren werden ſollen. Aus eben die-
ſen bemerkten Grundſätzen werden auch die
Blöche oder Sägſchröte taxiret, und was nach
dieſen Grundſätzen, in Anſehung ſeines körper-
lichen Inhalts, jedes Bloch gelten müſſe, wird
aus der zweyten Tabelle zu erſehen ſeyn.

Ein gleiches iſt in Anſehung der Schindel-
und Böttger Hölzer zu bemerken. Und wie

dieſe

dieſe aus geſuchten Hölzern beſtehen, alſo kann der Kubickfuß Holz noch etwas höher als in Bauſtämmen taxiret werden, nämlich in der Weite vor 7 Pfenninge, und in der Nähe vor 8 Pfenninge. Das vornehmſte Werk- und Nutzholz ſind wohl die groſſen Hammer- und Mühlwellen. Sie können daher billig, nämlich der Kubickſchuh, auf 8 bis 9 Pfenning geſetzet werden. So auch das Felgenholz, worzu der beſte Ausſchuß genommen wird. Wir übergehen die andern Arten von Holz, auf welche man leichtlich aus dem bisherigen die Anwendung machen kann. Und wollen den Anſchlag nach dieſem was hier angenommen worden, in folgenden 2 Tabellen ausſetzen.

Erſte Tabelle
von Bäumen und Stämmen.

Bäume und Stämme.	Körperlicher Inhalt.	In der Nähe.			In der Weite.		
		thlr	gr.	pf.	thlr	gr.	pf.
1. ſpännig.	15'. 656''.	–	8	–	–	6	8
2. ſpännig.	30'. 928''.	–	15	6	–	13	–
3. ſpännig.	53'. 156''.	1	2	6	–	22	–
4. ſpännig.	81'. 184''.	1	16	6	1	9	9
5 ſpännig.	119'. 972''.	2	12	–	2	2	–
6. ſpännig.	169'. 069''.	3	12	6	2	22	5

Zwote Tabelle von Blochen oder Sägſchrotten.

Ein Bloch von 14'. Schuh lang. im Diameter.	Körperlicher Inhalt.	In der Nähe. thlr	gr.	pf.	In der Weite. thlr	gr.	pf.
" 12 Zoll.	15'. 839''.	—	8	—	—	6	6
" 14. "	21'. 560''.	—	11	—	—	9	—
" 16. "	28'. 159''.	—	14	—	—	11	9
" 18 "	35'. 639''.	—	17	9	—	14	10
" 20. "	44'. 000''.	—	22	—	—	18	4
" 22. "	53'. 239''.	1	2	8	—	22	3
" 24. "	63'. 359''.	1	7	8	1	2	4
" 26. "	74'. 760''.	1	13	—	1	7	—
" 28. "	86'. 240''.	1	19	—	1	12	—
" 30. "	99'. 000''.	2	1	6	1	17	3
" 32. "	112'. 639''.	2	8	—	1	22	10
" 34 Zoll.	127'. 159''.	2	15	6	2	5	—

Endlich wollen wir noch zum Beſchluß dieſer Abtheilungen von dem Holzſchlag oder Holzfällen das nöthigſte anführen: Weil dieſes ein Geſchäfte von der gröſten Wichtigkeit in der Forſtökonomie iſt, und daher auch mit groſſer Klugheit verrichtet werden muß. Das meiſte beruhet darauf, das ein Forſt in gutem Stande erhalten, und das Holz aufs beſte genutzet werde. Wird hier die Wahl wohl getroffen; ſo kann man dadurch ſchlechtſtehenden Forſten mehr aufhelfen, als mit allen koſtbaren, mühſamen und zeitfreſſenden Künſteleyen. Verſiehet man es darinnen ſo richtet man, auſ-

ſer

ſer vielerley anderm daher folgenden Schaden, die beſten Forſten zu Grunde. Man muß demnach zuförderſt überlegen, wie viel, was vor Arten Holz, und von welcher Stärke man ſowohl zum eigenen Gebrauch, als auch zum Verkauf von jeder Gattung nöthig habe. Sodann muß man ein genaues Holzregiſter führen; welches auf folgen Weiſe eingerichtet seyn ſoll. Es gehöret nämlich, zu einem ordentlichen Holzregiſter a). Die Beſchreibung aller und jeder Hölzer, Brahnen und Gewierichte, ſowohl nach ihrem Namen, Inhalt und Lage, als auch nach ihrem anſtoſſenden Stücken, ob ſie Feldholz oder Wieſen ſeyn, und wenn ſie gehören b). Die beſondere Eintheilung dieſer Gehölze in ihre ordentliche Gehau. Bey jedem Gehau iſt alsdann insbeſondere anzumerken, 1) der Name des ganzen Holzes, die Nummer des Gehaues und der Inhalt deſſelben; 2) die Hauptbäume, ſo an Eichen, Aſpen, und andern zu Bau- und Gewerkholz gefället worden; 3) wie viel man von denen um ein Drittel oder die Hälfte ausgerotteten Stöcken, Klaftern Stöckſcheit bekommen. 4) Was für Böttcherholz gemacht worden; 5) was die Bäume für Abraum und Afterſchlag gegeben, wie viel Hauffen oder Schocke, und was man, wenn ſie verkauft worden, daraus gelöſet habe. 6) Wer die Scheitſchläger (Holzhauer) geweſen, und was ſie für Lohn empfangen haben; 7) wie viel Schock Reißholz; 8) Reifſtäbe, 9) Hopfenſtangen, und 10) wie viel Dornbündel

man zum Verzäunen bekommen habe; 11) was für Schirrholz gehackt, und den Schirrmeiſter übergeben worden. 12) Wie viel Laßreiſer bey dieſem Gehaue ſtehen geblieben; 13) wie viel Schock oder Hauffen zur Fröhne, und wie viel um den Lohn, auch von wem ſolche gehackt worden, und wie viel der Lohn betragen, 14) was bey den alten Gehauen vor Holzgräſerey vermiethet und was Graszinß oder wie viel Grashüner, und von wem entrichtet worden. 15) Wie viel Scheffel wildes Obſt man erhalten, wie viel Scheffel an Eicheln- und Buchenkern von denen um die Hälfte leſenden Leuten geliefert, oder 16) was von denen in die Eichel- und Buchmaſt geſchlagenen Schweinen vor Maſt- oder Fehmgeld erhoben worden. 17) Was für Weiden geköppet, wie viel Schock, Zaungerten und Satzweiden gemacht, und wo dieſe wieder geſteckt worden; 18) was bey dem Weidenköppen vor Frohne geſchehen, und was verlohnet worden, und ſo weiter. Man ſiehet leicht, daß ein dergleichen verfertigtes Holzregiſter die bisher geführte Wirthſchaft mit einem Holz oder Wald vorſtelle, und daher zu fernerer klugen Anſtellung und Verbeſſerung der Forſtwirthſchaft höchſtnöthig und nützlich ſeye; weswegen darauf ſonderlich zu ſehen, daß dergleichen Nachrichten von Jahr zu Jahr fortgeſetzet werden.

Was nun aber das Holzſchlagen ſelber anbetrift, ſo wollen wir hier die allgemeinen Regel-

Regeln vortragen, welche dabey in allen Fällen zu beobachten ſind.

Die allgemeine Regeln, die man bey dem Holzſchlag in Acht zu nehmen hat, haben ihre Beziehung auf folgende Umſtände:

1) Da man in Wäldern und Gebirgen die Viehzucht, als ein Hauptſtück der Nahrung und Einwohner anzuſehen hat, ſo iſt die gröſte Vorſichtigkeit nöthig, daß man die Haubaren Oerter zum Abtreiben dergeſtalt wähle, daß die Triften, durch welche das Vieh zu den hutbaren Oertern gehen muß, nicht verhauen, noch die Hut und Weide beenget werde. Wird hierinnen ein Fehler begangen; ſo leiden die Einwohner, und die Einkünfte des Landes gerathen nothwendig mit in Verfall; oder man iſt genöthiget, junge Oerter, in denen die Lohden und der Anflug dem Anlauf des Viehes noch nicht entwachſen ſind, mit dem gröſten Schaden zur Hut und Trift einzugeben. Will man gegen die Unterhanen hierinnen hart ſeyn; ſo macht man Uebel ärger, die Noth treibet ſie, ohne Erlaubniß in die Oerter zu fallen. Um nun nicht entdeckt und beſtraft zu werden, halten ſie das ſolchergeſtalt halb verhungerte Vieh enge bey einander, welches mit groſſer Begierde, wenn es das Gras weggefreſſen, auf die Lohden fällt, und derſelben Spitzen beſchädiget. Da denn ein ſolches Holz, zumal, wenn dieſes etlichemal hintereinander geſchiehet, keinen gehörigen Schaft in die Höhe treibet; ſondern in lauter verworrene und unnütze Seitenäſte ſich ausbreitet:

tet: oder es fallen die Einwohner mit Sicheln und Senſen oft zur Nachtzeit ein, hauen in der Finſterniß, oder bey Tag aus Eilfertigkeit, denen Aufſichthabenden Forſtbedienten zu entgehen, das Gras nebſt den Lohden weg, damit ſie Futter für ihr Vieh erhalten.

Man wähle demnach die Oerter welche Haubar ſind, ſo viel möglich in ſolcher Ordnung, daß man niemals der Hut und Trift einige Jahr lang entgegen haue, auch groſſe Oerter, darinn man mit dem Abtreiben drey, vier, ſechs und mehr Jahre handelt, müſſen dergeſtalt angehauen werden, daß man der Trift nicht entgegen, ſondern nachgehe. Werden die Häue gegen die Trift getrieben; ſo werden die abgelegenen Häue eher haubar, als die nahen; folglich muß man mit Schaden durch die ganzen jungen Häue die Trift nehmen. Da ſich nun, beſonders in Fichten- und Tannen örtern, dieſe Fehler nicht allezeit vermeiden laſſen; ſo läßt man in ſolchen Fällen zu Erhaltung der Trift in Laubtragenden Oertern einen Strich Holzes von verhältnißmäſſiger Breite, in Anſehung der Gröſſe der Heerden, ſtehen, aus welchem nur das Unterholz genommen wird, damit das Vieh Raum zur Trift habe. In nadeltragenden Oertern kann man wegen des Windes ſelten einen Strich Holz ſtehen laſſen, und man nimmt dagegen die Trift einige oder etliche Ruthen ſchmäler. Eine ſolche Trift wird gemeiniglich verrücket, damit das Vieh nicht in die jungen Häue ausweichen könne.

Ver-

Verrücken heiſſet nämlich, wenn an beyden Seiten der Trift Pfähle drey bis vier Fuß hoch eingeſchlagen, und Stangen drey bis vier Zoll ſtark darauf genagelt worden, die man die Rücke nennet.

2) Wo groſſe Forſten und Wälder ſind, da müſſen für jede Stadt, für jedem Ort der Handlung, für jedes Berg- und Hüttenwerk, wo man das Holz oder Kohlen nöthig hat, die nächſten Oerter oder Forſten beſtimmet, und niemals ohne Noth entfernete genommen werden, es wäre denn, daß die Nutzung derſelben nicht näher und vortheilhafter angebracht werden könnte. Sehr weite Wege nach dem Orte des Gebrauchs, vermindern die Nutzung einer Forſt gar ſehr. Daher rühret es, daß in groſſen Wäldern und Gebirgen gemeiniglich Holz und Kohlen um einen gar geringen Preiß, ja faſt umſonſt zu haben ſtehen, und man oft zufrieden ſeyn muß, wenn nur die Einwohner durch Verarbeitung und Abfuhr dieſer Materialien ihren Unterhalt haben, es ſey denn, daß viele Hütten- und Bergwerke darinnen liegen, bey welchen genugſames Holz mit anſehnlichem Vortheile verbraucht werden kann. Auſſer dem ſchweren Fuhrlohn leiden die Forſten ſelbſt Schaden, wenn ohne Noth entlegene Oerter, vor nahen gewählet werden; denn der Boden in ſolchen Wäldern, ob er gleich an ſich hart und ſteinigt zu ſeyn pfleget; iſt doch mehrentheils einige Spannen hoch mit verrottetem Laube, Nadeln und Moos überdecket, welches

die

die zur Abfuhr gewählten Wege gar bald in ſo ſchlimmen Zuſtand ſetzet, daß die Fuhrleute viele Nebenwege, nicht ohne groſſen Ruin des Holzes, vornehmlich in jungen Oertern, zu machen, gezwungen ſind; oder man muß ſich gefallen laſſen, die Wege mit groſſen Koſten zu beſſern. Dieſes doppelten und groſſen Schadens halber, hat man dieſe Regel ſo genau als möglich zu beobachten.

3) Oerter die **ſtruppichtes**, das iſt, ſolches Holz haben, welches in Anſehung ſeiner Dicke eine geringe Höhe hat, aus was Urſachen es ſeyn möge, ſind vorzüglich wegzunehmen, damit ſie wieder in friſchen Wachsthum können gebracht werden; denn wo ein Holz ſich einmal in die Dicke und in viele Aeſte ausgebreitet hat, da kann man keine Hofnung haben, daß ſolches jemals in guten Wachsthum kommen werde. Wohl und nahe gelegene Oerter, welche zu den nöthigſten Holzgattungen den beſten Grund und Boden haben, müſſen vor allen andern in gutem Zuſtande erhalten, oder darein geſetzet werden, wenn ſie in ſchlechtem Stande ſind, weil ſolche den übrigen an Nutzbarkeit vorgehet. Hat das Holz darinn einen Mangel, der ſich nicht verbeſſern läßt; ſo muß es weggehauen werden, ſo bald es thunlich iſt, damit man den Ort wieder in guten Beſtand ſetzen könne.

Wo viele überſtändige Oerter abzutreiben vorfallen, da ſind diejenigen vor andern zuerſt wegzunehmen welche abſtändig zu werden anfangen, weil das Holz alsdenn aus Alter,

oder

oder aus verſchiedenen Urſachen trocken wird, oder gar umzufallen anfängt, beſonders nach ſehr harten Wintern, nach groſſen Sturmwinden, pflegt das ſtarke Holz ſehr häufig in ganzen Oertern trocken zu werden. Solches hauet man gerne bald möglichſt weg, ob ſchon das geringere darzwiſchen ſtehende Holz annoch in guten Wachsthume iſt; wenn dieſes aber noch gar zu ſchwach, hauet man das ſtärkere heraus. Man muß ſich dabey nicht irren laſſen, daß etwa ſchwaches Holz dadurch beſchädiget wird; denn es iſt nicht rathſam, wegen des wenigen ſchwachen Holzes, das nach Verlauf vieler Jahre erſt zu gebrauchen ſtehet, vielmal mehr ſtarkes, oft ſehr nutzbares Holz, verlohren zu geben, welches in hundert und mehr Jahren aus dem ſchwächern nicht wieder zu erhalten, da im Gegentheil das ſchwache Holz in wenig Jahren wieder zugezogen werden kann.

Oerter, die aus lauter wohlgewachſenen, ſtarken und geſunden Bauholzarten, vornehmlich Eichen beſtehen, müſſen, bis es die Noth erfordert, geſchonet werden; es wäre denn, daß deren ſo viele vorhanden, als in etlicher Menſchen Lebenszeiten, wenn auch auf nicht gar ſelten vorfallende Unglücks- und andere Fälle gedacht wird, wahrſcheinlicher Weiſe nicht vonnöthen ſeyn dürften. Es verlauffen nämlich nach Verſchiedenheit des Holzes ein, ja mehrere hundert Jahre, ehe ſtarkes Bauholz wieder gezogen werden kann. Was dieſem nach der Mangel an dem nöthigen Bauholz für ein Uebel in einem

Lande ſeye, brauchet keiner weitern Ausführung. Es iſt dieſes Uebel an ſolchen Orten ſehr groß, wo Schiffreiche Waſſer mangeln, und dergleichen Holz aus einer groſſen Enfernung herbey gebracht werden muß.

4) Inſonderheit muß man bey der Wahl der abzutreibenden Oerter nicht allein auf den gegenwärtigen, ſondern auch auf den künftigen Nutzen ſehen; und diejenigen wählen, wobey der letzte am wenigſten leidet. Z. E. man hat verſchiedene Oerter, worinnen geringe Gattungen Bau, oder ander Holz verfallen, deſſen man eben bedarf. Wenn unter dieſen einige in ſehr gutem Wachsthum ſtehen, und höchſt wahrſcheinliche Hofnung geben, daß nach gewiſſen Jahren das daraus erfolgende Holz weit höher als gegenwärtig genutzet werden könne; andere Oerter hingegen, die mit gleichen jetzt nöthigen Gattungen beſtanden ſind, keinen, oder wenigen Anſchein eines Zuwachſes geben; ſo wählet man die letztern Oerter zum Abtreiben. Man nehme zur Erläuterung dieſer Regel noch folgendes Exempel: Es ſoll Laubtragendes Stangenholz ins Kohlholz geſchlagen werden. Es ſind viel überſtändige Oerter vorhanden, das iſt, ſolche, die ihren Wachsthum in die Höhe vollbracht und nachdem ſie abgetrieben worden, keine Hofnung eines Ausſchlages aus den Stämmen geben. Auſſer dieſen ſollen noch verſchiedene Oerter von obiger Art Holzes vorhanden ſeyn, welche nicht überſtändig ſind, und wovon zu hoffen, daß ſie aus den Stämmen

und

und Wurzeln wieder ausſchlagen werden, die aber überſtändig werden würden, wenn man ſie länger ſtehen lieſſe. In dieſem Falle ſind die letztern Oerter abzutreiben, die erſtern aber obgleich das Holz in dieſen alten Oertern alljährlich ſchlechter werden ſollte, ſtehen zu laſſen, bis keine ſolche Oerter mehr vorhanden, deren Wiederausſchlag ein ungeſäumtes Abtreiben erfordert. Die Urſache iſt begreiflich; denn man würde zwar bey gegenſeitigen Verfahren aus denen überſtandenen Oertern, wenn man ſolche gegenwärtig wegnähme, mehrern Nutzen ziehen, indeſſen aber würden die letztern gleichfalls überſtändig werden, nicht wieder ausſchlagen, und ſich das Uebel nach und nach durch alle Oerter ausbreiten, welche mit Laubtragendem Unterholze beſtanden ſind. Man kann demnach nicht allezeit nach der Ordnung des Alters, und der Stärke des Holzes gehen. Fehler, die täglich mit einem zwar ſcheinbaren, in der That aber ſchädlichen und falſchen Grunde begangen werden.

5) So ſorgfältig aber die bisher beygebrachten Regeln zu beobachten ſind; ſo ereignen ſich doch nicht ſelten Fälle, da man von einer oder der andern abgehen muß. Will man gar zu hart auf einer oder der andern beſtehen; ſo kann man oft zu keinem Schluß gelangen. Man muß wenn dieſe Regeln gegen einander lauffen, alle genaue mit einander vergleichen, und diejenigen vorziehen, welche das Uebergewichte haben. Widrigenfalls entſtehet durch

eine übel angebrachte Gefliſſenheit, auf die einmal angenommene Grundſätze zu halten, oft groſſer Schaden, und ſolche Verwirrungen im Forſthaushalt, aus welchen man ſich wohl in vielen Jahren nicht zu entwickeln vermögend iſt. Wenn z. E. die Viehweide in einem Revier ſo überflüſſig vorhanden iſt, daß, wenn einige hundert oder tauſend Waldmorgen, davon abgehen, die Viehzucht, darunter kaum merklich, oder wohl gar nichts leidet, wenn es verſchiedene faſt gleich bequeme Triften, in die hutbaren Oerter zu kommen, giebet; ſo iſt Weide und Trift der geringſte Artikel, und man kann ohne Bedenken davon abgehen. Im Gegentheil verdienet ſolcher die gröſte Betrachtung, wo es daran mangelt.

An Oertern, wo überflüſſig Holz, und deſſen Preis nicht hoch iſt, hat man mit weniger Sorgfalt auf den vollbrachten Wachsthum, auf den Schaden, den ein anderer Strich oder Platz eine Zeitlang leidet, zu ſehen, als wo ein Mangel bevor ſtehet. Will man einen Ort nach obigen Regeln überhaupt beurtheilen, ſo muß es im Durchſchnitt geſchehen, und der Schluß nach den gröſten Theilen und zwar nicht allezeit in Anſehung der Fläche gemacht, ſondern auch oft der Werth in Betrachtung gezogen werden. So iſt es ein groſſer Fehler, wenn ein Ort nach Beſchaffenheit ſeines Holzes und aller übrigen Umſtände haubar iſt, und abgetrieben werden ſollte, den man aber ſtehen läßt, weil eine und andere darinnen

befind

befindliche kleine Plätze noch kein haubares Holz haben.

Eben ein ſolcher Fehler iſt es, wenn man einen Ort zum Verderben ſtehen läßt, wovon das Holz gegenwärtig weit höher zu nutzen ſtehet, als zukünftig worinn über dieſes der folgende Laubtragende Anwachs durch Verſäumniß zeitiger Wegnehmung des Holzes, unter dem Vorwand der Hut und Trift ſchwer gemachet wird, da doch ſelbige oft in einer nichts bedeutenden Kleinigkeit; einigen Grasſpitzgens, oder beraſeten einzelnen Plätzgens beſtehet. Ja eben dadurch in künftigen Zeiten die Hut und Trift, in ſolchen Laubtragenden Oertern beenget, wodurch man ſie zu erhalten ſuchet; denn je ſchwerer und langſamer der folgende Anwachs hervor kommt, deſto länger bleibt er dem Anlauf des Viehes unterworfen, und deſto länger muß er gehäget werden.

6) Will man jedes Holz in ſeiner Art von der beſten Güte haben, den folgenden Anwachs befördern, auch viele Hinderniſſe vermeiden, dieſelbigen entgegen ſtehen; ſo kommt es ſehr viel auf die Jahreszeit an, wenn das Holz gefället wird.

a) **Kohl- und Brennholz** wird am beſten vom Anfange des Novembers bis zu Ende des Merzes des folgenden Jahres gefället, und wenn dieſes gleich nicht allezeit in weitläuftigen Forſten, und bey hartem, lange anhaltendem Winter zu thun, möglich iſt; ſo muß man ſich doch nach Möglichkeit beſtreben, ſolches zu beobach-

obachten. Um dieſe Zeit iſt gar zu wenig Saft im Holze, das, das Feuer unterhaltende, harzigte und gummöſe Beſtandweſen iſt verdicket, eines theils mit dem Holze verbunden, andern theils lieget es in beſondern Behältniſſen, und machet das Holz feſt, ſchwer und dauerhaft, giebt eine harte und ſchwere Kohle, und unterhält ein ſtarkes Feuer. Hauet man aber das Holz ſpäter oder früher, ſo iſt es ſchwammigt und leicht, vom wäſſerichten Safte auseinander getrieben, nimmt die Näſſe gerne an, und da das Feuerhaltende Beſtandweſen annoch den wäſſerichten Saft verdünnet iſt, ſich auch mit dem Holze noch nicht verbunden, noch in ſeinem beſondern Behältniſſen feſt geſetzet hat, ſo wird es gerne vom Regen, oder auf was Weiſe Waſſer dazu kommt, ausgelauget; da aber die harzige und fette Materie das Holz vor der Fäulniß erhält; ſo iſt leicht zu erachten, daß es in der Witterung und an feuchten Oertern viel eher ſtockigt faul werde.

Viele Gattungen von Holz fangen an, in einer Zeit von wenig Monaten nach einer ſpäter, im May und Junius geſchehenen Hauung, zu ſtocken, vornehmlich Rothbüchen, Ellern und Birkenſtangenholz, nicht weniger Haſeln, Eſpen, Söhlweiden ꝛc. Es trocknet ſchwer aus, giebt eine leichte Kohle und ſchlechte Feuerung. Wenn der Regen das harzigte und kleberichte Beſtandweſen, welches das Feuer unterhalten hilf, heraus ziehet; ſo gehet auch dasjenige, daraus ſich das Laugenſalz im Feuer

erzeu-

erzeuget, und welches beym Schmelzen ſtrenger Erzt und Bergarten, die Wirkung eines durchdringenden Fluſſes thut, zugleich mit verlohren. Dies iſt nicht deutlicher wahrzunehmen, als wenn ſpät gehauenes Flößeholz verkohlet, und zum Schmelzen des Eiſensſteins in hohen Oefen gebrauchet wird. Erfordern es ja einige widrige Umſtände, daß ein Holz um die Saftzeit gehauen werden muß; ſo iſt es, ſo bald es nur einigermaſſen lufttrocken geworden, ſogleich zu verkohlen, oder wenn man es zu Brennholz haben will, in luftige und trockene Behältniſſe zu bringen.

Bau- und Gerätheholz kann den Saft noch weniger ertragen. Es iſt in der Witterung von keiner Dauer, die Würmer greiffen es gerne an, es hat die gehörige Feſtigkeit nicht, wirft ſich gern, das iſt, es verändert bey Veränderung der Witterung ſeine Fläche. Die verwendeten Bau- und Arbeitskoſten ſind deswegen ſchlecht angewandt. Will man es als einen Vorrath hinlegen; ſo muß das Behältniß einen ganz freyen Durchzug der Luft haben; widrigenfalls wird es ſo mürbe und ſtockigt, daß es zum beſtimmten Gebrauch in wenig Jahren ganz undienlich wird. Ja wenn man ein ſolches in der Saftzeit gehauenes Holz in verſchloſſenen Schuppen oder Behältniſſen zu den trockenſten, und zu rechter Zeit gehauenen Holz leget, ſo ſteckt es dieſes mit einer Fäulniß an, und verdirbet eines mit den andern.

b) Die beſte Zeit, Bau- und Geräthholz zu hauen, iſt vom Anfang des Monaths November bis zum Anfang des Jenners. Das Nadelholz bleibet noch wohl einen Monath länger zu dieſer Abſicht gut. Zwar ſcheint es, daß an etlichen Oertern, wegen des Borkenreiſſens, das Holz ſpäter, und in der vollen Saftzeit zu hauen unvermeidlich ſeye, weil ſolche den Gerbern unentbehrlich iſt, und nicht kann geriſſen werden, als wenn das Holz mitten in der Saftzeit gehauen wird. Es läſſet ſich aber dieſer Entzweck ohne Nachtheil der Güte des Holzes erreichen, wenn man nur folgende Vortheile dabey in Acht nimmt.

α) Will man die Borke von Eichen, Fichten, Ellern und andern Holze nutzen; ſo muß man das Bau- und Geräthholz im Monath November, December und Jenner heraus hauen, damit es ſeine gehörige Dauer und Feſtigkeit behalte. Mit den Fichten und andern Nadelholz hat es bis in den Hornung und Merz zeit.

β) Dafern der geſchloſſene und dickſtehende Beſtand eines Orts das Aushauen nicht zuläßt, muß man rund umher die Borke an den Stämmen, welche man zu dauerhaften Bau-Geräthholz beſtimmet hat, im Monath November abkränzen, und dieſe Stämme mehr, als zur Hälfte, bis über den Kern einhauen; ſo tritt gar wenig Saft hinein, und können ohne ſonderlichen Schaden ihrer Dauer und Feſtigkeit, bis zu der Zeit ſtehen bleiben, da ſich die Borke reiſ-

ſen läßt. Von den gekränzten Bäumen kann man alsdenn die Borken gleichfalls reiſſen, indem zu merken, daß, wenn auch ein Baum im Winter, da die Borke noch feſt am Holze hänget, gefället wird, ſolche dennoch im May und Junius, obwohl etwas ſchwerer geriſſen werden könne.

γ) Das Unterholz in laubtragenden Oertern, in ſo weit man die Borke davon nicht brauchen kann, hauet man zu rechter Zeit weg, damit die Stämme ſich nicht, wenn allzu ſpät im Frühjahr gehauen wird, verbluten, ſondern dauerhafte häufige Stammlohden treiben; das übrige Holz aber kann man bis zur Saftzeit ſtehen laſſen, und alsdann die Borke reiſſen, jedoch iſt dabey zu beobachten, was oben geſagt worden nämlich, daß man das Kohlholz in Zeiten verkohle, und das Brennholz vor dem Stocken verwahre, wenn es nicht bald verbrauchet werden kann.

δ) Das Eichenholz, wenn man es zur Verkohlung und Feuerung brauchen will, macht hier eine Ausnahme, indem ſolches durch das ſpäte Hauen, ſo in Abſicht auf das Borkenreiſſen geſchehen muß, an ſeiner Güte wenig leidet, ob es gleich noch ein bey zwey Jahren in der Witterung lieget, welches dieſes dauerhafte Holz vor allen andern voraus hat.

ε) Das Fichten und Rothtannenholz hält ſich nächſt dieſem noch ziemlich: wiewohl man es zu Flößholz nicht gerne auf das künftige Frühjahr liegen läßt. Es wird ſchwammigt,

 leicht

leicht ziehet ſich aber in wenig Tagen wieder voll Waſſer, lodert, wenn es wieder trocken worden, wie Reiſig oder Hecke, bald weg; bey dem Verkohlen giebt es eine leichte Kohle von geringer Wirkung; vor dem Gebläſe macht ſie eine ſchnelle Hitze, wird aber gar geſchwinde verzehret.

7) Wenn der **Boden** einen merklichen Einhang hat; ſo muß die Hauung entweder Berg an, oder wo ſich dieſes nicht ſchicken will, ſeitwärts geführet werden, und zwar nach einer ſchräg aufwärts laufenden Linie, dergeſtalt, daß der ſtehende Theil durchgängig über dem abgetriebenen ſtehet. Wollte man an dem Einhang eines Berges beſonders wenn er etwas ſteil iſt, die Hauung Berg ab treiben; ſo würde das gehauene Holz in den andern noch ſtehenden Theil fallen, und die Aeſte ſich dergeſtalt in einander verwickeln, daß das Holz ohne die gröſte Mühe nicht würde aus einander zu bringen ſeyn. Es kann nämlich ein geübter Holzhauer auf der Ebene, oder wo nur ein ſanfter Einhang iſt, die Bäume fällen, nach welcher Seite er will. Allein auf ſteilen Einhängen iſt dieß nicht zu bewerkſtelligen, weil ſich das Holz meiſtens etwas gegen den Einhang zu neigen pfleget. Man kann auch einen Einhang in, unter, oder über der Mitte anhauen, indem man, ob zwar nicht ohne Mühe, einiges Holz weg hauet, und dadurch Raum machet, die Hauung Berg an zu führen. Dieſes iſt nöthig, wenn das Holz oben am Berge

haubar

haubar iſt, unten dagegen nach nicht wegge⸗nommen werden darf, welcher Fall mehren⸗theils von Fehlern herrühret, die in vorigen Zei⸗ten begangen worden, und wegen der dabey vorfallenden Beſchwerlichkeiten ſorgfältig zu ver⸗meiden ſind. Auf dieſe Art kann man jedoch ſtrichweiſe, Berg ab treiben, welches alsdenn nöthig iſt, wenn ſolche Einhänge gegen Abend abfallen, und mit hohen, flach bewurzelten, und in lockerm Boden ſtehenden Stämmen, beſtanden ſind. Auf einem nur ſanft Berg ab⸗lauffenden Boden kann man von dieſer Regel, wenn es andere Umſtände erfordern, gar wohl abgehen.

8) In den meiſten Fällen iſt viel daran ge⸗legen, daß man nach dem Compaß eine gewiſ⸗ſe Linie nehme, nach welcher die Hauung zu führen. Wenn nämlich ein Ort ganz, oder gröſtentheils aus ſolchem Holze beſtehet, das einen flüchtigen Samen hat, zugleich auch we⸗gen mildem Boden, und flach auf der Erde laufenden Seiten und ſchwachen Pfahlwurzeln das in einem Orte ſtehende Holz leicht vom Win⸗de umgeworfen werden, und man um deswil⸗len keine Stämme ſtehen laſſen kann; ſo füh⸗ret man die Hauung von Morgen gegen Abend, dahin gehören Kiefern, Tannen, Birken ꝛc. Denn

a) Oefnen ſich die Samenbehältniſſe mit den weſtlichen Winden. Der Samen flieget damit am leichteſten aus, und wird in die gegen Oſtern liegende Hauung gewehet, wo er zum Anwachs nöthig

nöthig iſt. Es wehet auch der Weſtwind am meiſten, und jagt den Samen weiter fort, als die andern Winde, welche bey weitem nicht ſo oft, ſo heftig, noch ſo lange anhaltend wehen. Wollte man hingegen die Hauung von Abend gegen Morgen führen; ſo würde der Weſtwind den Samen nicht in den abgetriebenen Raum, ſondern in den ſtehenden Ort führen. Dieſer würde aber daſelbſt theils bey fortgeſetzter Hauung zerquetſchet und verdorben werden. Man könnte zwar gegen die Hauung von Morgen her den Einwurf machen, daß der Forſt im Anfang des Frühlings den aufkommenden Samen von Nadel- und andern ähnlichen Holzarten aus der Erde ziehe. Allein hingegen iſt zu bemerken, daß der von ſelbſt geſchehene Anflug, ſo ſich in dem allezeit etwas moſſigten, und mit Wurzeln einiger im Schatten wachſender Kräuter durchzogenen Boden ſetzet, durch keinen Froſt ausgehoben werde. Jedoch, wo man genöthiget iſt, den etwa ſchon verangerten Boden aufzuhacken, oder zu pflügen, daſelbſt muß man das Einſtreuen des Samens bis in den Merzmonat anſtehen laſſen, nach welcher Zeit ſelten ſo harte, und hintereinander folgende Nachtfröſte ſich ereignen, daß das Ausziehen des Samens zu beſorgen wäre. Man wird gar leicht ſehen, daß auf ſolche Holzgattungen, deren Lohden durch die Kälte und Trockniß leicht abſterben, ob ſie gleich der Froſt nicht ausziehet, an ſolchen ganz bloſſen Oertern in rauhen Gegenden keine Rechnung zu machen ſeye, als

da

da ſind Ahorn, Lehne, Eſche ꝛc. Rothtannen und Birken ſind daſelbſt am gewiſſeſten in Anwachs zu bringen.

b) Wenn ein oder mehrere, und unmittelbar an einander ſtoſſende Oerter geſchloſſen, mit Holz beſtanden ſind; ſo findet man das inwendige hochſtämmig, mit wenigen Wurzeln. Im Gegentheil das, was im Umfang ſtehet, niedrig, äſtig, mit weit ausgebreiteten ſtarken Wurzeln in dem Boden befeſtiget, und daher geſchickt, den ſtärkeſten Winden ſtandhaft zu widerſtehen. Wird nun ein ſolcher Ort, der mit flachbewurzelten, beſonders in nicht gar zu feſten Boden ſtehenden Holzgattungen beſtanden iſt, als Tannen, Fichten, Kiefern, Birken ꝛc. von Morgen gegen Abend abgetrieben, ſo bleibet der gegen Abend ſtehende Theil zum Schutz wieder die daher ſtürmende Winde. Führet man dagegen die Hauung von Abend gegen Morgen; ſo wird der Ort von dieſer Seite geöfnet, daß die weſtlichen oft ſtürmenden Winde ganze Oerter übern Hauffen werfen. Es müſſen demnach Oerter, die mit obigen Arten des Holzes beſtanden ſind, von Morgen gegen Abend abgetrieben werden, damit die Sturmwinde von dieſer Seite nicht einfallen können. Es gehören auch hieher alle Oerter, ſo mit lauter hochſtämmigen in ſehr mildem leichten Boden erwachſenen Baumholze beſtanden ſind, es mögen Holzgattungen ſeyn, welche es wollen. Selbſt alle hochſtämmige Eichen werden auf ſolchen Hauen durch groſſe Sturmwinde nieder-

niedergeworfen. Man muß deswegen hier von der Regel abgehen, und an ſolchen Orten nichts, als etwas rauhes und tief bewurzeltes Oberholz zum Schutz, und zur Beſamung ſtehen laſſen.

Wo Laubtragendes, Unter- oder Stangenholz mit einzelnem Ober- oder Baumholz unter einander ſtehet, da iſt es gleich viel, von welcher Gegend der Ort angehauen werde. Es iſt das meiſte Laubholz ſtark bewurzelt, und ſtehet feſte. Iſt aber das Stangenholz überſtändig worden, und deswegen lediglich auf den Anwachs aus Samen Rechnung zu machen: ſo iſt es beſſer, wenn der Ort von Südweſt gegen Nordoſt gehauen wird, damit er vor dem rauhen und meiſt dürren Winden Schutz habe. Denn es iſt nichts den aufkeimenden Laubſamen und Lohden ſo gefährlich, als wenn mit Anfang des Frühjahrs ein Froſt und Reif ohne Schnee darauf fällt. Desgleichen ſchaden auch die dürren öſtlichen Winde und die Sonnenhitze, welche gleich frühe Morgens den Thau verzehren, und machen, daß die zarten Lohden ſonderlich an hohen trockenen Orten in wenig Tagen verdorren, welchem allen die von Abend angehauenen Oerter nicht ſo ſehr unterworfen ſind. Man machet zwar den Einwurf, daß unter dem hohen mit dem Abendwinde fallenden Schnee die Lohden verfaulen müſſen. Es iſt aber dieſes nicht nur der Erfahrung zuwider, ſondern auch bekannt, daß der Schnee allezeit auf der vom Winde abſtehenden Seite in hohe Wedels, folglich auf der Morgenſeite eines ſte-

henden

henden Orts zuſammen gehäuffet werde, wie man ſolches an den Zäunen und Hecken, auf dem Felde und in Gärten, auch an den Gebäuden wahrnehmen kann.

9) Endlich muß noch einige Erwähnung von der Gröſſe der jährlichen Hauungen gethan werden. Starke Wildbahnen und groſſe Viehheerden erfordern groſſe Hauungen. Wenn beyde klein und ſchwach; ſo ſind auch kleine Hauungen beſſer. Führet man kleine, oder wohl gar winklichte Hauungen, wo groſſe Wildbahnen ſind, ſonderlich auf Flächen und Sommerſeiten; ſo begiebet ſich das Wild im Winter aus denen umher und nahe dabey ſtehenden Dickungen, in die abgetriebenen Theile, vornehmlich aber in die, welche dem Sonnenſchein ausgeſetzet ſind, und verbeißt die aus den Schnee hervorragenden Spitzen der Lohden, weil das Wild zu ſolcher Zeit gar wenig andere Nahrung auſſer den Kätzgen der Haſeln findet. Je kleinere und wenigere Hauungen in einer Forſt ſind, je mehr ziehet es ſich zuſammen, ſo, daß der beſte Anwachs gänzlich verdorben wird. Selbſt das ſchwarze Wildpret, welches ſonſt durch Verbeiſſen keinen Schaden thut, ſuchet den Samen und die zarten Lohden, am meiſten, wo es Eicheln und Buchеckern verſpüret, unter den Schnee hervor. Dieſen kann man zwar einigermaſſen durch gröſſere und mehrere Hauung vorkommen, gänzlich aber iſt dieſes Uebel bey ſtarken Wildbahnen niemals abzuwenden. Der Schaden vertheilet ſich nur auf den gröſſern

Hau-

Hauungen und fällt nicht ſo ſehr in die Augen; allein er iſt doch wirklich da. Der Schaden, welchen das Rothwildpret, Rehe und Haſen thun, wird einigermaſſen abgewendet, wenn hin und wieder Eſpen niedergehauen werden, deren weiche und gegen das Frühjahr ſaftige Spitzen das Wildpret am liebſten ſuchet.

Eben ſo ſchaden auch groſſe Viehheerden in kleinen abgetriebenen Oertern. Aber gar groſſe Hauungen ſind nicht weniger ſchädlich, der Anwachs wird dadurch unmäſſiger Kälte und Hitze ausgeſetzet. Man ſiehet es augenſcheinlich, ſelbſt bey zarten Fichten, die ſonſt auch in den rauheſten Gegenden fortkommen, daß ſolche auf groſſen, weiten, ſehr hoch liegenden Gehauen oft mitten im Sommer an dem Trieb oder Schuſſe deſſelben Jahres braun werden, und denſelben verlieren, da der, unfern davon unter dem Schutz ſtehender Oerter befindliche Anwuchs unbeſchädiget bleibet. Lange und ſchmale Hauunge ſind überhaupt die beſten. Vor allen hat man ſich zu hüten, daß durch gar zu groſſe und viele Hauungen ein Forſt nicht ganz, beſonders an Hut und Weide erſchöpft werde. Das Vieh muß zu den hutbaren Oertern ſehr weit getrieben werden, dadurch entgehet der Heerden gröſter Nutzen. Die nächſten Einwohner müſſen nach ihrer Arbeit weite Wege thun, wodurch unnöthiger Weiſe das zu verdingende Lohn erhöhet, oder bey Taglöhnern wenig ausgerichtet wird. Ohnerachtet man demnach bey groſſen Viehherden, auch die

jährli-

jährlichen Hauungen einigermaſſen vergröſſern kann; ſo iſt es doch ſchädlich, bloß wegen der Viehheerden, ſolche zu einer denſelben angemeſſen Gröſſe auszudehnen. Die Heerden können vertheilet, und nach dem Forſtbetrieb eingerichtet werden, nicht aber der Forſtbetrieb zum Schaden des Anwachſes nach den Heerden.

Wo der Anflug von Samen aus den vorliegenden mit Holz beſtandenen Orten erfolgen muß, da iſt noch viel ſorgfältiger auf eine gemäſſigte Gröſſe zu ſehen, als wo derſelbe von denen in den Hauungen ſtehen bleibenden Bäumen zu gewarten, auch der Anwachs von Stammlohden zu hoffen iſt. Gewöhnlichermaſſen iſt die beſte Gröſſe von dreyſig bis ſiebenzig Waldmorgen, einen Waldmorgen zu hundert und ſechzig Quadratruthen gerechnet, welche Gröſſe die Erfahrung als die vortheilhafteſte bekräftiget. Sind die Oerter zu ſolchen Hauungen zu klein; iſt man zugleich genöthiget, auf die Beſamung und Schutz vor der Witterung zu ſehen; ſo muß man allerdings viel kleinere Hauungen machen, aber auch dabey ſich mit den Viehheerden darnach achten, oder erſt zu Ende des Sommers hineintreiben, um welche Zeit die Lohden hart, bitter, trocken und ohne Schaden biegſam, folglich nicht ſo leicht zu beſchädigen ſind. In gar groſſen Forſten, und wo eine groſſe Menge Holz jährlich zu hauen iſt, muß man viele Oerter zugleich angreiffen.

Dieſes ſind die allgemeinen Regeln, welche bey Abtreibung aller Oerter in Acht genommen werden müſſen.

V. Von der Jagd- und Forſt-Gerechtigkeit.

Die Jagdgerechtigkeit, Jagdberechtigung, Jagrecht. Ius venandi, iſt die Befugniß und das Recht mit Ausſchlieſſung anderer zu jagen, oder wilde Thiere zu fangen. Wenn hiermit zugleich die Macht und Befugniß verbunden iſt, allerhand des Wildes und der Jagd halber zu beſchlieſſen und vorzunehmen, als das Jagen, die Jagdfrohnen, Verbot das Vieh nicht in den Wald zu treiben, wenn das Wild heget, Gebot und Verbot wegen der Jagden und dergleichen mehr; ſo heiſſet es der **Wildbann**, welcher in ſo fern von der Jagdgerechtigkeit, wie das Gröſſere von dem Kleinern unterſchieden iſt.

Bejer in delineat. Iur. Germ. bib. 2. Cap. 3 §. 1. *Gregel.* diſſert. de jurisd. foreſt. §. 11 et 12. Seckendorf im deutſchen Fürſtenſtaat. Part. 3. Regal. 5. No. 5.

Die Forſtgerechtigkeit, Forſtliche Herrlichkeit, Forſteyliche Obrigkeit. Ius foreſtale, S. Ius foreſtarium, bedeutet in weiterm Sinn alle Wald- und Holzgerechtigkeit, das Jagdrecht, die Wildbahnen, und alles was zur Jagd gehöret; in einem engern Verſtande aber nur, was der Waldung und dem Gehölze anhängig iſt. Indeſſen werden die hier geſetzte Benennungen von andern, die die Sache gründ-

licher aus einander geſetzet, nicht als gleich bedeutend angenommen; ſondern die Forſtgerechtigkeit oder das Forſtrecht wird von der forſtlichen Obrigkeit unterſchieden, ſo wie auch der Wildbann von dem Forſtrecht unterſchieden iſt. Wir bleiben demnach jetzo zu erſt bey der Erläuterung deſſen ſtehen, was eigentlich zur forſtlichen Obrigkeit gehöret. Dieſe iſt, ihrem vollſtändigen Begrif nach eine öffentliche Macht und Gewalt, in Anſehuug der Jagden, Forſt und Wälder, und derer davon abhängigen Sachen, etwas zu gebieten und zu verbieten, über Forſt und Jagdſtreitigkeiten zu erkennen, die Uebertretter zu beſtraffen, und allen Nutzen aus dem Forſt an Holz und Wild zu genieſſen.

Vid. *Wehner.* Obſervat. pract. voc. *Forſt. Spiz.* de Iurisdict. foreſt. *Hildebrand* de Iurisdict. univerſ. Cap. 13. poſit. 1. Weſtenholz Diſſert. de Iurisd. foreſt. Cap. 3. §. 37. *Hert.* de Superiorit. territ. §. 48.

Solchemnach enthält die forſtliche Obrigkeit, als ein totum integrale zwey Stücke in ſich, erſtens den **Wildbann**, und zweytens das **Forſtrecht**, oder Waldgerechtigkeit, welche beyde wohl von einander zu unterſcheiden; wie wir weiter unten zeigen werden. Jener beſtehet in dem Weidwerk, oder der Befugniß mit Ausſchlieſſung anderer zu jagen, und allerhand des Wilds und der Jagd halber zu beſchlieſen und vorzunehmen. Dieſes aber beſtehet in Aufſicht und Erhaltung der Wälder und Gehölze.

Vid. *Berger*. Oecon. Iur. lib. 2. tit. 2. §. 8. not. 6. pag. 228. *Wehner* L. C. *Harpprecht* ad §. 12. Inſtit. de rer. diviſ. num. 264. *Spiz*. Diſſert. de Iur. foreſt. Cap. 1. §. 6. 7. *Knipſchild* de Civit. Imper. lib. 2. cap. 7. num. 40.

Daher ſiehet man, daß an etlichen Orten, ja wohl gar an Fürſtlichen Höfen, die Aemter des Jägermeiſters und Forſtmeiſters von einander unterſchieden ſeyn, denn jener wird der Jagd vorgeſetzt, und hat alles, was zur Jagd gehörig, anzuordnen; dieſer aber hat die Inſpection über die Wälder, und darauf zu ſehen, daß ſie nicht verödet, ausgeſtockt, oder ſonſt verwüſtet werden.

Vid. *Wehner*. L. Cit. Iod. Beck Tract. de Iurisd. Crim. et *Centen*. lib. 3. cap. 3. obſerv. 5. *Majer* Tract. de Iur. venand. cap. 12. theſ. 2. *Ertel* de Iurisd. infer. lib. 2. cap. 34. obſerv. 1.

Wie dann auch in Deutſchland, ſich täglich zuträgt, daß einer in einem Wald den **Wildbann**, und der andere das Forſtrecht hat, weil dieſe Iura an und vor ſich ſelbſt in keiner Verbindung ſtehen, und eines ohne das andere, gar wohl exercirt werden kann.

Vid. *Ruland* de Commiſſar. part. 4. lib. 2. cap. 8. num. 43. *Ertel* c. l. cap. 34. obſ. 2. *Knichen* de Iur. territ. cap. 4. num. 295. *Knipſchild* de Civit. Imper. lib. 2. cap. 6. num. 17 & 70.

Man darf alſo von einer Specie auf die andere nicht ſofort den Schluß machen, daß demjenigen, welcher den Wildbann hat, auch das

Forſt-

Forſtrecht, oder dem, der das Forſtrecht hat auch die Wildbannsgerechtigkeit zuſtehe.

Vid. *Berger* Oecon. Iur. lib. 2. tit. 2. §. 8. not. 6. pag. 228. *Myler* ab Ehrenbach. de Princip. & Statib. Imper. cap. 73. §. 5. *Krebs* de Lign. & Lapid. part. 1. claſ. 4. ſect. 16. §. 1. num. 5.

Wer alſo entweder nur das Forſtrecht, oder nur allein den Wildbann hat, der hat noch nicht Iurisdictionem foreſtalem, oder die forſtliche Obrigkeit; ſondern er muß jene beyde zuſammen haben. Und wenn er dieſe hat; ſo kann er alles exerciren, was ſowohl das Forſtrecht, als der Wildbann in ſich faſſet.

Vid. *Knipſchild* de nobilit. lib. 2. cap. 5. num. 220. *Weſtenholz* Diſſert. de Iurisd. foreſt. theſ. 29. ſeqq. *Ruland* de commiſſar. part. 4. lib. 2. cap. 8. num. 41.

Von dieſer Forſtlichen Obrigkeit wollen wir nun jeden Theile, von den andern abgeſondert anführen; und nämlich

Von den Wildbann.

Da wir oben ſchon geſaget, was man unter den **Wildbann**, oder **Wildbannsgerechtigkeit**, verſtehet; ſo wollen wir hier, die **Wirkungen**, und die **Nutzung**, des Wildbanns, kürzlich beſchreiben.

A.) Die **Wirkungen** des **Wildbanns**, wodurch er ſich von dem Forſtrecht und der Jagdgerechtigkeit unterſcheidet, ſind folgende:

1) Die **Macht**, Jagdordnungen zu machen, und Weidwerks Mandate zu publiciren,

 als

als ohne welche der Wildbannsheer ſeine Wildbannsgerechtigkeit nicht füglich ausüben und erhalten kann.

Vid. Seckendorf im deutſchen Fürſtenſtaat. part. 3. cap. 3. regal. 5. num. 6. *Weſtenholz* diſſert. de Iurisd. foreſt. cap. 5. theſ. 52. *Otto* hoher Herren und Potentaten *Brevier*, ſect. 2. pag. 252. *Maier* tract. de Iur. venand. cap. 12. §. 2.

2) Das Recht die Uebertretter der Jagdordnungen und Weidwerks Mandate zu pfänden.

Finſterwald, Obſerv. pract. ad Conſuetud. Auſtriac. lib. 3. Obſervat. 157. *Maier*, tract. de Iur. venand. cap. 14. theſ. 2.

3) Das Recht über die Jagdſtreitigkeiten zu erkennen, und die Uebertretter der Jagdordnungen und Weidwerksmandate nach Verdienſt zu beſtraffen.

Vid. Seckendorf im deutſchen Fürſtenſtaat, part. 3. cap 3. ſect. 5. §. 6. pag. 446. *Beier*, delineat. jur. German. lib. 2. cap. 3. §. 6. *Weſtenholz.* Cit. diſſert. cap. 5. §. 72.

Hierher gehöret auch das Recht der **Wilderer**, **Wilddiebe** oder **Wildſchützen**, zu beſtrafen. Was nun dieſe ihre **Beſtrafung** anbetrift; ſo können ſie, nebſt denen, ſo ſie beherbergen, hauſen, hegen, und das Wildpret oder die Häute wiſſentlich von ihnen kaufen, nach Beſinden der Umſtände entweder mit einer Geld- oder Gefängnißſtraffe, oder aber mit Landesverweiſung, oder bey verſpürender Beharrlichkeit, Troß und Widerſpenſtigkeit, gar mit einer Leibesſtrafe beleget werden; wenn nur allenthalben

halben die Proportion zwiſchen den zugefügten Schaden und der Strafe fleiſſig in Acht genommen, und dießfalls nicht wider die Billigkeit verhänget wird.

Vid. Seckendorf Loc. cit.

Ob aber die **Wildſchützen** auch ſogar am Leben beſtraft werden können, darinn ſind die Rechtslehrer nicht einig. Einige läugnen dieſes ſchlechterdings und halten davor, daß es unbillig und grauſam, und der geſunden Vernunft entgegen ſeye, einem Menſchen um eines unvernünftigen Thiers oder Beſtie willen, ſo noch in ſeiner natürlichen Freyheit herum gehet, und in keines, mithin auch des Wildbannsherrn Dominio und Poſſeſion noch nicht iſt, folglich auch an ſolchem Wild kein Diebſtahl begangen werden kann, ſogleich das Leben zu nehmen, da doch zwiſchen der Strafe und den Verbrechen eine Proportion ſeyn ſolle, dergleichen aber zwiſchen einem wilden Thier und dem Leben eines Menſchen keineswegs iſt.

Vid. *Myler ab Ehrenbach*, de principib. et ſtatib. Imper part. 2. cap. 73. §. 12. *Hopp.* und *Schneidewin* ad §. 12. Inſtitut. de rer. diviſ. *Bocer.* de regalib. cap. 1. num. 72. Dieſe Meynung iſt auch in dem Sächſiſchen Landrecht lib. 2. art. 61. gegründet, wo es heiſſet: **da Gott den Menſchen ſchuf, da gab er ihm Gewalt über Fiſche und Vögel, und über alle wilde Thiere; darum haben wir des ein Urkund von Gott, daß niemand ſein Leben an dieſen Thieren verwirken kann.** Womit auch der **Schwabenſpiegel** lib. 1. tit. 36. §. 2. übereinkommt, wenn es daſelbſt heißt: **Kein Richter ſoll**

 einem

einem ſeinen Leib gar nehmen, weder um Gewild, noch um Vögel noch um Fiſch. Add. *Samuel Puffendorf*. de Iur. nat. & Gent. lib. 4. cap. 6. §. 7.

Andere machen dieſen Unterſcheid: ob in den Jagdordnungen und Patenten keine gewiſſe Strafe darauf geſetzet, oder ob eine gewiſſe Strafe darinnen beſtimmet ſeye? Im erſten Fall tragen ſie auf eine willkührliche Strafe an, ſo entweder in einer Geldbuſſe, oder in der Landesverweiſung, oder auch nach Befinden der Umſtände, in dem Staupenſchlag beſtehet. Im andern Fall aber gehen ſie, wenn das Wildpretſchieſſen zum drittenmal wiederhohlet, und der Wildſchütz dadurch dergeſtalt incorrigible geworden, daß von ihm, wegen der mit unterlaufenden äuſſerlichen Verachtung ſeiner Herrſchaft und Obrigkeit, keine Beſſerung zu hoffen ſtehet, auch auf die Todesſtrafe.

Vid. *Harpprecht.* ad §. 12. Inſtitut. de rer. diviſ. num. 304. ſeqq. *Mohr.* de Iur. venand. part. 1. cap. 4. *Cubach.* cent. 2. quaeſt. illuſtr. 2.

Wobey ſie aber zum Theil noch dieſes voraus ſetzen, daß der Wildſchütz wegen des erſten und andern Schuſſes ſchon geſtraft worden (*Harpprecht.* Cit. Loc. Num. 319.); welchem aber andere hierinnen nicht beypflichten. Dem ſey aber wie ihm wolle; ſo iſt es ſo viel gewiß, daß, nach heutiger Gewohnheit in Deutſchland, das Wildpretsſchieſſen und verkaufen für ein maleficiſches Verbrechen geachtet werde, folglich, nach Befinden der Umſtände, zuweilen

auch

auch mit dem Leben abgeſtraft werden könne. Und dieß nicht ohne Urſache, indem dieſe Beſtrafung nicht ſowohl wegen geſchoſſenen Wildes, als vielmehr wegen verächtlicher Hintanſetzung des herrſchaftlichen und obrigkeitlichen Geboths geſchiehet; wie denn auch in dem göttlichen Geſetz die Verachtung und der Ungehorſam gegen die Obern am Leben beſtraft worden, 5 Buch Moſis Cap. 17. verſ. 12. Mithin iſt bey Dictirung der Strafe nicht ſowohl auf den Werth des Wildes, als auf die Beſchaffenheit des Verbrechens, nämlich auf die muthwillige Uebertrettung des oberherrlichen Geboths zu ſehen; und auf dieſe Weiſe wäre eine Proportion zwiſchen dem Leben des Menſchen und dieſem Verbrechen ratione qualitatis. Hiernächſt wenn gleich kein Diebſtahl an der Sache ſelbſt, oder derſelben Inhaber und Beſitzer geſchiehet; ſo iſt doch ſchon genug, daß die einem Fürſten oder Herrn zuſtehende Jagdgerechtigkeit dadurch gehemmet, mithin der Gebrauch derſelben in ſo weit abgeſtricket wird, inmaſſen auch in Anſehung des Gebrauchs, ſo einer in dieſer oder jener Sache hat, ein Diebſtahl geſchehen kann; wie denn auch die peinliche Halsgerichtsordnung Kayſer Carl des *V*. Art. 169. hievon nicht undeutlich Maß und Ziel giebt; denn nachdem dieſelbe verordnet, daß die, ſo aus Weihern oder Behältniſſen Fiſche ſtehlen, denen Dieben gleich zu ſtrafen ſeyen; ſo wird dieſes mit angehänget, daß, wenn einer aus einem flieſſenden un-

eingefangenen Waſſer, daß einem zuſtünde, Fiſche fienge, derſelbe an ſeinem Leib und Gut nach Gelegenheit und Geſtalt des Fiſchens, der Perſon und Sachen, zu beſtrafen ſeye. Weil nun ein ſolches Fiſchen mit dem Wildpretſchieſſen in gleichen Verhältniß ſtünde; ſo wäre hieraus offenbar, wie ein Wildſchütze, auch nach Maßgebung der peinlichen Halsgerichtsordnung, beſtraft werden könne. Und dieſer Meynung ſind unter vielen andern zu gethan:

Stryck in uſu. modern. ad ff. tit. de acquir. rer. Domin. §. 3. *Noe.* Meurer tract. vom Forſt- und Jagdrecht. lib. 2. rubr. welchergeſtalt die Forſtliche Ober- und Herrlichkeit durch gebührende Strafe zu Handhaben. Seckendorf im deutſchen Fürſtenſtaat, part. 3. cap. 3. pag. 446. *Weſtenholz* diſſert. cit. cap. 5. §. 72. ſeqq. *Maier* tract. de Iur. venand. cap. 14. theſ. 4. pag. 328. ſeqq. *Carpzov.* Pract. crim. quæſt. 84. num. 38. ſeqq.

Jedoch ſoll eine Herrſchaft nicht leicht in ſolchen Fall mit der Todesſtrafe verfahren; ſondern ſo viel nur immer möglich die Gelindigkeit vorwalten laſſen; es wäre denn ſolche beſchwerliche Umſtände vorhanden, um welcher willen, andern zum merklichen Exempel und Abſcheu, die Todesſtrafe erkannt werden müßte; als wenn Wildſchützen Mord- und Raubereyen dabey getrieben, oder denen Jagdbedienten ſelbſt den Tod gedrohet, und heimlich nachgeſtellet, oder das Wildſchieſſen oft und vielfältig wiederhohlt, daß keine Beſſerung zu vermuthen ſtehet.

Wehner obſerv. pract. voc. Forſt. *Everhard.* vol. 1. conſil. 10. num. 42. *Ziegler* de Iur. venand. §. 36. *Ertel.* Tract. de Iurisd infer. lib. 2. cap. 7. obſerv. 8. et part. 2. obſerv. Equeſt. 14. pag. 200.

Wenn man indeſſen die Wahrheit bekennen ſoll; ſo bleibet es immer hart, das Wildſchieſſen zu einem Grund der Todesſtrafe zu machen, wenn es auch ſchon oft wäre wiederhohlet worden. Die aufgegebene oder verlohren ſcheinende Hofnung der Beſſerung findet, etwa nur in dem Falle ſtatt, wenn man den Wildſchützen wieder auf freyen Fuß ſtellet. Sollte man ihn nicht in Umſtände ſetzen können, da er dieſe Ausſchweifung nimmer begehen kann? Iſt er ein wahrer Mörder und Räuber; ſo iſt ihm ſein Urtheil in denen Geſetzen ſchon geſprochen. Iſt er mit dem, der ihn einfangen wollen, handgemein geworden, und hat denſelben etwa entleibet; ſo kommt noch viel auf, die Umſtände an, wie er verleitet worden, ſich ſowohl zu widerſetzen, als auch ſich an ſeinem Gegenpart zu vergreiffen. Den Tod drohen kann noch weniger ſogleich die Todesſtrafe rechtfertigen. Es giebt immer noch hundert Strafen und Ahndungen, wodurch man den Wildbannsherrn in ſeinen Rechten ſchützen kann. Auf gleichen Schlag mag man von der Tortur der Wildſchützen urtheilen. Jene Grauſamkeiten aber, da man Wilddiebe auf lebendige Hirſche geſchmiedet, oder in Häute wilder Thiere geſtecket, und dieſelbe hetzen und zerreiſſen laſſen, und andere dergleichen ungeheuere, und die

Menſch-

Menſchheit entehrende Erfindungen der Marter, ſind einem Fürſten höchſt unanſtändig, und verwandeln den, der ſie beſchlieſſet und vollſtrecken läßt, in einen Wüterich und Tyrannen.

Knipſchild. de nobilit. lib. 3. cap. 5. num. 331. *Martin.* de Iur. venand. §. 5. *Beſold.* theſaur. pract. voc Jagen.

4.) Das Exercitium des hohen und niedern Weidwerks, als Hetzen, Jagen, Fällen, Würgen, wie es dem Wildbanns-Herrn gefällig, mit Pürſchen und Schieſſen, und mit Garnen, Seilern und Stricken.

Modeſtin. Piſtor. conſil. 20. num. 15. *Myler ab Ehrenbach*, de principib. & ſtatib. Jmper. part. 2. cap. 73. num. 11. Hieher wird auch insgemein der Otter und Biberfang gerechnet, weil er mit Hunden gehetzet und gefangen wird. *Beſold.* vol. 1. conſil. 3. rubr. von der Fiſcherey, ſchreibet davon alſo: dieweil auch der Biber- und Otterfang ein Anhang des Gewaids und Regals iſt, ſowohl des Wildbanns, als der Fiſcherey; ſo kann den Herrn des Wildbanns, Forſts und Gejags, dieſe Art der Jagdbarkeit mit keinem Fug geſtricket werden add. *Beſold.* theſaur. pract. voc. Fiſcherey. *Knipſchild.* de civit. Imper. lib. 2. cap. 7. §. 68. wiewohl ihn andere blos zur Fiſcherey ziehen, theils wegen ſeines ſchwammigten Schwanzes, nach welchen er mehr den Fiſchen, als einem Erdthier gleichet, theils weil er in den Fiſchwaſſern groſſen Schaden thut, und alſo denjenigen, der ſolchen leidet, billig auch der Nutzen durch Fangung ſolcher Thiere zukommen ſoll. *Noe. Meurer* tract. vom Forſtrecht. fol. 83. *Killinger* de Iur. foreſt. & venand. concl. 5. lit. B. *Speidelius*

Specul.

Specul. Iur. voc. Otterfang. *Ertel* in obſerv. illuſtrib. juridico equeſt. obſerv. 10. per tot. Doch muß hierinnen auf das alte Herkommen das Abſehen gerichtet werden. Wie dann die tägliche Erfahrung lehret, daß man ſich bey dergleichen Begebenheiten gemeiniglich der Prävention zu bedienen pfleget; mithin derjenige den Vortheil davon trägt, welcher vorkommt; welches denn auch um ſo weniger unbillig ſeyn kann, weil die Biber ſowohl in Waſſern, als Hölzern ſehr ſchädliche Thiere ſind, wie Speidelius Loc. Cit. endlich dahin den Schluß machet.

5.) Das **Recht**, das Exercitium des hohen und kleinen Weidwerks männiglich, der des Jagens entweder gar nicht, oder an dem Ort nicht, befugt, bey Strafe zu verbieten.

Merkelbach apud *Klock.* conſil. 29. num. 492. *Myler ab Ehrenbach*, de principib. & ſtatib. Imper. part. 2. cap. 73. num. 11.

6.) Das **Verboth**, **Wolf**- oder **Fuchsgruben zu graben**, und die Anordnung, wo es erlaubt, ſolches vorhero öffentlich anzuzeigen, damit ſich die Leute vorſehen können.

Weſtenholz diſſert. de Iur. foreſt. cap. 5. §. 56. *Martin.* de Iur. venand. §. 28. *Hildebrand.* diſſert. de jurisd. univerſ. cap. 13. poſit. 9.

7.) Das **Verboth**, zu gewiſſen Jahrszeiten nicht zu jagen.

Weſtenholz diſſert. cit. cap. 5. §. 57. Seckendorf im deutſchen Fürſtenſtaat, part. 3. cap. 3. ſect. 5. §. 6. pag. 444. *Maier*, tract. de Iur. venand. cap. 13. theſ. 4.

8.) Die **Verordnung**, daß das Rind- und Schafvieh nicht ins Holz getrieben werde, wenn das Wildpret ſetzet, oder das Wild heget.

Weſten-

Weſtenholz diſſert. cit. cap. 5. theſ. 58. **Kluger Beamter.** part. 1. tit. 34. §. 9. *Knipſchild*, de Nobilit. lib. 3. cap. 5. num. 279.

9.) Die **Verordnung**, daß niemand Hunde mit ſich in den Wald nehmen, diejenigen aber welche nothwendig Hunde bey ſich haben müſſen, als Metzger, wenn ſie über Feld gehen, und Vieh hohlen, und andere Reiſende, die Hunde an Stricken führen ſollen, damit ſie nicht dem Wildpret nachlauffen, und es verſchüchtern, oder wohl gar umreiſſen und freſſen; ingleichen, daß um eben dieſer Urſachen willen die Schäfer ihren Hunden Prügel oder Querknittel anhängen, desgleichen die Bauern und Unterthanen ihre Hunde an Ketten halten, oder auch mit dergleichen Knitteln verwahren, oder ſolche kleine Hunde bey ſich haben, daß ſie zwar das Wild vom Schaden an ihren Früchten abſchrecken, aber demſelben nichts thun können, welches man insgemein die **Hundsbengelung** oder **das Geboth, die Hunde zu prügeln**, nennet. Und muß der Querknittel gemeiniglich fünf Viertel Ellen, der Schleifknittel aber zwo Ellen lang ſeyn; die Ründung aber ein Viertel Elle dick.

Finſterwald, Obſerv. pract. ad Conſuetud. Auſtriac. lib. 3. obſervat. 153. num. 3. **Seckendorf im deutſchen Fürſtenſtaat**, part. 3. cap. 3. ſect. 5. §. 6. pag. 445. **Kluger Beamter**, part. 1. tit. 34. §. 9.

10.) Die **Abſchaffung** allerhand allzuvortheilhaftiger und unweidmänniſcher Art des Jagens und Weidwerks; als wenn jemand vor

die

die an ihn gränzenden Wälder des Nachts Lappen vorziehen, oder mit Hunden vorhalten, oder ſonſt abſchrecken und vertretten laſſen wollte. Item das **Nachtlauſchen** auf die Haſen, oder daß ſie mit Schleifen oder Schlingen gefangen, wie auch das Wildpret in Schnüren, Schlägeln, und Fallen fangen, nicht weniger, wenn das Wild mit vergifteten Speiſen angeludert, oder durch Selbſtgeſchoß, welches letztere jedoch bey Wölfen und andern ſchädlichen Thieren ſtatt finden mag, oder mit andern ſchädlichen Inſtrumenten und verbottenen Zeug gefangen wird.

Seckendorf im deutſchen Fürſtenſtaat, part. 3. cap. 3. ſect. 5. §. 6. pag. 445. *Weſtenholz.* diſſert. cit. theſ. 60. **Kluger Beamter**, part. 1. tit. 34. §. 9.

11.) Das **Verboth**, daß an ſchädlichen Orten der Wildfuhr keine Büchſen gelöſet werden.

Seckendorf loc. cit. *Weſtenholz.* cit. loc. theſ. 61. **Kluger Beamter**, cit. loc. *Maier*, de Iur. venand. cap. 12. theſ. 2. pag. 264. & cap. 13. theſ. 14. pag. 297.

12.) Das **Verboth**, Vögel zu fangen, wenn ſie in der Brut ſind, oder daß ſich keiner im Frühling, wenn das Federwildpret und die Vögel ausbrüten, in Wäldern oder Feldern, an Eyern oder jungen ausgebrüteten Vögeln in Neſtern, groß und klein, nichts ausgenommen, vergreiffen dürfe.

Hildebrand diſſert. de iurisdict. univerſ. cap. 13. poſit. 9. *Maier*, tract. de iur. venand. cap. 13. theſ. 4. pag. 276. *Otto*, **in der freyen Pürſchbeſchreibung**. fol. 227. & 228.

13.) Die **Vorſicht**, daß der jagdbare Ort nicht ganz ausgeſtocket und niedergehauen werde.

Kluger

Kluger Beamter, cit. loc. *Harpprecht.* de Iur. venand. theſ. 26. *Maier* de Iur. venand. cap. 21. theſ. 16. pag. 300. ſeqq.

14.) Das Recht, den Wald ohne Schaden des Waldeigenthumsherrn einzulandern, oder mit einem Gehäge einzufangen, welches man die Gerechtigkeit des Hagens oder einen Haag ins Holz zu ſchlagen, eine gehägte Wildbahn zu machen, zu nennen pfleget.

Weſtenholz, diſſert. cit. cap. 5. §. 66. *Stryck*, in uſ. modern. ad ff. tit. de aquir. rer. domin. §. 7. *Knipſchild*, de civit. Imper. Lib. 2. cap. 7. num. 53.

15.) Das Verboth, daß die Unterthanen keine allzuſpitzige Zäune oder Pfähle um ihre Felder ſchlagen, dadurch das Wildpret im Ueberſpringen, wenn es ſeine Nahrung ſuchet, oder von Wölfen und Hunden verfolget wird, ſich leichtlich ſpieſſen und umkommen kann.

Kluger Beamter, cit. loc. Finſterwald, obſervat. pract. ad conſuetud. Auſtriac. lib. 3. obſerv. 153. num. 10. *Noë* Meurer, vom Forſt- und Jagdrecht, part. 2. rubr. Wie die Zäune zu Schützung der Früchte oder Baumgüter wider das Wildpret zu machen.

16.) Die Befugniß den Hundshafer einzufordern, welchen die Unterthanen den Wildbannsherrn jährlich zur Recognition ſeiner Jagd- und Wildbannsgerechtigkeit geben und entrichten müſſen.

Beſold. theſaur. pract. voc. Forſt. *Wehner.* obſervat. pract. voc. Forſt. Kluger Beamter, part. 1. tit. 34. §. 14. pag. 579.

17.)

17.) Das Recht, Jagdſteine, Jagd- oder Hägeſäulen, Haſenſaulen, welche die Zirkel, Kreiß und Grenze des Wildbanns anzeigen und bemerken, aufzurichten.

Wehner, obſerv. pract. voc. Forſt. Kluger Beamter, part. 1. tit. 34. §. 9. *Noë* Meurer, vom Jagd- und Forſtrecht, part. 1. pag. 7.

18.) Das Recht, die Jagdfrohnen zu erfordern, wo es alſo herkommlich und gebräuchlich. Oder diejenigen Frohndienſte, welche bey der Jagd und dem Jagdweſen überhaupt müſſen geleiſtet werden, worunter inſonderheit auch die Wildfuhren gehören. Zwo Hauptfragen verdienen dabey eine genauere Erörterung: Wer dazu verbunden ſeye? Und: worinnen ſie beſtehen, oder wie weit ſie ſich erſtrecken? Von den Perſonen welche zu Jagddienſten verbunden ſind, iſt zu merken, daß die Unterthanen, ſo in den Bezirk des Wildbanns angeſeſſen ſind, ordentlicher Weiſe ſolche Dienſte leiſten müſſen, nicht aber fremde, als welche man zum Jagen nicht aufbieten darf: ſintemalen dergleichen Dienſte die Landesherrn von ihren Unterhanen nicht ſowohl in Kraft des Wildbanns, als vielmehr Kraft hoher Landes-Obrigkeit fordern, und daher ſolchen Leuten, die nicht zugleich Unterthanen ſind, nicht auferleget werden mögen; wo nicht durch die Gewohnheit und Obſervanz, oder durch aufgerichtete Receſſe und Verträge, ein anders hergebracht iſt.

Myler ab Ehrenbach, de principib. & ſtatib. Imper. part. 2. cap. 73. §. 14. Kluger Beamter. part. 1. tit. 34. §. 9. *Maier* de Iur. venand. cap. 13. theſ. 19. pag. 309. *Harpprecht*. ad §. 12. Inſtit. de rer. diviſ. num. 284. ſeqq *Frommann*. diſſert. de operis ſubditor. theſ. 12. *Feſch*, de re venator. part. poſter. theſ. 2. lit. 6.

Wenn folglich jemand von einem Fürſten oder Landesherrn mit dem Wildbann iſt belehnet worden, oder ſolchen auf andere rechtmäſſige Art in einem fremden Territorio überkommen, ſo kann er das Landesherrn jagdfrohnbare Unterthanen zum Jagen nicht aufbieten; es wäre denn, daß ihm der Landesherr ſolche zugleich mit überwieſen, oder daß der Wildbannsherr dieſes Recht, durch eine Praeſcription gebührend hergebracht, oder daß durch die Gewohnheit des Orts ein anderes hierinnen eingeführt zu finden.

Harpprecht. diſſert. de venat. precar. theſ. 59. *Kraiſer*, de venat. & aucup. 7. num. 3. *Knipſchild*. de Nobilit. 3. cap. 5. num. 287. ſeqq. *Balthaſar*, de Oper. ſubditor, cap. 16.

So ſind auch regulariter eines Edelmanns und Vaſallen Unterthanen nicht ſchuldig, dem Fürſten oder Landesherrn die Jagdfrohnen zu leiſten; immaſſen des Vaſallen Unterthanen, eigentlich keine Unterthanen des Lehenherrn ſind; folglich können ſie auch von dieſem mit keinem Onere ſubjectionis beleget werden.

Arg. L. 105. ff. de verb. ſignificat. *Menoch*. remed. recuperand. poſſeſſ. 10. num. 73. *Gail*. de tract. cap. 7. num. 22.

Wenn

Wenn aber eine Wolfsjagd von dem Landesherrn angeſtellet wird, ſo müſſen ſie derſelben allerdings beywohnen; denn die Wolfs-Jagd wird zur Landesfolge gezogen.

Struv S. Iur. feud. cap. 66. aphor. 28. num. 3. ibique *Lyncker* in analect.

Es beſtehen aber die **Jagdfrohnen** unter andern darinnen, daß die Unterthanen bey denen Jagden aufgebotten werden, den Jagdzeug und die Tücher zu führen, die Umſtellung der Hölzer zu verrichten, das Wild mit einzutreiben, die Hunde zu ziehen und zu leiten, die Wildhäger und Wildzäune zu machen, und was dergleichen mehr ſeyn mag.

Seckendorf im deutſchen Fürſtenſtaat, part. 3. cap. 3. regal. 5. §. 8. pag. 451. *Knipſchild*, de civit. Imper. lib. 2. cap. 7. num. 71. *Ming*. de ſuperiorit. territ. concl. 78. *Schweſer* theatr. ſervit. tit. 20. §. 8.

Und dieſe Frohnen müſſen die Unterthanen ordentlicher Weiſe auf ihre ſelbſt eigene Unkoſten verrichten.

Arg. L. 18. ff. de Oper. libert. *Richter*, part. 2. deciſ. 98. *Maier* de Iur. venand. cap. 13. theſ. 19. pag. 310. *Weſtenholz* diſſert. de Iurisdict. foreſt. cap. 5. §. 68.

Es wäre denn, daß durch eine beſondere Gewohnheit ein anders hergebracht, oder ausdrücklich bedungen worden, daß die Herrſchaft denen Unterthanen bey dem Jagen die Koſt reichen laſſen ſollte, oder aber, daß die Unterthanen ſo arm, daß ſie die Zeit, da ſie der Jagd beywohnen, und Dienſte thun müſſen, ſich die

Koſt nicht anſchaffen können; denn in dieſem Fall iſt die Herrſchaft ſchuldig, dieſelbe bey der Jagdfrohn zu unterhalten.

Dd. antea cit. *Harpprecht.* diſſert. de venat. precar. §. 27. *Myler ab Ehrenbach* de principib. et Statib. Imper. cap. 72. §. 8. *Maier* de Iur. venand. cap. 13. theſ. 19. pag. 310. ſeqq.

Wie denn auch die Unterthanen mit ihrem eigenen Zeug bey der Jagd zu dienen, und wenn er verlohren oder zerbrochen, ſolchen auf ihre Koſten wieder zu machen, verbunden ſind.

Berlich part. 2. concl. 65. num. 16. *Weſtenholz* diſſert. cit.

Unter die Jagddienſte gehöret auch die **Haltung und Fütterung der Jagdhunde,** welches, ob es zwar etwas hartes, und die armen Unterthanen, die öfters nicht Brod genug für ſich und ihre Kinder haben, vielmehr damit zu verſchonen; ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß dergleichen Hunde halten und Füttern, welches jedoch keinen, als ſolchen, welche Güter haben, auferleget wird, hin und wieder gebräuchlich ſeye; mithin iſt in ſolchem Falle darauf zu ſehen, ob auf einem Gut das Hundehalten durch beſondere Gedinge eingeführet, oder durch die Gewohnheit und Herkommen ſtabiliret ſeye; in welchen beyden Fällen es ſodann unter die Jagdfrohnen zu rechnen iſt.

Schweſer theatr. ſervitutr. tit. 20 §. 8. *Schmid* ad Ius Bavaric. tit. 22. art. 6. *Hildebrand.* diſſert. de Iurisdict. univerſ. cap. 13. poſit. 10.

Wie

Wie denn auch dieſer Dienſt des Hundehaltens und Fütterns durch Praeſcription gar wohl acquiriret werden kann. Denn ob zwar einige Rechtslehrer dafür halten, es laſſe ſich dieſer Dienſt deswegen nicht praeſcribiren, weilen es eine res merae facultatis;

L. 2. ff. de via publ. *Gail.* 2. obſervat. 18. num. 5. *Knipſchild*, tract. de Nobilit. cap. 5. num. 289. *Wehner.* obſervat. pract. voc. Forſtrecht.

Weil ſich aber doch ein Unterthan durch ein Pactum zum Hundehalten und Füttern verbindlich machen kann, und dieß Pactum weder eine Moralem noch Civilem turpitudinem in ſich hält; ſo iſt nicht abzuſehen, warum dergleichen Frohndienſte nicht ſollte durch die Paaeſcription erlanget werden können, indem nach der gemeinen Rechtsregel: auch das, was in pactum deducirt, oder durch ein Privilegium verſtattet werden kann, auch praeſcribiret werden mag.

Gœden. conſil. 39. num. 54. *Schweſer* theatr. ſervitut. tit. 20. §. 8.

Wie viel Zeit aber zu dieſer Praeſcription nöthig ſey, darinnen ſind die Rechtslehrer nicht einig. *Balthaſar*, de Oper. ruſticor. Cap. 11. pag. 280 ſeqq. erfordert hierzu ein tempus imemmoriale, weil es eine discontinus und dabey ungewöhnliche ſervitus ſeye, mithin der titulus ermangele, welchen bloß die immemorialis poſſeſſio ſuppliren könne. Allein weil die Diſtinctio inter ſervitutes continuas & discontinuas nur auf die ſervitutes mere reales, deren Natur mit ſich bringet, etwas in dem Seini-

gen zu leiden und zu dulten, keineswegeſ aber auf die Servitutes perſonales quadrirt, wie die Opera ruſticorum; ſo hält man mit Grunde dafür, daß zu dieſer Praeſcription 30 Jahre hinlänglich, und zwar nach dem Exempel der römiſchen Knechtdienſte, welche gleich andern Perſonaldienſtbarkeit binnen 30 Jahren praeſcribiret werden können.

L. 3. §. 1. cod. de Agricol. & Cenſit. L. 6. cod. defund. rei privat. *Berlich.* part. 2. concl. 64. *Modeſtin. Piſtor.* part. 1. quæeſt. 35. *Schweſer* theat. ſervitut. tit. 20. §. 8.

Dieſe Jagdhunde nun müſſen an theils Orten die Müller zu unterhalten übernehmen; an andern Orten aber die Fallmeiſter und Abdecker, zu einer Compenſation, daß ſie das gefallene Vieh abdecken dürfen; an andern Orten müſſen zwar die Unterthanen ihrer Herrſchaft gewiſſe Hunde zum Jagen halten und ernähren; es wird ihnen aber dafür ein ſogenannter Hundshafer gegeben, oder an ihren Praeſtationen etwas erlaſſen.

Balthaſar. de Oper. ruſticor. cap. 11. pag. 285. *Schweſer* theatr. ſervitut. tit. 12. §. 9. & tit. 20. §. 8.

An einigen Orten iſt auch die Gewohnheit eingeführet, daß die Unterthanen die Jäger, wenn ſie auf der Jagd ſind, verpflegen und unterhalten müſſen, welches man die **Jägeratzt, Jägeratzung, Jägerzehrung** zu nennen pfleget; an etlichen Orten aber wird von denen Unterthanen ein gewiſſes Geld dafür gefordert, ſo das **Jägergeld** oder **Lagergeld** genennet wird.

Knichen

Knichen, de Iur. territor. cap. 4. num. 47. *Spitz.* diſſert. de procurat. Canon. cap. 1. §. 5. num. 2. *Wehner* obſervat. pract. voc. Atzung *Naurath.* de rationar. pag. 269. ſeqq.

So iſt es auch nichts neues, daß einiger Orten gewiſſe Klöſter, die in eines andern Herrn Land liegen, ſowohl die Jäger, als die Jagdhunde, Pferd und Follen unterhalten müſſen. In Bayern und in der Pfalz dürfen die Jäger und Falconier einmal des Jahrs im Kloſter einkehren, doch alſo, daß ſie nicht allzu viel Perſonen, Pferd und Hunde mit ſich bringen, und über drey bis vier Tage ſich im Kloſter nicht aufhalten; denen Forſtern und Ueberreutern aber iſt die Einkehr gänzlich verbotten.

Fritſch de Iur. Albergar. *Mulz.* de repræſentat. Majeſt. part. 2. cap. 17. num. 128. ſeqq. *Manz* deciſ. Palatin. quæſt. 28. num. 28. Addit. Noſtr. ad *Bœcler* tract. de Iur. hoſpit. cap. 3. §. 37. pag. 105.

Etwas unbilliges aber iſt es, wenn ein Bauer über das Hunderhalten, den Hund, wenn er etwa von einem Schweine gehauen, oder ſonſt verletzet wird, auf ſeine Koſten heilen laſſen, oder wo er auf dem Platz bleibt, oder verlohren wird, einen andern dafür anſchaffen muß.

Kluger Beamter, part. 1. tit. 34. §. 9. pag. 566. *Schweſer* theatr. ſervitut. tit. 20. §. 8.

Auſſer dem aber iſt niemand erlaubt, Jagdhunde zu halten, und auf zuziehen, und wenn darwider geſchiehet, ſo werden die Unterthanen geſtraft, und ihnen die Hunde von den Jagd-

 bedien-

bedienten erſchoſſen. Daher denn die Schäfer und Bauern, wenn ſie zu ihrer oder ihres Viehes und der Früchte Sicherheit Hunde halten wollen, denenſelben Prügel anhängen müſſen, damit ſie dem Wild keinen Schaden thun.

Kluver diſſert. de Iur. canum. cap. 3. §. 1. ſeqq.

Zu denen Jagdfrohnen gehören ferner die **Wolfsjagden**, wozu die Bauren, und an einigen Orten auch die Bürger, mit aufgebotten werden, und dazu mehr, als zu andern Jagddienſten verbunden ſind, ſo daß, wenn etwa die Unterthanen eines Edelmanns, oder eines andern, zu den Jagdfrohnen ſonſt nicht verbunden wären, ſie dennoch der Wolfsjagd, welche der Landesherr, oder deſſen Bediente anſtellen, unumgänglich beywohnen müſſen. Selbſt die Bergleute ſind hierzu, wie auch zum Zutreihben bey den Hirſchfeißten, gehalten, wenn ſie nicht in den Gruben ſind, noch in Arbeit ſtehen.

Fritſch. tract. de Sequel. cap. 11. num. 14. *Struv.* S. Iur. feud. cap. 6. aphor. 28. num. 3. *Müller.* diſſert. de perſecut. Lupor. theſ. 16. ſeqq.

Bey dieſem Wolfsfangen aber iſt der Billigkeit gemäß, daß ſolches nicht auf der Unterthanen, ſondern des Herrn Koſten vorgenommen werde, wo nicht dieſerhalben ein anderes hergebracht iſt.

Finckelthaus. Obſervat. pract. 87. *Carpzov.* lib. 1. reſp. 57. *Schweſer* theatr. ſervit. tit. 12. §. 9.

Wie

Wie wenn aber ein Unterthan auf der Wolfsjagd von einem ſolchen grimmigen Thier verwundet, oder gar ums Leben gebracht wird, wer hat ſodenn die Heilungs oder Begräbnißunkoſten zu tragen? Antwort: Ob zwar ſtricte jure bey einem ſolchen ungefähren Zufall weder von dem Landesherrn noch der Landſchaft etwas kann prätendiret werden; ſo wenig, als man einen Soldaten, der im Feld bleſſirt, oder gar erſchoſſen wird, oder deſſen Erben etwas ſchuldig iſt; ſo erfordert doch die Billigkeit und chriſtliche Liebe, daß ſolche auf die Kur gegangene Unkoſten dem Unterthanen, wenn er beſonders arm, und ſo zu gerichtet worden, wieder gut gethan werden, welche ſodann entweder der Landesherr, wenn es nur eine Jagdluſt geweſen; oder die Landſchaft, wenn zu Ausrottung dergleichen ſchädlichen Thiere die ganze Landſchaft die Veranſtaltung gethan, über ſich zu nehmen hat; welches auch von denen Leichen- und Begräbniß Unkoſten zu ſagen.

Schweſer. theatr. ſervitut. tit. 12. §. 9. *Müller.* diſſert de perſecut. Lupor. theſ. 18.

Bey dieſen Jagdfrohnen iſt auch dieß wohl zu bemerken, daß man ſie mit geziemender Mäſſigung begehren, und nicht zur Erndt und Saatzeiten, oder da ſonſt nöthige und hochobliegende Geſchäfte einfielen, fordern, eben ſo wenig aber die Unterthanen an Sonn- und Feſttagen dazu anſtrengen, und dadurch von dem Gottesdienſte abhalten, oder aber mit doppelten Dienſten dieſelbe belegen, und beſchweren, wie ingleichem

von Herrſchafts wegen nicht zulaſſen ſoll, daß ihre Jäger mit den armen Unterthanen auf der Jagd, als Tyrannen, umgehen, dieſelbe den Hunden gleich achten, und wenn ſie nur das allergeringſte verſehen, unbarmherzig prügeln oder ſonſten ausſchweiffen. Die gar alten Leute aber, die ohne das nicht mehr fortkommen, ſehen, oder die Kälte vertragen können, ſind billig als Emeriti von der Herrſchaft der Frohndienſte bey der Jagd zu entlaſſen.

Myler ab Ehrenbach. de princip. & Statib. Imper. part. 2. cap. 73. §. 15. *Wehner* obſerv. pract. voc. Forſt. Seckendorf im deutſchen Fürſtenſtaat, part. 3. cap. 3. ſect. 5. §. 8. pag. 451. *Maier* de Iur. venand. cap. 13. theſ. 19. pag. 311. ſeqq. *Beſold* conſil. 15. num. 6. in append. *Weſtenholz* diſſert. de jurisdict. foreſt. cap. 5. §. 68.

Ferner iſt von denen Jagdfrohnen zu bemerken, daß der Wildbannsherr nicht befugt ſeye, dieſelbe wider Willen der Unterthanen zu verändern, und anſtatt derſelben das Geld, ſo man das **Jagdgeld** nennet, zu fordern; weil die Unterthanen allein zu den Frohnen, nicht aber zur Geldreichung verbunden ſind; auch ſonſten dem Debitori etwas anders als er ſchuldig iſt, wider ſeinen Willen nicht abgefordert werden mag.

L. 2. ff. ſi cert. petat.

Gleichwie hingegen auch die Unterthanen, wider der Herrſchaft willen, ſich zum Gelde nicht offeriren können.

Fritſch. tract. de Iur. ſequel. cap. 11. §. 3. num. 9. *Maier* tract. de Iur. venand cap. 13. theſ.

theſ. 19. pag. 309. add. *Schweſer.* theatr. ſervitut. tit. 20. §. 35.

Eine andere Beſchaffenheit, aber hat es mit den unterlaſſenen Frohnen: denn dieſe kann der Herr ſich gar wohl mit Geld erſetzen laſſen, wenn nur die Frohnen vorher gehörig ſind angeſagt worden; maſſen ein ſaumſeliger Schuldner allezeit ad Intereſſe gehalten, und wer zu einem facto verbunden iſt, der muß, wenn er ſolches nicht praeſtirt, das Intereſſe dafür bezahlen; oder wenn der Frohn nöthig, und der Bauer nicht kommen kann, die Herrſchaft ſodann einen Fremden Subſtituiren, dem der Bauer hernach bezahlen muß.

Brunnemann, ad l. 6. cod. de Oper. Libert. num. 2. *Schweſer theatr.* ſervit. tit. 20. §. 35.

Jedoch iſt, wenn für die Jagdfrohnen Geld gegeben werden muß, die Geldlieferung dergeſtalt zu mäſſigen, daß ſie eine Proportion mit den Jagdfrohnen habe, und wenn dieſerhalben zwiſchen dem Herrn und denen Unterthanen ein Streit vorfällt; ſo muß der Oberherr auf vorhergehende Unterſuchung der Sache, nach Billigkeit die Jagdfrohnen äſtimiren und anſchlagen.

Maier tract. de Iur. venand. cap. 13. theſ. 19. pag. 310.

19.) Hat der Wildbannsherr, die **Befugniß**, Jäger, Waldknechte und andere zur Jagd gehörige Bediente zu beſtellen, und ſolche wieder abzuſchaffen.

Weſtenholz. diſſert. cit. cap. 5. §. 71. *Knipſchild* de Civit. Imper. lib. 2. cap. 7. num. 46. *Krebs.* tract. de Ligno & Lapid. part. 1.

claſſ.

claſſ. 4. ſect. 16. §. 16. num. 2. Seckendorf loc. cit. part. 3. cap. 3. ſect. 5. §. 7. pag. 447.

20.) Die Befugniß, Jagdhäuſer, darinnen die Jäger, Weidknechte und Hüter ſich aufhalten, in den Wald oder Forſt aufzurichten und zu bauen, in maſſen die Aufſicht über das Holz und den Wildbann nicht wohl und füglich geſchehen kann, wo ſich nicht dieſe Bediente ſtets in dem Forſt aufhalten und Achtung geben, daß darinnen kein Schaden geſchehe.

Krebs, loc. cit. part. 1. claſſ. 4. ſect. 16. §. 19. Seckendorf loc. cit. part. 3. cap. 3. ſect. 5. §. 8. pag. 449. *Wehner*, obſervat. pract. voc. Forſt.

B. Die Nutzungen, ſo den Wildbannsherrn gebühren, ſind

1) alle Nutzungen, ſo aus dem groſſen und kleinen Weidewerk erhoben werden. 2) Die Geldbuſſen, welche denen, ſo wider Verboth; Jagen, und in andere Wege die Jagdordnungen übertretten auferleget werden. 3) Die Jagdfrohnen, wo ſie hergebracht. 4) Die Jägeratzung. 5) Der Jagd- oder Hundshafer. Einige rechnen noch hieher die wilden Bienen und Honig, ſo aber mit beſſern Recht dem Forſtherrn zugeeignet wird.

Von dem Forſtrecht.

Das Forſtrecht iſt, wie oben bemerket worden, von der Wildbannsgerechtigkeit unterſchieden, ſo daß wirklich einem in einem Wald der Wildbann, und wiederum in einem andern das Forſtrecht zuſtehen kann. Daher wir denn je-

zo

tzo beſonders von den Wirkungen und üblichen Kennzeichen des Forſtrechts, oder von den Actibus und Rechten handeln wollen, welche der Forſtherr, wenn er nicht zugleich die Wildbanns Gerechtigkeit hat, zu exerciren berechtiget iſt. Wobey aber zum voraus anzumerken iſt, daß nicht immer alle Stücke bey einem jedweden, der das Forſtrecht hat, anzutreffen ſeyen, ſondern daß ſolche, der Sachen und Perſonen Gelegenheit nach, durch den Gebrauch ſich vielmals verändern, alſo daß der Forſtherr bisweilen weniger, bisweilen mehr, in einem und andern Ort exerciren kann. Weswegen diesfalls vornehmlich auf das, was durch den Gebrauch erlanget, in den Forſtordnungen jeder Provinz verſehen, und durch lange Obſervanz practiciret worden, das Abſehen zu richten. Denn es kann dieß alles unmöglich in eine gewiſſe allgemeine Regel verfaſſet werden, geſtalten in dergleichen Gerechtigkeiten die Gewohnheit den Vorzug hat. Sonſten aber gehöret zum Forſtrecht.

1) Die Macht, Holz- und Forſtordnungen zu machen, und Mandate zu publiciren.

Beſold. Theſaur. pract. voc. Forſt. *Weſtenholz* diſſert. de Iuriſd. foreſt. cap. 5. theſ. 52. *Harpprecht.* ad §. 12. Inſtit. de rer diviſ. num. 266. *Ertel.* de Iuriſd. infer lib. 2. cap. 34. obſerv. 2.

Jedoch kann der Forſtherr nicht von allen und jeden Sachen ohne Unterſcheid, ſondern nur von derjenigen Geboth und Verboth thun, welche in den Forſt und Wald, und deſſen Nu-

ßen und Erhaltung betreffen (*Harpprecht* Loc. cit.). Hierher gehören vornehmlich folgende Materien: 1) wie die Förſter in Abgebung des Holzes ſich verhalten ſollen, 2) von Windwürfen, 3) von Vermarkung des Waldes und der Gehölze, 4) von Brenn- und Zimmerholz, 5) von Abhauung und Ausgrabung der Bäume, 6) von Treibung der Geiß in die Hölzer und Schläge, 7) von der Hut und Trift in denen Wäldern, 8) vom Waldzinß, 9) vom ſchädlichen Mayenhauen und Spitzruthen ſchneiden, 10) von Haynung und Bannung der jungen Häu, 11) von Aufleſung des dürren und andern ſchadhaften Holzes in denen Wäldern, 12) vom Baumſchälen, 13) von Verwüſtung der Holzungen, 14) vom Tax des Holzes, 15) vom Laubſtreiffen und grunen Waſenbinden, 16) vom Eicheln und wilden Obſtklauben, 17) von wilden Obſtbäumen, 18) von Häuung des Holzes, 19) von Köhlern, 20) von Glashütten, Glasmachern und Aſchenbrenner, 21) vom Harz- oder Pechſcharren, 22) von der Länge und Meß des Brenn- und Bauholzes, 23) von der Schweinmaſt, 24) von Wiederpflanzung und Aufziehung des Holzes, 25) vom Graſen und Widſchneiden im Hölzern, 26) von Reifſtangen, 27) von Beynutzungen und Stammgeld der Forſtmeiſter und Forſtknechte, 28) von Rügungen und Waldbuſſen, und andern Sachen mehr.

Vide. *Ahasv. Fritſch.* Corp. Iur. venatorio. foreſtatis.

2) Das

2) Das Recht, die Uebertretter der Wald- und Forſtordnungen zu pfänden.

Meichsner part. 2. tom. 2. deciſ. 2. num. 30. *Hildebrand* diſſert. de Iurisd. univerſ. cap. 13. poſit. 7.

Und dieſes Recht beſtehet entweder in Abnehmung einer Axt oder Ketten, Pferd, Wagen, Brodſack, und andern dergleichen Sachen, ſo ſie bey ſich haben. Es ſollen aber die Forſtbediente das Pfand nicht bey ſich behalten, ſondern wo es möglich, noch ſelbigen Tages, oder zum wenigſten des andern Tages darauf, in das Amt, oder an wen ſie ſonſten diesfalls gewieſen ſind, einliefern, anbey ausdrücklich melden, wer, und an welchen Ort, und welchen Tag, auch woran derſelbe ſich ſtrafbar gemacht, und alles in die Pfandregiſter einzeichnen laſſen, und in geringſten ſich mit keinem heimlich vertragen, bey ernſtlicher und nachdrücklicher Strafe.

Seckendorf im deutſchen Fürſtenſtaat, part. 3. cap. 3. ſect. 6. §. 10. *Krebs* de ling. & lapid. part. 1. claſſ. 4. ſect. 18. §. 83. num. 1. ſeqq.

Wenn dieſer gepfändet worden, ſich im Amt, oder wo das Pfand lieget, angegeben, und angelobet, ſich auf jedesmaliches Erfordern wiederum zuſtellen, oder da es ein fremder die Wiederſtellung verbürget; ſolchenfalls kann ihm das Pfand verabfolget werden. Wenn aber das Pfand aus Trutz und Halsſtarrigkeit etliche Tage und Nächte unangeführt ſtehen verbleibet, und nicht abgelöſet wird: ſo fällt es ſodann, als

als verſtanden, den Amt oder Richter anheim.

Kraiſſer de Iur. venand. cap. 15. *Carpzov.* part. 2. conſtit. 27. def. 6. *Stryck.* diſſert. de Iur. pignor. cap. 5. num. 18.

Wird aber das Pfand von dem Eigenthümer abgefordert; ſo muß gemeiniglich, nebſt der Strafe, das herkommende Pfandgeld erleget werden, und wird an etlichen Orten für ein jedes Pfand ein Kopfſtück, und anderswo aber weniger gegeben. Nach der Hochfürſtl. Braunſchweig-Lüneburgiſchen Forſt- und Holzordnung de Anno 1591. iſt von einer Axt ein Silbergroſchen, von einer Barten ein Mariengroſchen, von einen Wagen da eine Kette davon angenommen wird, 5 Mariengroſchen, von einem Pferd 1 Mariengroſchen, und von einem Schäfer oder Hirten 5 Mariengroſchen zu erlegen.

Carpzov. part. 2. conſtit. 27. def. 5. *Stryck.* cit. diſſert. cap. 5.

Immittelſt ſind gleichwohl die **Pfändungen**, die zumal unter Privat- und ſolchen Perſonen geſchehen, die Fürſten und Ständen des Reichs unterworfen ſind, mithin unter einer gewiſſen Obrigkeit ſtehen, mit gewiſſer Maaſſe vorzunehmen. Es wird 1) erfordert, daß durch die gepfändete Sache geſchadet worden; hieran aber iſt nichts gelegen, ob eine Sache unmittelbar geſchadet, oder, ob ſich jemnnd derſelben, als ein Inſtruments um damit Schaden zu thun bedienet habe. Daher wenn jemand in eines andern ForſtHolz fället; ſo pfleget ihme die

die Art, als das Inſtrument, womit er Schaden thut abgenommen zu werden.

Stryck. diſſert. de Iur. pignorand. cap. 4. num. 6. ſeqq.

Es wird II) erfordert, daß die Pfändung auf friſcher That, und zumalen auch an dem Ort, wo der Schaden geſchehen, vorgenommen werde. Woraus denn zu ſchlieſſen, daß, wenn einiges Vieh in einem Walde Schaden gethan, ſolches aber, ehe der pfändente dahin gekommen, ſchon wiederum verlaſſen, die Pfändung ſodann mit Recht nicht geſchehen könne, maſſen die Pfändungsfreyheit, die einem auf dem Seinigen zuſtehet, auf fremde Güter, auf welche dem Pfänder kein Recht zuſtehet, nicht darf ausgedehnet werden; wiewohl ihm die Pfändung auf einem andern dort herumliegenden und anſtoſſenden Wald, ſo ihm ebenfalls zugehörig, vorzunehmen unverwehrt iſt, obgleich in demſelben der Schade nicht geſchehen; gleichwie ihm auch erlaubt iſt, ein ſolches Thier, ſo ihm auf dem Seinigen Schaden gethan, wenn es durchgehet, und ſich losreiſſet, zu verfolgen, und auf eines andern Grund und Boden zu ergreiffen.

Stryck. diſſert. de Iur. pignorandi, cap. 4. num. 15. ſeqq.

Es wird III) erfordert, daß zwiſchen der gepfandeten Sache und dem zugefügten Schaden einige Proportion und Gleichheit ſeye, mithin nicht alles Vieh, oder die ganze Heerde, ſondern nach Beſchaffenheit des zugefügten

Schadens, ein oder zwey Stücke genommen werden, wiewohl ein kleiner Exceſſ nicht geachtet wird.

Klock de Contribut. cap. 19. num. 2. 4. 6. *Stryck.* loc. cit. cap. 4. num. 23. ſeqq. & num. 27.

Es wird IV) erfordert, daß das gepfändete Vieh verwahrlich und unverletzt aufbehalten werde; denn weil durch ſothanes Pfänden dieſes intendiret wird, wie man zu Erſetzung ſeines Schadens gelangen möge; ſo iſt nicht erlaubt, dem gepfändeten Vieh ſelbſt einigen Schaden zuzufügen, oder ſelbiges gar umzubringen.

Mevii. part. 1. deciſ. 34. num. 18. *Stryck.* diſſert. cap. 4. num. 31. ſeqq.

Indeſſen ſollen auch die Forſtbediente, weil ihnen in Anſehung deſſen, daß ſie mit Eydespflichten beleget ſind, in ihren Anzeigungen Glauben beygemeſſen wird, ſich wohl in Acht nehmen, daß ſie ihre Pflicht und Gewiſſen bedenken und nicht etwa aus Feindſchaft, Haß und Neid, oder anderer Urſachen willen, Leute angeben und aufzeichnen laſſen, die doch keinen Schaden im Wald gethan, um nur ihr Müthlein an ihnen zu kühlen, und Pfandgeld zu bekommen; gleichwie ſich auch nicht geziemet, die Leute, die ſie über dergleichen verbottenen Dinge betretten, zu ſchlagen, und zu verwunden; ſondern ſie ſollen dieſelben nach Befinden des Verbrechens pfänden, und obgedachtermaſſen das abgenommene Pfand an gehörige Orte liefern.

Secken.

Seckendorf im deutſchen Fürſtenſtaat, part. 3. cap. 3. ſect. 6. §. 10.

Hingegen darf man auch dem Pfänder ſich nicht widerſetzen, welches die **Pfandkehrung** genennet wird; denn ſonſt wird der, ſo ſich widerſetzt, und die abgepfandete Sache verabfolgen zu laſſen, ſich weigert, oder den Forſtbedienten das Vieh wieder abnimmt, mit einer Strafe beleget.

Coler. de proceſſ. excut. part. 1. cap. 3. num. 6. *Stryck.* uſ. modern. ad ff. tit. ſi quadrup. pauper. ſec. §. 17. & cit. diſſert. cap. 6. num. 39. ſeqq.

Und wenn der, ſo betretten und gepfändet wird, bey erfolgter und anhaltender Widerſetzlichkeit um das Leben kommt; ſo kann ein ſolcher Forſtbedienter dieſerhalben mit der ordentlichen Todesſtrafe nicht beleget werden; ſondern es hat entweder nur eine auſſerordentliche, oder nach Befinden der Umſtände, gar keine Strafe ſtatt.

Rutger. Ruland. de commiſſar. & commiſſion. part. 3. libr. 3. cap. 4. num. 14. B. de *Lyncker.* cent. 5. deciſ. 490.

Alſo ſind wie Rudger Ruland Loc. cit. bezeuget, Mandata ſine clauſula de relexando praefecto ſilvarum captivo, den Forſtmeiſter betreffend, welcher jemanden, der ſich in dem Wald verbottener Weiſe betretten laſſen, und ſich ihme nicht ergeben wollte, darüber um das Leben gebracht, in cauſa Heſſen contra Braunſchweig decerniret worden, aus Urſache, weil der Forſtmeiſter hierinnen ſein Amt verwaltet,

 und

und nach denen, ſowohl natürlichen, als gemein beſchriebenen Rechten, erlaubt und zugleich zugelaſſen iſt, ſein Recht und ſeine Poſeſſion wider den Turbanten zu vertheidigen, und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

L. 3. ff. de Iuſt. & Iur. l. 3. cum igitur ff. de vi & armat.

ſogar, daß, wenn er gleich den Turbanten entleibet, und deſſen, ohne Gefahr ſeines eigenen Lebens nicht hat ſchonen können, er deswegen als Mörder und Todſchläger nicht geſtraft werden mag.

L. 4. §. Lex ff. ad Leg. Aquil. l. furem ff. ad leg. cornel. do Sicar. §. 3. Inſtit. de leg. Aquil. ibique Hopp. & Dd. commun. Ruland. d. cap. 4. num. 14. ſeqq.

Die Gegenpfändungen (Repignorationes) ſind ebenfalls nicht erlaubt, das iſt, man darf des pfändenden Vieh oder andere Sachen, der bloſſen Pfändung halber nicht wieder pfänden und wegnehmen, weil ſolche Pfändungen nicht zur nothwendigen Defenſion, die auf friſcher That geſchehen ſolle, angeſehen, und daraus vielmals zwiſchen denen Partheyen groſſe Weiterungen und Irrungen entſtehen; ſondern alsdann erſt, wenn durch des Pfänders Vieh oder andere Sachen, uns Schaden oder Nachtheil geſchehen; doch muß man ſolche, nach Erſtattung des Schadens, oder Intereſſe, dem Eigenthümer ſogleich wieder verabfolgen laſſen; keinesweges aber ſo lange zurücke behalten, bis das zuvor angenommene Pfand wieder eingehändiget worden

Wehner.

Wehner. obſervat. pract. voc. Gegenpfänder. *Gall.* de Pignorationib. obſer. 12. *Blum.* Proceſſ. cameral. tit. 32. §. 110. *Killinger.* de Iur. venand. theſ. 14.

3) Das Recht, die forſtlichen Streitigkeiten zu cognoſciren, und die Uebertretter der Wald-Holz- und Forſtordnungen, nach Befinden ernſtlich zu beſtraffen.

Maier tract. de Iur. venand. cap. 12. theſ. 2. *Knipſchild.* de Civit. Imper. lib. 2. cap. 7. num. 44. *Weſtenholz* diſſert. de Iurisd. foreſt. cap. 5. theſ. 52.

4) Das Recht, allerhand Forſtbeamte und Forſtbediente, Forſt- und Holzknechte, Laufer, Flur und Feldſchützen, anzunehmen, und wieder abzuſchaffen.

Beſold. theſaur. pract. voc. Forſt. *Myler ab Ehrenbach* de princip. & Statib. Imper. cap. 73. num. 6. Seckendorf loc. cit. part. 3. cap. 3. ſect. 6. §. 1.

5) Das Recht in den Wald, zu Beſchützung des Forſts, Forſthäuſer, darinnen ſich die Forſtknechte aufhalten aufzurichten, und zu bauen.

Maier cit. loc. cap. 12. theſ. 2. in fin. *Beſold.* cit. loc. *Wehner* obſervat. pract. voc. Forſt. *Knipſchild.* de Civit. Imper. lib. 2. cap. 7. num. 47.

6) Das Recht, das Baumabhauen in den Forſten bevorab das unziemliche Baumabhauen, und was dem etwa ſonſt ſchädlich ſeyn möchte, zu verbieten.

Bidembach. quæſt. nobil. 9. *Knipſchild.* cit. loc. num. 49-50. *Weſtenholz* cit. loc. cap. 5.

theſ. 63. Kluger Beamter part. 1. tit. 24. §. 14.

7) Das Recht, von denen Neubrüchen in den Wäldern, oder denen durch die Ausſtockung und Abtreibung des Holzes neuangebauten Feldern, den Zehenden, welcher Forſt oder Stockgarbe genennet wird, einzufordern.

Beſold. theſaur. pract. voc. Ausſtocken. *Syring.* tract. vom Zehendrecht, cap. 7. §. 8. num. 3. *Knipſchild.* Loc. cit. lib. 2. cap. 7. num. 103.

8) Die Hut, Trift und Weidgangsgerechtigkeit, und die Macht, zuzulaſſen und zu verbieten, mit gehüteten Vieh in die Wälder oder Forſt zu fahren.

Knipſchild loc. cit. cap. 7. num. 56. *Wehner.* obſerv. pract. voc. Forſt. Finſterwald. obſerv. pract. ad conſuet. auſtriac. lib. 3. obſerv. 151. num. 8.

9) Das Recht, zu erlauben, die Schweine in das Eckerig, oder die Eichelmaſt zu ſchlagen.

Wehner cit. loc. *Maier* tract. de Iur. venand. cap. 12. theſ. 2. *Knipſchild.* l. c.

10) Das Recht, Eicheln, und wildes Obſt zu leſen, und Haſelnüſſe zu brechen, ſolches zu erlauben, oder dieſes alles zu verbieten.

Wehner & *Maier* cit. loc. *Knipſchild.* cit. loc. num. 57. Kluger Beamter. part. 1. tit. 34. §. 14.

11) Das Recht, das dürre Holz aus den Walde führen, oder ſcheitern zu laſſen.

Maier cit. loc. *Knipſchild.* cit. loc. num. 59. Finſterwald, obſervat. pract. ad conſuet. auſtriac. lib. 3. obſ. 151. num. 8. it. *Fritſch.* tract. de Iur. boſcandi membr. 4. num. 2. ſeqq.

12) Die

12) Die Graſensgerechtigkeit, welche ohne deſſen Erlaubniß, und ſonderbare Berechtigung niemand vornehmen oder ausüben darf.

Knipſchild, cit. loc. num. 60. *Maier*, cit. loc. *Beſold*, theſ. pract. voc. Forſt. Kluger Beamter, cit. loc.

13) Die Windbrüche oder Windfälle, werden gleichfalls den Forſtherrn zuerkannt.

Knipſchild cit. loc. num. 58. *Beſold*. cit. loc. voc. Forſt und Windfall. Kluger Beamter cit. loc.

14) Das Recht die Bienen im Wald einzufangen und das Honig auszunehmen.

Knipſchild cit. loc. num. 61. *Noë Meurer*, tract. vom Jagd- und Forſtrecht part. 3. rubr. von Eigenſchaft der Imenen, pag. 57.

15) Das Recht, Forſtſteine zu ſetzen, oder Wald und Holzmarkungen aufzurichten.

Knipſchild, cit. loc. num. 66. Krebs tract. de lign. & lapid. part. 2. claſſ. 6. ſect. 4. §. 20. *Noë* Meurer cit. loc. part. 1. pag. 7.

16) Dem Forſtherrn wird auch zugeeignet die Ballacherey der Pferde, der Schnitt oder Nonnenmacherey, wie auch die Viehvertheilung, und das Recht, Feld- Klee- und Raſenmeiſter oder Abdecker zu ordnen, welchem letztern auch von dem Forſtmeiſter die Raſen oder Waſen verliehen wird.

Wehner cit. loc. voc. Forſt. *Knipſchild* cit. loc. num. 57. Kluger Beamter part. 1. tit. 34. §. 13. *Adam Keller* de offic. jurid. politic. lib. 2. cap. 14. pag. 447.

17.) Das Recht, die Hägung der jungen Gehäue anzuordnen, oder zu verbieten, daß man in die neugehauene Wälder, die jetzo mit

Holz befliegen, kein Vieh bis auf das vierte oder fünfte Laub, nach Beſchaffenheit der Umſtände, hinein treibe, daß man darinnen ſo lange nicht graſe, bis die jungen Aufſchößlinge ſo ſtark werden; daß ihnen dadurch kein Schade mehr geſchehen kann, ingleichem daß man keine Sommerlatten, Spitzruthen, Wieden, Donen, oder Schneiſenbügel heraus ſchneide, noch das abgefallene Laub mit eiſernen Rechen oder Schauffeln zuſammen reche.

Knipſchild loc. cit. num. 51. *Weſtenholz* diſſert. de Iurisd. foreſt. cap. 5. §. 62. *Maier* tract. de Iur. venand. cap. 12. theſ. 2. pag. 266. Seckendorf cit. loc. part. 3. ſect. 6. §. 6. 8.

18.) Das Recht, die Geiß, Schaf und andere Thiere die denen Wäldern durchaus ſchädlich, von denſelben abzuhalten, und zu verbieten, daß ſie nicht in den Forſt getrieben werden.

Knipſchild loc. cit. num. 52. Finſterwald obſervat. pract. ad conſuet. auſtriac. lib. 3. obſerv. 151. num. 9. *Schweſer* theatr. ſervitut. tit. 10. §. 42.

19.) Das Recht, zu einem Zeichen der einem zuſtehenden Forſtgerechtigkeit, den Forſthafer einzufordern; ſonderlich alsdann, wenn die Unterthanen eine gewiſſe Quantität Holz aus dem Forſt zu hauen berechtiget ſind.

Knipſchild loc. cit. num. 62. *Weſtenholz* loc. cit. theſ. 67. **Kluger Beamter** part. 1. tit. 34. §. 13.

Dem **Forſtrecht** ſind alſo, wie aus den jetzt beſchriebenen Wirkungen und Kennzeichen deſſelben erhellet gewiſſe **Nutzungen** anhängig, alſo

alſo daß vermöge deſſelben dem Forſtherrn zuſtehen: 1) die Geldbuſſen, welche ſowohl denen Förſtern, und andern Forſtbedienten, wenn ſie ihr Amt nicht recht verſehen, als auch denen, welche die Wald- und Forſtordnungen übertretten, auferleget werden. 2) Das Hut- und Weidrecht. 3) Das Recht, die Schweine in das Eckerig, oder die Eichelmaſt zu ſchlagen. 4) Die Holzung. 5) Das dürre Holz aus dem Walde zu führen, oder zerſcheitern zu laſſen. 6) Die Windfälle und Windbrüche, 7) das Laubrechen, und die Waldzinſe. 8) die Graſensgerechtigkeit. 9) Eichel und wildes Obſt leſen, wie auch Haſelnüſſe brechen. 10) die Forſtgarbe oder der zehend von denen Neubrüchen. 11) der Forſthaber. 12) die wilde Bienen und Immen und das Honig.

Endlich wollen wir nun zum Beſchluß dieſes Werkes noch beyfügen.

VI. Die Erklärung der bey der Jägerey eingeführten und gebräulichen Kunſtwörter.

Lit. A.

Abjagen, ſagt man, wenn das mit Tüchern oder Netzen eingeſtellte Wildpret gefangen oder geſchoſſen wird.

Abſprung, macht ein Haſe, wenn er von der Fährte einige weite Springe thut, ehe er ſich in das Lager ſetzet.

Abwerfen, thun die Hirſche und Rehe-Böcke ihre Gehörne.

Aeſen, ſagt man vom Wildpret, wenn es ſeine Nahrung einnimmt: es äſet ſich.

After oder Afterklauen, werden die zwo kleinen Klauen genannt, ſo dem Wildpret hinten an denen Lauften über dem Ballen heraus gewachſen ſind.

Alt-Thier, wird ein Stück Roth-oder Tannen Wildpret, weiblichen Geſchlechts, genennet, das bereits geprunftet und ausgeſetzet hat.

Alt-Reh, iſt ein Reh weiblichen Geſchlechts, ſo ſchon geprunftet und geſetzet hat.

Anblaſen ingleichen Abblaſen, geſchiehet mit denen Wald-oder Hüft-Hörnern auf den Jagden.

Angehend-Schwein, iſt ein 4, 5, 6, jähriges Schwein.

Ankuppeln, wird von denen Hunden geſagt, die zuſammen gebunden auf die Jagd geführet werden.

Anlaufen, thun die Sauen, indem ſie in die ihnen vorgehaltene Spieſſe oder Hirſchfänger laufen.

Anſprechen, wird gebraucht wenn einer z. Ex. aus der Fährte eines Hirſches urtheilet, daß er Jagdbar ſey, ſo heißt es: er hat den Hirſch als Jagdbar angeſprochen.

Anſtellen, heißt an einen gewiſſen Ort tretten, und daſelbſt auf etwas lauren.

Aufbrechen, heißt dem Wildpret das Geſcheide aus dem Leibe nehmen.

Auf-

Aufſetzen, wird von denen Hirſchen und Reh-Böcken geſagt, wenn ihnen das Gehörne wieder gewachſen iſt. Z. Ex. der Hirſch hat 10 Enden aufgeſetzt.

Augenſproſſer, wird das unterſte Ende an der Stange eines Hirſches genannt.

Ausſchieſſen, wird gehalten, wenn das eingeſtellte Wildpret vorgetrieben und geſchoſſen wird.

Auswerfen, heißt einem Haſen, Huhne und dergleichen das Gedärme aus dem Leibe nehmen.

B.

Bachen, nennet man das weibliche Geſchlecht unter den Sauen oder Schwarz-Wildpret.

Ballen, werden die hinteren Theile unter denen Lauften derer Thiere genennet worauf ſie gehen.

Baſt, wird die rauhe Haut genannt, womit die Gehörne derer Hirſche und Rehböcke umgeben ſind, ehe ſie gefegt haben.

Bau, iſt ein Loch oder Höhle, das von Dächſen, Füchſen und andern dergleichen Thieren, zu ihrer Wohnung in die Erde gegraben wird.

Balg, wird die Haut eines Raub-Thieres, ingleichen eines Haſen genennet.

Behäng-Zeit, iſt diejenige Zeit, da der Leithund gearbeitet und abgerichtet wird; welches im May und denen folgenden Monaten geſchiehet.

Bedecken, oder **Beſchlagen**, ſagt man von den Hirſchen, wenn ſie mit den Thieren prunften.

Beſtåttigen, heißt vermittelſt des Leit-Hundes einen gewiſſen Ort beſtimmen, wo ſich das angegebene Wildpret aufhalten ſoll.

• **Bette**, heißt der Platz, auf welchem das Wildpret des Tages uͤber ſitzet.

Blume, wird der Schwanz des Wildprets genannt, ingleichen die åuſſerſte Spitze an der Ruthe eines Fuchſes.

Brechen, ſagt man von den Sauen, wenn ſie in die Erde graben.

Bruch, iſt ein gruͤner Zweig von Tannen- oder Eichen-Holze, der von den Jågern nach vollbrachten Jagen auf den Hut geſteckt wird, wenn nåmlich ein Jagdbarer Hirſch, ſtarkes Schwein oder Auerhan erlegt worden.

Bug oder **Blatt**, iſt der obere Theil des Vorder-Laufs an einem Stuͤck Wildpret.

C.

Cron-Hirſche, ſiehe **Kronhirſche**.

E.

Erlegen, heiſſen die Zacken an dem Gehoͤrne der Hirſche und Rehboͤcke.

Enden, iſt ein Thier durſchieſſen oder fangen, umbringen.

F.

Fährte, heißt die Spur oder der Tritt, den ein Thier auf dem Erdboden macht.

Fänge, ſind die groſſen Zähne der Raub-Thiere, ingleichen die Beine der Raub-Vögel.

Fallen, oder gefallen, wird von dem geſtorbenen Wildpret geſagt, z. Ex. es iſt in dem Winter viel Wildpret gefallen.

Färben, thut ſich das Roth-Wildpret, wenn es die Winterhaare verliehret.

Fang, heißt der Stich, den man einem Thiere mit einem Meſſer, Hirſchfänger oder Spieſſe giebet.

Fangen, oder gefangen, wird das Wildpret in Fallen, Tüchern und Netzen, ingleichen die Raubthiere und Hunde fangen das Wildpret, wenn ſie ſich deſſen bemächtigen.

Fang-Eiſen, iſt ein Schwein-Spieß.

Feigen-Blatt, iſt iſt das weibliche Glied eines Thieres.

Feiſt, wird das Fett der wilden Thiere genannt.

Friſchen, ſagt man von den Bachen, wenn ſie Junge bekommen; und die heiſſen Friſchlinge.

Furcheln, oder Forcheln, ſind Stangen, die bey Stellung des Jagd-Zeuges gebraucht werden.

G.

Gabel=Hirſch, iſt ein junger Hirſch, der an jeder Stange nur ein Ende hat.

Ganz machen, heißt die Treiber in Ordnung ſtellen.

Gefallen, ſiehe Fallen.

Gehäge, iſt ein gewiſſer Revier, wo das Wildpret geſchonet wird, oder ein junger Häu, der mit dem Vieh nicht betrieben wird.

Gehörne, Geweihe, ſind die Hörner, die der Hirſch oder Rehbock auf dem Kopfe trägt.

Gelle=Thier, iſt ein Thier, das zwar ſchon geprunften und geſetzet hat; aber in dem Jahre unfruchtbar bleibet.

Geräuſch, heiſſet das Herz, Lunge und Leber von dem Wildpret.

Geſcheide, wird das Gedärme des Wildprets genannt.

Gewehr, oder Wafen, werden die groſſen Zähne der Sauen genannt.

Glück auf! iſt ein Wunſch der Jäger wenn ſie zuſammen trefen, oder auf die Jagd gehen.

Greiffen, nennet man was die Raub=Vögel mit ihren Klauen fangen.

Griffe, nennt man auch die Klauen der Raub=Vögel.

H.

H.

Hänge-Seil, heiſſet der Riemen, oder das Seil, woran der Leit-Hund geführet wird.

Haupt-Schwein, wird gemeiniglich ein Schwein genannt, wenn es 6 Jahr alt und drüber iſt.

Haupt-Leine, iſt die Ober- und Unterleine an einem Jagd-Tuche.

Häute, hat das Roth- und Schwarz-Wildpret; und keine Bälge oder gar Felle.

Hauung, iſt derjenige Ort oder Theil des Reviers, welcher gehauen wird.

Häu, iſt ein Ort wo das Holz bereits gehauen worden, und nunmehro gehäget wird, daß der friſche Zuwachs ungehindert aufwachſen kann.

Heftel, ſind Pfähle, die in die Erde geſchlagen werden, wenn bey Stellung des Jagd-Zeuges keine Bäume mit den Leinen erreicht werden können.

Hägen, ſiehe Gehäge.

Hetzen, thut man die Sauen mit groſſen Hetzhunden, ingleichen die Haſen mit Windhunden. Desgleichen wird auch ein angeſchoſſenes Stück Wildpret mit dem Schweiß-Hunde gehetzet und verfolget.

Hirſche, ſind das männliche Geſchlecht unter dem Edel und Tann-Wildpret.

Zu

Zu Holzſchieſſen, nämlich ein Stück Wildpret, iſt eine Redens-Art, die gebraucht wird, wenn ein Stück Wildpret angeſchoſſen, aber nicht ausgemacht worden, und nach einiger Zeit todt gefunden wird, ſo ſagt man: das Stück Wildpret iſt zu Holze geſchoſſen.

Horſte, nennet man die Neſte der Raub-Vögel.

J.

Jägerrecht, iſt ein gewiſſes accidens; das die Jäger von dem geſchoſſenen Wildpret zurück behalten, welches ſich nach eingeführten Gebräuchen beſtimmet.

Jagdbarer Hirſch, iſt ein Hirſch der 10 Enden an den Gehörne hat, oder 300 Pfund ſchwer iſt.

K.

Kammer, pflegt man denjenigen Ort zu nennen, in welcher das Wildpret in die Enge getrieben, umſtellt iſt, und zum Ausſchieſſen aufbehalten wird.

Kämpfen, ſagt man von zween Hirſchen, die mit einander ſtreiten, ingleichen von Sauen.

Keſſel, heißt das Lager der Sauen.

Keſſeljagen, iſt ein ſolches Jagen, wobey kein Lauf gemacht; ſondern wo das Wildpret aus einigen im Holze gemachten Schirmen erſchoſſen wird.

Kette oder Kitte, auch Compagnie und Volk ſagt man, wenn viele Feldhüner beyſammen liegen, auch bey den wilden Enten iſt ſolches gebräuchlich.

Keule, iſt der obere Theil des Hinterlaufts von dem geſamten Wildpret.

Keuler, ſind das männliche Geſchlecht unter den Sauen.

Köder, oder Körnung, auch Biſſen, heißt dasjenige, ſo man richtet und den Raubthieren vorwirft.

Kolben, werden des Hirſches Gehörne genannt von der Zeit da ſie angefangen zu wachſen, bis ſie vollkommen geworden.

Krallen, oder Klauen werden die Sporn an den Füſſen der Raub-Thiere und Raubvögel genannt, auch die Klauen der Luchſen.

Krankſeyn, wird von einem angeſchoſſenen und tödlich verwundeten Stück Wildpret geſagt.

Kron-Hirſch, heiſſen diejenigen, die an der äuſſerſten Spitze ihrer Gehörne 3. 4 und mehr Enden haben.

Krummruthe, iſt eine hölzerne Stange, die bey Stellung eines Laufes gebraucht wird, um die Ründung zu erhalten.

Kümmerer, iſt ein Hirſch, der an ſeinem kurzen Wildpret (testiculis) beſchädiget worden, und daher ein knotriges oder verwachſenes Gehörne hat.

Kuppel-Jagd, iſt ein gewiſſes Jagdrevier, worauf zwo oder mehrere Herrſchaften zu jagen berechtigt ſind.

Kurzwildpret, ſind die Testiculi oder Zeugungsglieder des männlichen Geſchlechts unter dem Roth- und Schwarz-Wildpret.

Kreiſen, geſchiehet des Winters im Schnee, da man einen gewiſſen Ort umgehet, und auf die Fährten des Wildprets acht hat.

L.

Lager, wird derjenige Ort genannt, wo ein Haſe des Tages über ſitzet oder geſeſſen hat.

Läufte, (Lauft) werden die Füſſe oder Beine der wilden Thiere genannnt.

Laut, ſind die Hunde, wenn ſie bellen; man ſagt auch der Schnee iſt laut, wenn er eine gefrorne Kruſte hat.

Leit-Hund, iſt derjenige Hund, womit das Wildpret beſtättiget wird.

Löffel, pflegt man die Ohren der Haſen zu nennen.

Loſung, oder Löſung, werden die Excrementa, oder der Koth des Wildes genannt.

Lohden, ſind die aus Samen, oder aus den Stämmen des Laubholzes aufgeſchoſſene Reiſer, des Holzes.

Lunte oder Ruthe, wird der Schwanz, eines Wolfs, Fuchſes und dergleichen genannt.

M.

Maſt, darunter werden die Eicheln, das Buch und alles wildes Obſt verſtanden.

N.

Niederthun, ſagt man von dem Wildpret, wenn es ſich auf die Erde ſetzet, als das Thier hat ſich nieder gethan.

Niedriggehen, iſt eine Redensart vom Hirſch, wenn er abgeworfen hat, ſo heißt es: er geht niedrig.

P.

Pantzen, oder Wanſt, heißt bey dem Rothwildpret, was man bey andern den Magen zu nennen pfleget.

Prunſt=Zeit, iſt diejenige Zeit, da die natürlichen Triebe bey dem Wildpret rege werden die auf die Fortpflanzung ihres Geſchlechts abzielen.

Prunſten, iſt demnach die Ausübung zuvor gedachter Triebe.

Pfalz=Zeit, iſt die eben jetzt beſchriebene Zeit, unter dem Feder=Wildpret, als Auerhahnen ꝛc. ꝛc.

Pürſchen, oder Weidewerkengehen, heiſſet eben ſo viel als ausgehen, um Wildpret zu ſchieſſen.

R.

Rammeln, ſagt man von den Haſen, wenn ſie ſich mit einander begatten.

Rammler, ſind die Haſen männlichen Geſchlechts.

Rudel, oder Trupp, ſagt man von dem Wildpret, wenn vieles beyſammen iſt.

Röhren, nennet man die verſchiedenen Ausgänge, in den Dachs und Fuchsbauen.

Roſenſtöcke, ſind 2 gekräuſelte erhabene Ringe, auf welchen des Hirſches Gehörne ſitzt, und die er demohngeachtet auf dem Kopfe behält, wenn er gleich das Gehörne abwirft.

Roſe, iſt das Untertheil, ſo krauſe und breit iſt, an jeder Stange.

Rothwildpret, darunter werden die Hirſche, Alt= und Schmal Thiere und Kälber auch wohl die Rehe verſtanden.

S.

Schalen, iſt das Horn, ſo unter den Läuften des Wildprets befindlich iſt.

Schlagen oder Fegen, thun die Hirſche und Rehböcke, wenn ihre friſch aufgeſetzten Gehörne völlig ausgewachſen: da ſie denn das Baſt, womit ſie zu der Zeit umgeben ſind, abſchlagen.

Schlagen, wird auch von den Sauen geſagt, wenn ſie mit ihren Gewehr etwas verletzen, als: z. Ex. der Hund iſt von einer Sau geſchlagen worden.

Schlagen, heißt auch bey den Raubvögel, das Fangen.

Schloß, wird derjenige Ort an einem Stück Wildpret genannt, wo die Käuler inwendig zuſammengewachſen ſind, und der ſich zuvor aufthun muß, ehe ein Thier gebähren kann.

SchlußTritt, heißt derjenige, den der Hirſch in das Bette thut, indem er aus demſelben aufſtehet.

Schmelen, ſagt man von dem Wildpret, wenn es bey vermerkter Unſicherheit einen Laut von ſich giebt.

Schnürren, thun die Wölfe, Füchſe, wilden Katzen und dergleichen, indem ſie im Trabe mit dem hintern Laufte allemal wieder in den Tritt tretten, den ſie mit dem Vordern gemacht haben; und alſo alle Tritte in gerader Linie fortſetzen.

Schränken, thun die Hirſche, indem ſie nicht in gerader Linie fortſchreiten, ſondern immer einen Tritt auf die rechte und den andern auf die linke Seite machen.

Schweiß,

Schweiß, wird das Blut der wilden Thiere genannt.

Schweiß-Hund, iſt ein ſolcher Hund, womit das angeſchoſſene oder verwundete Wildpret aufgeſucht, verfolgt und ausgemacht wird.

Setzen, heißt bey dem Rothwildpret, wenn ſie Kälber gebähren.

Spieſſer, Spieß-hirſch, iſt ein junger Hirſch, der an ſeinem Gehörne noch keine Enden hat.

Stange, iſt ein einzles Horn von einem Hirſche oder Rehbock.

Streiffen, ſagt man von den Raubthieren, wenn ihnen der Balg abgezogen wird.

T.

Traben, ſagt man von Füchſen, Wölfen und dergleichen, wenn ſie gehen.

Tritt, ſiehe Fährte,

Trupp, ſiehe Rudel.

V.

Vereckt, wird geſagt, wenn dem Hirſche das Gehörne wieder gewachſen und die Enden daran hart werden.

Vorhölzer, pflegt man diejenigen Hölzer zu nennen, die nahe an den Feldern liegen.

Vorſtehen, thut der Hühnerhund, wenn er Haſen, Hühner und dergleichen findet, das iſt, er jaget ſie nicht auf, ſondern er bleibet vor denſelben ſtehen und zeiget es dadurch dem Jäger an.

W.

Waffen, ſiehe Gewehr.

Wammen, heiſſen die Rippen und Dünnung, ſo das Geſcheide umſchlieſſen.

Wechſeln, ſagt man von dem Wildpret, wenn es von einem Ort zum andern gehet.

Wenden, wird von dem Hirſche geſagt, wenn er in ein laublichtes Dickigt gehet, und mit ſeinen Gehörne das Laub verdrehet.

Weidemann, damit pflegt man auch einen Jäger zu benennen.

Weideloch, heißt das hintere Loch, wo ein Thier, die Loſung auswirft.

Wiedergang, macht das Wildpret, wenn es auf ſeiner Fährte wieder zurücke gehet.

Witterung, nennet man alle Ausdünſtungen, die ein Hund durch die Naſe empfindet.

Z.

Zimmer oder **Zemmer**, iſt der Rücken von einem Stück Roth-Tann- oder Schwarzwildpret.

Zerlegen, oder **Zerwirken**, heiſt einem Stück Wildpret die Haut abmachen und daſſelbe in gewiſſe Stücke zertheilen.

Zwang, iſt ein Zeichen, das der Hirſch in der Fährte macht, indem er mit den Schalen vorne das Erdreich an ſich zwingt.

Zimmel, **Zain**, **Ruthe** oder **Pinſel**, auch die **Prunft-Stange**, wird das männliche Glied der Hirſche genannt.

Wer hier von ein mehrer verlanget, der nähme **Chriſtian, Wilhelm von Heppe, einheimiſch und ausländiſchen wohlredender Jäger, 8. gr. Regenſpurg 1779.** zu Hand, ſo wird er alles weitläuftig finden können.

Innhalt

der in den drey Theilen enthaltenen Abhandlungen.

Erſter Theil.

Erſter Abſchnitt.

	Seite.
Von der Jagd überhaupt.	1
Von den Jägern.	23
Von den Hunden.	38
Von dem Jagdzeug.	97
Naturgeſchichte der edlen Thiere.	116
— des Hirſchens.	122
— des Damhirſches.	159
— des Rehbocks.	176
— der Säue.	189
— des Haſens und des mit ihm verwandten Kaninchens.	200
Von den Jagdgewehren.	228
Von der Bürſchbüchſe.	229
Von den Flinten.	244
Von den Fangeiſen.	248
Von einem Haupt=Jagen.	250
Von einem Beſtätigungsjagen.	261
Von Contra=Jagen.	277
Von einem Lauft zum Abjagen zu Pferde.	283

)(Von

Seite.
Von einem Waſſer-Jagen. 286
Von einem Keſſeljagen. 288
Von der Säujagd oder Säuhaz. 290
Von einem Streifjagen. 296
Von den Pürſchen des Wildprets. 300
Von der Haſenjagd. 314
Das Klopfjagen. 317
Das Hetzen der Haſen. ibid.
Von den Haſenpürſchen. 321
Von der Kaninchenjagd 324
Naturgeſchichte des Fretchen 330
Von dem Aufbrechen, Zerwirken und Zerlegen des Wildprets. 335

II. Abſchnitt.

Von den Raubthieren und ihrer Ausrottung. 340
Naturgeſchichte des Bärens. 342
— des Luchſes. 347
— des Wolfes. 351
Von der Wolfsjagd. 366
Von Wolfsgärten. 373
Von Wolfsgruben. 376
Von den Wolfseiſen. 379
Naturgeſchichte des Fuchſes. 381
Von der Fuchsjagd. 395
Von den Fuchseiſen. 398
Vom Ausgraben der Füchſe. 406
Die Füchſe mit Netzen und Dachshunden zu fangen. 408
Von der Schießhütte. 410
Von den Fang mit Tellereiſen. 411
Von den Fuchſen auf Reitzen zu ſchieſſen. 412
Von der Vertilgung der jungen Füchſe. 413
Von dem Fuchsprellen. 415
Naturgeſchichte der wilden Katze. 418
— des Maders 424
— des Iltis. 436

	Seite.
Naturgeſchichte des Wieſel.	444
— des Bibers.	449
Von Biberfang mit dem Tellereiſen.	459
— mit einem Netze.	460
— mit einer Wathe.	461
— auf den Biberſtich.	462
Naturgeſchichte des Fiſchotters.	ibid.
— des Dachſes.	475

Zweeter Theil.

Vom Federwildpret.	1
Naturgeſchichte der Trappen.	3
— der Kraniche.	21
— des Auerhahns.	26
— des Birkhahns.	39
— des Faſanen.	61
— der Haſelhühner.	111
— des Schwans.	120
— der Brachvögel.	130
— der Rebhühner.	134
— der Schnepfen.	198
— der wilden Tanben	219
— der Wachteln.	241
— des Wachtelkönigs.	275
— der wilden Gänſe.	277
— des Reihers.	284
— der Rohrdommel.	287
— der wilden Enden.	289
— der Waſſertaucher.	330
— der Mewen.	345
— der Waſſerhühner.	350
— der Horbeln.	351
— der Kiebitze.	352
— des Eisvogels.	357
Von den Vogelfang.	367

	Seite.
Naturgeſchichte des Krammetsvogels.	368
— der Miſteldroſſel.	387
— der Weißdroſſel.	394
— der Rothdroſſel.	407
— der Amſel.	413
— des Seidenſchwanzes.	420
— des Kirſchvogels.	423
— des Ortolans.	432
— des Krinitz.	437
— des Kernbeiſſers.	448
— des Gimpels.	450
— der Spechte.	454
— des Kuckuck.	458
— des Wiedehopfs.	464
— des Hehers.	466
— des Staars.	475
— des Wendehals.	488
— der Lerchen.	490
— der Finken.	522
— des Goldammers.	537
— des Grünlings.	541
— der Bachſtelze oder Ackermännchen.	544
— der Baumläuferlein.	547
— der Nachtigallen.	ibid.
— der Grasmücke.	562
— des Thumpfaffe.	563
— der Steinklatſche.	566
— des Stiegelitz.	567
— des Fliegenſchneppers.	572
— des Rothkelchens.	ibid.
— des Rothſchwänzleins.	575
— der Meiſen.	579
— des Zeißleins.	600
— des Zwitſcherleins.	605
— des Goldhähnchens.	607
— des Zaunkönigs.	608
— der Sperlinge.	612
Von den Vogelheerden.	620

Dritter Theil.

Setie.

I. Von den Raubvögeln. 1
Naturgeſchichte des Gold- oder Stein Adlers. 3
— des gemeinen Adlers. 13
— des Habichts. 14
— des Sperbers. 19
— des Mäuſegeyers. 24
— des Milans oder Schwalbenſchwanzes. 25
— des Rohr-Vogels. 28
— des Baumfalkens. 30
— des Rittelgeyers. 33
— des Golk-Rabens. 39
— der Krähen. 58
— der Elſter. 73
— des Schuhus. 82
— der Nachteule. 90
— der kleinen gelben Ohreulen. 94
— der Perleneule. 98
— des Käutzchen. 103
Von der Rönne. 112
Von Habichts oder Falkenkorb. 114
Von der Krähenhütte. 116
II. Von der Reigerbaitz oder Fauconerie. 121
Von der Natur und Eigenſchaft der Falken. 125
Von den unterſchiedlichen Namen und Geſchlechten der Falken. 128
Von den noch übrigen Namen der Falken nebſt ihren Eigenſchaften. 134
Von der Ankaufung junger Falken und deren Abrichtung. 140
Was man bey den vermauſerten und madrirten Falken zu beobachten hat. 160
Wie die Falken bey guter Geſundheit zu erhalten. 162
Von den Krankheiten der Falken. 165
Weidmänniſche Redensarten von Falken. 194
III. Von der Fiſcherey. 197
Von dem Recht zu fiſchen. 200

	Seite.
Von den Aalen.	241
Von der Aalraupe.	244
Von den Aſchen.	246
Von den Barben.	248
Von den Bleyen.	251
Von den Elritzen.	252
Von den Forellen.	254
Von den Grundeln.	260
Von den Giebel oder Bratfiſch.	261
Von den Göſen und Järten.	263
Von den Hechten.	264
Von den Karpfen.	269
Von den Karauſchen.	292
Von den Lachſen oder Salmen.	294
Von der Lachs-Forelle.	299
Von den Neunaugen.	300
Von den Nörflingen.	301
Von den Orſen.	302
Von den Peißkern.	303
Von den Perſchen.	305
Von den Sandern.	312
Von den Schleyen.	313
Von den Weiſſen.	315
Von Weißfiſchen.	316
Von den Stöhr.	317
Von den Hauſen.	321
Von den Krebſen.	323
Von dem Fiſchzeug, oder Fiſchgeräthen.	331
IV. Von der Forſtkenntnis.	351
Beſchreibung der Fichte.	352
— der Tanne.	373
— des Kiefer oder Kienbaums.	379
— des Lerchenbaumes.	404
— des Wachholders.	414
— der Eichen.	433
— der Buchen.	474
— der Hage- Hain- oder Weißbuchen.	490
— der Birken.	497

Beſchrei-

Seite.

Beſchreibung der Erlen. 515
— der Linden. 534
— des Ahornbaumes. 543
— der Ulme. 555
— der Eſche. 565
— der Aſpen, oder Eſpen, oder Pappelbäume. 573
— des wilden Apfelbaums. 590
— des wilden Birnbaums. 592
— des Aal oder Heckkirſchenbaums. 597
— des Eibiſch oder Vogelbeerbaums. 601
— des Pimpernüßleinsbaums. 607
— der Haſelſtaude. 608
— des Hollunder. 616
— der Weiden. 624
— des Faulbaumes. 629
— des Schlehendorns. 633
— des Schneeballenſtrauchs. 638
— des Hartriegelſtrauchs. 640
— der Rheinweiden. 643
— der Feldroſen. 646
— des Kreuzdornſtrauchs. 652
— des Weißdornſtrauchs. 657
— des Brombeerſtrauchs. 659
— des Himbeerſtrauchs. 663
— des Reiſelbeerſtrauchs. 664
— des Weißſchlingbaums. 667
— des Pfaffenhüthleinsſtrauchs. 670
— des Mäuſeholzes. 673
— des Miſtelſtrauchs. 676
— des Ginſters. 680
— des Heidelbeerſtrauchs. 686
— des Preuſelbeerſtrauchs. 691
— des Trunkelbeerſtrauchs. 693
— der Heide. 695
Anmerkung über die Bäume überhaupts. 701
Aufgabe; die Höhe eines Baumes oder ſeines Stammes zu finden. 708
Aufgabe: die Stärke oder Dicke eines Baumes zu finden. 712

Seite.
Tabelle hievon. 719
Berechnung eines Bloches oder Sägſchrotte. 720
Aufgabe. Wie hoch ein jedes Stück Holz, deſſen Innhalt man berechnet, um an Gelde zu taxiren ſey? 726
Tabelle wie Bäume und Stämme zu taxiren. 729
— wie die Blochen oder Sägſchrotte zu taxiren. 730
Von dem Holzſchlag oder Holzfällen. ibid.
Allgemeine Regel die man beym Holzſchlag in Acht zu nehmen hat. 733
V. Von der Jagd und Forſt-Gerechtigkeit. 754
Von den Wildbann. 557
Von dem Forſtrecht. 780
VI. Die Erklärung der bey der Jägerey eingeführten und gebräuchlichen Kunſtwörter. 193.

Bayerische Staatsbibliothek München

Tab. 2.

Bayerische
Staatsbibliothek
München
Bayerische
Staatsbibliothek
München

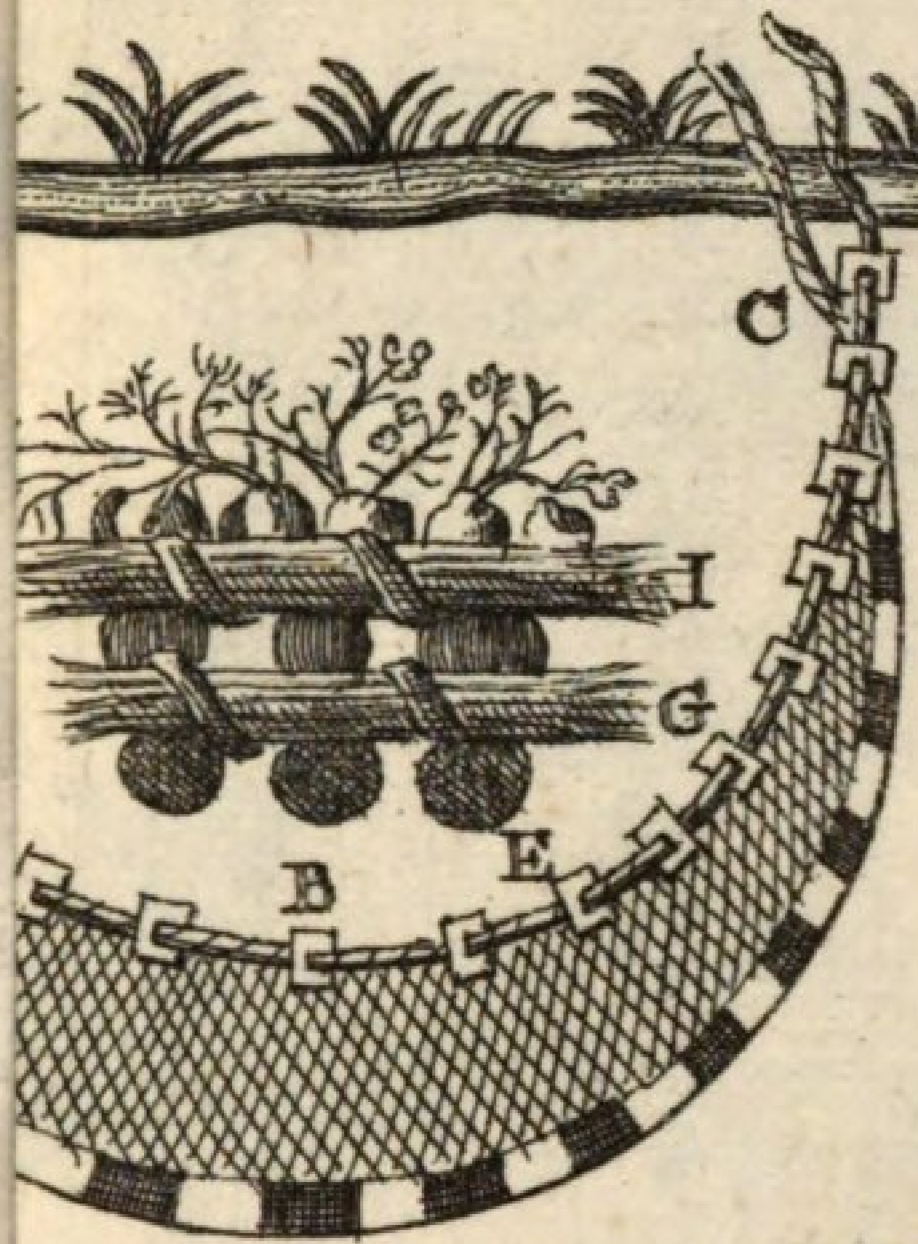


Fig. 1.

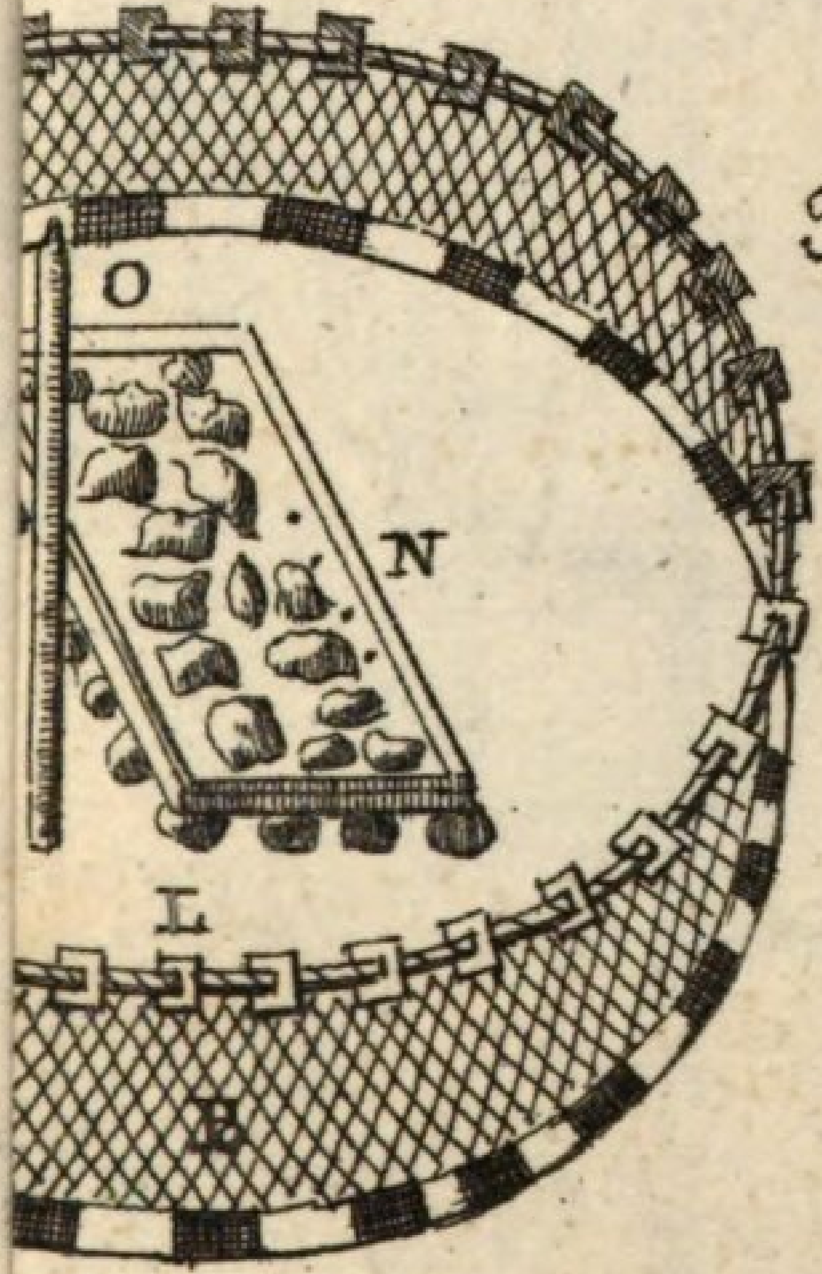
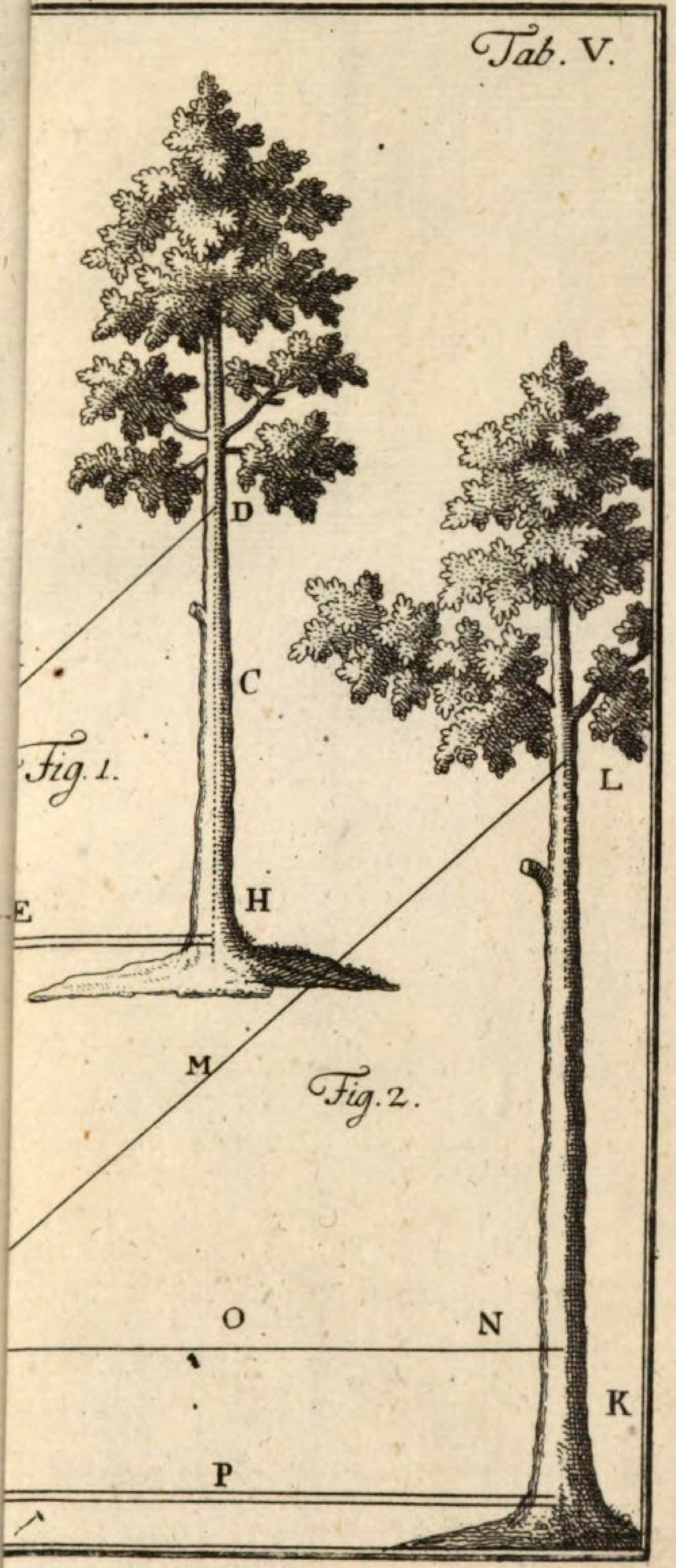


Fig. 2.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Tab. V.



Bayerische
Staatsbibliothek
München

3. [illegible]

XX 12/2002

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heppe, Johann Christoph, 1745-1806

Die Jagdlust oder die hohe und niedere Jagd nach allen ihren Verschiedenheiten in drey Theilen

Bd.: 3

Nürnberg (1784)

Oecon. 837-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10295878-9
VD18 90382412